

Paulus

im

Lichte der heutigen Heidenmission

D. Joh. Warneck

IN MEMORY OF

Rev. Henry Peter
Wiebe

by

Dr. & Mrs. Louis
Janzen

250
A5
W3

Paulus im Lichte der heutigen Heidenmission

Von
D. Joh. Warneck



Berlin 1913
Verlag von Martin Warneck.

WITHDRAWN
HIERBERT LIBRARY
PACIFIC COLLEGE - M. B. SEMINARY
FRESNO, CALIF. 93702

18518

Inhaltsangabe.

Einleitung: Paulus Vorbild. — Kann man für das Verständnis Pauli von der heutigen Heidenmission lernen? — Sind beide Missionsepochen zu vergleichen? — Berührungspunkte. — Die gleichen Aufgaben. — Paulus der Typus der Mission. — Gedankengang. . . .

I. Der Dienst an den Heiden.

1. Der Apostel der Heiden.

a) Das Geheimnis seiner Kraft. — Seine Berufung gleichzeitig mit Bekhrung. — Sein Gehorsam. — Die Mission Gehorsamstat. — Segen des Gehorsams. — Sicherheit des Gottgesandten. — Menschliche Abordnung. — Leiten durch Gottes Geist. — Gesichte und Träume. — Ausstattung mit Gottes Kraft in Wort und Werk. — Wunder damals und heute. — Rückwirkung auf die Urgemeinde. — Paulus der Beter. — Seine Leiden. — Mission und Passion. — Rückwirkung auf die Heimatkirche.

b) Seine Arbeitsweise. — Die spezielle evangelistische Gabe. — Will die Welt mit dem Evangelium erfüllen. — Vergleich mit Xaver. — Grosszügige Methode. — Missionsstrategie nötig. — Glaube, Einsicht, Mut. — Paulus ein Held. — Anknüpfung bei Empfänglichen. — Diaspora damals und heute. — Arbeit an den Einzelnen, aber das Ziel die Welt. — Akkommodationsprinzip.

2. Die Botschaft an die Heiden.

| | |
|---|---------|
| a) Die Predigt an die Juden. | 72 |
| b) Die beiden Heidenpredigten Act. 14 und 17. — Kein Mißerfolg. — Das einfache Evangelium. — Neuere Heidenpredigten. | 73—80 |
| c) Die Anknüpfung an äußere Formen, Zitate. — An religiöse Bedürfnisse. — Wert der Anknüpfung. | 81—87 |
| d) Pauli Ansicht vom Heidentum. — Die Menschen auf Gott angelegt. — Bestätigung durch die Mission. — Gottsucher. — Verfall der göttlichen Anlage. — Sittlicher Verfall. — Hingegeben an die Elemente des Materiellen. — Knechtung unter Dämonen. — Furcht. — Strenge Verurteilung bei barmherziger Hilfeleistung. | 87—102 |
| e) Inhalt der Heidenpredigt. — Botschaft von Gott. — Das Kreuz Christi. — Frohe Botschaft von der Rettung. — Bußpredigt angebracht? — Die Heiden nicht ohne Gesetz. — Gesetz führt nicht zu Christus. — Eschatologische Gedanken. — Nicht enthusiastisch. — Die Heidenpredigt als Zeugnis. | 103—122 |

II. Die Pflege der Gemeinden.

1. Die Erstlinge der Heiden.

| | |
|---|---------|
| a) Wirkung der Botschaft. — Erregung und Scheidung. — Das Erlebnis der Befehrten. — Die neue Kraft. — Bruch mit dem Heidentum. — Sündenerkennnis. — Glaube. | 123—132 |
| b) Gewinnung der Erstlinge. — Hauptfächlich aus niederen Volkschichten. — Vorzug des Christentums: Religion für die beladene Menschheit. — Frauen unter den Erstlingen. — Pauli Stellung zur Frauenfrage und Ehe. | 132—145 |
| c) Taufe. — Bedeutung: Bekennnis, Angliederung an die Gemeinde, Neugeburt. — Reinigung. — Vereinigung mit Christus, Sterben und Leben mit ihm. | |

| | |
|--|---------|
| — Familietaufe. — Abendmahl als Feier der Gemeinschaft. | 145—161 |
| d) Das Gemeindeleben, Entstehung der Gemeinden. | |
| — Nicht isolierte Individuen. — Zusammenschluß. | |
| — Eine Kirche. — Gemeinsame Erbauung. — Bruderliebe. — Einheitsgefühl. — Der christliche Wandel. | |
| — Soziale Wirkungen. — Zeugentrieb. — Missionseifer der jungen Christen. — Gegenseitige Zucht. | |
| — Die Leiden der Gemeinde und ihr Segen. — Die apostolische Gemeinde nicht auf Goldgrund gemalt. | 161—185 |

2. Die Pflege der Gemeinden.

| | |
|--|---------|
| a) Organisation der einzelnen Gemeinden und der Kirche. — Noch wenig Formen. — Älteste. — Alle arbeiten mit. — Angliederung an die palästinensische Christenheit. — Verknüpfung mit der Heimatkirche. | |
| — Die Gaben in der Gemeinde. — Ihr Wiedererwachen heute. — Die Gaben dürfen nicht brach liegen. | 186—200 |
| b) Die Helfer des Paulus. — Wer sie sind. — Wie Paulus mit ihnen und an ihnen arbeitet. — Ihr Wert und Leistung. — Lehren für Mission und Kirche. | 200—204 |
| c) Die Seelsorge. — Einführung in die neuen Pflichten. — Des Apostels seelsorgerliche Gabe. — Zarte Rücksicht. — Persönliches Verhältnis. — Paulus als Vorbild. — Wie er sittliche Orientierung gibt. — Stellt alles unter höhere Gesichtspunkte. — Scharf geschliffene Formeln. — Anleitung zum eigenen Urteil. | |
| — Zucht in der Gemeinde, durch die Gemeinde. | 204—225 |
| d) Die Briefe. — Missionarische Sendschreiben, nicht Abhandlungen. — Fundgruben für die Mission. — Bedürfnis nach Literatur in der Heidenchristenheit. | |
| — Was dabei zu bedenken ist. — Sprachliche Schwierigkeiten. — Die rechten Worte für die christlichen Begriffe finden. — Beispiele. — Die fremden Sprachen durch das Christentum veredelt. | 226—246 |

III. Die Entfaltung der Schätze des Evangeliums.

Seite

1. Auseinandersetzung mit dem väterlichen Erbe.

a) Notwendigkeit dieser Auseinandersetzung. — Die neue Situation. — Die väterliche Mützigkeit als Förderung und als Hemmnis. — Zusammenhang mit der Vergangenheit. 247—256

b) Pauli Auseinandersetzung mit dem jüdischen Besitzstand. — Messias. — Gesetz. — Abraham. — Bedürfnis des Judenthüsten. — Bedeutung dieser Abrechnung für die heutige Mission. — Wert des Alten Testaments in der Mission. 256—264

c) Verknüpfung der neuen Gabe mit dem Volkserbe. — Unknüpfung an Vorstellungen und Denkformen. — An religiöse und volkliche Mängel. — Das Christentum die Lösung drückender Rätsel. — Erfüllung ungestillter Bedürfnisse. — Das Christentum adelt und vollendet das Volkstum. 264—287

d) Das Christentum im Gegensatz zu heidnischen Vorstellungen.
Geist gegen Form. — Pauli Kampf gegen Form und Formel. — Gefahr für Heidenchristen. — Die christliche Freiheit von der Form. 287—301
Gabe gegen Leistung. — Gröbere und feinere Leistung im Heidentum. — Bankrott der Gesetzlichkeit. — Gefahr für Heidenchristen. — Christus des Gesetzes Ende. — Gnade, nicht Leistung. — Problem der Gnade. 301—312
Leben gegen Gedanken. — Nicht Gnosis oder Wissen. — Leben aus Gott. 312—315
Neues Gottesbild: Gott Person, nahe, lebendig, mächtig, Liebe. — Gott Vater. — Heilig. — Sünde
Gegensatz gegen Gott. — Verbindung mit Gott gibt sittliche Kraft. 315—333
Der Mensch und die Welt. — Nicht Weltseligkeit. — Nicht Weltflucht. — Nicht Pessimismus. 334—339

2. Abwehr hemmender Einflüsse.

| | Seite |
|---|---------|
| a) Schwermügtige Strömungen. — Junge Christen leicht zu verführen. — Beispiele. | 340—342 |
| b) Streben nach Unabhängigkeit. — In den paulinischen Gemeinden. — Moderne Beispiele. | 343—350 |
| c) Verführungen von außen her. — Judäisten. — Gnostiker. — Katholiken. — Sekten. — Moderner Unglaube. — Kultureinflüsse. — Islam. — Konflikte mit dem Staatsgedanken. | 350—364 |

3. Das Evangelium und die Völkerwelt.

| | |
|---|---------|
| a) Das Christentum gewinnt durch die Beziehung mit der Völkerwelt. — Andere Religionen verlieren dabei. — Buddhismus und Islam. — Seine Kraft für alle ausreichend. — Das Christentum enthält alles Gute, das sich in heidnischen Religionen verbreitet findet. — Es bringt alles, was jenen fehlt. — Es zerstört das Volkstum nicht. — Verträgt Fortschritt. | 365—377 |
| b) Jesus und die Völkerwelt. — Sein Eindruck auf die verschiedenen Nationen. — Überall anziehend: König, Befreier, Verjährner, sittliches Ideal. — Jesu Charakter. — Welche seiner Tugenden ziehen an? — Jesus Haupt der Menschheit. — Zunächst gewinnt seine menschliche Persönlichkeit. — Jesus deckt die Schwächen der Religionen auf. — Restaurationen des Heidentums unter dem Eindruck der Person Jesu. — Indien, Buddhismus, Japan. — Nachahmen christlicher Methoden und Liebestätigkeit. | 378—398 |
| c) Bedeutung der Weltmission für die christliche Kirche. — Gottes Führungen mit den Völkern. — Segen für die missionierende Kirche. — Mission stellt das Wesentliche am Evangelium heraus. — Zeigt Jesus als den allgenugsmamen Heiland der Welt. — Sie prüft die kirchlichen Richtungen auf ihre | |

— VIII —

| | Seite |
|--|---------|
| Kraft. — Sie treibt zur Einigkeit draußen und daheim. — Einigkeitsbestrebungen auf den Missionsfeldern. — Mission zeigt die Kraft des Angriffs. — Sie bringt der Kirche frisches Leben. — Stärkt zum Kampf daheim. | 398—411 |
| Schluß. Die Heidenmission rückt uns Paulus nahe. — Lehrt manche Züge der apostolischen Gemeinden besser verstehen. — Die Kraft der Predigt vom Kreuz. — Pauli Glaube gerechtfertigt. — Paulus Typus der Heidenmission. — Vorbild. — Segen der Mission für die heimatliche Kirche. | 412—419 |
| Verzeichnis der angezogenen Literatur | 421—427 |

Einleitung.

Seit dem Wiedererwachen des Missionslebens in der Christenheit haben seine Pfleger sich ernstlich damit beschäftigt, auf die Heidenmission heutigen Betriebes Licht fallen zu lassen von der apostolischen Mission her und besonders von ihrem größten Vertreter, dem Apostel Paulus. Als lernbegierige Schülerin hat die evangelische Mission sich bereitwillig orientiert und auch kritisiert an der Zeit jener ersten missionarischen Kraftentfaltung und an dem von Gott geschenkten einzigartigen Manne, der ihr Vorbild und Typus geworden ist. Zurückgehend auf die frischsprudelnden Quellen ihrer Jugend, hat die Heidenmission dankbar Belehrung, Bereicherung, Ansporn und Kraft dort geschöpft. Heute, wo die Pflege der unter Gottes Segen entstehenden Gemeinden und der sich entwickelnden Missionskirchen uns vor weitausschauende Aufgaben stellt, haben wir mehr als je Grund und Bedürfnis, die missionarischen Sendschreiben des Neuen Testaments zu Rate zu ziehen.

Ist es auch erlaubt, von der Missionszeit der Gegenwart aus Streiflichter fallen zu lassen auf den größten aller Missionare und sein Werk? Ist Aussicht vorhanden, daß das Verständnis für den Apostel als Missionar, Gemeindespfeifer und Gemeindelehrer durch den Einblick in die sich ausbreitende Weltkirche der Gegenwart gewinnt? Endlich lernt es die Theologie, in Paulus nicht nur den Dogmatiker zu sehen, sondern den Mann der Tat, den Missionar, und seine Theologie zu begreifen als Ausfluß und Ergänzung seiner Arbeit an Heidenchristen und Missionsgemeinden. Gewiß werden die Arbeiter der Heidenmission den Missionar Paulus gerechter zu würdigen vermögen als jene Betrachtungsweise, welche die paulinischen Briefe nur als Steinbrüche der loci classici für kirchliche

Lehrsätze oder als Dokumente streitsüchtiger Parteien wertet. Seine Wege in Heidenpredigt, Gemeindepflege und Organisation, seine Erfahrungen von den Gotteskräften der Heilspredigt, die Vorteile und Mängel seiner Gemeinden, seine Kämpfe mit eindringenden Irrlehrern leben auf den Missionsfeldern wieder auf. Dort liest man vielfach die apostolischen Berichte mit nachempfindendem Verständnis für die bewegenden Kräfte, von denen sie Zeugnis ablegen, mit unbefangenem Blick für die Wahrheit ihrer Einzelzüge und die durchgreifende göttliche Leitung. Dort gewinnen die paulinischen Briefe frische Farben und reden die beredte Sprache des Lebens. Sind in der apostolischen Missionsperiode reale göttliche Kräfte wirksam, welche den Heiden in die Knie zwingen und dem Christentum den Sieg über die Diesseitigkeitsreligionen verbürgen, dann muß die moderne Mission aus denselben Quellen gespeist werden. Hat die apostolische Missionsepoché die Wurzeln ihres Lebens in dem sich offenbarenden und handelnden Gott selbst, und ist die moderne Heidenmission nicht ein brutaler Versuch strommer, aber beschränkter Köpfe, Andersgesinnten eine fremde religiöse Gefühlswelt aufzudrängen, ist vielmehr auch sie die Auferstehung eines Lebens, das in Gott seinen Ursprung hat und zur Gewinnung der Welt hindrängt, dann müssen die Geschehnisse der Gegenwart zur Bestätigung der naiv beschriebenen und früher naiv geglaubten Gottesstaten jener Zeit werden. Hat aber der sanguinische Paulus übertrieben, oder hat der Referent der Apostelgeschichte einfache Erlebnisse zu wunderumrankten Gottesstaten aufgebaut, dann ist niemand so sehr wie die gegenwärtige Mission berufen, die erste Missionsberichterstattung zu korrigieren oder ihre Hyperbeln auf das Maß des vor dem Forum wissenschaftlichen Denkens stichhaltigen Wahrheitsgehaltes zurückzuführen.

Aber haben wir ein Recht, zwei so verschieden geartete Bewegungen wie die heutige Heidenmission und die apostolische zu vergleichen? Damals eine kleine, aber glaubensstarke Schar, von der Glut der ersten Liebe getrieben, Trägerin des Geistes Gottes; heute eine alternde, in sich zerrissene, durch Zweifel und Trägheit gehemmte Christenheit mit dem Feind im eigenen Lager. Statt großartiger Einfachheit in den Mitteln heute der komplizierte Be-

trieb zahlreicher, nach verschiedenen Prinzipien und Methoden arbeitenden Gesellschaften. Kein Kenner der heutigen Heidenmission entzieht sich dem demütigenden Eindruck der Epigonenhäufigkeit ihrer Kräfte, Mittel und Arbeiter. Missionshäuser, Verwaltungsapparate, Inspektionen, Vorstandssitzungen, Lehrsäle, Statistiken, Geldsammelungen, das alles scheint als armseliger Rückschritt gegenüber der spontanen Kraft der missionierenden Kirche zu den Apostel Zeiten. Geist und Kraft ist die Signatur jener Missionsperiode: der lebendige Gott greift spürbar in den Gang der Ereignisse ein; wir hören von wunderbaren Errettungen, von Heilungen, von einschneidenden Wirkungen des Geistes; herrliche Gnadengaben sind über die jungen Gemeinden ausgeschüttet; führende Männer von unerreichter Originalität strahlen etwas von der Herrlichkeit Christi wider und drücken Jahrhunderten ihren Stempel auf. Ein Typus kraftstrotzenden christlichen Lebens tritt uns aus den neutestamentlichen Urkunden entgegen, wie ihn weder die Christenheit in ihrer Weiterentwicklung noch der Anbruch der Missionskirchen wieder erreicht hat. Kann dieses überstrahlende Licht eine andere Wirkung ausüben als die, uns von unserer Minderwertigkeit peinlich zu überführen und uns zum Schweigen zu verurteilen? Oder gehören die Berichte über das einzigartig kraftvolle Glaubensleben der ersten Gemeinden und ihrer Führer zu den sagenhaften Dichtungen, aus denen moderne Wissenschaft den kleinen Wahrheitskern herauszuschälen hat?

An Berührungs punkten zwischen der ältesten und jüngsten Missionsepoke fehlt es ja nicht. Es ist oft darauf hingewiesen worden, wie die Entdeckungen der Neuzeit, der allgemeine Weltfriede, der Kosmopolitismus, der Weltverkehr, der geistige, kommerzielle und politische Austausch der Nationen eine gleichartige Missionsgelegenheit und damit heute wieder eine gottgewollte „Fülle der Zeit“ schaffen. Damals handelte es sich um die Eroberung dessen, was jener Zeit als Welt bekannt war; heute stehen wir wiederum vor der Aufgabe der Evangelisierung der Welt, nur daß sich uns der Blick für die Welt bedeutend geweitet hat. Leichter als Paulus von Ephesus nach Antiochien gelangen wir heute nach China und Australien. In viel ausgedehnterem Maße,

als das römische Weltreich es vermochte, beherrschen heute die Kulturnationen die Erde und ebnen den Friedensboten den Weg. Die Welt situation, das Vordringen der Kultur bis in die entlegensten Winkel der Erde, der selbst in heidnischer und mohammedanischer Lust sich durchsetzende Gedanke der Religionsfreiheit, die christlichen Kolonialregierungen, der Welthandel schaffen eine Mission möglichkeit, wie sie noch nie dagewesen ist. Das moderne Weltbürgertum konnte zwar nicht eine Einheitssprache schaffen, hat aber kräftig dazu geholfen, daß man sich der Erforschung fremder Sprachen und Völker mit Verständnis und Bienenstreif zugewandt hat. Die Grammatiken, Wörterbücher, Phonetiken der Sprachforscher, die vergleichende Religionswissenschaft und Ethnographie bedeuten keine geringe Weg bahnung für die Mission. Der Aufschwung der Psychologie, der Pädagogik, der ärztlichen Kunst leistet wertvolle Mitarbeit bei der Missionierung der Völker. Ohne diese Faktoren wäre eine extensive und intensive missionarische Wirksamkeit über die Welt hin heute ebenso unmöglich, wie seinerzeit die Reformation Europas ohne das Wiederaufleben der Wissenschaft und ohne die Buchdruckerkunst. Nicht überall, aber doch in vielen uns vor die Füße gelegten Ländern der Erde ein kraftloses, überlebtes Heidentum, das nach kurzem Widerstande zu ernstem Kampfe nicht mehr fähig ist; daneben zersezender Skeptizismus, heißes Verlangen nach besserer Befriedigung der religiösen Bedürfnisse und Suchen nach dem unbekannten Gott. Die religiöse Frage steht heute wie damals im Vordergrund, sie äußert sich teilweise in Religionsmengerei und künstlicher Restauration der alten Religionen, wie in Indien und Japan; teilweise in der Wiederholung der Bitte des mazedonischen Mannes: Komm herüber und hilf uns! Die moderne Weltlage bedeutet für die Christenheit die Aufrufforderung zur Missionierung der Welt mit derselben Dringlichkeit wie damals. Die Ähnlichkeit der historischen Situation¹⁾ lädt dazu ein, Vergleiche zwischen der apostolischen und der heutigen Missions epoche anzustellen und die eine durch die andere zu beleuchten.

Zur Fülle der Zeit gehörte damals auch ein Kreis von Men-

1) Vergl. die Aufrechnung in Report I der Edinburger Weltmissions konferenz; J. Mott, The decisive hour of christian missions (Deutsch: Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir).

schen, die fähig waren, das geoffenbarte Heil nicht nur sich persönlich anzueignen, sondern auch es weiter zu geben. Als eine Gemeinde Gehorsamswilliger vorhanden war, konnte der Befehl zur ersten Missionstat ergehen. Damals wie heute lag der Antrieb zur Mission nicht in der überlieferten Frömmigkeit, sondern mußte durch Gottes eigenstes Eingreifen sich gegen Unverstand und Widerstreben innerhalb der Christenheit durchsetzen. Gott selbst hat seiner Gemeinde, als niemand daran dachte, in ihren besten Vertretern die Augen geöffnet für seine Absichten mit der Welt. Wiederum ist wie eine Offenbarung über die Gläubigen die Enthüllung des Geheimnisses gekommen, daß auch die Heiden berufen sind, Miterben zu sein, und daß es Pflicht der gläubigen Gemeinde ist, sie einzuladen. Wenn heute beides vorhanden ist, eine großartige Missionsgelegenheit und eine willige Gemeinde in der Christenheit, der für die Aufgabe die Augen geöffnet sind, dann erkennen wir darin ein gottgewirktes Zusammentreffen gleicher Art wie zu Pauli Zeiten. So sehen wir Epigonen mit dem kleinen Glauben und mit den geringen Geisteskräften uns in die gleiche Lage gestellt wie jene glaubensvolle und geisterfüllte junge Kirche: es gilt wieder der Welt gegenüber zu erweisen, daß unser Glaube nicht nur Einzelne rettet, sondern daß er der Sieg ist, der die Welt überwindet, daß der Herr, den wir anbeten, der Welt genügt, daß die Botschaft vom Frieden mit Gott durch Jesum Christum jegliches Heidentum innerlich überwindet. Mögen unsere Erfahrungen des Kleinglaubens wegen dürfstiger sein, sie müssen wesentlich jenen gleichen, wenn diese wie jene echt waren. In der Auseinandersetzung mit der nichtchristlichen Welt muß unser Evangelium den Beweis seines göttlichen Offenbarungsgehaltes erbringen, und wiederum werden die Erfahrungen der Gotteskraft in der Mission die Wahrheit jenes uns überlieferten Bildes erweisen, nicht nur in dem Sinne, daß seine historischen Dokumente echt und wertvoll sind; sie werden uns vielmehr erleben lassen, daß das in den apostolischen Schriften niedergelegte Zeugnis vom Herrn Christus und die aus ihm leuchtende Gotteskraft echt, ewig wahr und wirklich ist.

Als die Botschaft von Jesus einer heidnischen Welt gegenübertrat, mußte die missionierende Christenheit im Kampf der Geister

die Fülle der in ihr enthaltenen Gaben herausarbeiten. Das war grundlegend die für Jahrhunderte bestimmende Arbeit Pauli des Theologen. Schäze von Gold hat diese harte Arbeit zutage gefördert. Die Durchforschung der biblischen Wahrheiten im Gegensatz zu heidnischem Leben und Denken deckte viele von den Gütern auf, die Christus der Welt gebracht hatte. Für die ersten Jahrhunderte stellte die heidnische Gedankenwelt dem christlichen Ringen und Denken viele Probleme. Als später die große Antithese fehlte, wurde das christliche Leben enger und das Denken kleinlicher; es fehlte der Stahl, der das Feuer aus dem Stein herauschlug. Heute sorgen zwei gewaltige Gegner dafür, daß die Christenheit ihr Arsenal nach scharfen Waffen durchsucht, der umgebende Atheismus und die außerchristlichen Weltreligionen. Wiederum sieht sich die Kirche vor einen großartigen, alle Kraft anspannenden Kampf gestellt. Angesichts der polytheistischen, pantheistischen und moralistischen Religionen der Erde, muß sie in die Tiefe der evangelischen Wahrheit hinabsteigen, um Schatz auf Schatz herauszuholen. Gab Gott der werdenden Kirche den Missionstheologen Paulus, gab er der gegen die Papstkirche ringenden evangelischen Gemeinde die Reformationstheologen Luther und Calvin, so dürfen wir es ihm zu trauen, daß er auch den Religionen des Heidentums und dem Mohammedanismus gegenüber mit Vollmacht ausgestattete christliche Denker und Führer berufen wird. Noch stehen wir im Anfang der größten Missionsepoke der Weltgeschichte, und gewiß darf die Christenheit erwarten, noch große Dinge von Gott zu sehen. Wir sollen es wieder lernen, was wir fast vergessen haben, daß das Christentum die Universalreligion ist, die jedem menschlichen Bedürfnis und jeder volklichen Eigenart genügt. Diese Aufgabe nötigt die missionierende Gemeinde, die reichen Gaben Christi sich umfassender anzueignen und energischer auszunützen. Die Arbeit an diesem Riesenwerke befähigt uns auch, Paulus auf das Postament zu stellen, das ihm gebührt, und seine ganze Größe zu begreifen, wenn wir ihn siegreich aus den Schwierigkeiten hervorgehen sehen, die uns fast erdrücken.

Die christliche Gemeinde wird wieder aus der Enge herausgeführt und einer nichtchristlichen Welt gegenübergestellt, in der

Finsternis und Lichtsehnsucht, Gottentfremdung und Bangen nach Gott durcheinander wogen. Damals erwies sich das Evangelium stark genug, den vulgären Polytheismus ebenso gründlich zu überwinden wie die Skepsis einer senilen Philosophie. In diesem wie in jedem ehrlichen Kampfe empfing die christliche Kirche viel mehr, als sie leistete: ihre Kraft stähle sich in der Selbstausbreitung, ihrer Liebe wurden weltweite Ziele gesteckt, ihre Erkenntnis wuchs über die engen Grenzen des schüchternen Ansängers hinaus; im Missionsarbeiten enthüllte sich ihr die Fülle der Person Jesu, seine Universalität, seine Allgenugsamkeit. Sie lernte größer von ihrem Herrn denken. Werden die großen Probleme des Lebens nur am Studierstische behandelt, dann schrumpfen sie leicht zu Doktorfragen einer abgeschlossenen Kunst zusammen, ohne Fühlung mit den Realitäten des Lebens. Es müssen große Aufgaben und Antriebe von außen her an die Kirche herangetragen werden, wenn ihr Blut frisch zirkulieren soll. Großzügige auswärtige Politik bringt oft frische Luft in die kleinliche Parteisucht und das unfruchtbare Gezank der Parlemente und stellt Forderungen, welche innere Krisen des Vaterlandes überwinden helfen. An der Heidenmission mit ihren großen Zielen ist die apostolische Kirche zum Mann geworden. Wenn wir von unserer Mission erwarten, daß sie in die Heimatkirche frisches Leben hineinträgt, dann darf die Theologie nicht Leistung und Erfahrung der Mission ignorieren; dann haben auch wir Epigonen nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, mit dem Lichte unserer Missionserfahrungen die Missionsbücher des Neuen Testamentes durchzuleuchten und, was uns Gott heute erleben läßt, zum Verständnis jener ersten Zeit und ihrer Urkunden und damit zur Belebung des christlichen Denkens heranzuziehen.

Paulus war nicht der einzige Heidenmissionar der apostolischen Zeit, nicht einmal der erste, aber ihr bedeutendster; er wurde die Verkörperung der damaligen Heidenmission. Für alle bestimmenden Züge der heutigen Mission finden wir in ihm wegweisende Linien: er ist Pionier, Evangelist, Prediger, Seelsorger, Erzieher, Schriftsteller, Apologet, Denker, Theologe. Es gibt kaum einen Zweig der Missionsarbeit, in dem wir nicht zu ihm als Vorbild ausschauen. In den allermeisten großen Fragen der Missionspraxis

orientiert sich der Missionar mit Gewinn an Paulus. Seine Vielseitigkeit ist providentiell. Nicht nur die Apostelgeschichte, die uns verhältnismäßig viel von ihm berichtet, wird zu einer Fundgrube missionarischer Weisheit, nicht nur die Anweisungen und Ausführungen der Thessalonicher- und Korintherbriefe verraten lehrreiche Spuren des Missionars, der Neuland pflügt; auch Pauli Theologie verdankt zum guten Teil ihre Durchbildung der Reibung mit dem Heidentum und der Zwiesprache mit dem heidnischen Erbgut innerhalb der christlichen Gemeinden. Die ähnliche Situation der Gegenwart vermag hier und da den Blick für die Zusammenhänge des damaligen Werdens zu öffnen.

Die Untersuchung zerlegt sich in drei Hauptteile: zunächst beschäftigen wir uns mit Paulus dem Missionar der Heiden, wie er, ausgerüstet mit Gotteskraft, in Evangelisation und Predigt den Dienst an den Heiden ausrichtet, sodann mit dem Pfleger der Gemeinden, der die Erstlinge gewinnt und in Gemeinden sammelt, sie betraut als Organisator, Seelsorger, Schriftsteller; und endlich mit der Frage, wie der Missionar in Abwehr und Verknüpfung die Schätze des Evangeliums austut, mitsamt der heidenchristlichen Gemeinde tiefer hineinwachsend in den Reichtum der Christussage, die nach keiner Seite hin versagt, sondern sich in der Berührung mit der Völkerwelt als unerschöpflich und allgenugsam erweist. An den dritten Teil gehen wir mit einigem Zagen. Die hier sich auftuenden Probleme haben in der heutigen Heidenmission noch nicht viel Beachtung gefunden. Da auf den meisten Missionsgebieten noch Urwald gerodet und Fundament ausgegraben werden muß, so werden erst die kommenden Jahrzehnte die reiche Entfaltung der Schätze des Evangeliums erleben. Immerhin eröffnen sich bereits große Perspektiven. Möchten viele Missionare und Theologen ihr Augenmerk auf dieses Werk richten.

Die hier gebotene Skizze des großen Missionars will nicht ein erschöpfendes Bild sein, sondern nur ein bescheidener Beitrag vom missionarischen Standpunkt aus. Das Geheimnis eines Großen wie Paulus kann man nicht auf eine Formel bringen. Aber wir wollen eine Seite seiner reichen Persönlichkeit herausheben, die

noch nicht genügend gewürdigt ist. Wenn wir Paulus den Missionar nennen, so bedeutet das ja nicht die Beschränkung und geistige Verarmung, die viele mit diesem Begriffe zu verbinden gewohnt sind. Die missionarische Tätigkeit umfaßt unendlich viel: Heroldsdienst, Heilsanbietung, Kirchengründung, Gemeindepflege, Ausbau gottgeschaffener Anlagen, Erziehung des religiösen und sittlichen Lebens werdender Christen und Völker, Apologetik, Lehre, Verständnis für das Werden einer Kirche und vieles andere. Die Periode der in heidnischer Umgebung entstehenden Kirche ist die entscheidungsvollste, für Führer und Gemeinden verantwortungsreichste. In Paulus vereinigen sich harmonisch vielseitige Tätigkeiten und Gaben, die sonst auf viele Schultern verteilt zu sein pflegen. Wir entleeren daher sein Bild nicht, wenn wir es in den missionarischen Rahmen stellen, in der Hoffnung, daß einzelne Züge des Reliefs dadurch schärfer heraustreten und daß wir dabei etwas von dem in diesem Gottesmanne sprühenden Leben nachempfinden.

Die Frage nach der Echtheit der paulinischen Briefe braucht hier nicht erörtert zu werden. Das in ihnen pulsierende krautvolle Leben verbürgt ihren Wert. Ich bin von der Echtheit jedes Briefes als paulinisch überzeugt. Aber auch wenn einzelne Dokumente nicht der Feder Pauli entstammen, oder wenn manche Kapitel nicht am rechten Platze stehen sollten, so macht das für unsere Untersuchung wenig aus. Der ältesten Missionsperiode der Christenheit entstammen die Sendschreiben jedenfalls, und sie spiegeln wahrheitsgetreu die Kämpfe, Siege und Probleme der alten Heidenmission und ihrer Helden wider. Das ist alles so lebenswahr, das wird heute so natürlich nacherlebt, das gibt so lichtvolle Wegweiser den Missionaren und Missionsgemeinden in Indien wie in China und Afrika, daß in der Unwendbarkeit für die Evangelisation der Welt der überführende Beweis der Kraft und Wahrheit liegt. Hätte Paulus die Pastoralbriefe nicht geschrieben, dann stammen sie jedenfalls von einem begnadeten Missionar, in dem dieselben Gotteskräfte wirksam waren, und den derselbe Gottesgeist erleuchtete, wie Paulus selbst.

Naum brauche ich zu sagen, daß die Arbeit ein Versuch ist, der durch schärfere, tiefer eindringende Beobachter und durch Einzeluntersuchungen der Ergänzung bedarf. In der neueren Missions-

literatur findet sich nicht für alle hier aufgeworfenen Fragen reichliches Material, da wir es noch lernen müssen, viele neuerdings auftauchende Probleme werdender Kirchen draußen zu durchdenken. Die Missionare unter den Lesern seien herzlich gebeten, durch Beobachtung und Darreichung von Erfahrungen und Tatsachen aus ihren Missionsfeldern zu helfen, daß das Lebensbild und die Theologie des Paulus anschaulicher und verständlicher der Kirche vor Augen gemalt wird. Manche Gedanken wagte ich nur in Form einer Frage darzubieten, in der Hoffnung, daß aus Afrika, Asien, Ozeanien überführende Antworten erfolgen werden. Einige Berührungen mit den in meinen „Lebenskräften des Evangeliums“ gebotenen Ausführungen sind unvermeidlich. Durch Hinweis auf das dort Entwickelte möchte ich unliebsame Wiederholungen vermeiden. Hier und da hoffe ich, jene Gedanken weiter ausgebaut zu haben.

Den Dank, den wir Missionare der uns aussendenden, ausrüstenden und tragenden Kirche der Heimat schulden, können wir nicht besser abstatten, als wenn wir ihren gläubigen wie ihren zweifelnden Gliedern helfen, das Leben nachzuempfinden, das im Neuen Testamente pulsiert, und das wir in der Berührung mit dem Heidentum und beim Entstehen der heidenchristlichen Gemeinden in ursprünglicher Frische rauschen hören.

I.

Der Dienst an den Heiden.

□ □ □

1. Der Apostel der Heiden.

Der nachhaltigste Eindruck, den jeder im Kampf mit dem Heidentum stehende, um die Bewahrung und Förderung seiner heidenchristlichen Gemeinde ringende Missionar von dem Apostel Paulus hat, ein Eindruck, der sich bei der Beschäftigung mit der Apostelgeschichte und mit seinen Briefen stetig vertieft, ist der einer urwüchsigen, übermenschlichen Kraft. Es ist das nicht nur die Kraft des überragenden Genies, nicht nur die Kraft, die dem starken Willen eignet, erst recht nicht die Kraft, die aus zuversichtlichem Selbstvertrauen fließt. Sie tritt in bescheidenem Gewande auf, es fehlt ihr das Suggestive, das in vielen großen Männern der Geschichte wirksam ist. Sie lebt in des Apostels Wort, sie bewegt alle Orte, die er durchzieht, sie packt die Menschen, die mit ihm in Berührung kommen, sie nötigt zur Gegnerschaft oder zum Anschluß, sie strömt über auf die Gemeinden, sie überwindet Gegenströmungen und Fertümer, sie drückt jener Missionsperiode, ja der gesamten Entwicklung der christlichen Kirche ihren Stempel auf. Was ist das Geheimnis seiner Kraft? Sie wurzelt in seinem persönlichen Verhältnis zu Jesus, in der unerschütterlichen Gewißheit, Botschafter Jesu Christi mit einem Auftrag an die Welt zu sein. Wie kam der Apostel zu dieser Überzeugung?

Nach dem Zeugnis der neutestamentlichen Urkunden ist der Gedanke, unter den Heiden zu missionieren, nicht in den Köpfen der palästinensischen Christen entstanden. Nur einer unmäßverständlichen göttlichen Weisung gehorchnend betrat Petrus zögernd das Haus des Proselyten Kornelius, wofür er harte Vorwürfe zu hören bekam (Act. 11, 2 f.); eine Christenverfolgung mußte der Anlaß werden, daß das Wort nach Samarien kam (8, 5 ff.) und daß in Antiochia die erste Gemeinde aus Heiden entstand (11, 19 ff.); der heilige

Geist selbst forderte zur ersten Missionsunternehmung in heidnischem Gebiet auf (13, 2). Paulus wurde Heidenmissionar einzig auf den Befehl Jesu hin, der sich ihm als der Herr und Christ geoffenbart hatte: „Gehe hin, denn ich will dich ferne unter die Heiden senden“ (22, 21); „Dazu bin ich dir erschienen, daß ich dich ordne zum Diener und Zeugen des, das du gesehen hast, und das ich dir noch will erscheinen lassen; und will dich erretten von dem Volk und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende“ (26, 16 f.). Auf diesen göttlichen Befehl beruft er sich in seinen Briefen, wenn er sich mit Nachdruck Apostel Jesu nennt, ausgesondert zu diesem Dienst von Mutterleibe an (Gal. 1, 15 f.; Röm. 1, 1). Der Dienst des ehemaligen Pharisäers an den Heiden ist ohne unmittelbares Eingreifen Gottes in sein Leben ebenso unerklärlich wie seine Bekehrung: Ein ehrlich fanatischer Verfolger des Christenglaubens betet plötzlich den bisher als falschen Messias gehassten Jesus als seinen Herrn an; der gezeugstolze Pharise legt seine jüdischen Vorurteile ab, achtet alle Vorzüge seines Volkes für Gott und ladet die Heiden ein zur Teilnahme am Gottesreich. Beides, Bekehrung und Missionsdienst, führt er selbst auf eine Offenbarung zurück.

Es gibt zu denken, daß der zum Heidenmissionar aussersehene Paulus der einzige unter den Aposteln war, der eine sein bisheriges Leben umstürzende Bekehrung erlebt hat, gewann er doch damit Verständnis für ähnliche Vorgänge auf dem Missionsfelde. Innerhalb der christlichen Lust älterer Gemeinden wird man die elementare Wucht der Heidenbekehrung und die sich darin kundtuende unmittelbare Gotteskraft kaum voll würdigen. Es fehlt der Maßstab. Bekehrungen innerhalb der Christenheit gleichen mehr oder weniger den stufenweisen Umwandlung der Jünger, die um Jesus waren und schon viel von ihm hatten, ehe es zur völligen Umgesinnung durch Gottes Geist kam, sei es mit einem Male, sei es in allmählicher Entwicklung. Wenn der Heide die Zuwendung zu Christus erleben soll, muß etwas in sein Leben eintreten, was ihm gänzlich neu ist, was nicht aus ihm oder aus seiner Umgebung stammt; was bisher als das Wertvollste galt, wird als der Grundirrtum des Lebens erkannt. Eine derartige Katastrophe ist den anderen Aposteln erspart geblieben; darum war keiner von ihnen so geeignet für den Beruf

des Heidenmissionars wie der Mann, der sich mit den Heidenchristen dunkler Vergangenheit im „wir“ zusammenschließen konnte, weil er Christum gehaßt und verfolgt hatte (Tit. 3, 3; 1. Tim. 1, 13; Eph. 2, 3). Der Mann, den Jesus erst zerbrechen, durch dessen Vergangenheit er einen alles auslöschenden Strich machen mußte, war fähig, alle Konsequenzen zu ziehen aus dem Gedanken, daß die vergebende Gnade Gottes in Christo allein es ist, die selig macht, daß es sich bei Christus um Rettung des Verlorenen, um Neuschöpfung der Gnade handelt. „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1. Kor. 15, 10). Die Treffsicherheit der Missionspredigt leidet darunter, wenn der in friedlicher, normaler Entwicklung verlaufene Werdegang des Missionars ihm das Verständnis für des Heiden gewitterartiges Herausgerissenwerden aus dem Verderben erschwert und die Bedeutung der Katastrophe unterschätzen läßt. Der beim Vater gebliebene Sohn wird nie den heimkehrenden zerlumpten Bruder voll begreifen; er vermag nicht nachzurechnen, was jenen Einkehr und Umkehr gefoßt hat. Die Neugeburt ist nach Pauli wie des Heidenchristen Erlebnis eine Rettungstat Gottes, ohne gewaltsames Eingreifen der göttlichen Hand ins menschliche Leben unmöglich. In seiner Befehlung ist der alte Saulus völlig zerbrochen und läßt sich nun ohne Widerworte zu den Heiden senden. Der Missionsauftrag ist ihm ebenso wie seine Befehlung Gnade (Röm. 1, 5; 15, 15 f.; Eph. 3, 7). Nur die Gottesstat vor Damaskus erklärt seine Missionsbereitschaft, und wiederum sein Weg zu den Heiden erweist die gottgewirkte Echtheit des Befehlungserlebnisses.

Auf die vergebende Gnade Gottes geht Paulus glaubend ein. In dem unerschütterlichen Glauben an Gottes Barmherzigkeit in Christo faßt sich nun das neue Verhältnis zu Gott zusammen. Dem Kneze Gottes zum Dienst entspricht der Gehorsam des Überwundenen. Er ist ein Diener, ein Sklave (*δουλος*, Röm. 1, 1; Phil. 1, 1 usw.) Jesu Christi geworden, der zu gehorchen hat, und dem das Gehorchen Freude, Speise ist. Bei Paulus ist nicht vom Mitleid mit dem Elend des Heidentums als dem Motiv seiner Missions-tätigkeit die Rede, wohl aber sehr viel vom Gehorsam. Er fühlt wohl brennendes Mitleid mit seinem verstockten, innig geliebten Volke, aber nach Kleinasien und Europa geht er nicht, weil ihn der Heiden

jammert, sondern weil ihn sein Herr sendet. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte! Tue ich es ungern, so ist mir doch das Amt befohlen“ (1. Kor. 9, 16 f.). Er betont stark, daß sein Dienst ein Gehorsamsweg ist (Act. 26, 19; Gal. 1, 16; 2. Kor. 10, 5). Ein solcher ist schwer und dornenvoll; dem Berufenen wird in Aussicht gestellt: „Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen.“ Es geht dem Heidenmissionar wie den Propheten des alten Bundes, denen mit ihrem Amt eine schwerdrückende Last aufgelegt wurde, ein Leben voll Kampf, Enttägung, Leiden, Widerspruch. Dieses unausgesetzte Gebundensein an Gottes Willen ist das Geheimnis der paulinischen Missionserfolge. „Was willst du, daß ich tun soll?“

[Wenn wir den Motiven der erwachenden Missionsenergie des letzten Jahrhunderts nachgehen, so finden wir, daß in erster Linie der Gehorsam gegen den Befehl Jesu auf der Grundlage des eigenen Heilserlebnisses, das in Jesus den Retter und Herrn fand, in ihm aber gleichzeitig auch den Retter aller verlorenen Menschen erkennt, ihre Wurzel war und ist. Gewiß muß dann das Erbarmen mit einer gottlosen Welt hinzukommen und die Kraftentfaltung steigern; aber erst als der Missionsgedanke als zwingender Befehl des Herrn sich auf die Gewissen legte, erwachte der Missionstrieb in den Kreisen, deren Glaube Gehorsam atmet.¹⁾ Die verpflichtende Erinnerung an den Befehl Jesu: „Geht hin in alle Welt“ ließ das Missionsleben vor hundert Jahren erwachen und hat es bis heute lebendig erhalten.

Gebieterischer als jeder andere Beruf erfordert der Missionsdienst unmittelbaren Ruf von Gott. Nicht die Missionare sind die mit Geist und Kraft ausgerüsteten, die momentaner Begeisterung oder gewinnender Überredung oder natürlicher Neigung folgten, sondern die, welche unter dem zwingenden Muß eines göttlichen Rufes, oft entgegen den eigenen Wünschen und Plänen, einen Weg gingen, den sie selbst sich nicht erwählt hätten. Verfolgen wir die

1) Der Bannerträger des neuen Missionslebens, W. Carey, legte 1786 einer Konferenz die Frage vor: „Ob nicht der den Aposteln gegebene Befehl, alle Völker in aller Welt zu lehren, als auch uns verpflichtend angesehen werden müsse“ (G. Warneß, Abriß, 9. Aufl. S. 79).

| Lebensläufe hervorragender Missionsmänner, so finden wir aller-
meist, daß der Gehorsam gegen einen Gottesbefehl, den sie empfangen
zu haben glaubten, sie nötigte, hinauszuziehen.) Mancher hat lange
mit Gott gerungen, um dem Rufe aus dem Wege zu gehen, und ge-
fleht: Herr, sende, wen du willst, nur mich nicht!

Typisch für viele ist das Erlebnis des Missionars Baremba. Er war nach seiner Bekkehrung zunächst unsicher darüber, was Gott aus ihm machen wollte. Nachdem es ihm klar geworden, daß Gott ihn für die Mission bestimmte, bekannte er: „Wer das nun liest, sieht auch ein, daß die ganze Sache nicht darsteht als irgendein Opfer, das ich gebracht, sondern als eine innere Notwendigkeit, als eine göttliche Leitung und ein an mich ergangenes Gebot.“ Missionar Ringeltaube bezeugte: „In mir ruft immer etwas: Geh und predige den Heiden! Ob ich Kräfte zu diesem Beruf habe? Nein! Aber Gott hat sie für mich und wird von Zeit zu Zeit soviel davon darreichen, als es bedarf.“¹⁾ Von H. Egede wird berichtet, daß, als einmal der Gedanke, als Missionar nach Grönland zu gehen, von Gott in sein Herz gelegt war, er wie ein Haken war, der ihn nicht wieder losließ. Als zunächst der Plan sich zerschlug, freute er sich, nun „von seinen Versuchungen und törichten Grillen befreit zu sein.“ Aber er wurde die innere Unruhe nicht los, er hörte immer das Wort Jesu: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert“, und wollte fast verzagen, bis er endlich alle Ketten und Hindernisse durchbrach und dann fröhlich und sicher wurde.²⁾ Was Carey im Jahre 1786 zur Missionstat trieb, war der Gehorsam gegen den Befehl Jesu, allen Völkern das Evangelium zu predigen. Judson wurde einst gefragt, ob der Glaube oder die Liebe ihn am stärksten beeinflußte, zu den Heiden zu gehen. Er antwortete: Wohl keins von beiden; vielmehr sei der Missionsbefehl Jesu ihm direkt ins Herz gekommen und damit der Entschluß, auf alle Fälle diesem Marschbefehl zu gehorchen.³⁾ R. Moffat wußte sich von Gott zum Missionar berufen und ging diesen Weg nur im Gehorsam gegen den göttlichen

1) A. M. 3. 1907, Beibl. S. 37.

2) A. M. 3. 1900, Beibl. S. 34.

3) Martin, Apostolic and Modern Missions, S. 68.

Ruf.¹⁾) John Paton erzählt, wie er bei einer Missionsversammlung sich innerlich genötigt gefühlt habe, sich für die Mission, für welche man um Arbeiter warb, zu melden. „Doch war ich sehr zaghaft, ob ich nicht meine eigene Bewegung und meine heißen Wünsche fälschlich für den Willen Gottes hielt. Trotzdem ich mir sagen durfte, daß meine Armen mich ungern entbehren würden, wuchs doch von Tag zu Tag die Überzeugung in mir: Gott will dich senden! Und so ward denn meine Überzeugung, Gott rufe mich, nach und nach immer fester. Lauter und lauter sprach die Stimme in mir: Überlasse das Angefangene ruhig dem Herrn! Geh du hin und lehre alle Völker! Siehe, ich bin bei dir alle Tage! Und diese Worte klangen mir wie ein Marschbefehl dem Soldaten!²⁾) Bei vielen unserer Missionshelden fiel die Berufung zum Dienst zusammen mit der Stunde der Bekhrung.

So ist es Gott selbst, der nach seinem Rat die Werkleute zum Dienste beruft. Der Herr der Mission muß die rechten Rüstzeuge selbst aussuchen und seiner Kirche schenken. Das bestätigen die Blätter der Missionsgeschichte. Die Leiter der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, der China-Inland-Mission und anderer Organisationen haben bezeugt, daß jedesmal, wenn sie besonderen Mangel an Missionskandidaten hatten und nicht imstande waren, diesem Mangel abzuhelfen, ihn aber zum Gegenstand gemeinsamer Fürbitte machten, ihnen die neuen Arbeiter geschenkt worden seien. „Nach des Herrn Wort ist es ganz vergeblich, auf die genügende Zahl von Missionaren hoffen zu wollen, wenn Gott sie nicht schenkt; und könnten wir selbst die Zahl aufbringen — sie würden untrüchtig zum großen Werke sein.“³⁾

Lediglich den Weg des Gehorsams ging die Pariser Mission, als sie 1895 in Madagaskar eintrat, um die gefährdete Sache der

1) A. M. B. 1902, Beibl. S. 27.

2) J. Paton, S. 43f; 46.—Der Kaffernmissionar Posselt weigerte sich lange gegen die innere Nötigung, Missionar zu werden. „Ich betete, ich rang aus allen Kräften, um mich von dieser Stimme zu befreien; aber sie ließ mir weder Tag noch Nacht Ruhe. Ich glich einem Menschen, der sich aufs äußerste anstrengt, gegen den Strom zu schwimmen, und doch der größeren Gewalt endlich nachgeben muß“ (Posselt, ein Lebensbild, S. 25f).

3) Mott, Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir, S. 160.

evangelischen Mission zu stützen. Außer dem französischen Protestantismus konnte niemand hilfreich eintreten. „Aus dem allen erwuchs gleichsam ein unwiderstehlicher Marschbefehl des Heerführers, und in allen Teilen des evangelischen Frankreichs wurde das Eingreifen in Madagaskar wie eine heilige Pflicht empfunden.“¹⁾ So schwierig die Situation war, so unheimlich damit die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der wenigen gläubigen Protestanten Frankreichs sich steigerten, man ging den schweren Weg im Glaubensgehorsam, gewiß, daß der Herr es fordere. Gott hat sich zu diesem Gehorsam bekannt und auf das Werk großen Segen gelegt. Vor dem Eintreten in Madagaskar betrug die jährliche Durchschnittseinnahme der Pariser Gesellschaft 400000 Fr., nach der Inangriffnahme des neuen Werkes durchschnittlich 1200000 Fr. Die Zahl der Missionsarbeiter ist von 40 auf 120 gestiegen. „So kommt im letzten Grunde Gott allein die Ehre im ganzen Wachstum unseres Werkes zu, da doch der Glaube ein Eingehen in Gottes Handeln ist, und die größten göttlichen Arbeiter am Werke des Herrn sich durch jene wunderbare Passivität auszeichnen, die Kramer als einen charakteristischen Zug in A. H. Frances Leben hervorhebt.“²⁾ Das Mitleid mit „den armen Heiden“ führt der Mission kaum heldenmütige Kämpfer zu. Das Gehorsamsmotiv ist dem Jünger kraftvoller und nachhaltiger als das des Erbarmens. Letzteres tritt hinzu, nachdem persönliche Fühlung mit dem heidnischen Elend genommen ist. In versuchungsreichen Lagen auf dem Missionsfelde, wenn die Leiden sich häufen, wenn nach Jahrzehntelangem Ringen um die Seelen geflagt werden muß: Ich dachte, ich arbeite vergeblich und brächte meine Kraft umsonst zu, dann ist es nur der Gehorsam und die Gewißheit, in Gottes Auftrag dazustehen, was die müden Streiter hält.

Wir können uns eine kräftigere Wurzel des Triebes zur Welteroberung für die Christenheit nicht denken als den schlichten Gehorsam gegen des Königs Befehl. Die Schrift wertet den Gehorsam Jesu gegen den Vater, der ihm Speise war (Joh. 4, 34), hoch, weil so Gott durch ihn wirken konnte. Sein Gehorsam schafft

1) Boegner, A. M. J. 1904, S. 171.

2) Ebenda, S. 175.

den Keim einer neuen MenschheitSENTWICKLUNG in GERECHTIGKEIT (Röm. 5, 19). Mit seinem Gehorsam bis zum Tode erwarb er sich die HERRLICHKEIT (Phil. 2, 8). Dass der Gehorsam hoch, schwer und tödlich ist, geht daraus hervor, dass der Sohn Gottes selbst ihn im Leiden lernen musste (Hebr. 5, 8). So liegen Gehorsam und Glaube nahe beieinander. Gehorsam des Glaubens, Unterwerfung unter den in Christo geoffenbarten Heilswillen Gottes, soll unter den Heiden aufgerichtet werden (Röm. 1, 5; 15, 18; 16, 26; vergl. Act. 6, 7). Dem Evangelium gehorchen ist dasselbe wie ihm glauben (Röm. 10, 16; 2. Thess. 1, 8), ebenso der Wahrheit gehorchen (Röm. 2, 8; Gal. 3, 1; 5, 7; 1. Petr. 1, 22). Christo gehorchen ist der Inhalt des Christenlebens (2. Kor. 10, 5; Röm. 6, 19). Gott gehorchen führt zur GERECHTIGKEIT (Röm. 6, 16). Darum charakterisiert Petrus die Christen als „Kinder des Gehorsams“ (1. Petr. 1, 14).

Der Gehorsam gegen Jesu Missionsbefehl wird geboren aus dem aus der eigenen Errettung geschöpfsten Glauben, dass die Welt ohne Christus verloren ist, durch ihn aber gerettet werden kann und soll. Er setzt die eigene Beklehrung voraus. Die Liebe, mit der Christus den Erlösten gewonnen hat und festhält, drängt nun in den gehorsamen Dienst der Nachfolge dessen, der sein Leben gab für die Brüder (2. Kor. 5, 14). Nun weiß sich der Gerettete als Schuldner der Rettungsbedürftigen (Röm. 1, 14). Eine Christenheit, die in diesem Glauben nicht wurzelt, hat kein kraftvolles Missionsmotiv. Man braucht deshalb nicht alle Auferungen des Heidentums für Nacht und Greuel zu halten. Es mag Lichtsehnsucht vorhanden sein, deren wir uns freuen; aber die Hauptache fehlt, die Verbindung mit Gott, die nur Jesus herstellen kann. Der Glaube an Jesus, den Retter einer sündigen Welt, schafft Menschen, die dem Missionsbefehl gehorsam sind. Das Christuserlebnis Pauli war der Nährboden seines Missionsgehorsams. So viel Gehorsam gegen Gott, so viel Kraft. So viel Glaube, so viel Gehorsam.

Die Gewissheit, ein berufenes Werkzeug Gottes zu sein, gibt dem Missionar eine seinen Beruf vor anderen auszeichnende autoritative Sicherheit, wie sie denen eignet, die einen speziellen Auftrag von Gott sich ausgelegt wissen. Der *κλητὸς ἀπόστολος διὰ δελῆματος Θεοῦ* tritt in die Synagogen, vor Fürsten, Philo-

sophen, tobende Volkshäuser mit der Sicherheit eines Propheten, der sagen kann: Wir bitten euch an Christi Statt. Er weiß, daß die Vorwahlt Gottes, die er auszurichten hat, die Welt erfüllen und Jesu zu Füßen legen wird (Phil. 2, 10f.) Darum tritt er mit Plerophorie auf (1. Thess. 1, 5). Der leiseste Zweifel an seinem Beruf würde ihn auf sich selbst stellen und seiner Kraft berauben. Ohne solchen Glauben an die göttliche Sendung hätten die tapferen Pioniere, die unter den entmutigendsten Erfahrungen Eingang ins chinesische Reich suchten, jene gens aeterna der nach Westindien ausziehenden Mähen, die Bahnbrecher in Afrika und Ozeanien nicht standgehalten. Man denke sich einen Williams oder Paton zweifelnd: sollte Gott gesagt haben? Sollten die Leute wohl Christen werden können? — wo wäre ihre Kraft? Wollten Missionare hinausgehen, um schüchtern einzuprobieren, ob das Evangelium den Heiden wohl etwas zu sagen hat, ohne den allen Erfolgen vorausgreifenden Glauben an die Kraft ihrer aus Gott stammenden Botschaft, die nicht leer zurückkommen kann, dann ginge keine Kraft von ihnen aus.

Trotz des ihm über jeden Zweifel erhabenen göttlichen Auftrages wartet Paulus auf weitere Führungen und läßt sich dann von der Gemeinde Antiochia auf Weisung des heiligen Geistes hin mit Barnabas aussenden. Wozu diese Form, da er doch seine Berufung von Christus selbst hatte? Die Werbearbeit der Weltmission soll nach Gottes Willen nicht isoliertes Tun des Einzelnen sein, sondern Verdensärgerung der gläubigen Gemeinde. Indem sie die von Gott außerwählten Rüstzeuge abordnet und als die ihrigen zu tragen sich verpflichtet, nimmt sie das Werk auf ihre Schultern. Ob die Organe der Kirche oder freie Gesellschaften aussenden, tut nichts zur Sache, wenn nur die christusgläubige Gemeinde der Missionsarbeit draußen Fundament und Rückhalt gibt. Ohne sie wäre der Sendbote ein vom Leibe losgetrenntes Glied. Von der Gemeinde mit diesem Dienst beauftragt und gestützt, wurzelt er in ihr und kommt als Überbringer desselben Wortes und derselben Kräfte, welche die Kirche Christi daheim tragen. In der Gemeinde aber wird das Bewußtsein lebendig erhalten, daß der Gesamtheit der Gläubigen die Missionspflicht obliegt, und zugleich wird allen die Möglichkeit gegeben, am gemeinsamen Werk sich zu beteiligen. Durch die heute gehandhabte

Art der Abordnung der Missionare ist es erreicht worden, daß die gläubige Christenheit ihre Missionsverpflichtung fühlt und liebt. Es gehört zur göttlichen Leitung der neueren Mission, daß beim Wiedererwachen des Missionslebens die Boten nicht als unabhängige Individuen hinauszogen, sondern berufen und abgeordnet von christlichen Gemeinschaften, die den Zusammenhang mit dem Mutterboden der Christenheit vermittelten und verbürgten. Freimissionare sind zersplittete Atome. Als die beiden Sendboten von ihrer ersten Reise zurückkehren, tun sie dasselbe, wozu sich heute alle Missionare verpflichtet fühlen, sie berichten vor der lauschenden Gemeinde von dem, was sie ausgerichtet haben, und was Gott durch sie getan hat (Act. 14, 27), und stärken damit die Überzeugung der Gläubigen, daß es Gottes Werk ist, das sie gemeinsam treiben. Wieviel Glaubensstärkung ist durch die Berichte heimgekehrter Missionare den Gemeinden zuteil geworden!

Nachdem Paulus sich von Jesus zum Heidenmissionar berufen wußte, gibt er in unausgesetztem Gehorsam seinen Willen unter Gottes Leiten gefangen. Gewohnt, sich selbst zu gürten, stellt er nun seine eiserne Willenskraft, seinen kühnen Wagemut, seine weltweiten Pläne Gott zur Verfügung. Er läßt sich bis ins einzelne von Gott leiten. Er wartet, bis er in die heidenchristliche Gemeinde Antiochia gerufen wird, wartet weiter, bis auf Anraten des Geistes diese Gemeinde ihn aussendet. Was muß es diesen Feuergeist gekostet haben, jahrelang im östlichen Winkel Kleinasiens stillzusitzen, bis ihm Gott die Arbeit anwies, für die er die Berufung doch bereits empfangen hatte. Warten und Sichgedulden ist für energische Menschen oft schwerer als Handeln und Kämpfen. Er macht seine Pläne, läßt sie aber fahren, wenn Gott sie ihm umwirft. Mehrmals wehrt ihm der Geist Jesu (Act. 16, 6, 7) oder gibt Anweisungen (18, 5; 20, 22); Gott führt ihn nach Europa, heißtt ihn hinauf nach Jerusalem gehen, und er geht, obgleich er weiß, daß Bande und Trübsale dort seiner warten. Solchen Gehorsam hat er bei seinem feurigen Temperament lernen müssen. Wohl selten hat ein Mensch seine Geschichte so willenlos in Gottes Hand gelegt. Aber dafür geht er nun Gottes Wege, Gott ist mit ihm, und nichts mag wider ihn sein. Nun kann Gott durch ihn handeln. Das aufrichtige Bemühen,

sich unter Gottes Leiten zu stellen, läßt ihn unfehlbar die Stimme des Geistes Gottes aus allen störenden, hin- und herziehenden Geräuschen der umgebenden Einflüsse heraus hören. Feder Christ weiß, wie schwer das oft in der Unruhe des Lebens ist. Der Jünger spiegelt, soweit ein Mensch das vermag, des Meisters Weise ab, der nichts aus sich selber tat, sondern sich vom Vater leiten ließ.

Die neuere Mission hat etwas davon erfahren, wie Gott auf der Seite derer steht, die sich von ihm leiten lassen. Den vor 100 Jahren aussendenden Christen und ihren Sendboten blieb ja, nachdem sie die Mission als Gehorsamstat auf ihre Schultern genommen hatten, nichts übrig, als sich wie Blinde führen zu lassen, da sie mit zagenden Schritten ein gänzlich unbekanntes Terrain betraten, in dem keine Wegweiser standen. Sie sind gut dabei gefahren, wenn sie sich auch hier und da geirrt haben in dem, was sie als Gottes Willen zu erkennen glaubten. Wo man sich Gottes Führung überließ, offenbarte Gott seine Kraft. Wir ahnen heute etwas davon, daß die scheinbar planlose Besetzung weit auseinanderliegender Gebiete unter Gottes Leitung zustande gekommen ist, um die Boten des Evangeliums über die gesamte Welt hin zu verteilen, so daß es uns heute wie ein strategisches Aufmarschieren der Streitkräfte anmutet. Der Weg, auf dem die Rheinische Mission auf ihr gesegnetstes Feld, unter die Batak auf Sumatra, geführt wurde, offenbart dem Geschichtsforscher die göttliche Leitung.¹⁾ Deutlich wies Gott die Ostafrikanische Mission nach Ruanda;²⁾ so die Pariser Mission zu den Basuto.³⁾

1) J. Warned, Fünfzig Jahre Batakmission, S. 22f.

2) Johansen, Ruanda, S. 1f.

3) A. M. Z. 1909, S. 242ff. Der Labradormissionar Jens Haven war zunächst nach Grönland dirigiert und hatte sich dort eingelebt. Da vernahm er deutlich Gottes Ruf: „Du sollst meinen Namen einem Volke verkündigen, das noch nicht von mir gehört hat.“ Haven hielt diese Stimme für einen bedeutungslosen Traum. Als er sie zum dritten Mal hörte, wehrte er sich noch: „Ach Herr, ich tauge nicht dazu, doch soll es sein, so müßtest du mich mit deinen Augen leiten und selber Weg und Bahn machen.“ Kurze Zeit darauf kehrte er nach Europa zurück, und dort wurde ihm, noch immer gegen seinen Willen, die Bestimmung aufgelegt, in Labrador mit der Missionsarbeit zu beginnen, wo er dann eine gesegnete Tätigkeit entfaltet hat (A. M. Z. 1901, Beibl. S. 5f).

Gott führt seine Sendboten oft ganz anders, als sie geplant hatten. Carey wollte nach Tahiti, wurde dann aber nach Indien geführt, wo er so Großes gewirkt hat. Griffith John, einer der großen Pioniere Chinas, meldete sich für Madagaskar, wurde aber nach China dirigiert, wo er große Aufgaben gelöst hat. Judson, der Apostel der Karenen, reiste nach Indien; als ihm in Kalkutta der Eintritt verwehrt war, ging er nach Mauritius, von da nach der Insel Penang. Zum zweiten Male versuchte er es in Indien, wurde aber wieder nicht eingelassen. Wie zufällig kam er nach Burma. Später bekannte er, Burma sei das einzige Land des Ostens, vor dem er einen Abscheu gehabt habe. Und wie gesegnet ist seine Arbeit dort gewesen. Thomas Coke segelte nach Neu-Schottland, sein Schiff wurde aber durch das Wetter nach Antigua getrieben. Dort bewegte das Schicksal der Negersklaven ihn aufs tiefste; unter ihnen hat er dann eine gesegnete Wirksamkeit begonnen. Livingstone meldete sich bei der Londoner Mission für China, nachdem er durch Güzlaß für dieses Land erwärmt war, Gott aber führte ihn nach Afrika.

Dies Leiten ist kein mechanisches. Die Menschen haben zu planen und sorgfältig zu überlegen, heute, wo wir die Welt situation und die Völker, ihre Religionen und Kräfte genauer kennen, noch sorgfältiger als vor Jahrzehnten, wo Gott genötigt war, bis ins einzelne seine Gemeinde zu instruieren. Paulus überlegte und plante; aber er fügte sich demütig, wo ihm ein Plan zerschlagen wurde. In der Mission darf es kein anderes Gesetz geben als den Willen des leitenden Feldherrn. Wo Jesus Glaubensgehorsam findet, da offenbart er seine Herrlichkeit.

Die Apostelgeschichte berichtet mehrfach von einem besonderen Wege, auf dem Paulus von Gott Weisungen empfing, nämlich durch Gesichte oder Träume (16, 9; 18, 9; 23, 11; 27, 23f.) oder Prophetenmund (21, 11). Wer an ein persönliches Leiten Gottes im Leben der Seinen glaubt, hat keinen Grund, jene Berichte anzuzweifeln. Befremdlich ist aber auch denjenigen, welche göttliche Willensoffenbarungen im Christenleben kennen, daß sie sich in die Form eines Traumgesichts einkleiden. Uns modernen Menschen sind Träume physiologische Vorgänge, denen wir keine

Bedeutung für das Leben zuschreiben. Nun haben aber in der neueren Missionsgeschichte Träume oft eine einschneidende Wirkung ausgeübt, nämlich unter solchen Völkern, die auf ihrer derzeitigen Erkenntnisstufe dem Traum Bedeutung zumessen. So sind auf manchen Missionsgebieten Träume für Einzelne und für Familien der Anstoß geworden, dem Christentum näherzutreten. In der neueren Missionsgeschichte hat Gott nicht selten in dieser Form mit solchen, die ihn suchten, verkehrt.¹⁾ Es gehört zu der Herablassung des sich offenbarenden Gottes, daß er mit jedem Volke und jeder Zeit entsprechend dem Maß und den Formen ihres Erkennens verkehrt, um verstanden zu werden. Es hieße den Gang der Entwicklung zurückzuschrauben, wenn wir jene naiveren Formen für uns wiederhaben wollten. Aber es wäre ungerecht, wenn wir den Verkehrsformen zwischen Gott und Mensch, wie sie der Vorstellung einfacherer Generationen natürlich sind, die Wirklichkeit der Berührung mit Gott absprechen wollten, weil sie uns heute kindlich anmuten. Der Abstand unseres Erkenntnisvermögens von dem ihren dürfte in den Augen der göttlichen Weisheit nicht eben groß sein. Das Wort muß immer Fleisch und an Gebärden wie ein Mensch erfunden werden, und zwar wie der Mensch, den es erreichen will. Wenn Paulus in einem Zeitalter lebte, wo man den Träumen Gewicht beimaß, ist es begreiflich, daß Gott auf diesem Wege ihm Stärkung oder Anweisung zukommen ließ.

Pauli Traumgesichte enthalten nicht Offenbarungen über christliche Wahrheiten, sondern Winke, die sich auf seine Berufspfade beziehen: Die Aufforderung, nach Europa überzusezen (Act. 16, 9); Ermunterung, in Korinth mit Freudigkeit zu wirken (18, 9); Versicherung an den Gefangenen, daß er auch in Rom vom Evangelium zeugen werde (23, 11); Mitteilung der Errettung aus dem Schiffbruch (27, 23f.). Sezen wir an Stelle der Form des Traumgesichtes die innerliche Gewißheit der Gebetserhörung, so haben viele Fromme, nicht zum wenigsten Missionare auf Berufspfaden, ähnliches erlebt.²⁾ Die Brüdergemeine hat sich bei wich-

1) Vergl. dazu Lebenskräfte des Evang. S. 188ff; E. M. M. 1900, S. 420ff.

2) Als Zinzendorf nach Westindien fuhr und das Schiff in einem Sturm unterzugehen drohte, gab ihm Gott auf sein Gebet die Gewißheit, daß sie gerettet werden würden, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß der Graf das Schiffss-

tigen Entscheidungen früher gern des Loses bedient. Die Geschichte dieser einzigartigen Missionskirche bezeugt, daß Gott durch dieses in naivem Glauben gebrauchte Mittel der Gemeinde seinen Willen kundgetan hat. Heute, wo man anders über das Los denkt, bedient man sich seiner nicht mehr und darf es nicht mehr. Solche unmittelbare Kündgebung des Willens Gottes konnte Paulus wie jeder Gläubige nur empfangen, weil er in ununterbrochenem Gebetsverkehr mit Gott stand, daher in kritischen Momenten die Stimme Gottes vernehmen konnte.

Eine Fülle von Kraft wirkt sich in Pauli Leben aus, nachdem er seinen Willen unter den göttlichen gesangen gegeben hat. Bewunderungswürdig ist schon die Leistungsfähigkeit seines schwächlichen Körpers, dem ein chronisches Leiden (2. Kor. 12, 7) hart zusegte. Nacht für Nacht sitzt er am Webstuhl, um sich seinen körperlichen Unterhalt zu verdienen, tags überladen mit Seelsorge, Besuchen, Predigtätigkeit, aufgerieben durch beschwerliche Reisen mit ihren Gefahren und Anstrengungen, dabei oft verfolgt, geschlagen, eingekerkert, auf der Flucht (2. Kor. 11, 23ff.), oft hungrig, übermüdet, von Sorgen und Ärger aufgerieben — überschreitet das nicht die Tragfähigkeit eines Menschen? Die Lösung des Rätsels

voll damit aufrichten konnte. — Hudson Taylor erzählt, wie sein Schiff auf seiner ersten Reise nach China in große Gefahr geraten sei. Bei völliger Windstille wurden sie eines Morgens von einer Meeresströmung mit unheimlicher Schnelligkeit einem Riff zugetrieben. Alle Versuche, das Schiff aus der Strömung zu bringen, scheiterten, die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Schon sahen sie am Strande eine Gruppe Wilder stehen, die sich der Beute freuten. „Nachdem wir eine Weile schweigend auf Deck gestanden, sagte der Kapitän zu mir: Nun, wir haben alles getan, was getan werden kann, wir können nur das Resultat abwarten. Dieser Gedanke traf mich, und ich sagte: Nein, es gibt noch etwas, was wir nicht getan haben. Was wäre das? sagte er. Ich versetzte: Vier von uns an Bord sind Christen, wollen wir uns nicht jeder in seine Kabine zurückziehen und in vereinigtem Gebet den Herrn bitten, sogleich einen Wind zu senden? So geschah es. Taylor bekam Gewissheit, daß sein Gebet erhört sei, so daß er nicht weiter zu bitten brauchte. Er kehrte an Deck zurück und forderte den wachhabenden Offizier auf, einige Segel herabzulassen. Dieser wollte nicht und lachte Taylor aus. Einen Augenblick später aber konnte man eine herannahende Brise spüren. Die Segel wurden gesetzt, und wenige Minuten später fuhr das Schiff mit guter Geschwindigkeit von der Insel ab (J. Stursberg, J. H. Taylor und die China-Inland-Mission, S. 30).

ist ihm selbst sehr einfach: Gottes Kraft kommt als Gnadengeschenk in menschlicher Schwachheit zur Vollendung (2. Kor. 12, 9); sie kann sich da auswirken, wo der Mensch sich des eigenen Kraftgefühls begibt, um alles von Gott zu erwarten. Die heutige Missionstat gibt der verweichlichten Kirche einen Maßstab an die Hand zur Schätzung der paulinischen Leistung. Jeder Missionar, der einiges von dem erlebt, was diesem Manne zu arbeiten und zu tragen gegeben war, steht staunend vor der Kraft, die sich in dem gebrechlichen Körper mit dem unermüdlichen Geiste auswirkt. Von dem Geheimnis des göttlichen Schakes in irdenen Gefäßen, „auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns“ (2. Kor. 4, 7), hat die Heidenmission wie alle Reichgottesarbeit manches erfahren. Vor Menschenaugen höchst unzulängliche Mittel an Männern und Geld, eine verächtlich kleine Truppe, vielfach ohne wissenschaftliche Ausrüstung gegenüber der wohlgepanzerten Welt des Heidentums, sich nicht stützend auf die Kreise von Bildung, Besitz und Macht, und doch eine königliche Macht, die alles vermag, soweit sie in Glauben und Demut Gottes Werkzeug ist. Wir dürfen nie vergessen, heute, wo beginnende Anerkennung der Mission neue Gefahren bringt, am wenigsten, wo die Quellen der Kraft liegen: nicht in der Begabung und im Fleiße der Sendboten, nicht in der wissenschaftlichen Unterbauung des Werkes, nicht in der Kunst und Anerkennung der Machthaber, allein in Gott, der seit Gideons Tagen manchmal gesagt hat: Des Volks ist zu viel, sie möchten sich rühmen wider mich und sagen: meine Hand hat mich erlöst.

Dieser seiner Kraft aus Gott ist Paulus sich lebhaft bewußt. Das Evangelium, als dessen Herold er berufen ist, enthält Gotteskraft (Röm. 1, 16); das Wort vom Kreuz ist eine Kraft Gottes (1. Kor. 1, 18, 24). Das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft (1. Kor. 4, 20); seine Predigt ist ein Erweis von Geist und Kraft (1. Thess. 1, 5; 1. Kor. 2, 4); daher der gewirkte Glaube beruhend auf Gottes Kraft (3. 5); der Geist der Kraft besieelt ihn (2. Tim. 1, 7); die Kraft des Geistes Gottes begleitet ihn (Röm. 15, 19); mit Kraft hat ihn Gott bei den Heiden geleitet (Gal. 2, 8). Er findet nicht Worte genug, zu betonen „die überschwengliche Größe seiner Kraft an uns, die wir glauben nach der Wirkung seiner

mächtigen Stärke" (Eph. 1, 19). Aus seinen Briefen spricht das Kraftgefühl eines christlichen Reden, der seine Stärke nicht wie jener Heros in der Berühring mit der Mutter Erde gewinnt, sondern in Anlehnung an Gott, vor dem er nichts, der ihm alles ist. „Daz wir tüchtig sind, ist von Gott“ (2. Kor. 3, 5). Dabei will er nicht ein Großer sein. Er ginge ja aller Größe verlustig, wenn er in den Wettkauf der Herven dieser Erde einträte. Mit voller Überlegung stellt er sich und seine Schwachheit in Gegensatz zum griechischen Empfinden, das Geist und Stärke bewundert. Alle Maßstäbe menschlicher Schätzung lehnt er ab; nur Gottes Urteil gilt (1. Kor. 4, 3f.). Auch an ihn, den glänzend Begabten, ist die Versuchung herangetreten wie an den Meister, öffentliche Bewunderung herauszufordern. Das heroensüsterne Zeitalter hätte sie ihm gern bezahlt. Aber damit hätte er seinen Beruf verleugnet, seine Kraft hätte ihn verlassen. Wenn sich sein Selbstbewußtsein hin und wieder kräftig äußert, so ist es, weil er damit Gottes Kraft, die alles wirkt, herausstellen will, nie die eigene Leistung — „nicht aber ich, Gottes Gnade ist es.“ „Das Geheimnis der Kraft derjenigen Missionare, deren Arbeit besonders weit und tief reicht, liegt nicht in ihrem Tun und Reden, sondern in Christus, der in ihnen und bei ihnen gegenwärtig ist. Sie sehen mit seinen Augen, fühlen mit seinem Herzen und arbeiten mit seinen Kräften. Christus ist ihnen alles. Sie wandeln unter den Menschen als Verkörperung seiner göttlichen Kraft, unter deren lebenspendender Berühring die toten Seelen zum Leben erwachen.“¹⁾

Die überschwengliche Kraft Gottes äußert sich nach den Berichten des Neuen Testaments gelegenlich in Wunderwirkungen, die Pauli Missionstätigkeit begleiten. Die auf unmittelbares göttliches Eingreifen zurückgeführten Bewahrungen überschreiten kaum das Maß dessen, was von frommen Christen aller Zeiten erfahren worden ist. Er wird gesteinigt, für tot liegen gelassen und geht bald darauf ruhig zur Stadt zurück (Act. 14, 19f.); er wird mit seinen Begleitern aus dem Schiffbruch gerettet; der Biß einer giftigen Schlange vermag ihm nichts anzuhaben. Andere Bewahrungen durch Gottes Hand deutet er selbst an (2. Kor. 11, 23 ff.).

1) Mott, Entscheidungsstunde, S. 160.

Man braucht nicht in Heidenländer zu gehen, um vergleichene Errettungen zu erleben, wenn man sich von Gottes Vaterhand geführt weiß. Aber die gehäuftesten Gefahren des Missionärsberufs in Gottes Dienst haben häufigere rettende Gottesstaten für diejenigen, die sich von Gott leiten lassen, im Gefolge. Die Verheißung des Auferstandenen an seine Boten: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden“, hat sich an vielen Missionärsleuten buchstäblich erfüllt. So an Nommensen in Sumatra, dem ein heidnischer Zauberer tödliches Gift in seine Speise schüttete, ohne daß die geringsten üblen Folgen eintraten. Erst als der Giftnischer später, überführt von Gottes bewahrender Macht, seine Tat bekannte, erfuhr Nommensen von der Gefahr, aus der ihn Gott errettet hatte.¹⁾

Pauli und anderer Missionare Lebensführungen zeigen klarlich, daß Gott im allgemeinen seine Boten nicht darum errettet, um ihnen Leiden zu ersparen. Solche legt er vielmehr auf seine Gesandten seit den Tagen der Apostel in reichem Maße. Wenn sie Bewahrungs-wunder erleben, so geschieht es entweder um der Heiden willen, denen Gott sich als machtvollen Beschirmer seiner Diener kundtut, oder um dem Lauf seines Evangeliums freie Bahn zu schaffen. So bei der Befreiung Pauli in Philippi, wo das Gewissen des Stockmeisters bis in seine Tiesen aufgewühlt werden sollte.²⁾ Natürlich dienen solche Ereignisse auch den bedrängten Boten als Glaubensstärkung in schwerer Zeit, eine erquickende Einlösung der Heilandsverheißung:

1) J. Warneck, Fünfzig Jahre Batakmision, S. 56. Ebenda weitere Errettungen S. 57 ff. 121. 43. Von vielen göttlichen Errettungen in kritischen Stunden weiß Paton zu berichten. So war er einst auf Lanna von wütenden Wilden umringt, die sein Gehöft in Brand stellten, als plötzlich ein Orkan daherausbrauste, der die Flammen vom Hause wegtrieb. Die Wilden riefen: „Das ist Jehobas Regen; wahrlich, ihr Gott kämpft für sie und hilft ihnen; laßt uns fliehen!“ Die ganze Selbstbiographie Patons ist eine Illustration des Markuswortes (J. G. Paton, S. 166 ff., vergl. S. 99 f. 104 f. 113 f. 115. 150 ff.).

2) Die Erfahrung, daß Gott seine Boten machtvoll bewahrt, wirkte auf den batakmischen Giftnischer genau so wie auf jenen Stockmeister: von Stund an fragte er nach dem Heil seiner Seele.

Ich bin bei euch alle Tage. Paulus kommt auf die Rettungswunder, die er erlebte, kaum zu sprechen, und die Missionare, die sie erfahren, reden aus heiliger Scheu nicht gern davon.

Es ist in der Apostelgeschichte von Zeichen, Wundern und Kräften die Rede, mit denen sich Gott zu seinem Apostel bekannte: Zeichen und Wunder in Ikonium (14, 3; 15, 12), Taten durch die Hände Pauli in Ephesus (19, 11f.),¹⁾ Heilung eines Lahmen in Lystra (14, 9ff.), Wiederbelebung eines zu Tode gestürzten Jünglings (20, 9f.), Krankenheilungen in Melite (28, 8f.). Paulus redet 2. Kor. 12, 12 von eines Apostels Zeichen, von Wundern und Taten, die er verrichtet hat, Röm. 15, 19 von Zeichen und Wundern, durch welche er in Kraft des Geistes Gottes auf die Heiden wirkte. Mit Ausnahme der Barmherzigkeitstat an dem verunglückten Jüngling geschehen alle erwähnten Zeichen vor Heiden, mit demselben Zweck, den Jesus bei seinen Wundertaten verfolgte: auf den Gottgesandten aufmerksam zu machen, ihn vor einem gottentfremdeten Geschlecht zu legitimieren. Ein unscheinbarer jüdischer Wanderlehrer zieht in den Städten Kleinasiens und Europas umher mit einer wunderlichen Botschaft. Das war damals nichts Auffallendes; man war es gewohnt, Verkünder neuer Religionen ihre Ware anpreisen zu hören. Wie sollte der durch nichts empfohlene Jude Hörer finden, die auch nur bereit waren, seine Botschaft durchzudenken? Darum gab ihm sein Herr die Gabe, Zeichen zu wirken, die auf die Macht und Größe seines Gottes hinwiesen. Wir lesen, Welch

1) Diese Stelle ist befremdlich; man glaubt auf animistische Spuren zu stoßen: mit Tüchern und Kleidern, an denen der Schweiß (Träger des Seelenstoffes!) des Apostels haftet, werden Kranke gesund gemacht und Geister ausgetrieben. Man vergl. damit, wie man den Schatten des Petrus auf Kranke fallen ließ (5, 15). Diejenigen, welche bei dem Gott des Paulus Hilfe suchen, tragen ihre magisch animistischen Vorstellungen zunächst an ihn heran. Auffallend ist nun, daß Gott diesem keimenden Glauben, der sich noch naiv mit alten Vorstellungen verbindet, Gewährung schenkt. Daß heilbringender Anfängerglauke noch mit Resten heidnischer Weltanschauung gepaart sein kann, erfährt die Mission nicht selten. Das Primäre ist eben nicht die neue Erkenntnis, sondern das Gotteserlebnis, die Erfahrung seiner überlegenen Macht oder seiner zwingenden Liebe. Wächst nun die christliche Erkenntnis, dann darf, was in der Übergangszeit von Gott geduldet wurde, nicht mehr vorkommen.

gewaltiges Aussehen seine Wundertaten in Salamis, Lystra, Ephesus, Melite machten. Man wurde aufmerksam auf den Mann, dessen Botschaft sich nicht in Sophistereien oder in seichtem Moralgeschwätz bewegte, vielmehr von unerhörten Kraftäußerungen unterstützt wurde.

Die veränderte Situation, die den Missionar unserer Tage überall in der heidnischen Welt als Vertreter der überlegenen Bildung und Kultur auf ein weithin sichtbares Postament stellt, macht derartige wunderbare Erweise von Gottes Macht heute überflüssig.¹⁾ Gott arbeitet immer mit den einfachsten Mitteln. Es bedarf heute keiner Zeichen, um die Heiden Chinas und Afrikas auf die Boten des Evangeliums aufmerksam zu machen. Aber wenn auch den Missionaren der Stab Moses nicht verliehen ist, so sind doch Zeichen und Wunder auf den heutigen Missionsgebieten keineswegs unerhört. Heiden und Anfängerchristen erfahren nicht selten in augenfälliger Weise das hereinragen der göttlichen Allmacht ins Menschenleben; Gott kommt dem zögernden Fragen suchender Heiden mit verständlichen Zeichen entgegen, Kranke werden durch das kindliche Gebet christlicher Volksgenossen gesund, Gefährdete erleben göttliche Errettung, Gott gibt sich als den Starken und Lebendigen kund. Die Zeichen und Wunder haben Berechtigung und Bedeutung einem Geschlecht gegenüber, das in größerer Weise davon überführt werden muß, daß der Christengott der wahre ist.²⁾ Sie gehören zur Periode der

1) S. Lebenskräfte S. 175f.

2) Ausgeführt: Lebenskräfte S. 186f; 230ff; 240ff. Man vergl. dazu, wie ein niaffischer Christ vor einem kranken Heiden betete: „O Gott, ich weiß, daß du der wahre Gott bist, aber diese Leute wissen es nicht. Darum erzeige dich hier als den wahren Gott! Zeige dem Priester, daß du stärker bist als er und seine Gözen. Ich weiß, daß du den Kranken gesund machen kannst. Tue es um deiner Ehre willen“ (Barmer Missionsbl., 1909, S. 14f.). Der junge Christ wußte, daß er für sich selbst an Gott mit solcher Forderung nicht herantreten durfte, er kannte Gott. Als der Heide auf das Gebet hin genas, wurde dieses Gotteserlebnis für ihn der Anstoß zur Befahrung. — An die Wiederbelebung des Euthyphros erinnert eine von Miss. Fries in Rias erlebte Geschichte, die mitzuteilen ich mir nicht versagen kann: „Letzte Woche hatten wir ein wunderbares Erlebnis: das dreijährige Kindchen von Uma Dahos Bruder wurde plötzlich von Krupp besessen, und keine Medizin konnte den Verkümmungsprozeß aufhalten; binnen zehn Stunden war das gesunde Kind dahin. Es gab ein furchtbares Klagen und

Wegbahnung und verschwanden damals wie heute, nachdem ihr Zweck erreicht war. Denn öffentliche Wunder sind nicht die höchste Offenbarung Gottes, die nur begnadeten Heiligen zuteil wird, sie bedeuten vielmehr Schwachen gegenüber ein Entgegenkommen Gottes. Die meisten erleben sie im Vorhof des Heiligtums. So versteht sie Jesus.

Von Gerichtswundern, wie dem Paulus eins zugeschrieben wird, die Bestrafung des Zauberers Elymas (Act. 13, 8ff.), weiß die neuere Missionsgeschichte auch zu sagen; sowohl von bestraften Zauberpriestern, die anderen den Weg zu Gott versperren wollten¹⁾, wie von Züchtigung rückfälliger Heidenchristen, durch die Christen und Heiden heilsam erschüttert wurden.²⁾ Es entspricht Gottes Erzieherweisheit, daß er in den Anfangszeiten einer Missionsperiode, wo Licht und Finsternis in drastischer Weise miteinander ringen, auf gröbere und sinnenfältigere Weise eingreift als in den folgenden Zeiten ruhiger Entwicklung.

Einmal wird von Paulus berichtet, daß er einen wahrsagenden Dämon aus einer Magd ausgetrieben habe (Act. 16, 17 f.). Auch diese uns Modernen höchst fremdartige Tat bewegt sich auf der Linie dessen, was Jesus seinen Jüngern verheißen hat (Mark. 16, 17). Ähnlich wie bei manchen Dämonenaus-

Jammern, die Nachbarn kamen zusammen und stimmten die Totenklage an; die Mutter wollte sich fast umbringen; da kommt Alma Daho vom Felde und nimmt das entseelte Kind auf seine Arme, und während er betete, wird es wieder lebendig; als ich herauseilte, um zu trösten, lag es in argen Atemnöten auf dem Arm der Mutter; wir glaubten dennoch das Leben nicht erhalten zu können; und dann schlug der Junge auf einmal die Augen weit auf, richtete sich auf und kam auf mich zugelaufen, konnte den Schleim aushusten, ab zwei Stunden später zwei Eier und war gesund. Ich habe so etwas noch nie gesehen von Wiederbelebung, und einstimmig heißt es: Alma Daho hat das Kind gesund gebetet. Daß viele Fernstehende ihn herbeiriefen und sein Gebet wie eine magische Kraft einschätzen, ist nicht verwunderlich; aber er selbst ist dabei so nüchtern und klar und vor allem bescheiden" (Rundbrief 1910, S. 24).

1) Lebenkräfte S. 231; 233.

2) Gesch. u. Bilder aus der Mission N. 25, S. 6; 10. Ein plötzliches Gewitter zerstörte den heiligen Baum, den Wohnsitz eines Ahnen, in dem Augenblick, wo die Heiden im Bund mit zwei abgefallenen Christen den Kult der Väter wiederbeleben wollten. — J. Warner, Fünfzig Jahre Batakmision, S. 79ff.; 86f.; 138.

treibungen durch Jesus (Matth. 8, 29; Luk. 4, 41; vergl. Act. 19, 15) legt die Besessene ein Zeugnis ab für die Göttlichkeit der von Paulus verkündigten Botschaft. Eine von vertrauenswürdigen Männern mitgeteilte Geschichte aus Südindien zeigt, daß auch in der neueren Missionsgeschichte, die es vielfach mit Besessenen, nach der Meinung der Heiden dämonisch inspirierten Medien, zu tun hat, dieser eigenartige Zug seine Analogie findet. In Werapalli im Tamilland brach die Cholera aus. Der Choleragöttin Mariamma wurden blutige Opfer gebracht. In solchen Zeiten glaubt man Frauen von dieser bösartigen Gottheit besessen. Man nennt sie Schiwaschakti. Kommt die Besessenheit über eine Frau, so stopft sie sich Blätter eines bestimmten Baumes in den Mund, laut sie, während sie durchs Dorf rennt, spuckt sie dann wieder aus und verkündet mit kreischender Stimme, wer der bösen Seuche zum Opfer fallen werde. Furcht und Seuche wirken dann oft zusammen, daß die Voraussagen eintreffen. Nun zeigte es sich bei einer Epidemie, daß, während von den Heiden viele dahingerafft wurden, die in einem besonderen Dörflein wohnenden Christen verschont blieben. Ein angesehener Heide Wenkatareddy war wütend darüber; er rief die Schiwaschakti und versprach, ihrer Göttin einen großen Turm zu bauen, wenn sie den Zauber der Seuche auf die Christen übertrage. Von alters her gewöhnt, solchen Zauber zu fürchten, waren die Christen von dem Anschlag nicht wenig betroffen; aber sie sammelten sich zum Gebet, um Gottes Schutz anzurufen. Um Mitternacht setzte sich der Zug mit der Schiwaschakti in Bewegung, unter ohrenbetäubendem Lärm wälzte er sich auf das Christendorf zu. Die Besessene wankte voran mit schrecklich entstelltem Gesicht, hervorquellenden Augen, die Finger zu Klauen verkrümmt. Plötzlich stand sie still, starr und steif vor Schrecken, es entstand eine unheimliche Stille. „Seht ihr's,“ kreischte sie, „dort steht er, der Gott Jesus, mit ausgeredten Armen, sein Volk beschirmend wie ein Hirte seine Lämmer. Zurück! Zurück! Er ist ein großer Gott; ich kann nicht weiter gehen. Wenn ich weiter gehe, muß ich sterben.“ Aber der wütende Wenkatareddy hielt sie fest und versetzte ihr endlich einen Faustschlag. Da stürzt sich das rasende Weib auf den Mann und schreit: „Der Fluch der Meisuramma komme über dich. Du hast nicht

mich, sondern sie geschlagen. Bis morgen Abend möge Mariamma dich hinraffen!" Der Mann brach zusammen, und als die Sonne sich wieder zum Untergang neigte, war er eine Leiche. Die Geschichte aber machte im ganzen Lande einen tiefen Eindruck.¹⁾

Bei der kultischen Besessenheit innerhalb animistischer Religionen ist sicher viel Betrug mit im Spiele; aber Christ gewordene Medien behaupten doch, daß ein unerklärlicher Rest bliebe, und daß sie im Zwange einer über ihnen stehenden Macht gehandelt hätten.²⁾ Jedenfalls ist es eine vielfach bestätigte missionarische Erfahrung, daß durch Anrufung des Namens Jesu und Gebet in seinem Namen die Besessenheit dauernd beseitigt und der sie begleitende Krankheitszustand geheilt wird.³⁾ In den Christengemeinden hören die dämonischen Erscheinungen auf, wenn die erste Periode des Kampfes zwischen Christentum und Heidentum verflossen ist. So lange dieser Kampf währt, haben auch die Christen, besonders frühere Medien, sich zu hüten vor Rückfällen in schamanistische Paroxysmen, deren Einfluß sie zeitweilig willenlos macht und zu schweren Konflikten führt. Die Christen haben das feste Vertrauen, daß die Anrufung des Namens Jesu und der Bruch mit dem Heidentum jeden von einem Dämon Heimgesuchten freimacht.

Im vierten Kapitel (Buch 2) seines Buches „Mission und Ausbreitung des Christentums“ zeigt Harnack die Momente auf, durch die sich das Christentum als Religion des Geistes und der Kraft bewies: Visionen, Träume, Offenbarungen, plötzliche Erwiedungen, Weissagungen, begeisterte Zustände, Zungenreden, Krankenheilungen, geheimnisvolle und heroische Handlungen, hilfreiche Liebesdienste. Es war nun auffallend, daß diese Erscheinungen bald abnahmen, sie werden „Ausstattungen weniger bevorzugter Personen“. Die Anstaltskirche tritt an Stelle der Bewegung von Geist und Kraft. Die heutige Heidenmission macht dieselbe Erfahrung. In der ersten Periode der Missionierung eines Volkes wiederholen sich jene in die Augen fallenden Erscheinungen, um in der zweiten und dritten Generation nachzulassen oder sich auf einzelne geisterfüllte Personen zu

1) Chronicle of the Lond. M. Soc. 1911, März.

2) Vergl. Lebenskräfte, S. 66ff.

3) Ebenda, S. 237; 262f.; cf. A. M. 3. 1908, Beibl. S. 42f. (China)

beschränken. Gewiß kommt manches auf Rechnung des durch den Bruch mit dem Heidentum und durch gewaltige Neuerlebnisse auß tiefste erschütterten Gemütslebens. Mit dem Schlagwort „Enthusiasmus“ ist aber dem keine befriedigende Erklärung gegeben, der solch erregte Zeiten, in welche die Hand des Allmächtigen hineinragt, mit erlebt hat. Die allermeist nüchternen Missionare und die reisten ihrer Heidenchristen stehen unter dem Eindruck, daß Gott in erzieherischer Absicht in handgreiflicher Weise eingreift, um den Weg für das geistliche Erleben und Reisen freizumachen. Bei dem Ringen zwischen Christentum und Heidentum bedarf der Licht suchende Heide, der bisher auch in seiner Religiosität grob sinnlich eingestellt war, Spuren des Christengottes, die auch blöden Augen wahrnehmbar sind. Es wird ihm seine Allmacht und Güte verkündigt, die er aber nicht glauben kann, solange er nicht von ihnen überführt ist. So kommt es, daß er den Gott der Christen versucht, ob ihm wirklich Kraft und Güte eignen; und Gott kommt ihm mit einer Antwort entgegen, die für ihn die Bedeutung einer Tatpredigt hat.¹⁾ Entsprechend der groben Struktur seines religiösen Lebens muß ihm eine gröbere Überführung zuteil werden als dem mit Gott und seinem Worte vertrauten Christen.

Paulus macht nicht viel Aufhebens von den Taten, die Gott hier und da durch ihn tut, da er Größeres erlebt hat. Sie sind ihm eines Apostels Zeichen, mit denen sich Gott zu seinem Missionswerke bekennt. Weil er sich in absolutem Gehorsam Gott hingegeben hat, kann er sich darauf verlassen, daß Gott ihn mit seiner Allmacht deckt, wunderbar oder nicht wunderbar. Bei den erregten Verhandlungen in Jerusalem, als die Anerkennung seiner Lebensarbeit auf dem Spiele stand, als es sich fragte, ob seine Auffassung vom Christentum als der Weltreligion ohne jüdische Beschränkung Geltung finden würde, durfte Paulus hinweisen auf die großen Zeichen und Wunder, die Gott durch ihn unter den Heiden getan hatte (Act. 15, 12; 21, 19). Die nicht abzuleugnenden Großtaten, mit denen Gott die über den Horizont der Urapostel hinausgewachsene Erkenntnis und Praxis Pauli versiegelte, wurden seinem Lebenswerk und seinem Evangelium zur Legitimation. Ist es zu hoch

1) Näheres darüber Lebenskräfte S. 231—234.

gegriffen, wenn wir erwarten, daß die göttlichen Kräfte der Weise innerhalb der Heidenmission der heutigen Kirche einen ähnlichen Dienst leisten? Nicht die vereinzelt auf ihren Arbeitsgebieten beobachteten Wundertaten — denn die geschehen nicht den Christen zum Zeugnis, sondern den schwachen Heiden —, vielmehr die Gotteskraft, wie sie sich offenbart in dem Wunder der Umänderung heidnischer Herzen und der Wiedergeburt der Menschen und Völker, erbringen der von Zweifeln angestressten Christenheit den Beweis, daß das von den Missionaren hinausgetragene Evangelium vom Gottessohne, dem Heiland einer verlorenen Welt, machtvoll rettende Kraft Gottes in sich birgt, daß die Heidenmission aus Gottes Willen geboren und von seiner Kraft getragen ist. Paulus kämpfte für das Christentum als Gabe an die Welt. Auch heute erbringt die Heidenmission in wachsendem Maße den Beweis für die Allgenügsamkeit Christi allen Völkern und Menschen gegenüber.

Die Eifersucht und überlegene Zurückhaltung derer, „die da Säulen heißen“, und die Ablehnung seitens weiter Kreise der Christenheit hat sich dem erwachenden Missionseifer des 19. Jahrhunderts mit demselben Stolz und derselben Zähigkeit entgegengestemmt, wie sie Paulus erfahren mußte. Als dann aber Gott durch die Wenigen, die in kühnem Gehorsam große Dinge von ihm erwarteten, große Dinge tat, da ging es dem ehrlichen Teil der Christenheit, wie es damals von dem ehrlichen Teil der jüdenchristlichen Gemeinde hieß: da sie aber das hörten, lobten sie den Herrn (Act. 21, 20; 15, 3; 11, 18).

Seine unerschöpfliche Kraft holte sich Paulus im steten Gebetsverkehr mit Gott. Von seiner Bekehrung an trug sein Leben die Überschrift: Siehe, er betet (Act. 9, 11). Seine Erfolge sind Illustrationen der Gebetsverheißungen Jesu: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben. Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, und wird größere denn diese tun; denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne“ (Joh. 14, 12 f.). Wie von selbst geht seine Rede in den Briefen oft in Gebet und Anbetung über (Röm. 6, 17; 7, 25; 11, 33 ff.; 1. Thess. 5, 23; 2. Thess. 2, 16 f.; 1. Kor. 15, 57; 2. Kor. 1, 3 f.; Eph.

1, 3; 3, 14 ff. 20 f.). Was er seinen Christen anempfiehlt, ohne Unterlaß zu beten (1. Thess. 5, 17; Röm. 12, 12; Eph. 6, 18), das übt er selbst, auch darin dem Meister folgend, der seine Kraft aus der Verbindung mit dem Vater schöpft. Siege, Sorgen, Demütingungen, Kummeruiße treiben ihn auf die Kniee, so behält er das innere Gleichgewicht und sieht alle Dinge im Lichte der Ewigkeit. Darum empfängt er auch Antwort von Gott auf sein Gebet. Der Verkehr mit Gott gibt ihm die Sicherheit des Urteils in den vielen schwierigen Fragen seines Berufes, die wir an ihm bewundern. Das Gebet für Christen und Heiden ist ihm ebenso wichtig wie die verzehrende Arbeit an ihnen. Davon zeugt jeder seiner Briefe. Es ist beachtenswert, wie viel Paulus zu danken hat, auch da, wo Hindernisse sich türmen und Sorgen ihn beschweren. Mit Ausnahme des Galaterbriefes fangen alle seine Gemeindeschriften mit überströmendem Dank gegen Gott an. Darum ermahnt er auch fleißig zum Danken (Phil. 4, 6; Kol. 3, 17; Eph. 5, 20). Das Danken können gibt der Seele des Christen Flügel. Vielleicht vergessen wir Missionsarbeiter ebenso wie die heimatlichen Christen über den uns umgebenden Wolken zu leicht das Danken. Es hält den Blick offen für Gottes Großtaten, verscheucht den Pessimismus, macht stark zum Dienst.

Paulus hat einen hohen Begriff von der Macht der Fürbitte, weil ihm das Gebet Kräfte von oben holt. Auch hat er tiefes Verständnis für die menschlichen Zusammenhänge im Guten wie im Bösen. Ein Glied kann für das andere helfend und ergänzend eintreten, nachdem alle in Christus zu einem Leibe eingegliedert sind. Er selbst, der Glaubensheld, bittet demütig um Fürbitte (Röm. 15, 30; Eph. 6, 18 f.; Kol. 4, 3; 1. Thess. 5, 25; 2. Thess. 3, 1). Das ist nicht eine konventionelle brüderliche Phrase; die betenden Brüder stärken ihn, sie beeinflussen Gott und veranlassen ihn, seine Macht und Herrlichkeit zu offenbaren. Denn das Gebet ist nicht fromme Stimmung, sondern Beeinflussung Gottes, der auf den Ruf der Seinen Kräfte in Bewegung setzt. Die Fürbitte der Gemeindeglieder für die Streiter draußen ist ihr Anteil am Werke der Weltmission. Aufforderung zur Fürbitte bedeutet für sie Antrieb zur Mitarbeit; denn für was man betend eintritt, damit identifiziert man sich. Es bedarf großer Zeiten und großer Aufgaben der Christenheit, um das Gebet als Groß-

macht im Reiche Gottes voll würdigen zu lernen. Die Heidenmission stellt der Christenheit große Ziele für ihr Gebetsleben; sie nötigt, kühn hinauf zum Himmel zu greifen und Kraft herabzuholen zu Werken, die größer sind, als Jesus in kleinem Kreise sie vollbrachte. Die Mission unterstreicht in ihren Gebetserfahrungen freilich nur, was die Gläubigen aller Zeiten und Zungen immer erlebt haben, daß der Herr alle dem gläubigen Gebet gegebenen Verheißungen königlich einlöst, daß im Gebet nicht nur der Mensch von Gott berührt wird, sondern Gott auch vom Menschen. Aber in der Weltmission tritt der Glaube aus der Verborgenheit des Kämmerlein in die Öffentlichkeit und überführt von der Wirkung des Gebets über Länder und Meere hin alle, die sehen wollen. Jede Missionsgesellschaft, jeder Missionar weiß davon zu zeugen, wie die Gebete einer gläubenden Missionsgemeinde Türen und Herzen öffnen und Kräfte hinaustragen, wie sie kein Mensch auszulösen vermag. Bald antwortet Gott mit seiner Kraft, bald errettet er aus Drangsalen, oder er verbißt schwache Menschenkräfte, schafft verrohte Herzen um, greift bestimmt in den Gang der Ereignisse ein.¹⁾

Wie sehr das Gebet spontane Äußerung des Lebens in Gott ist, wie das Bedürfnis, mit dem als lebendig erkannten Gott zu verkehren, sofort mit der Zukehr zu ihm geboren wird, zeigt das Verhalten der Heidenchristen. Von allen Missionsgebieten wird bezeugt, daß die jungen Christen, obgleich durch die heidnische Religiosität nach der Seite hin in keiner Weise vorbereitet, bald kindlich gläubig beten lernen.²⁾ Das beweist einmal die Echtheit ihres religiösen Erlebnisses, dann aber auch das für Menschen, die Gott den Vater entdeckt haben, selbstverständliche Bedürfnis, mit ihm in persönliche Verbindung zu treten, mit ihm zu reden, an ihn in Erwartung der Erhörung freimütig Bitten und Fragen zu richten. Diese Erfahrung der Mission ist eine bedeutsame Apologie des Bittgebots.

1) Wie oft ist es vorgekommen, daß ein Missionsarbeiter in bedrängter Lage unvermutet Stärkung und Durchhilfe erfuhr und nachträglich hörte, daß gerade damals von frommen Christen, weißen oder farbigen, innig für ihn gebetet worden war. Das ist freilich überwiegend Geheimgeschichte, die erst „der Tag“ offenbaren wird.

2) Ausgeführt Lebenkräfte, S. 238 ff.

Weil das Gebet der jungen Christen eine zu Gott dringende Macht ist, legen die Missionsarbeiter ebenso wie Paulus Wert auf deren Fürbitte. Mancher kann es bezeugen, wie in schweren Tagen die Fürbitte seiner farbigen Christen ihn getragen hat, nicht nur als wohlstuendes Zeichen persönlicher Liebe und Anhänglichkeit, sondern weil in den aus einfältigen Herzen aufsteigenden Gebeten eine Gott bewegende Kraft liegt. Dass das gemeinsame Beten treuer Heidenchristen für das Laufen des Wortes (2. Thess. 3, 1) auf das Kommen des Reiches Gottes einwirkt, beweist u. a. die Missionsgeschichte Koreas, wo die einzigartige Bewegung zum Christentum nachweislich einsetzte, nachdem alle ernsten Christen sich zu eindringlichem Gebet für ihr Volk vereinigt hatten. Gott sei gedankt, dass zum erhörlichen Beten nicht ein besonderes Maß gereifter Erkenntnis, auch nicht eine hohe Stufe der Heiligkeit gehört, sondern nur einfältiger Kinderglaube, der dem Herrn etwas Herzhaftes zutraut. Auch vom stammelnden Gebet der jungen Missionschristen gilt Jesu Wort: Ich danke dir, Vater, dass du es den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart.

Wenn Paulus seine Christen oft zur Fürbitte ermahnt, so weiß er, dass er damit auch ihrem geistlichen Leben Förderung bringt. Das Christentum verkümmert, wenn dem Glauben keine großen Ziele gezeigt werden. Wie segensreich das Gebet für Andere zu Zeiten innerer Dürre der eigenen Seele wird, erfährt jeder Christ. Im Missionsgebet reicht Gott der stagnierenden Christenheit ein probates Belebungsmittel. Das Eintreten für die nichtchristliche Welt oder für einen bescheidenen Ausschnitt aus derselben führt der betenden Gemeinde Segen und Förderung zu. Es hebt über die Enge des eigenen beschränkten Lebens und Sorgens hinaus, öffnet die Augen für die Größe des Heilandes, lässt fremde Not mitfühlen, stellt in die Fülle der göttlichen Heilsgedanken hinein und macht die Beter zu Mitarbeitern an der Rettung einer verlorenen Welt. Man kann einer Gemeinde zu ihrer Belebung nichts Besseres geben als das Missionsgebet. Paulus wünscht persönliches Fürbittegebet mit konkreten Bitten, nicht Missionsgebet als Abstraktum. Die Römer sollen um seine Errettung von den judäistischen Ungläubigen und um Gelingen seines Dienstes in Jerusalem bitten (15, 30 f.); die

Thessalonicher um Erfolg des Wortes und Befreiung des Boten von widerspenstigen Feinden (2. Theß. 3, 1); die Kolosser um eine bestimmte offene Tür (4, 3); die Epheser um Freudigkeit des Zeugnisses des Apostels (6, 19). Für ein bestimmtes Gebiet, einen bekannten Missionar, ein konkretes Bedürfnis, eine vorliegende Not beten ist am wirkungsvollsten.¹⁾ Es findet hier eine Doppelwirkung statt: die Gebete der heimatlichen Christen tragen und fördern das Werk draußen; sie führen aber auch den Betern selbst geistliche Bereicherung zu. Und wer will ermessen, welchen Segen die Scharen von fürbittenden, dankbaren Heidenchristen je länger je mehr der Mutterkirche herabholen werden, in Zeiten, wo sie vielleicht in besonderem Maße tragender Fürbitte bedarf?

Seit Jesus das Kreuz getragen hat, ist das Aufzichnehmen des Kreuzes ein wesentlicher Zug im Bilde seiner Jünger. Paulus hat ein reichliches Maß von Leiden zu kosten bekommen. Gleich bei seiner Berufung läßt ihn Gott wissen: „Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen.“ Ein unscheinbarer, gebrechlicher Körper, dem ein schweres, Kraft und Freudigkeit empfindlich hinderndes Gebrechen anhaftete, schien nachdrücklich gegen die aufreibende Reise-, Predigt- und Seelsorgertätigkeit zu protestieren. Die zahlreichen, oft unter erschwerenden Umständen ausgeführten, mit vielen Gefahren verbundenen Reisen zu Wasser und zu Lande bucht er mit Recht auf Seite der Leiden (2. Kor. 11, 25). Daß er, unbemittelt wie er war, jedenfalls die billigsten Schiffsglegenheiten benutzte, im Zwischendeck Raum und Luft mit Leuten der niedrigsten Gesellschaftsklassen teilte, machte seine Fahrten noch dornenreicher. Der Fernerstehende träumt vielleicht von der Romantik des Reisens im schönen Anatolien. Der Missionar fühlt mit. Mancher weiß ein Lied zu singen von den Leiden des Reisens, von unwegsamen Pfaden,²⁾ von Schiffbrüchen, langwierigen Segel-

1) Vergl. G. Warner, Das Missionsgebet, A. M. 3. 1905, S. 305 ff.

2) Man denke, abgesehen von Livingstone, an die vielen Pioniere des dunklen Erdteils, an Williams, an die Reisen der Herrnhuter Missionare über den Himalaja nach Tibet, an die von ihnen oft passierten Hängebrücken, die selbst

fährten, von roher Schiffsmannschaft, spottenden Reisegefährten, von Hunger und Durst des Weges, von Räubern und Wegelagerern. Wer auf beschwerlichen Missionspfaden Pauli Briefe liest, lernt achten auf den trübsalreichen Hintergrund, auf dem dieses Gold leuchtet. Pauli Gedankenwelt reiste in einer Umgebung, der die traurliche Lust stiller Zurückgezogenheit versagt war. Unter körperlichen Schmerzen, oft zerschlagen von beschwerlichen Reisen, in unbehaglichen Herbergen oder geräuschvollen Werkstätten, ohne die Wohltat eines Studierzimmers, wo er seine Gedanken ordnen konnte, ohne den friedlichen Hafen eines glücklichen Familienlebens, baute er seine reiche Innenwelt auf.

Die sensible, auf jede Aufregung reagierende, von allen Sorgen und Schmerzen seiner Freunde peinvolle bedrückte Natur des Apostels, seine Ängste um die jungen Christen, sein Mittragen ihrer Schmerzen und Mängel addierte zum eigenen Kreuz die Gebrechen seiner geistlichen Kinder noch hinzu. Wie spricht aus dem temperamentvollen Galaterbrief die forgende Liebe des gepeinigten Seelsorgers. Ähnlicher Schmerzen Zeuge ist der zweite Korintherbrief. Wer die quälende Sorge um gefährdete junge Saat je selbst erlebt hat, dem werden diese Briefe trostreiche Dokumente väterlicher Liebe. Dabei wurde der Apostel von Land zu Land, von Stadt zu Stadt gehetzt, verfolgt, zumeist von den eigenen Volksgenossen, für die er doch in brennender Liebe Leben und Seligkeit hinzugeben bereit war; auch darin dem Meister das Kreuz nachtragend, dem das bitterste Leid von den Nächstenstehenden zugefügt wurde, die seine hingebende Liebe mit Hohn und Haß zurückwiesen. Und doch wirft er keinen Groll auf sie. Gefängnis, Steinigung, Geißelung entmutigen ihn nicht, Verfolgungen erträgt er mit erhobenem Haupte und röhmt sich

einem Sven Hedin unheimlich waren, an die Strapazen in Grönlands und Labradors Schneenöden, an Coillards Reisen zum Sambesi, an H. Hahns Fahrten durch das Nama- und Hereroland. Miss. Evans legte unter den Indianern Kanadas jährlich mehrere 1000 Kilometer zurück, und zwar im offenen Kahn auf gefährlichen Wassern oder im Hundeschlitten bei grimmiger Kälte (Im Birkenfahn S. 122f.); ähnlich Bompas, der in einem Jahre bis 10000 Kilometer unter erschwerendsten Umständen reiste. Bompas lebte mit den Eskimo von gefrorenem Fisch, rohem Walfrischspeck, Seehundstran, Fleisch der Bisamratte und schlief mit ihnen in der Reihe auf dem Fußboden (A. M. Z. 1910, S. 34ff.).

seiner Trübsale als eines Siegels unter sein Apostolat. Selbst wenn Paulus nicht schließlich mit dem Schwerte hingerichtet wäre, würde er den allergrößten Märtyrern der christlichen Kirche zuzuzählen sein. Bei der gewöhnliche Menschenkraft weit überragenden Last seiner Schultern findet er kein Wort der Klage, weiß vielmehr aus Leid und Schmerz Gold zu schlagen und triumphiert über die Leiden der Zeit. Die Innigkeit seines Glaubens, die Tiefe seiner Gedanken, die Energie seiner Arbeit wächst unter dem Druck des Kreuzes. Respekt vor einer Theologie, die unter einer solchen Kreuzlast geboren wurde und sich bewährte! Dabei geht Paulus einsam seinen Weg, ohne eine liebende, verständnisvolle Gefährtin, ohne einen kongenialen Freund, ohne öffentliche Anerkennung. Der Weg der ganz Großen ist einsam.

Seine Briefe lassen ahnen, daß er viel darüber nachgedacht hat, warum Gott seine Kraft durch die Summe seiner Leiden zu dividieren schien. Er sieht ein, daß er sie zu seiner Demütigung nötig hat (2. Kor. 12, 7 ff.), um Gefäß der Gnade Christi in ihrer unergründlichen Fülle werden zu können. Er erkennt, wie durch das tägliche Sterben das verborgene Leben in Christo herausgearbeitet wird, und dabei die überschwengliche Kraft Gottes zur Entfaltung kommt (2. Kor. 4, 7. 10 f.). Unter Demütigungen und Schmerzen soll der inwendige Mensch göttlicher Art im Zerbrechen des äußeren aufgebaut werden (2. Kor. 4, 16); Geduld, Erfahrung und Hoffnung sollen gewirkt werden (Röm. 5, 3 ff.). Wie es bei Jesus durch Sterben zum Leben ging und er so Anderen das Leben bringen konnte, so auch bei dem Jünger, der nicht über den Meister ist (Phil. 3, 10). Keiner hat so wie Paulus unter Druck und Segen des Herrenwortes gestanden: Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein (Luk. 14, 27; 9, 23). Ihm ist das Leiden ein unentbehrlicher Zug echten Christenlebens (Act. 14, 22). Letzter Zweck aller äußeren und inneren Nöte ist der, daß Gott darin verherrlicht werde, ein übermenschlicher Gedanke, nur im Lichte und im Miterleben des Todes des Gottessohnes fassbar, dessen am Kreuz geoffenbarte Ergebung und Liebe das Leiden des Jüngers abstrahlen soll (Phil. 1, 20). So werden die Leiden dem Apostel eine Ehre; sind sie ihm doch das Zeichen, daß der Herr sich zu ihm bekennt, und

das Unterpfand, daß er Gottes Gesandter ist (Gal. 6, 17; 2. Kor. 4, 10); so darf er sich ihrer rühmen als einer Auszeichnung (Röm. 5, 3; Kol. 1, 24).

Wer auch nur oberflächlich die Missionsgeschichte alter und neuer Zeit kennt, weiß, wie eng Mission und Passion zusammengehören. Die großen Missionare waren Kreuzträger in hervorragendem Maße. Jedem Jünger Jesu wird das Kreuz aufgelegt, und den Arbeitern im Reiche Gottes besonders; aber die Heidenmission reicht ihren Boten einen vor andern gefüllten Kelch der Trübsale. Tödliches Klima, Verfolgungen und Gefahren seitens der Heiden, nicht selten Verachtung und Verleumdung bei vielen Volksgenossen, aufreibende Reisen, ein entbehrungsreiches Leben, Trennung von den geliebten Kindern, Enttäuschungen und Geduldsproben, das alles macht den Missionsberuf über das gewöhnliche Maß hinaus dornenvoll. Wo durch Zusammentreffen günstiger Umstände, wie mehrfach in neuerer Zeit, der Weg bequemer gemacht wird, da hat man den Eindruck, als ob mit dem Kreuz auch etwas von der Gotteskraft schwände. Es muß wohl im Reiche Gottes ein gehäuftes Maß demütigender Trübsal für den Diener am Wort nötig sein, um ihn zu befähigen, selbstlos Kräfte aus der oberen Welt entgegennehmen zu können. Wo die Leiden im Dienste des Evangeliums mit Seufzen getragen werden, sind sie kraftlos; wo aber die Stimmung die jener Herrnhuter ist: Er ist es alles wert, da wird das Kreuz zur Waffe gegen den Feind, dem darüber, daß er in die Ferse sticht, der Kopf zertreten wird.

Die Leiden des Apostels haben aber nicht nur für ihn selbst erzieherische Bedeutung, sie wirken auch auf Heiden und Christen segensvoll ein. Nicht nur so, daß der Seelsorger, in schweren Prüfungen von Gott aufrecht gehalten, aus der Erfahrung heraus die Seinen trösten kann, wenn sie es nötig haben (2. Kor. 1, 4 ff.),¹⁾ sondern nach Pauli Überzeugung strömt aus seinen Leiden ein Segen auf seine Christen über (2. Kor. 4, 12). Er nennt solche Leiden geradezu παθήματα ὑπὲρ ὑμῶν, euch zu gut (Kol. 1, 24), und formu-

1) Ein batailicher Christ sagte zu dem Missionsarzt, als diesem sein Töchterchen gestorben war: Sieh, jetzt weißt du, wie es uns zumute ist, wenn wir ein Kind hergeben müssen.

liert den auffallenden Satz, daß er an seinem Fleische für die Gemeinde als Christi Leib anfülle, was von den Trübsalen Christi noch ausstehe.¹⁾ Zum Werden und Wachsen der Gemeinde, die in Christo ihr Haupt hat, sind Leiden nötig. Sie braucht Glieder, die mittragen an dem, was sie nicht selbst verschuldet haben, um durch ihr unschuldiges, geduldig getragenes Leiden auf die Anderen einen segensreichen Einfluß auszuüben. Es ist das nicht stellvertretendes Strafleiden; denn das sühnende Leiden Christi bedarf keiner menschlichen Ergänzung; wohl aber das Leiden eines Gerechten, der freiwillig fremde Schuld mit auf sich nimmt, um der Sündenmacht wirksam entgegenarbeiten zu können.

Unter ein mit lasterhafter Vergangenheit und schwerer Schulds belastetes Volk gestellt, nimmt der Missionar freiwillig die Bürde der Volkschuld mit auf sich, um helfen zu können. Um diesen Preis erkauft er sich die innere Zusammengehörigkeit, ohne die er dem Elend hilflos gegenübersteht. Es ist der sicherste Weg, einen Menschen zu überwinden, wenn man seine Bürde mitträgt und für ihn leidet. Überzeugender als durch Predigen und wirksamer als selbst durch tätige Barmherzigkeit wirken die Missionare durch ihre freiwilligen Leiden auf heidnische Herzen ein. Die Missionsgräber, die in Neuguinea, Westafrika, am Kongo, in der Südsee, in China begraben wurden, bedeuten nicht zu Grabe getragene Hoffnungen, sie haben in der Missionsgeschichte jener Länder mehr geleistet als manche heroische Tat. Selbst Kindergräber werden in diesem Lichte geheiligt und gewinnen Bedeutung für die Eroberung der Herzen. Wo das „für euch“ in der Verkündigung noch nicht begriffen wird, da wird es im Leiden der Boten veranschaulicht. Wenn Gott im Leiden und Sterben seines Sohnes das Mittel fand, eine verkehrte Menschheit zu überführen von ihrer Verschuldung und von seiner Liebe, dann mag er auch auf das Leiden seiner Gesandten etwas von dieser überwindenden Kraft legen; kann doch die Liebe Gottes zunächst nur im Spiegel der jüngerhaften Nachfolge ahnend geschaut werden, wo die lichtentwöhnten Augen den vollen Sonnenstrahl der göttlichen Liebesoffenbarung noch nicht ertragen können. Mancher Heide

1) ἀνταπαληρῷ τὰ ὑστερήματα τῶν θλίψεων τοῦ Χριστοῦ ἐν τῇ σαρκὶ μου ὑπέρ τοῦ σώματος αὐτοῦ, ὅ ἔστιν ἡ ἐκκλησία.

hat angesichts des Leidens und Sterbens von Missionsleuten bekannt: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen, und ist durch die sich darin fühlende Liebe zur Gottesliebe hingeleitet worden. Die vorgelebte Heilandsliebe wird eher begriffen als die vorgepredigte. Es liegt etwas vom Abglanz der Herrlichkeit Gottes in den heroischen Leiden der Missionsveteranen.

Die Männer und Frauen, welche dem mörderischen Klima Afrikas, den Keulen der Südseeinsulaner, den Messern fremdenfeindlicher Chinesen zum Opfer gefallen sind, starben nicht als idealistische Schwärmer, die ihr Leben leichtfertig aufs Spiel setzten, sondern mit ihrem Tode fiel in manche dunkle Herzen der erste Strahl selbstloser Gottesliebe, die selbst das Leben hingibt, um zu retten. Die Missionsgeschichte hat es zu allen Zeiten erwiesen, daß Trübsal Frucht wirkt. Das Wort vom Weizenkorn, das in die Erde fällt, um sterbend Leben zu gebären, darf auch auf den Jünger Jesu angewandt werden, der auszieht, um Tote zum Leben zu rufen. Welcher Missionar wird bei dieser Einschätzung der Trübsale unter ihrer Last zu klagen wagen? Werden sie ihm nicht zu einer göttlichen Legitimation seines Amtes? Einen höheren Beruf kann ein Jünger Jesu nicht erhalten, als im Auftrage und in der Nachfolge des Meisters dessen Liebe den Heiden leidend zu veranschaulichen. Wir begreifen es, daß Paulus sich der Trübsale rühmen kann (Röm. 5, 3; Phil. 1, 12 ff.; 2, 17) und von ihnen zu sagen wagt, daß sie ihn als Diener Gottes erweisen (2. Kor. 6, 4). Der Gemeinde aber gereicht es zur Ehre, wenn sie einen Hirten hat, den Christus würdig, mit ihm zu leiden (Eph. 3, 13). Die Leiden der Missionsarbeiter sind eine hohe Ehre auch für die sendende Christenheit.

Das oft zum Heroismus gesteigerte Leiden der Missionsarbeiter übt auch eine starke Wirkung auf die Heimatkirche aus. Mehr als einmal sind Eifer, Liebe und Kraft weiter Kreise in der Heimat entflammt worden, wenn die Kunde von schweren Heimsuchungen auf dem Missionsfelde die Gemeinden beschämte. Als die Nachricht vom Hungertode Allen Gardiners und seiner sechs Genossen in Feuerland England erreichte, wurde die so traurig vernichtete, bisher kaum bekannte Arbeit erst recht mit neuer Energie in die Hand genommen. Ein zweites schweres Unglück, die Gr-

mordung der Besatzung des Missionschiffes im Jahre 1860, entflammte den Eifer aufs neue. Die Mission unter den Feuerländern hat schließlich Erfolge gehabt, die auch von Skeptikern bewundert wurden.¹⁾ Oder man denke an den tiefen Eindruck, den die Trauernachrichten von Uganda auf weite Kreise Englands machten;²⁾ oder an das Wachsen des Missionseifers, als das tragische Ende Livingstones und seine Leiden im Innern Afrikas bekannt wurden. Der Märthertod der sieben Missionsgeschwister in Borneo (1859) hat dem Eifer der Rheinischen Missions-Gesellschaft und der Tatkraft ihrer Freunde nicht nur keinen Abbruch getan, vielmehr ihn in stärkere Glut versetzt und die Gesellschaft außerdem auf ihr gesegnetstes Arbeitsfeld, nach Sumatra, geführt. Ähnliche Wirkungen hatten die häufigen Trauernachrichten von Neuguinea. Das Marthrium der von den Asanteern gefangenen, in Kumase vier Jahre gefangen gehaltenen Baseler Missionare Ramseyer und Kühne hat die aufblühende Asante-Mission zur Folge gehabt. Ähnliche Frucht erntete die trübsalbreiche Sambesimission, wo die Todesfälle sich erschreckend häuften. Der heimatlichen Christenheit, so weit sie ein Ohr für diese Stimmen hat, diente die heroische Leidensbereitschaft der Sendboten zur heilsamen Beschämung. Mancher junge Mann hat sich unter dem Eindruck einer erschütternden Trauernachricht vom Missionsfelde für diesen Dienst entschieden. Von dem „Geist der ersten Zeugen“ ist wieder etwas in der Christenheit wach geworden, seit sie an den Trübsalen und Marthyrien ihrer Missionshelden den eigenen kleinen Glauben und die geringe Liebe gemessen hat. Das Leiden der Missionare und ebenso dasjenige der Heidenchristen hat Glaube und Selbsthingabe in der Heimat kräftig geschürt.³⁾

1) Vergl. dazu: Paul, „In den Fußstapfen Allen Gardiners“, A. M. B. 1895, S. 12ff.; 74ff.; 97ff. Das Zeugnis Darwins für diese Mission, der er einen regelmäßigen Jahresbeitrag überwies, ist bekannt (S. 108).

2) Als die Kunde von Bischof Hanningtons Ermordung (1885) nach England gelangte, wuchs der Eifer für die durch Märtyrerblut geweihte Mission derart, daß sich in kurzer Zeit 53 Männer, Geistliche, Ärzte, Handwerker, Ingenieure, zur Verfügung stellten.

3) Paton bezeugt: „Wenn ich jetzt, nach soviel Jahrzehnten, auf meine Lebensführung zurückblicke, so sehe ich klar, daß Gott mich durch die Gefahren zu dem Hauptwerk ausrüstete, welches ich vollbringen sollte, nämlich die Be-

Es hat auch den ferner Stehenden Respekt vor dem Missionswerke und seinen Vertretern abgenötigt.

Es ist anzunehmen, daß die gehäuftesten, heldenhaft getragenen Trübsale Pauli das Urteil der anfangs misstrauischen Christen Judäas günstig beeinflußt und sein Werben um Anerkennung für die Heidenmission bei den ehrlichen Judenchristen wirkam unterstützt haben. War diesen doch auch das Leiden um Jesu willen eine Ehre und Freude (Act. 5, 41). Das Neue Testament sagt darüber freilich nichts. Aber die Helden Jerusalems haben gewiß den Helden der Heidenmission verstanden, wenn er gleich ihnen hohe Freude gewann darüber, daß er dem Herrn das Kreuz nachtragen durfte. Unsere Christenheit aber, die ein allzu behagliches Leben führt, soll von der Heidenmission lernen, welche Kraft vom selbstlosen Leiden im Dienste des Herrn ausgeht.

Bei seiner Leidenswilligkeit hat Paulus nichts von einem Schwärmer an sich. Nirgends drängt er sich zum Martyrium. Er ist der Verfolgung mehrmals aus dem Wege gegangen, wenn seinem Werke damit besser gedient war. Jeden Augenblick bereit, für seinen Herrn das Leben hinzugeben, geht er immer den Weg des Gehorsams und benutzt auch die gegebenen Mittel, Gefahren zu entgehen, wo Gott es ihn heißt. Denn nicht die selbstgesuchten Trübsale sind es, die Kraft ausströmen, sondern die von Gott aufgelegten. Es hat Missionare gegeben, die glaubten, das arme Leben Pauli nachahmen zu müssen. Der Amerikaner Bowen in Indien, der Baseler Hermann Mögling, der Goßnersche Rippentrop verzichteten auf allen europäischen Komfort, wohnten in Hütten wie Eingeborene und legten sich alle erdenklichen Entbehrungen auf. Sie erreichten damit nur, daß sie sich unnötig früh auftrieben. Paulus schätzte seinen

geisterung für die Bekämpfung der Heiden dieser Inseln in Australien zu wecken, welche dann, zu Taten geworden, einen Missionar nach dem anderen aussandte, ein Eiland nach dem anderen dem Herrn gewann, wo deren Wirkamkeit und Sicherheit durch zwei große Schiffe gefördert wurde. Ich hätte niemals die Teilnahme der Tausende, die von da an diese Mission erhalten, in dem Grade werten können, wenn nicht meine Erfahrungen so bitter, mein Mitleid mit den armen Unwissenden so tief gewesen wäre, wie es die Gefahren und die völlige Kenntnis dieser Unglückslichen mir einflößten" (Paton, S. 172).

Leib als das gottgegebene Werkzeug des Geistes. Aber wie kein anderer hat er Jesu Wort verstanden: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird's erhalten zum ewigen Leben (Joh. 12, 25).

Versuchen wir nun, ein Bild von der paulinischen Missionsarbeit zu gewinnen, so tritt vor allem eine Gabe und Aufgabe beherrschend in den Vordergrund, nämlich die des Evangelisten, des Wegbahners, der mit scharfem Blick die Gelegenheit der offenen Tür erachtet und ausnützt, rücksichtslos sich selbst einsetzt, ohne Zaudern gefährlichen Boden betritt, energisch zugreift, handelnd oder leidend von glühendem Eifer für das ihm auferlegte Werk umgetrieben wird und über der jeweiligen Einzelarbeit doch das Ganze nicht aus den Augen lässt. Kühn dringt er vor in feindliches Terrain; jeder Erfolg wird dem nimmermüden Eroberer zum Antrieb, sein Netz weiter auszuwerfen: Pisidien, Galatien, Kleinasien, Griechenland genügen ihm nicht; Rom selbst muß er aufsuchen, ja, die Weltmetropole soll nur eine Etappe auf seinem Wege nach dem fernen Westen sein. Sein Vormarsch erinnert an Alexanders oder Napoleons Siegeszüge. Er weiß sich als ein Schuldner aller. Seine Lösung ist: Vorwärts! Sein Eifer ist um so brennender, als er, der allgemeinen Erwartung entsprechend, die Wiederkunft Christi nahe glaubt. Aber das Drängen und Eilen hat nichts Ungesundes; nirgends tut er halbe Arbeit. Erst wenn er lebensfähige Gemeinden gegründet hat, auf die er auch aus der Ferne weiter einwirken kann, zieht er weiter. Es ist nicht seine Absicht, möglichst viele Heiden zu Christen zu machen, sondern er weiß sich berufen, in das Imperium das Evangelium von Christo als Sauerteig hineinzutragen, unbebaute Boden aufzubrechen, zu roden, Grund zu legen, damit Andere nach ihm leichtere Arbeit haben (1. Kor. 3, 6. 10).

Dabei ist Paulus kein blinder Draufgänger, der sich herausfordernd in Schwierigkeiten stürzt. So weit wir seinen Spuren folgen können, sehen wir ihn nur da seine Kraft einzusetzen, wo ihm

ein Weg gebahnt ist. Das war nicht überall im römischen Weltreiche der Fall. Der Apostel erfürmt keine Länder jenseits der Kulturgrenze. Er spricht von Barbaren (Röm. 1, 14; Kol. 3, 11), für die das Evangelium auch bestimmt sei; er selbst ist aber nicht zu ihnen gegangen. Er hat da missioniert, wo seiner Arbeit die verhältnismäßig geringste Reibung entgegenstand, wo er nach Lage der Dinge am ersten Verständnis finden konnte, er beansprucht und benutzt auch die Vorteile, die ihm das römische Bürgerrecht gab. Das ist Kraftersparnis und Weisheit, die sich nicht durch Lieblingsideen und vorgefasste Theorien verführen lässt, den Kopf an ehemaligen Mauern einzurennen, sondern die göttliche Wegbereitung sieht und dankbar ausnützt. Gott hat für die verschiedenen Nationen nicht nur vorherbestimmt, wo und wie lange sie leben, sondern auch, wann sie ins Reich Gottes eingehen sollen. Er lässt es an Fingerzeichen für seine Diener nicht fehlen. Wo heute in der kulturarmen Völkerwelt ein lebhaftes Bildungsbedürfnis die Herzen öffnet, wo bei der nicht immer sanften Berührung mit neuen Weltanschauungen und Kulturmächten heilige Traditionen ins Wanken kommen, wo bisher abgeschlossene Stämme in den Strom der Menschheitsgeschichte hineingerissen werden, wo vereinete und bedrückte Menschenklassen nach Helfern ausschauen, wo absterbendes Heidentum der Propaganda des Halbmondes in die Arme zu sinken droht, wo die westliche Gedankenwelt alte Vorurteile niederreißt und die Herzen für eine neue Weltanschauung empfänglich macht, da erkennt die missionierende Kirche göttliche Wegbereitungen, die zur wagemutigen Evangelisation auffordern. Scharfsinn und Gehorsam unter Gottes Leuten verbanden sich bei dem großen Heidenapostel, um ihm seinen Weg zu weisen, in dessen Verfolgung er dann kein Schwanke und Bangen kannte.

Die Missionsgeschichte kennt einen Mann, dessen rastloses Vorwärtsstürmen an Paulus den Wanderevangelisten erinnert, den Jesuiten Franz Xaver. Nur 10 Jahre (1542—1552) im Missionsdienst, hat er in dieser kurzen Zeit ungeheure Länderstrecken in Indien, Japan und dem indischen Archipel durchseilt, überall mit rücksichtsloser Einsetzung seiner Person das Reich seines Herrn ausbreitend, Zehntausende, vielleicht Hunderttausende tausend, die Gewonnenen

organisierend, Obrigkeiten und Fürsten zur Mitarbeit bestürmend. Seine Bewunderer sprechen von einer Million Befehlter, die er hinterließ. Sein Eifer, seine Selbstverleugnung, sein fühes Vorwärtsdrängen scheinen ein Gegenstück zu Paulus zu liefern. Aber er ist doch nur sein Zerrbild. Xaver verstand die Sprache keines der Völker, deren Glieder er taufte.¹⁾ Die weltliche Gewalt sollte ihm ihren Arm leihen; er wollte die Bizekönige und Gouverneure durch König Johann III. instruieren lassen, daß sie den katholischen Glauben unter den heidnischen Untertanen von Amtswegen ausbreiteten; die Beamten sollten nach seinem Vorschlag in Strafe verfallen, wenn die Zahl der Befehlten in ihrer Provinz gering bliebe.²⁾ Da ist nichts von der zarten Seelenarbeit Pauli und von der gründlichen Fundamentierung seiner Gemeinden; ein wenig Unterweisung in auswendig zu lernenden Sätzen, und die Katechumenen wurden getauft. Gereift ist Xaver vielleicht ebenso viel wie Paulus, nach Kilometern weit mehr; aber seine Spuren sind nicht in Granit gemeißelt, sondern wie Sand verweht. Xavers Art hat etwas Nervöses, wie wir es später innerhalb der evangelischen Mission noch einmal in Gützlaff flackern sehen. Paulus tut gründliche Arbeit und vergreift sich nicht in den Mitteln, weil er sich vom Herrn leiten läßt. Der Jesuit steht neben ihm wie ein Abenteurer.

Während Jesus mit Vorliebe sich unter der ländlichen Bevölkerung Galiläas aufhält, richtet Paulus, selbst ein Großstadtkind, seine Schritte planmäßig in die für den Weltverkehr bedeutsamen Städte. In ihnen sammeln sich die ersten heidenchristlichen Gemeinden. Bei dem lebhaften Verkehr der Städte war anzunehmen, daß die dort ausgestreuten Samenkörner nach vielen Orten hingetragen werden würden. Er handelt nach Jesu Anweisung:

1) „Es ist eine schlimme Lage, inmitten eines Volkes von fremder Zunge ohne einen Dolmetscher. Rodriguez versucht zwar, den Dolmetscher zu machen, aber er versteht wenig Portugiesisch. Da kannst du dir also denken, was ich hier für ein Leben führe, und was ich für Predigten halte, wenn weder das Volk den Dolmetscher, noch dieser mich versteht. Ich sollte Meister in der Zeichensprache sein. Dennoch bin ich nicht ohne Arbeit, denn ich brauche keinen Dolmetscher, um neugeborene Kinder zu taufen.“ (G. Warned, Protest. Beleuchtung, I. S. 119, Anm. 3, nach de Bos, Leben und Briefe des heil. Fr. Xaverius, I, S. 154).

2) Ebenda S. 117f. (de Bos I. S. 330ff.)

Was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern (Matth. 10, 27). Pauli Art zu missionieren ist eine ganz einzigartige; er ist durchaus nicht das, was wir heute unter einem Gemeinde-missionar verstehen, er ragt auch weit über das hinaus, was die bahnbrechenden Pioniere des letzten Missionsjahrhunderts geleistet haben. Er hat eine weltweite Aufgabe, nämlich über möglichst viele Orte hin Feuer anzuzünden, die dann selbstständig weiter brannten und Licht und Wärme in die Welt trugen.¹⁾ So ließ er weiter eilend kleine Christengemeinschaften zurück, die in Christo wurzelten und expasionsfähig waren. Diesen jungen Gemeinden traute er dann auch zu, daß sie, weil Christi Geist in ihnen war, kräftig wachsen und wirken würden.²⁾ Wie er neben dem Pionierdienst jene weiter pflegte, dafür sind seine Briefe klassische Beugnisse. Eine solche über weite Länder hin wirksame Missionsmethode war natürlich nur möglich, indem Gott in der damaligen Weltlage eine einzigartige Evangelisationsgelegenheit geschaffen hatte, wie sie nie wieder dagewesen ist. Das Große an Paulus war, daß er diese Situation erfaßte und ausnützte.

Natürlich läßt sich diese besonders bedingte Gabe und Methode des Apostels nicht kopieren. Aber Parallelen kleineren Maßstabes hat auch die spätere Missionsgeschichte aufzuweisen. Nicht nur der mittelalterlichen Mission (Bonifatius, Ansgar), sondern auch der neueren hat Gott Arbeiter gegeben, welchen die paulinische Weise, weite Gebiete zu erschließen, weit über die Einzelgemeinde hinaus zu evangelisieren, verliehen war. Livingstone nimmt eine Stellung für sich ein; er ist als Erforscher Zentralafrikas ein Vorläufer gewesen, der der Mission den Weg bahnte, ohne selbst eigentlich apostolische Arbeit tun zu können. Aber die Selbstopflosigkeit Pauli, die Anderen vorarbeitet, hat er auch besessen.³⁾ Etwas von der paulinischen Gabe hatte John

1) Seine Philipper weist er darauf hin, daß sie ein Licht für die Umwelt bedeuten (2, 15).

2) Allen, Miss. Methods, St. Pauls or ours, S. 109ff.; 147ff.

3) Livingstones Ideal war anfangs, einzelne Seelen für den Herrn zu gewinnen, und daran arbeitete er mit aller Kraft, aber mit wenig Erfolg. Später sah er, daß eine andere Methode für Afrika zunächst nötig war: Das Land mußte erst geographisch erforscht werden, er mußte entsprechende Plätze für Missionsstationen suchen, mußte der Sklaverei entgegenarbeiten, mußte dahin wirken,

Williams. In Raiatea baute er ein Missionsschiff und gründete eine Missionsgesellschaft; bald reiste in ihm der Plan, mit eingeborenen Missionaren die Inselwelt der Südsee zu besetzen.¹⁾ Sobald deutliche Fingerzeige Gottes vorlagen, wandte er sich den Inseln der Hervey-Gruppe zu, u. a. auch dem schönen Karotonga. Überall erlebte er den völligen Zusammenbruch des Götzendienstes, man ließerte Idole und Zaubergeräte ab, baute Kirchen, lernte mit Feuer-eiser lesen und nahm die inländischen Missionare mit Freuden auf. Weiter besetzte er die Samoainseln eine nach der anderen und erlebte dort die völlige Umwandlung der wilden Bevölkerung. Rundreisen durch seinen weiten Sprengel hielten die Gemeinden in seiner seelsorgerlichen Pflege; jede Reise vermehrte die Zahl der in Angriff genommenen Gebiete. Schließlich trieb es ihn auch zu den viel bösartigeren Stämmen Melanesiens, wo er auf Erromanga den Märtyrertod erlitt.²⁾ Williams vereinigte wie Paulus in sich den Trieb, weite Länderstrecken für seinen Herrn zu gewinnen, mit der Gründlichkeit der Durcharbeitung. Gott hat der Mission je und je Männer mit Feldherrnblitk gegeben, die nicht nur seh-

dass das Binnenland einen eigenen Handel bekam, damit es gehoben würde. Gott braucht verschiedene Gaben in seinem Reiche, und das Werben um Seelen ist nicht die einzige.

1) „Ich achte es für ein halb verlorenes Leben, unter dieser Handvoll Leuten zu wohnen und mit meiner Kraft auf diesen winzigen Fleck beschränkt zu sein, ich kann den Gedanken nicht ertragen. Zehntausende schmachten im Glend auf gar nicht entlegenen Inseln, und ich soll hier auf meiner Insel sitzen unter einigen Hunderten. . . . Hätte ich ein Schiff, es sollte keine Insel der Südsee unbesucht bleiben“ (A. M. Z. 1904, Beibl. S. 23.).

2) Man wird an Pauli Abschied von den ephesinischen Altesten erinnert, wenn man liest, wie er beim Scheiden von seiner Gemeinde in Karotonga Apostelgeschichte 20 vorlas: „Es war aber viel Weinen unter ihnen allen, und fielen Paulo um den Hals und küssten ihn, am allermeisten betrübt über dem Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen.“ Da vermochten die Leute und er selbst die innere Bewegung nicht mehr zurückzuhalten. Eine der letzten Bitten der geängsteten Gattin war: Geh nicht nach Erromanga! Er selbst war voller Todesahnung; aber es trieb ihn mit derselben inneren Nötigung nach Erromanga wie Paulus trotz mancher Warnungen nach Jerusalem. Es war ein Weg des Gehorsams. Sein Tod, so unbegreiflich er zunächst war, ist für die ganze Südseemission segensreich geworden. (Vergl. A. M. Z. 1904, Beibl. S. 17ff.; Besser, John Williams; A. M. Z. 1900, S. 465ff.)

süchtig über die Mauern des eigenen kleinen Gemeindleins hinaus-
überschauten, sondern kühn hinübersprangen und Dutzenden oder
Hunderten von Nachfolgern und Mitarbeitern die Wege wiesen.
Es sei nur erinnert an Nommensen auf Sumatra, Hugo Hahn und
Coillard in Südafrika, Hudson Taylor mit seinem großzügigen Plan
für China. Diese Männer und manche andere waren gleich Paulus
Marschalle Vorwärts, die kein Ausruhen auf dem Erreichten kannen-
ten, sondern nach der Erklimmung jedes Berges schon wieder der
nächst zu erreichenden Höhe zueilten. Sie sind Großerer, aber nicht
wie Cäsar oder Alexander getrieben vom verzehrenden Feuer des
Ehrgeizes, sondern von der Kraft des Herrn, dem ihr Leben gehört.¹⁾

Diese Gabe ist jedoch in der heutigen Heidenmission selten,
beschränkt sich auf kleinere Länderkomplexe und wird leicht bezahlt
mit dem Mangel an anderen Qualitäten. Man kann sich angesichts
der paulinischen Weise, an vielen Orten Feuer anzuzünden, die dann
Licht und Wärme selbst weiter tragen, dem Eindruck nicht entziehen,
daß die Arbeitsweise der modernen Heidenmission zu wenig groß-
zügig ist und etwas ängstlich Kleinliches hat. Das liegt gewiß zum
guten Teil an den andersartigen Verhältnissen und an den noch
nicht vorbereiteten Völkern, in denen erst mühselig Grund gelegt
werden muß. Aber wir haben doch allen Grund, uns als schwäch-
liche Epigonen zu fühlen, die viel zu sehr an der einmal umgebro-
chenen Scholle hängen, statt weitausholend den Samen auszu-
werfen. Lehren uns doch die Missionserfahrungen, daß die Haupt-
arbeit an der Evangelisation der Welt von den eingeborenen Christen
zu tun sein wird. Die Gewinnung und Pflege dieser Fackelträger
über die Länder hin sollte Hauptanliegen aller Missionare sein.

Neuerdings geht, nicht zum wenigsten seit den Tagen der
Edinburger Weltkonferenz, ein Ahnen durch die Missionskreise,
daß uns großzügige Missionsstrategie not tut, die überlegt,

1) Zu den Missionaren, die mit weitem Blick Bahn gebrochen haben, gehört Robert Moffat. „Wie bei den Mataabelen, so hat Moffat der Londoner und Pariser Mission, den Amerikanern und Hermannsburgern die Bahn zu den ver-
schiedenen Betschuanenstämmen durch Besuche bei Häuptlingen bereitet. Er hat . . . die Trittssteine gelegt, auf denen andere vordringen konnten, die in ihm mit Recht den Bahnbrecher für die gesamte Mission unter den Westbetschuanen sahen“ (A. M. B. 1902, Beibl. S. 47ff.).

wie man mit weiser Kräfteksparsnis und kluger Kraftverteilung mit den geringen Mitteln der „kleinen Herde“ durch gemeinsam entworfene Pläne Großes erreicht. Mott weist auf die rechte Spur, wenn er an Hudson Taylors Feldherrnblick erinnert. Dieser äußerte sich über die von ihm in China versorgten Prinzipien: „Alle Unternehmungen unserer Mission gehe. 1) systematisch und methodisch vor sich und dienen dem einen großen Zweck der Evangelisation ganz Chinas; das vorgestecchte Ziel ist nicht das, in möglichst kurzer Zeit von einem beschränkten Gebiet eine möglichst große Zahl Bekehrter für die China-Inland-Mission zu gewinnen, sondern vielmehr die Missionierung ganz Chinas in möglichst kurzer Zeit zu ermöglichen; wir halten es für weniger wichtig, wer hernach die Garben einsammelt. Darum wird beim Betreten einer neuen Provinz die erste Station wenn irgend möglich in die Hauptstadt gelegt, obgleich es eine bekannte Tatsache ist, daß es nirgends in der ganzen Provinz so schwierig ist, eine Gemeinde zu gründen wie in der Hauptstadt. Die nächste Aufgabe ist dann, wenn irgend möglich, Missionsstationen in den Hauptpräfekturstädten, dann in den Städten niederer Ordnung zu gründen. Orte, die keine Bedeutung haben, werden meist erst später berücksichtigt. Wollte man alle verfügbaren Kräfte auf ländliche Bezirke verwenden, so würde binnen weniger Jahren eine große Menge Übertritte zu erwarten sein; aber der Einfluß der christlichen Landbewohner würde wahrscheinlich nicht über die Grenzen ihrer Dörfer hinausgehen. Nach dem vorbesprochenen Plane dagegen werden Zentren geöffnet, von denen das Evangelium sich durch die ganze Provinz verbreiten kann.“¹⁾ Gewiß verdienen die Städte in der heutigen Heidenmission eine ernstere Beachtung, als man ihnen wegen ihrer notorisch schwer zugänglichen Bevölkerung bislang zuteil werden ließ. Mott, der Missionsstratege der Gegenwart, sagt darüber: „Seit den ersten Tagen der christlichen Kirche hat es die Mission für weise gehalten, strategisch wichtige Zentren besonders zu berücksichtigen. Jede (gute oder schlechte) Sache, die ein Land erobern will, muß sich mit den Zentren befassen, die politische, kommerzielle, unterrichtliche oder soziale Bedeutung haben. Diese Klugheitsregel ist vor allen Dingen in Vän-

1) Mott, a. a. O., S. 95f.

dern, die viele große Städte haben, wie China und Japan, außerordentlich wichtig. Man kann den Vorteil nicht hoch genug anschlagen, den es gewährt, in großen Städten wie Tokio, welches das ganze japanische Reich beherrscht, einen festen Stützpunkt für die Mission zu haben. Eine starke, baufähige, geistlich lebendige Missionsarbeit in Konstantinopel oder Kairo würde ihren Einfluß auf die ganze weite Welt des Islam ausüben. Was das Christentum in den Welthandelsplätzen wie Schanghai, Bombay und Rio de Janeiro erreicht, wirkt auf die ganzen Länder.”¹⁾

Ehe die Christenheit selbst wieder Mission trieb und es lernte, ihre besten Kräfte diesem Werke zur Verfügung zu stellen, konnte sie die einzigartige Größe des ersten Heidenmissionars nicht voll würdigen. Es fehlte ihr der Maßstab. Den Gewinn bringt uns jedenfalls der Dienst an der Heidenwelt, daß er uns, die wir die Schwierigkeiten und Widerstände seines Lebenswerkes in ähnlicher Weise wiedererleben, befähigt, Paulus als Mann der Tat und der Kraft richtiger einzuschätzen. Man reduziert sein Bild auf das eigene kleine Maß, wenn man aus ihm den Professor mit Lehrauftrag für systematische Theologie oder den kirchlichen Parteiführer macht. Den bescheidenen Zollstab unserer missionarischen Taten an ihn anlegen, überführt von der Größe der Leistung und der Gabe, die Gott in diesem einen Manne der Welt schenkte. Es ist nicht rhetorische Hyperbel, wenn er von sich aussagt, er habe die Welt mit dem Evangelium erfüllt (Röm. 10, 18; 15, 19; cf. Act. 17, 6). Natürlich meint er damit nicht, daß er einen bedeutenden Bruchteil der ihm bekannten Menschheit zu Jesus bekehrt habe; aber er sieht in dem Anbruch, den ihm Gott in den Ländern Asiens und Europas gegeben hat, mit Recht die Fackelträger, die nun an den verschiedenen Orten der Dikumene das Feuer an die Götterbilder legen, die so wurzelhaft mit Christus verbunden sind, daß durch sie Ströme der Gotteskraft in die nähere und ferne Umgebung fließen und Leben zeugen. Paulus hat an kleinen Kreisen so gearbeitet, daß er sich selbst überflüssig machte. Die meisten heutigen Missionare binden ihre Gemeinde viel zu fest an ihre eigene Person, statt das selbständige Leben in ihr zu kultivieren.

1) Ebenda S. 95.

und wachsen zu lassen. Die vielfach kleinliche Arbeit unserer Mission mit ihrem Gemeindebetriebe, die manchen Missionar wie ein Pferd am Göpel nur um seinen Kirchturm sich drehen lässt, stellt die weltweite Leistung Pauli scharf heraus, auch wenn vielleicht dieser und jener moderne Missionar mehr Heiden getauft hat als Paulus. Dabei bringen wir vorläufig nur seine evangelistische Tätigkeit in Anrechnung, die doch nur eine Seite der reichen Persönlichkeit bedeutet.

Für seinen großartigen Evangelistenberuf bedurfte Paulus einer besonderen, über den Horizont der anderen Apostel hinausgehenden Einsicht in das Wesen des Evangeliums von Jesu als der universalen Botschaft an die Menschheit. Hätte er seine christliche Gedankentwelt aus jüdisch apokalyptischen Bausteinen aufgemauert, dann wäre er der Missionar mit dem weiten Herzen und dem tiefen Glauben nicht geworden. Er selbst führt seine Erkenntnis von der bedingungslosen Universalität des Heils auf eine direkte Offenbarung Gottes zurück (Eph. 3, 3). Nur wer von Jesus ganz groß denkt, wagt es, mit der Botschaft von ihm die Völkerwelt revolutionieren zu wollen. Der Heidenapostel bedurfte weiter der felsenfesten Überzeugung, daß Gott ihm diesen Beruf mit allen dazu gehörenden Kräften aufgelegt habe. Der Gehorsam gegen den sendenden Herrn gab ihm den Glauben an sich selbst. Für seine Tätigkeit als Bahnbrecher brauchte er auch ein hervorragendes Maß von Mut. Von Natur wahrscheinlich schüchtern und ängstlich (1. Kor. 2, 3), gehört Paulus zu den größten Helden der Weltgeschichte. In den gefährlichsten Lagen bewahrt er Kaltblütigkeit, vor keiner Lebensgefahr scheut er zurück; die Nöte eines Schiffbruchs bringen ihn so wenig aus dem Gleichgewicht wie tobende Pöbelhaufen oder drohende Hinrichtung. Dabei spricht er wie alle beherzten Leute nie von Tapferkeit. Welchen Mannesmut beweist er, als er dem Landpfeleger Felix, in dessen Gewalt er ist, von der Keuschheit predigt! Wie wenig werden ihm doch diejenigen gerecht, die ihn zu einem Grübler zusammenschrumpfen lassen, der ein theologisches System austüftelt. Alles ist an ihm Tätigkeit, Bewegung, Kraft. Der Schluß des 8. Kapitels des Römerbriefes weist in den Brummen, aus dem der Mut geschöpft wird: bei Gott in Gnaden, daher ohne Furcht vor Menschen.

Sein Mut verleiht dem Paulus eine bei tapferen Männern oft beobachtete Gewalt über die Menschen. Die Missionsgeschichte, der es an kühnen, ihr Leben wenig achtenden Männern nicht gefehlt hat, erzählt, wie oft durch überlegene Ruhe und Furchtlosigkeit aufgeregte Massen im Zaume gehalten wurden. Durch unerschütterlichen Mut, der sich mit kluger Überlegung paarte, imponierte Nommensen den Kannibalen Sumatras derart, daß die wider ihn erhobenen Hände immer wieder niedersanken. Paton war es gegeben, in Momenten dringendster Gefahr den rohen Heiden Tannas durch seine kaltblütige Ruhe überlegen zu bleiben.¹⁾ Die Blätter der Missionsgeschichte erzählen von vielen Helden; sie setzen das erste Kapitel des Hebräerbrieves fort. Livingstone, Moffat, Coillard, Eskande, Hugo Hahn im Hereroland, Judson unter den Karenen, die Pioniere der Südsee, Chinas, Inner- und Westafrikas, die tapferen Franzosen in Madagaskar, Scharen von Märtyrern, die ihr Leben dahingaben unter den Streichen derer, die sie retten wollten, sie alle schöpften hohen Mut, vor dem wir Alltagschriften beschämmt stehen, aus dem Glaubensgehorjam. Coillard sprach im Sinne vieler beherzter Missionare, als er seinen Freunden schrieb, nachdem viele Glieder sei-

1) Dabei bekennt Paton, daß er von Natur gar nicht mutig gewesen sei. Ihm war der Mut in der Stunde der Gefahr eine Gottesgabe. Er berichtet aus schweren Zeiten: „Ein Leben unter solchen Gefahren ließ mich mich immer näher und enger dem Heiland anschließen; ich wußte ja nie, ob nicht im nächsten Augenblick der Haß wieder hervorbrechen und mich des Lebens berauben würde. Ich lernte täglich meine schwache Hand fester in die einst durchbohrte zu legen, die nun die Welt beherrscht, und Ruhe, Frieden und Ergebung erfüllten meine Seele trotz allem. — Schon am nächsten Tage folgte mir ein Häuptling mit seiner Flinten durch fast vier Stunden, bei allen meinen Gängen, meiner Arbeit im Hause und draußen; oft hat er die Waffe zum Schuß erhoben; aber meines Gottes Macht hat die Hand zurückgehalten von der Tat.... Seine Worte: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! wurden eine solche Wirklichkeit für mich, daß es mich kaum erschreckt haben würde, wenn ich den Herrn auf mich herabschauend gesehen hätte wie Stephanus.... Es ist die einfache Wahrheit — und ich erinnere mich dessen jetzt nach mehr als zwanzig Jahren mit Wonne —, daß ich meinen Herrn mir nie so nahe fühlte wie in den Momenten, wo Keule, Flinten oder Speer auf mich gerichtet waren.“ (Paton, S. 99f., cf. 104f., 160f., 167f.)

ner Expedition gestorben und von 18 nur noch 3 arbeitsfähig waren: „Verzagtheit ist ebenso wie Langeweile eine Krankheit, die man in der Mission nicht kennt, selbst nicht am Sambezi.“¹⁾ Ein englischer General bezeugte dem Bischof Selwyn in betreff Patons: „Der Mann, welcher in Tanna allein aushält, ohne einen Blick oder ein Wort eines Gleichgesinnten seiner Rasse als Auffmunterung und Stärkung, der es für seine Pflicht hält, in solchen Gefahren doch seinem Gewissen zu folgen und stets aufs neue versucht, den in Finsternis Lebenden das Licht und das Heil zu bringen, ist ein Helden! Und ich achte ihn nur um so höher, daß er mein Anerbieten der Rettung nicht angenommen hat.“²⁾

Dabei ist Paulus nie tollkühn oder martyriumslüstern. Dazu ist seine geistige Struktur viel zu gesund. Wo Selbstaufopferung nutzlos wäre, weicht er der Gefahr aus. Sein Leben gehört seinem Meister; wenn er auch gern abschiede, um beim Herrn zu sein, so hat er doch zu gehorchen. Auch der Mut, der des Angriffs sowohl wie der des Duldens, ist gehorsamer Glaube. Der Glaube an den sendenden Herrn bewahrt sich auch als Ausdauer und Geduld. Warten können, wenn Temperament und Überlegen vorwärtsdrängen, erfordert mehr Selbstverleugnung als mutig draufgehen. Das sind die rechten Missionare, die ausharren, jahrelang, Jahrzehntelang, ohne sichtbaren Erfolg, ohne Stärkung und Aufrichtung. Für Paulus sind die Jahre der Gefangenschaft in Cäsarea und Rom gewiß viel härter zu tragen gewesen als die Reisestrapazen und Aufrüttungen des gefahrvollen Frontdienstes. Ausdauer und Geduld sind kostliche Früchte des Glaubens, oft wenig geschätzt, vielleicht gar bespöttelt von denen draußen, aber im Dienste Gottes wertvoll. Auch an diesen Tugenden sind die Helden der neueren Mis-

1) Schlunk, S. 183.

2) Paton, S. 144. — James Chalmers ist als Pionier im südlichen Teil von Britisch-Neuguinea oft in großer Lebensgefahr gewesen, bis er schließlich unter den Keulen der Papua fiel. Es eignete ihm in besonderem Maße hoher Mut, gepaart mit der Gabe, durch Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit sich die Herzen aller zu gewinnen, eine Gabe, die für einen Pioniermissionar unter Wilden besonders wertvoll ist (A. M. Z. 1902, S. 240ff.). Weitere Beispiele bietet die Missionsliteratur genug.

sionsgeschichte reich. Belege bietet jede Missionsgeschichte und Biographie.¹⁾

Auf all seinen Reisen sehen wir Paulus die jüdischen Synagogen der Diaspora aufsuchen, einmal, weil er die frohe Botschaft doch immer am liebsten seinen Volksgenossen anbot, zu denen er ja auch gesandt war (Act. 9, 15), aber noch mehr, weil er dort die empfänglichen Seelen auch aus den Heiden zu treffen Aussicht hatte. Die lebhafte Propaganda des Judentums hatte den christlichen Missionaren erfolgreich vorgearbeitet. Aus der römischen Kaiserzeit sind uns 150 Judengemeinden am Becken des Mittelmeeres bekannt; ihre wirkliche Zahl ist wohl noch bedeutend größer gewesen.²⁾ Wenn Paulus sich zunächst den Brennpunkten jüdischen religiösen Lebens zuwandte, so tat er es wahrlich nicht, um sich seine Arbeit bequem zu machen, sondern weil diese Methode ihn in der fremden Umgebung am schnellsten zum Ziel führen mußte. Die missionarische Vorbereitung und Wegbahmung seitens der Diasporajuden verdient volle Beachtung; sie gehört zu der Fülle der Zeit. Paulus fand die Leute beieinander, in denen er das Feuer entzünden konnte, damit sie es weitertrugen. Wieviel schneller und natürlicher würde sich heute die Weltevangelisation vollziehen, wenn wir eine christliche Diaspora hätten, Brennpunkte christlichen Lebens in heidnischen Ländern, wo die christlichen Kaufleute, Beamten, Farmer, Soldaten, Reisenden sich um Gottes Wort zusammenfänden, und wo suchende Heiden als gern gesehene Gäste und Schüler willkommen wären. Wieviel zeitraubende, suchende Vorarbeit, wie viel Mühe, an ein verschlossenes Volk heranzukommen, würde damit erspart! Was sich heute von christlicher Welt-

1) Es sei nur zitiert das ergreifende Testament Coillards an die Protestantenten Frankreichs: „An der Schwelle der Ewigkeit und im Angesichte meines Gottes vererbe ich feierlich den Kirchen Frankreichs, meines Vaterlandes, die Verantwortung für das Werk des Herrn im Lande der Baröse, und ich beschwöre sie in seinem heiligen Namen, niemals darauf zu verzichten, denn das hieße die Ernte verkennen und verschmähen, die der Saat der Geduld und Tränen aufzuhalten ist“ (Schlunk, S. 186).

2) Deissmann, Paulus, S. 60.

diaspora findet, ermutigt die Missionare nicht, Anlehnung zu suchen. Bereiten die Namenschristen doch der Mission vielfach mehr Hindernisse und Heiden und Heidentrachten Argernisse als Förderung. Es erfordert heute unendliche Geduld, Mühe und Zeit, um aus der stumpfen heidnischen Menge die nach Gott dürstenden Seelen herauszufinden. Wenn die Boten des Evangeliums in Ostasien an christlichen Diasporagemeinden Rückhalt hätten, wenn die in Ostafrika einziehenden Evangelisten die empfänglichen Seelen als Lernende in den christlichen Gemeinschaften der Europäer vorsänden und diesen zunächst alle Kraft widmen könnten, wie bald würden dann hin und her im Lande heilige Feuer brennen. Die Evangelisation der Welt würde, wenn getragen von einer verständnisvollen Diasporachristenheit, viel Apparat und Veranstaltung, die jetzt unvermeidlich sind, überflüssig machen.

Paulus mit seinem strategischen Blick fühlte sich nicht dazu berufen, möglichst viele mit ihm in Berührung kommende Heiden langsam herumzuholen, sondern diejenigen bald herauszufinden, deren Gewinnung für die weitere Missionierung am wertvollsten war, die empfänglichen, von Gott bereits angerührten Seelen, welche, wenn bekehrt, Kämpfer und Führer ihrer Umgebung werden müssten. Je mehr der Missionar für solche Leute einen Blick und für ihre Behandlung Geschick hat, um so mehr hat er an ihnen brennende Lichter, die seine Leuchtkraft vervielfältigen. Paulus wollte nicht an einer Gemeinde sich an die Kette legen; ein Feuer über die Erde hin anzuzünden, dazu fühlte er sich berufen. Das tat er in der Weise, daß er an vielen Orten das trockenste Brennholz aufsuchte und anzündete. Flammtie das erst, dann konnte unter seiner Glut auch das grüne Holz in Brand geraten. Hierin kann die heutige Mission Paulus nicht einfach kopieren. Die Empfänglichen, die auch wir in erster Linie suchen, und deren Bedeutung für ihr Volk wir hoch einschätzen, sind uns nicht so an den Weg gelegt. Wir brauchen Jahre und Jahrzehnte, ehe die ersten kleinen Feuer glimmen. Nur die besondere göttliche Wegbereitung ermöglichte es, daß Paulus so überraschend schnell kleine Christengemeinden sammeln konnte. Heute bedarf es dazu viel längerer Zeit. Die Anfangsperioden der meisten Missionsgebiete stellen große An-

forderungen an die suchende Geduld und den Glauben der Sendboten.¹⁾

Die Erfolge des Apostels zeigten, daß die in den Synagogen sich sammelnden Fremdlinge jüdischer oder heidnischer Abkunft viel unbefangener der neuen Botschaft gegenübertraten als die Juden Palästinas und die altangesessenen Bürger der Großstädte. Losgelöst von der konservativen Umgebung und der bindenden Tradition, hatten die Kosmopoliten einen aufgeschlossenen Sinn; sie vermochten selbstständig nachzudenken über Fragen, denen Jude und Heide in der Heimat unfrei gegenüberstanden. Das ist heute ebenso. Der chinesische Händler und Kuli im malaiischen Archipel, die indischen und javanischen Arbeiter in Suriname, die im Hereroland Verdienst suchenden Ovambo öffnen ihr Ohr leichter dem Evangelium als die daheim Bleibenden.²⁾ Das festste Band, das heidnische Religionen, animistische ebenso wie ostasiatische, um ihre Glieder schlingen, ist der Zwang der ererbten Sitte, die das Individuum entzieht. Diese Fessel, die Furcht vor der in Afrika und Indien noch mehr terrorisierenden Sitte als in Europa, fällt im Ausland ab; Blick und Wille werden freier. So war der Diasporajude liberaler, toleranter, freier von Vorurteilen. Der Römer, der Griech, der Asiate schlepppte

1) Carey war 7 Jahre in Indien, ehe er den Erstling tauften konnte. Judson brachte 6 Jahre zu, bis der erste Burmane Christ wurde. Morrison landete 1807 in Canton, 1814 taufte er den ersten Chinesen. Marsden arbeitete 17 Jahre in Neuseeland, bis er einen Bekirten hatte. Die Telugu-Mission der amerikanischen Baptisten hatte 30 Jahre lang so geringen Erfolg, daß man daran dachte, sie aufzuheben. Vieles, was in der apostolischen Zeit an günstigen Vorbereitungen vorhanden war, fehlt heute. Die Missionare haben das langsame Tempo meist vorausgesehen. Als Judson 3 Jahre in Rangun war, schrieb er: „Wenn man fragt, welchen Erfolg ich unter den Eingeborenen habe, so sagt den Leuten, sie sollten nach Tahiti sehen, wo die Missionare 20 Jahre arbeiteten, und ohne den geringsten Erfolg, wo sie von der heidnischen Welt verachtet wurden, und man sich des Namens Tahiti in der Mission zu schämen begann; oder lasß sie nach Bengalen bliden, wo Dr. Thomas 17 Jahre gearbeitet hat, ehe der erste Konvertit getauft wurde. Wenn erst die ersten Bekirten da sind, dann wird es vorangehen; aber es braucht viel längere Zeit, als ich bisher gehabt habe, um den ersten Eindruck auf ein heidnisches Volk zu machen.“ (Martin, Apostolic and Modern Missions, S. 227)

2) Auf der japanischen Insel Hokkaido, deren Bevölkerung zum großen Teil aus Einwanderern von anderen Inseln besteht, ist die christliche Arbeit erfolgreicher als anderswo (W. M. C. IV., S. 87).

manche Fessel in die Kolonien nicht mit (die Thyatirerin Lydia, Sergius Paulus). Durchweg wurde Pauli Botschaft in den Synagogen von den „gottesfürchtigen“ Männern und Frauen freudig aufgenommen; gewöhnlich war es erst der Neid der Juden auf den wachsenden Einfluß des Wanderlehrers, der zu Widerspruch und Verfolgung trieb.

Es fällt beim Lesen der Apostelgeschichte auf, daß Paulus bei nahe an jedem Ort seiner Wirksamkeit, nachdem er kaum eingezogen war, einige empfängliche Seelen entdeckte, denen Gott, ehe noch viel von Unterricht und Predigt die Rede sein konnte, „das Herz aufstat“. Diese schnell gewonnenen Erstlinge bildeten den Kern der Gemeinde, um den sich in natürlichem Wachstum eine gläubige Schar kristallisierte. Obgleich die heutige Heidenmission in weniger vorbereiteten Gebieten arbeitet, erfährt sie doch ähnliche Spuren göttlicher Vorarbeit. Gott gibt den Missionaren wohl auf allen Gebieten, wo Neuland umgebrochen wird, einige, den anderen weit vorauf eilende Erstlinge.¹⁾ Oft sind diese Männer in ihrer Weise Gottsucher gewesen, deren geistlicher Hunger in der öden Religion der Väter keine Befriedigung fand; manchmal sind es aber auch Leute, die zunächst auf eine mehr äußerliche Weise mit dem Christentum in Berührung kamen und dann überraschend schnell sich dessen

1) Belege dazu Lebenkräfte, S. 195ff.; vergl. A. M. Z. 1911, Beibl. S. 57ff. „Fast überall findet man (in Indien) stillere empfängliche Kreise. Diese aufzusuchen und zu pflegen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Mission. Ich glaube nicht, daß es richtig ist, unter allen Umständen und um jeden Preis das Evangelium unterschiedslos an die Massen zu bringen“ (Stosch, A. M. Z. 1896, S. 394). — Miss. Allegret vom französischen Kongo kleidet diese Erfahrung in folgende Worte: „Ich bin Zeuge von mancher Bekhrung gewesen, auf die ein vollkommen neues Leben gefolgt ist; aber was mich am meisten wundernahm, war doch, daß ich manchmal zu Leuten gekommen bin, die auf mich gewartet zu haben schienen, und die für die Aufnahme der Botschaft des Evangeliums vorbereitet waren. Einst tauchte eine Schar Eingeborener nach einem langen Marsch aus einem großen Walde auf und näherte sich dem Ufer, wo wir uns befanden. Sie erzählten, daß sie sich aufgemacht hätten, um zu erfahren, ob man zu Gott käme, wenn man der Sonne nachginge; und sie meinten, es sei ganz natürlich, daß Gott sie zu uns geführt habe und so ihr unbewußtes Gebet erfülle“ (Mott, Entscheidungsstunde, S. 159). Wer denkt dabei nicht an die Weisen aus dem Morgenlande?

Gaben und Kräfte aneigneten. Zu dieser letzteren Klasse haben wir wohl den Kerkermeister zu Philiippi zu rechnen, der kaum zu den Gottsuchern gehört hat, aber durch das sein ganzes Gefühlsleben aufwühlende Erlebnis jener Nacht dermaßen erschüttert wurde, daß ihm blitzzartig der Blick nicht nur für die Absonderlichkeit seiner Gefangenen geöffnet wurde, sondern auch für die eigene Erbärmlichkeit und Erlösungsbedürftigkeit. Es ist psychologisch durchaus begreiflich, daß bei solcher Gelegenheit das halb verschüttete religiöse Leben des Unterbewußtseins an die Oberfläche kommt, wie man bei Leuten, die plötzlich in Lebensgefahr geraten, beobachtet hat.

Paulus hat wie sein Meister Jesus die Welt als Ziel der Erüberung im Auge (Röm. 11, 12, 15; 1. Tim. 2, 4, 6), unter allen Heiden soll der Gehorsam des Glaubens aufgerichtet werden (Röm. 1, 5; 16, 26); er weiß, daß sich Jesu alle Kniee beugen und alle ihn als den Herrn bekennen werden (Phil. 2, 10 f.). Aber in seiner Verkündigung wendet er sich wie Jesus an einzelne Seelen. Die Versuchung lag damals, wo religiöse Fragen im Vordergrund des Interesses standen, nahe genug, in die Breite zu arbeiten. Wuchtiger Redner und Dialettkifer, wie er war, hätte der Apostel gewiß reichen Beifall geerntet, wenn er nur nicht gerade das Kreuz Christi predigte, sondern das Herausgriff, worin das verfeinerte Fühlen der Gebildeten ihm Recht gegeben hätte. Aber er verschmähte die Massensuggestion. Sie ist immer eine zweischneidige Waffe, auf religiösem Gebiet aber Gift. Da es sich in der Mission um die Zurückführung der einzelnen Seele zu ihrem Gott handelt, führt ein anderer Weg als der der scheinbar kleinlichen Beeinflussung von Person zu Person nicht zum Ziele. Der Apostel Jesu Christi darf es nicht auf Massenbewegungen anlegen, er widmet einzelnen Menschenseelen seine Kraft und Zeit.¹⁾ Die Machthaber, die Männer von Bildung und

1) Kähler sagt vom Menschensohn: „Sein Weg zum Universalismus geht durch den Individualismus, sein Weg zur Menschheit durch jeden Menschen.“ „Er war nie in großen Geschäften, sondern in unermüdlichem, treuem Kleinbetrieb; und mir wenigstens tritt seine königliche Erhabenheit fast am meisten heraus, wenn ich sehe, wie er diesem Kleinbetriebe, mit der Unendlichkeit seiner Ansprüche, der Enge seines Inhalts nach Menschenurteil und dem Übermaß des darin sich darstellenden Jammers gewachsen bleibt, ohne Zerrissenheit, ohne Kleinlichkeit, ohne Kleinmut.“ „Wir meinen, der Weg zu den Menschen gehe

Besitz merkten nichts davon, wie der unscheinbare Missionar geräuschlos Lebenskeime in die Herzen legte, hier einen und dort einen. Säarbeit vollzieht sich still, Niederreissen geräuschvoll. Die Kräfte, die die heidnischen Völker umnaturen, werden nicht in erster Linie durch die unter sie geworfenen christlichen Ideen und Ideale vermittelt, sondern durch die göttliches Leben in sich tragenden Personen. Die mittelalterliche Mission hatte es, sehr zum Schaden der Gemeinden, auf Massenübertritte abgesehen, um erst das Volk als Ganzes im Gehege der christlichen Kirche zu haben; die persönliche Bearbeitung folgte dann später. Die neuere Mission ist, ehe jemand Theorien ausbaute, und ohne daß man Erfahrungen verwerten konnte, von Gott geleitet den richtigen Weg gegangen, indem sie, allerdings zunächst ohne die Weite des paulinischen Blickes und Glaubens, aus der verlorenen Heidenwelt einzelne Seelen zu retten sich vorsetzte. Schließlich führte dieser Weg, was man gar nicht erstrebt hatte, überall langsam zur Gewinnung größerer Gruppen, Stämme und Völker. Die kleine Zahl der real Befehrten ist es, die einer die Massen ergreifenden Bewegung Rückgrat und gesunde Entwicklung verleiht. Ein christianisiertes Volk ohne das Knochengerüst einer Schar solcher, die, durch Christi Geist wiedergeboren, Christi Lebenskräfte verkörpern, wäre ein tönerner Skoß.

Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die Mission in Wort und Schrift auch auf weitere Volkskreise einwirken soll. Seitdem die Buchdruckerkunst erfunden und die Presse eine Weltmacht geworden ist, darf der Diener Jesu, wenn er als Salz wirken will, an diesen Mitteln nicht vorbeigehen. Die Renaissance, welche heute die Völker Ostasiens sturmartig ergreift, erheischt gebieterisch, daß dort der Blick weiter Kreise auf die heilsamen Kräfte des Evangeliums gelenkt werde, und daß man dazu in Presse, Vorträgen, Parlament die öffentliche Meinung bearbeitet, um so mehr, als die Gegner des Christentums sich dieser Mittel ausgiebig bedienen. Durch Be-

durch die Menschheit. Dem ersten Heidenboten geht wie seinem Meister der Weg zur Menschheit durch die Menschen, durch die einzelnen.“ „So weit der Blick — im Kleinbetrieb des Dienens an den einzelnen wird die große Sache Gottes durchgesetzt“ (Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit, A. M. B. 1893, S. 164. 174).

einflussung weiterer Kreise ist immerhin erreicht worden, daß die Gedanken christlicher Humanität und Nächstenliebe in Indien Boden gewinnen, daß die Witwenverbrennung, die Unterdrückung der Frau von vielen heidnischen Hindu heute abgelehnt wird, daß China energisch das Verbot des Opiumhandels durchführt. Durch Erschütterung der allmächtigen Volksitte wird dem Individuum, besonders unter Völkern, wo Bruch mit der Tradition das schwerste Verbrechen ist, der Weg zu Christus erleichtert. Aber der Täuschung darf man sich nicht hingeben, als ob Beeinflussung der breiten Öffentlichkeit ein geeignetes Mittel sei, den Menschen persönliche Buße und Entscheidung zu erleichtern oder gar abzunehmen. Paulus hatte es mit Menschen zu tun, in denen das Verständnis für die Persönlichkeit dank der langen Kulturarbeit von Hellas und Rom vorhanden war, wo man es gelernt hatte, den von vielen Seiten angebotenen Religionen gegenüber mit eigenem Urteil auszuwählen. Hingegen hat die moderne Mission allermeist Völker vor sich, bei denen in Sachen der Sitte und Religion das Individuum Möglichkeit und Notwendigkeit eigener Entscheidung nicht kennt. Der Gedanke an einen Religionswechsel wird als Pietätlosigkeit, als Sünde an Volk und Ahnen empfunden. So nicht nur bei eigentlich animistischen Völkern, sondern bis zu einem gewissen Grade auch in China, Japan, Indien. Da ist für den Einzelnen der Bruch mit dem Erbten eine Riesenleistung, wobei die Unterminderung der Tradition durch peripherische Kräfte des Christentums vorbereitenden Wert gewinnen kann. Die modernen Kulturideen durchfliegen heute die Welt und rütteln an den Ahnenschreinen Chinas, an den Buddhastatuen Ceylons, an den Schorden Tibets, an den Tempeln Indiens, an den Zauberhütten Afrikas. Das gehört zur göttlichen Wegbahnung, an welcher Wissenschaft und Technik, Politik und Handel, Zeitgeist und Modernismus Lastträgerdienste leisten müssen. Freilich nicht unbedenkliche, denn die Zersetzung der väterlichen Religion ohne persönlichen Anschluß an den Weltheiland kann eine weitgehende Religionslosigkeit zur Folge haben, die für Gottes Botschaft verstöckt. Der königliche Dienst der Mission inmitten dieser Gärung ist die Gewinnung der einzelnen Menschenseele, deren unendlichen Wert vor Gott trotz Stoß und

Plato, trotz Kultur und Wissenschaft nur das Christentum kennt. Die persönliche Bitte: laßt euch versöhnen mit Gott, kann nicht an Massen adressiert werden, sie gilt der einzelnen irrenden Seele, der liebevoll nachzugehen, des Menschensohnes Aufgabe war und ist. Der Jünger, der darin größer sein wollte als der Meister, würde nur unendlich kleiner. Jede dem Heiland zugeführte Seele wird zu einem lodernden Feuer, das weitere Feuer entzünden muß, sie wird zu einer, wenn auch schwachen Abspiegelung des Gottessohnes, die weiter wirkt. Ein befehrter Zauberer bedeutet für die Missionierung eines Stammes mehr als ein christianisiertes Dorf. Eine von Christo ergriffene, durch ihn umgestaltete Person wirkt tiefer als eine christliche Idee.

Der Weg wäre ja auch denkbar, daß die Mission, angesichts der alle umklammernden Macht der volkslichen Sitte sich das Ziel setzte, zunächst diese Sitte durch breitere Arbeit zu erschüttern, indem sie Bildung und Aufklärung unter das Volk bringt und so erreicht, daß die alten Irrtümer und Roheiten abgetan werden und der Weg für christliche Gedanken und Kräfte frei wird. Bis heute hat diese Methode, die Ursache und Wirkung vertauscht, keine befriedigenden Resultate gezeitigt. Wo das Heidentum erschüttert und seine Macht schließlich auch in weiteren Kreisen immerlich gebrochen ist, da geschah es, nachdem Christus in einzelnen Herzen gesiegt hatte. Von Jesus angezogen und befreit, konnten sie Furcht, Abergläuben, Unsittlichkeit abwerfen und Anderen zum gleichen Erlebnis helfen. So erweiterte sich durch persönliche Wirkung der Kreis der Christusjünger. Die kleine Schar wurde Licht und Salz des Volkes und gab dem Heidentum den Todesstoß. Es muß eben Kerze an Kerze entzündet werden: Paulus an Jesus, Timotheus, Lydia, der Stockmeister und viele andere an Paulus, und an diesen wieder weitere. Das ist die wahre apostolische Sukzession.

Paulus bedurfte einer mehr als gewöhnlichen Elastizität und Anpassungsgabe, um den verschiedenen Objekten seiner missionsmäßigen Tätigkeit gerecht zu werden. Weise und Unweise, Hohe und Niedere, Juden und Heiden lagen ihm an, von denen jeder in seiner Weise verstanden und behandelt sein wollte. Sein Ziel, alle zu gewinnen, nötigt ihn zu steter Selbstverleugnung. Er spricht

seinen Grundsatz klar aus: „Wiewohl ich frei bin, habe ich mich jedermann zum Knechte gemacht. Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne; denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden, auf daß ich die, die ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache“ (1. Kor. 9, 19 ff.). Sich den Juden als Jude geben war ihm, der so hoch hielt von den Vorzügen Israels (Rörm. 9, 4 f.) und stolz war auf seine jüdische Herkunft (Phil. 3, 5 f.), natürlich. Wenn er in seinem Entgegenkommen hier und da für unser Empfinden etwas weit geht, wenn er durch Beschneidung des Timotheus, durch den Kompro miß in Jerusalem, durch Übernahme eines Gelübdes und der entsprechenden Zeremonien sich in Widerspruch zu setzen scheint mit der von ihm energisch betonten Freiheit vom Gesetz, so läßt sich solche Ironie nur begreifen aus dem doppelten Bestreben, einmal auf alle Fälle die nichtchristliche Welt zu gewinnen, und dann Verbindung mit der jerusalemischen Gemeinde zu halten. Man möchte ihm das Wort unterlegen: Wenn ich die besten Prinzipien hätte, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.

Missionare, die sich ehrlich mühen, sich auf den Standpunkt des missionierten Volkes zu stellen, ahnen ein wenig davon, was es den Juden Paulus gekostet haben mag, die nationale und religiöse Sonderart des Israeliten zu überwinden, dem Heiden unbefangen gegenüberzutreten, sich in seine Seele zu versetzen und das Evangelium von Jesus von nichtjüdischem Gesichtswinkel aus zu begreifen. Das vermochte er nur als ein von Christus Befreiter, der es vom Meister lernte, sich allen Menschen verständnisvoll anzupassen, ohne doch Menschenknecht zu werden. Es gehörte für den früheren Pharisäer strengster Observanz harte Selbstzucht dazu, um zu den korinthischen Sklaven, den asiatischen Kleinstädtern, den römischen Handwerkern, den griechischen Weisen Brücken zu schlagen. Gewiß finden wir in seinen Briefen manche rabbinisch anmutenden Deduktionen (Gal. 3, 16; 4, 22 ff.; 1. Kor. 10, 4); doch sind das nur verhältnismäßig wenige Stellen, wo Paulus seinen judaistischen Gegnern

mit den ihnen geläufigen Waffen begegnet.¹⁾ Im Ganzen tritt das jüdische Colorit zurück. Es ist groß an des Heidenapostels Schriften, daß er, der Jüdenchrist, vom Standpunkt des Nichtjüden aus Gabe und Person Jesu in die Beleuchtung des Weltheilandes rückt. Das war eine bedeutsame Leistung, deren Wert nicht dadurch gemindert wird, daß seine Sprechweise jüdische Klangfarbe hat. Wie sehr ihm das Ablegen des Judentums gelungen ist, beweist der Einfluß, den seine Briefe auf die sich reformierenden heidenchristlichen Kirchen Europas geübt haben. Ähnliche Bestrebungen heutiger Heidenmissionare rücken uns die Schwierigkeit näher und helfen, für die Beurteilung der bedeutenden Kraftleistung, die nötig ist, wenn man Eigenes fremdem Geistesleben übermitteln will, einen Standpunkt gewinnen, der die Linien nicht in täuschender perspektivischer Verkürzung zeigt.

Je kraftvoller das Heidentum dem Missionar entgegentritt, je tiefer die durch Rasse, Kultur, Moral, Sitte, Intellekt gegrabene Klust ist, um so schwieriger die Akkommmodation. Außerliche Anpassung in Kleidung und Lebensführung berührt nur die Oberfläche. Wenn ein Chinamissionar Zopf und chinesische Kleider trägt, wenn ein Hindumissionar sich mit der Brahmanenschnur schmückt,²⁾ wenn der christliche Sendbote in Afrika in einem Pontoč wohnt und, um in seiner Lebensweise dem Volke ganz nahe zu kommen, etwa gar in übertriebener Konsequenz ein inländisches Weib heiratet,³⁾ so werden mit den vertauschten Formen die inneren Differenzen nicht überbrückt. Das Trennende liegt tiefer. Die Glieder fremder Na-

1) Aber selbst hier „gibt die jüdische Allegorese, die sonst so oft den Kleinmeistern die Krüden lehrt, dem religiösen Genius die Fittiche zum Auffahren wie ein Adler“ (Deismann, Paulus, S. 73).

2) Das klassische Beispiel für außerlich verstandene Anpassung und die darin liegende Gefahr ist der Jesuit Robert de Nobili. Um den Hindu ein Hindu zu werden, trat er als Brahmane auf, kleidete sich in das gelbe Büßergewand, wurde Vegetarier, trug die ein wenig abgeänderte Brahmanenschnur, malte sich das Kastenzeichen an die Stirn, ließ die Kastengesetze auch für sich und für seine Christen gelten und pries den Hindu die Bibel als das vierte Bedenbuch an. Die Handhabung solcher Grundsätze war ohne innere Unwahrheit nicht durchzuführen und ist von katholischen Geschichtsforschern selbst verurteilt worden (G. Warncke, Prot. Beleuchtung, S. 392f.).

3) Das ist tatsächlich früher hier und da in bester Absicht geschehen.

tionen sind einsichtig genug, an solcher Maskeade des Fremdlinges keinen Gefallen zu finden. Er verliert damit viel von der Überlegenheit seiner Rasse, die doch, wie die Dinge heute liegen, nach Gottes Ordnung seiner Wirksamkeit förderlich werden soll.

Wertvoller ist es, sich den Sitten des betreffenden Volkes, seinen Begriffen von Höflichkeit und Anstand anzupassen, um nicht Anstoß zu erregen. Jedes Volk der Erde, auch das tieftstehende, hat Verkehrsformen und Anstandsregeln, die der Fremdling beobachten muß, wenn er sich nicht den Weg verbauen will. Den übertrieben höflichen Chinesen gegenüber muß der Missionar sich der dort üblichen Formen der Höflichkeit bedienen. Dem Hindu gilt das Essen von Fleisch für so widerwärtig, daß ihm das sonst ansprechende Gleichnis vom verlorenen Sohn ungenießbar wird, weil am Schlusse von einem gemästeten Kalb die Rede ist.¹⁾ Sollte es da nicht ratsam sein, daß Missionarsleute in Indien sich im Genuß von Fleisch Reserve auferlegen?²⁾ Wenn der Christ mit höherer Einsicht und innerer Freiheit, um nicht zurückzustoßen, etwas an sich Erlaubtes drangibt, dann wird er den Schwachen ein Schwacher. Unpassung erfordert Selbstverleugnung von dem Höherstehenden. Auf übelriechenden chinesischen Dschunken in drangvoll fürchterlicher Enge reisen, mit Schwarzen unter Umständen auf einer schmutzigen Matte schlafen, mit Indianern aus einer Pfeife rauchen, dem Graduierten wie ein chinesischer Gentleman begegnen, dem philosophischen Hindu durch Vertrautheit mit seiner heiligen Literatur näher kommen, im Verkehr mit dem Orientalen vergessen, daß Zeit Geld ist, stundenlang zuhören, ohne ungeduldig zu werden, auch wenn das Gespräch wenig fördert, das ist etwas von der Kleinkunst der Anpassung, ohne welche der Evangelist nicht als

1) W. M. C. IV. S. 163.

2) Manche Missionare empfehlen es. Wenn Christen Kuhfleisch essen, erregt das bei vielen Hindu physischen Ekel. Auch Mohammedanermisionare dürften lieber auf den Genuß von Schweinefleisch verzichten. Manches Vorurteil würde bei solcher Rücksichtnahme beseitigt. Vielleicht darf man hier an das Abkommen in Jerusalem denken, wo den Heidentchristen empfohlen wurde, sich des Genusses vom Esstüden und vom Blut zu enthalten, weil die Brüder aus den Juden sich davor ekelten und diese Rücksichtnahme der gegenseitigen Annäherung zugute kommen sollte.

Freund aufgenommen und mit Vertrauen geehrt wird. So kleinlich, kindisch, töricht uns die Bedürfnisse, Sorgen und Anliegen der Eingeborenen oft erscheinen mögen, wir müssen lernen, sie mit aufs Herz nehmen. So allein finden wir den Weg zu ihrem Herzen.¹⁾

Man denke sich diesen nicht geistvollen und nicht großzügigen Teil der missionarischen Arbeit nicht leicht. Völlig wird die Anpassung einem Missionar anderer Nationalität schon darum nie gelingen, weil er nicht Kind in diesem Volke war. Aber auf dieser wie auf aller Selbstverleugnung liegt ein Gottesseggen. Es ist der Ruhmesstitel der Missionare, daß sie mit den unter die Räder der Kultur geratenen Herero fühlen, sich liebevoll in die Seele eines vergewaltigten Kongonegers hineindenken, selbst auf die Gefahr hin, von der öffentlichen Meinung der Heimat verlästert zu werden. Ehe der Sendbote die Einfältigen in eine neue Welt erheben kann, muß er zu ihnen hinabsteigen, muß Verständnis gewinnen für das, was den Animisten bewegt und was ihm den Weg ins Heiligtum verbaut, für den Lebensüberdruß des Hindu, für den Stolz des Chinesen auf seinen Konfuzius, den des Japaners auf seine Nation, für die Liebe des Nomaden zum Herumschwirren.

Die hier liegenden Schwierigkeiten bewältigt kein Missionar vollständig; er bleibt immer Glied seines Volkes; es bedarf künstlicher Abstraktion, um sich in anderes Leben zu versetzen. Auch Paulus konnte dem richtig erkannten Prinzip nur in gewissen Grenzen nachkommen. Aber er hat getan, was er konnte. Er begegnete jedem in seiner Weise; den Weisen wußte er in ihren Gedankengängen zu

1) Von Zeißberger wird berichtet, daß er es verstanden habe, um an die Indianer mit der Heilsbotschaft heranzukommen, den Froesen ein Froese und den Delaware ein Delaware zu werden. Man nahm ihn in den Stamm auf unter dem Namen Ganosseracheri. Er lernte, die Flinten, die Axt, das Ruder und das Netz zu gebrauchen wie die Söhne des Urwalds. Er kannte ihre Gebräuche, hatte ihre eigentümliche Redeweise, auch ihre Schweigsamkeit und Geduldshamkeit angenommen. Er plagte sich mit ihnen beim Baumfällen, bei der Jagd im Walde, bei der Arbeit auf den Feldern. So gewann er ihr Vertrauen (A. M. Z. 1900, Beibl. S. 26). — Ähnliches wird von Hans Egede berichtet. Obgleich die Eskimohütten von Schmutz starnten und von üblem Geruch erfüllt waren, lernte er es, unter ihnen wie ein Eskimo zu leben. Dies war der einzige Weg, wie er das Herz der überaus misstrauischen Bevölkerung gewinnen konnte (A. M. Z. 1900, Beibl. S. 41). — Herrvorragende Anpassungsgabe wurde dem japanischen Missionar G. Verbeck nachgerühmt (A. M. Z. 1901, S. 571).

folgen und sie zu überbieten; denn bis heute haben die „Weisen“ seine wenigen Briefe noch nicht ausgeschöpft; in die Seele der Schwachen versetzte er sich hinein, die Sorgen der Armen teilte er, der selbst ums tägliche Brot hart arbeitete, Leidende vermochte er kräftig zu trösten als einer, der täglich den Kelch des Leidens trank; Königen begegnete er mit königlichem Freimut; ängstliche Gemüter nahm er zartfühlend in Schutz. Wie schwer muß das Eingehen auf kleinliche Geister mit wenig entwickeltem Geistesleben dem genialen Denker mit dem weltumspannenden Willen geworden sein (1. Kor. 3, 1 ff.)! Die großen Führer der Menschheit, die Aristokraten des Geistes, weisen es sonst von sich, zum profanum vulgus sich herabzulassen. Die Kraft, die den Apostel befähigte, sein Genie täglich in den Tod zu geben, schöpfe er aus der gehorsamen Nachfolge seines Herrn und aus der an Jesus entzündeten Liebe (2. Kor. 5, 14).

„Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden.“ Das heißt für uns: das wohlige Kleid der Sonderkirche ausziehen, den Heiden gegenüber den Rock des Anglikaners, Presbyterianers, des deutschen Lutheraners, des amerikanischen Independenten dahintenlassen. Die im Laufe der Jahrhunderte entstandenen volklichen und konfessionellen Gewandungen des Christentums sind geschichtlich berechtigt und auf dem eigenen Boden wertvoll. Aber der Missionar hat wohl zu überlegen, wie weit er die ihm vertrauten Formen den Heidentümern als Zuchtfürbuden darf. Gewiß soll jeder Missionar ein dankbarer Sohn seiner Kirche sein, der lutherischen oder reformierten oder methodistischen. Aber er wird, auch wenn ihm eine reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes lieb geworden ist, darauf verzichten, falls seine Umgebung in Gefahr ist, das Wesen der christlichen Gottesanbetung mit der Form zu verwechseln. Es leuchtet uns Deutschen ein, daß englische Missionare den Hindu und Zulukäffern nicht die anglikanischen Kirchen- und Gottesdienstformen zu bringen haben. Aber auch die deutschen sind nicht ohne weiteres übertragbar für Afrika und Asien. Wir wollen den Heiden Jesum den Erlöser bringen. Was an der Botschaft wesentlich ist, wird anziehen und kraftvoll wirken. Alles gutgemeinte Beiwerk deutscher, englischer, amerikanischer Färbung wird sich als Heu, Stroh, Stoppeln erweisen und vergehen.

2. Die Botschaft an die Heiden.

Als Paulus vor Damaskus Jesus als den erhöhten Herrn und den Vermittler göttlicher Gnade erlebte,¹⁾ wurde diese Doppel-erfahrung Mittelpunkt seines Denkens und damit seiner Botschaft: In Jesus Gott, in Jesus die Gnade Gottes. Sein Christuserlebnis wurde seine Predigt. Als bald in Damaskus predigte er Christum in der Synagoge, daß er Gottes Sohn sei (Act. 9, 20). Wenn er zu Juden sprach, brauchte er nur das eigene Erlebnis zu bezeugen: Jesus, der schmählich Gekreuzigte und von Gott Auferweckte, ist der Messias, des wir warten (Act. 9, 22; 13, 23 ff.; 17, 3). Jeder Jude, der sich zu Jesus bekehrte, mußte sein Erlebnis dahin zusammenfassen: Ich habe den Messias gefunden (Joh. 1, 45; 4, 29). Jesus enthüllte sich ihm als der, in dem sich alle alttestamentlichen Verheißungen und Erwartungen erfüllten (Act. 28, 23). Wir wissen nur von einer Predigt Pauli an Juden, der in Antiochia (Act. 13, 16 ff.), die in Schriftbeweis, Zeugnis von Jesu, dem durch die Auferstehung von Gott als Messias legitimierten (cf. Röm. 1, 4), und Ankündigung des Weges, wie man durch ihn gerecht wird (Act. 13, 39), dieselben Wege einschlägt wie die petrinischen Reden vor Juden. Es ist die Botschaft von der Erfüllung der israelitischen Hoffnung.

Diesen Boden mußte der Heidenmissionar verlassen. Die israelitische Messiaserwartung und die Frage nach der vor Gott geltenden Gerechtigkeit war den Heiden fremd; das nötigte, die in Christo erschienene Gabe Gottes in ihrer Bedeutung für alle Menschen zu erfassen. Die Apostelgeschichte überliefert nur zwei Heidenpredigten, deren eine (14, 15—17) den Namen kaum verdient, da sie nur eine temperamentvolle, kurze Abwehr abergläubischer

1) „Laß abwaschen deine Sünden und rufe an den Namen des Herrn“ (Act. 22, 16).

Mißverständnisse ist. Vielleicht geben die drei Verse nur das Thema, das Paulus weiter ausgeführt hat, wenn die Aufregung der Menge es zuließ. Paulus hätte kein Missionar sein müssen, wenn er die Gelegenheit, seine Nügel tief einzuschlagen, in Lystra nicht ausgenützt hätte. Was er dort andeutet, ist die Botschaft von dem lebendigen Gott, seinen Werken, seinem Walten in der Welt, seiner bisher verkannten Güte, also Hinweis auf die Bezeugung Gottes in Natur und Menschenleben und Betonung des wahren, lebendigen Gottes gegenüber den falschen Göttern. Es fehlt bei dem abrupten Charakter dieser Protestrede der Hinweis auf Jesum den Retter.

Eine ausführliche Heidenpredigt haben wir in der *Areopagrede*. Ist sie ein getreues Spiegelbild paulinischer Redeweise vor Heiden, oder freie Konstruktion des Referenten, wie sie das Altertum liebte? Die heutige Heidenmission, die oft in ähnlichen Situationen ihren Wert abzumessen Gelegenheit hat, denkt durchweg sehr hoch von ihr; sie hat an ihr ein unübertreffliches Muster der Predigt vor Heiden, denen die Botschaft neu ist. „Hat der Apostel jemals Weisheit bewiesen, den Inhalt seiner Predigt dem Charakter seiner Zuhörer gemäß zu gestalten, so ist das in Athen augensfällig geschehen. Es ist einfach unerfindbar, mit welcher anderen Materie er die Aufmerksamkeit seiner flatterhaften Zuhörer gewinnen, fesseln und einnehmen, wenn auch geringen, so doch bleibenden Eindruck auf ihre seichte Naturart hätte machen können. Wenn sein Ausspruch über sich und seine apostolische Amtsführung irgendwo und irgendwann wahr war, so war er in Athen unbestreitbar wahr: Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne; den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache.“¹⁾ Wer diesen Gedankengang erfunden hätte, müßte jedenfalls selbst ein erprobter Heidenmissionar gewesen sein. Die ebenso spannende wie gewinnende Auftäufung, die Botschaft vom Schöpfergott, der ein lebendiger, handelnder, die Geschichte der Völker regierender ist, den zu suchen die tiefste Wurzel der Religiosität im Heidentum ausmacht, das Zitat aus Aratus, der zarte Hinweis auf die Absurdität des Götzendienstes, der Aus-

1) A. M. B. 1899, Beibl. S. 4f. (Prof. English).

blick auf das Weltgericht, dem die Darbietung der gottgewirkten Errettung in Christo vorangeht — das sind die großen Daten der Botschaft an die Heiden, wie sie die erfahrensten Missionare anhingen lassen, wenn sie den Weg zu den Gewissen der Heiden suchen. Jeder angeschlagene Ton eine Kapitelüberschrift missionarischer Homiletik: Anknüpfung, Appell an das Gottesbewußtsein, der Schöpfergott und seine Größe, das Suchen und Sehnen des Heidentums nach Gott, der falsche Gottesdienst, der Weg zu Gott, Gericht, Rettung durch Jesus, den von Gott legitimierten.¹⁾ Wer als Missionar die einzelnen Momente dieser Rede vor Heiden durchprobiert, wird finden, daß sie alle ziehen. Der Missionar in China braucht nur statt des Zitates von Aratus eins von Konfuzius zu sezen, vielleicht mit der Anerkennung: wie euer großer Konfuzius gesagt hat, und er hat an dieser Rede die eindrucksvollste Heidenpredigt für Chinesen.

Man hört die Behauptung: die Rede in Athen sei ein Mißerfolg Pauli gewesen und als solcher von ihm peinlich empfunden. Leider wissen wir nicht, wie Paulus sonst vor rein heidnischem Publikum zu reden pflegte. In Athen fehlte ihm der Hintergrund der Judenschule mit ihren vorbereiteten Gottsprechern; seine Zuhörer erwarteten nicht Antwort auf brennende Fragen ihrer Seele, sie waren selbstzufriedene, von müßiger Neugier gefüllte Skeptiker. Missionare, die vor einem geistig, aber nicht geistlich interessierten Publikum reden, etwa vor Brahmanen Indiens oder vor gelehrten Mohammedanern, wissen, daß hier auch Engelszungen kein Echo der Seele wecken; sie haben schon Grund, dankbar zu sein, wenn ihr Wort ernsten Widerspruch herauslockt, denn dann hat es eingeschlagen.²⁾

1) Deizmann schreibt unter dem Eindruck, den die populär hellenistische religiöse Welt in ihren neu entdeckten Reliquien auf ihn machte: „Ich fand, daß das größte Missionsdokument des Neuen Testaments, die Paulusrede auf dem Areopag in Athen, darauf berechnet, dem großstädtischen Heidentum der Mittelmeervelt das Charakteristische der neuen Religion in knappster Form vorzuführen, dieselben Dinge für charakteristisch gehalten hat, die uns durch die Hilfe der neueren Entdeckungen auch als solche erscheinen. Daß die Rede kein Stenogramm ist, ist ebenso wahrscheinlich, wie sie sicher paulinischen Geist offenbart und ein geradezu welthistorisches Manifest der Geschichte der Religionen und der Religion ist“ (Licht vom Osten, S. 292f.).

2) Das ist immer erwünschter, als wenn der Hörer entgegnet: „Was du sagst, ist sehr gut“ — und geht gleichgültig davon.

Um Spott fehlt es dem Herold Jesu in Indien und China, auch bei einfachen Völkern, so wenig wie dem Paulus in Athen. Man hat aber den Grund davon in dem den Hörern absurd klingenden Inhalt der Predigt zu suchen. Damals ärgerte man sich an der Botschaft von der Auferstehung der Toten; genau so wie heute auf vielen Missionsgebieten, wo nichts den Spott und Widerspruch so herausfordert wie die Kunde von der Auferstehung.¹⁾ Gerade die Botschaft von der Auferstehung der Toten aber war es, worüber den Athenern der Geduldssaden beim Zuhören riß; und gerade in dieser Verkündigung konnte Paulus seine Predigtweise nie revidieren. Auch ist nicht zu vergessen, daß Paulus durch den Widerspruch der Hörer verhindert wurde, seine Rede zu Ende zu bringen, gerade als er anfing, von Jesus zu zeugen. Wenn aber trotzdem einige zum Glauben kamen („etliche Männer“, darunter Dionyius und Damaris, „und andere mit ihnen“), so würde heute jeder Heidenmissionar mit einer solchen Wirkung einmaliger Verkündigung sehr zufrieden sein. Was sollen die Arbeiter sagen, die zehn und mehr Jahre predigen, ohne eine Frucht zu sehen? Ist deswegen ihre Predigtweise falsch?

Von seiner darauf folgenden Wirksamkeit in Korinth sagt der Apostel: „Da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit zu euch, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten“ (1. Kor. 2, 1 f.).²⁾ Man hat diese Worte so verstanden, als bedeuteten sie nach dem Fiasko in Athen einen wohlgedachten Umchwung in seiner Predigtweise. Aber „hohe Worte oder hohe Weisheit“ hat er doch wirklich in Athen nicht geredet. Der Mann, der den Römer- und Epheserbrief schrieb, der für Jahrhunderte der Theologie die Wege wies,

1) Vergl. Lebenskräfte, S. 330ff.

2) Paulus denkt hierbei nicht an seine etwa anders geartete Botschaft in Athen, sondern an die Überhöhung der Sophia, die ihm in Griechenland und neuerdings auch in der korinthischen Gemeinde anmaßend entgegnetrat. Unter Sophia versteht Paulus etwas ganz anderes, als was er in Athen entwickelte.

hätte den Professoren Athens andere Nüsse zu knacken geben können.¹⁾ In Korinth konnte er ohne lange Vorbereitung und Einleitung auf den Gekreuzigten zu reden kommen, weil er dort eine Synagoge mit den üblichen „gottesfürchtigen“ Hörern fand, die vorbereitet waren (Act. 18, 4). Hier wie dort verkündete Paulus das einfache Evangelium entsprechend der Fassungskraft der Hörer. Aber was umschließt das „einfache Evangelium“ für den Anhänger einer heidnischen Religion, der noch nichts von seinen Elementen weiß! Wenn man ihm Christum den Gekreuzigten ohne „hohe Worte“, ohne „hohe Weisheit“ vormalen will, so muß er erst für vieles Auge und Ohr gewinnen, ehe sein Herz die zentrale, für den Vorbereiteten einfache Kunde erfaßt. Missionar Haigh (Indien) sagt über das „einfache“ Evangelium: „Es gibt Leute, die uns nicht ohne einen Anflug leisen Tadels sagen, es sei unsere Pflicht, den Hindu das einfache Evangelium zu bringen, und uns sogar zu verstehen geben, daß das Volk sich massenweise bekehren würde, wenn wir uns damit begnügen würden. Was ist denn nun aber das einfache Evangelium? Doch gewiß die Botschaft von einem persönlichen Gott. Sobald Sie dies aber sagen, greifen Sie die Philosophie der Hindu an. Es ist doch sicherlich die Verkündigung, daß der Mensch sich seiner selbst bewußt ist, d. h. die Verkündigung von der Wirklichkeit des menschlichen Selbstbewußtseins; mit dieser Behauptung gehen Sie aber geradenwegs gegen das Wesen des Pantheismus an. Es ist doch ohne Zweifel das Evangelium von einem heiligen Gott; sagen Sie das jedoch, so rennen Sie mit dem Kopfe gegen ein Heer von mythologischen Lehren und Begriffen an. Ferner ist es doch gewiß eine

1) In der Rede in Athen entwickelt Paulus keine Weisheitslehre. Er führt den Hörern zu Gemüt, daß ihre vermeintliche Weisheit Lügen gestraft werde, was durch die paar Lichtstrahlen einiger ihrer Dichter nicht gehindert wird; nun aber wolle Gott die Geschichtsperiode der Weltweisheit übersehen, und nun handle es sich darum, den Sinn gründlich zu ändern. Das ist etwas ganz anderes als Darbietung höherer Weisheit. Tatsächlich kam seine Rede seinen Hörern auch nicht als solche vor. Selbst wenn der Ausgang seiner Rede Paulus zu erneuter Selbstprüfung veranlaßte, so hat er doch an dem Inhalt jener Rede nichts zu ändern gebraucht; denn immer ist Christus der Gekreuzigte ihr Zentrum (Wohlenberg, Das Heidentum nach der Beurteilung des Paulus, Neue Kirchliche Zeitschrift. XXIII. Jahrg. Heft 3. S. 234).

Botschaft von der Verantwortlichkeit des Menschen und der Vergebung der Sünden; verkündigen Sie dies aber, so richten Sie erst recht große Verwirrung an. Das einfache Evangelium! Jawohl, alle diese Elemente begreift das einfache Evangelium in sich. Jedes andere Evangelium wäre ein abgeschwächtes Evangelium und würde gar nichts bei den Hindu bezwecken.“¹⁾

Die Erfahrungen der Missionare zeigen, wie der Prediger vor Heiden sorgfältig vorbereitend zu Werke gehen muß. Es gilt, den Boden zu finden, worauf man weiterbauen kann, diejenigen Elemente der Botschaft herauszuheben, die einen Widerhall im heidnischen Herzen wecken. Das sind vielleicht nicht gleich die zentralsten. Sündenvergebung wird zumeist anfänglich nicht begehrt und nicht begriffen. Denn Sünde als die den Menschen von Gott trennende Macht kennt z. B. der Animist Afrikas und Indonesiens nicht, und der heilige Gott ist seinem Empfinden fremd. Hier ist die Predigt vom lebendigen, nahen, allmächtigen Gott von grundlegender Bedeutung. Der Hindu spricht viel von Erlösung, die ihm das begehrenswerteste Gut ist; aber dieser Begriff hat nichts zu tun mit dem, was das Evangelium der verirrten Menschenseele anbietet, denn der Hindu versteht darunter Freiwerden vom persönlichen Leben. Dem Missionar erscheint die feinsinnige Art, wie Paulus die Griechen auf Jesus hinführt, vorbildlich. Die Botschaft von Christi Erlösungstat am Kreuz muß erst unterbaut werden mit elementarer Verkündigung des lebendigen, allmächtigen Gottes.²⁾ Wenn Paulus vor den Heiden Athens ohne weiteres seine Verkündigung mit Christo dem Gefreuzigten, dem großen Welträtsel,

1) A. M. B. 1896, S. 390.

2) Lebenskräfte, S. 235 ff. Es ist lehrreich, wie schon die mittelalterliche Kirche das gewußt hat. Ludwig der Fromme gibt dem Bischof Ebo von Rheims für seine Predigt unter den Dänen Anweisungen mit: Er solle ausgehen von der Schöpfung, dann den Sündenfall und endlich die Erlösung behandeln und denen den Himmel verheißen, die Gottes Gebote erfüllen und sich taufen lassen wollten. Darauf solle er hinweisen auf die Schande, die es für einen vernünftigen Menschen sei, Gözen zu dienen, die weder helfen noch schaden könnten. Die schlichte Erzählung der biblischen Geschichte erwies sich als das beste Mittel zur Verkündigung an die Heiden (Konen, Die Heidenpredigt in der Germanenbekehrung, S. 25).

begonnen hätte, statt auf ihn hinzuführen, so wäre das nicht göttliche, sondern menschliche Torheit gewesen, das sicherste Mittel, um den Zugang zu ihren Herzen zu verbauen. Als weiser Missionar konnte Paulus kaum anders reden, als er es getan hat: zeugen von dem lebendigen, wahren Gott und dann die Sündung seines Sohnes, des Heilandes, andeuten. Was Paulus gebildeten Hörern, denen konzentriertes Denken nichts Fremdes war, im Rahmen einer Rede zumutbar konnte, wird vor weniger denkgeübtem Publikum auf längeren Zeitraum verteilt werden müssen. Des Paulus Weise hat etwas Typisches; er faßt zusammen, was wir auseinanderzulegen gezwungen sind.

Es sei gestattet, eine moderne Heidenpredigt wiederzugeben, die in der Weise, wie sie sich an die Areopagrede anlehnt und sie zugleich ins Afrikanische überträgt, die lebensvolle Wahrheit der paulinischen Predigt erweist. Missionar Johanssen predigte den Heiden in Ruanda folgendermaßen: „Ich sing an, ihnen von der Offenbarung Gottes zu berichten, die uns zuteil geworden, und um derentwillen wir unsere Heimat verlassen hätten, um sie den Bewohnern dieser Länder zu bringen. Auch sie wüßten von Zimana, dem Schöpfer, aber da sie ihn nicht mit den Augen sähen noch mit den Ohren seine Stimme hörten und von ihm fern seien, brächten sie ihre Opfer den Geistern der Verstorbenen. Gott zürne darüber, daß die Ehre, die ihm gebühre, ihm vorenthalten werde, da er doch der König der Welt sei. Gott sähe, wie die Menschen so vieles täten, was ihn betrübe, daß sie seinen Willen nicht kennnten. Aber er sähe auch zugleich, wie sie verlorenen Schafen glichen, die den Weg nach Hause nicht finden könnten, und wie sie sich nicht zu retten wüßten, wie ein Schaf, das verloren, sich nicht vor der Hähne in der Nacht zu retten vermöge. Darum habe er seinen Sohn gesandt, damit dieser wie ein Hirte uns zu ihm zurückführe, die wir den Weg nicht wüßten. Aus Liebe zu uns sei Gottes Sohn Mensch geworden, Jesus sei sein Name. Als er die Menschen zu Gott habe zurückführen wollen wie ein Hirt das verlorene Schaf, hätten die einen sich willig führen lassen, die anderen hätten nichts von ihm wissen wollen, hätten ihn verspottet, daß er nur ein Mensch sei, ihn geschlagen und ihn schließlich an einen Stamm genagelt. Aber der Sohn Gottes habe seine

Feinde geliebt und für sie seinen Vater um Erbarmen gebeten, weil sie nicht wußten, was sie taten. Er habe Gott sein eigenes Blut als Sühne für uns dargebracht, sowie ein Häuptling für seine Leute, wenn sie sich am König vergangen hätten, einräte und eine Sühne bringe. Diesen Jesum habe Gott am dritten Tage wieder aufgeweckt. Wer nun sein Dienstmännchen werden wolle, der werde nicht wie ein verlorenes Schaf verderben, sondern in Gottes Gehöft von Jesus gebracht werden und Leben göttlicher Art erhalten, aber seine Feinde würden in das Totenreich eingehen, einen Ort trauriger Art, wo sie für ihre Feindschaft ihren Lohn erhielten. Nun gelte es, sich zu entscheiden, ob jemand sich an Jesus anschließen, oder von ihm nichts wissen wolle.“¹⁾

Diese Ansprache ist ein anschaulicher Beleg dafür, wie vorbildlich und natürlich die Areopagrede ist, so wahr, daß, wenn sie in afrikanische Farben getaucht wird, die Linien der Zeichnung auch heute nicht verändert zu werden brauchen. Was an Pauli Heidenpredigt so sehr auffällt, daß manche sie nicht in Einklang mit seiner sonstigen Diction zu bringen wissen und dem Apostel daher eine radikale Umänderung seiner Predigtweise unterlegen, ist die Tatsache, die freilich bei einem gelernten Pharisäer ein Wunder göttlicher Neuschöpfung genannt werden muß, daß er, ohne dem Inhalt seiner Botschaft etwas abzubrechen, seine Stimme so zu wandeln weiß. Das aber ist die Kunst des Missionars, die eine frohe Botschaft mit den Farben auszumalen, die dem Gesichtskreise der Hörer entnommen sind. Wir geben noch ein Beispiel von Heidenpredigt, das vom Schema der Areopagrede freilich weit abweicht, in seiner Anpassungsfähigkeit aber eine Illustration davon gibt, wie der Missionar mit Paulus den Schwachen ein Schwacher, den Primitiven ein Primitiver werden kann. Die Predigt handelt vom barmherzigen Samariter und ist gehalten von Missionar Kruht in Celebes: „Ein Tokinadu²⁾ geht an den Strand, um Salz und andere Handelsartikel zu holen. Beladen mit Gütern wandert er zurück, fällt aber in die Hände von schlechten Menschen, die ihm sein Eigentum neh-

1) Johanssen, Ruanda, S. 176f.

2) Der Stamm der Tokinadu lebt seit alters mit dem Nachbarstamme der Toradja in Feindschaft und Krieg.

men und ihn halbtot schlagen. Nach einiger Zeit kommt ein anderer Tokinadu vorbei; er sieht den Unglücklichen liegen, denkt aber, wenn ich in seiner Nähe gefunden werde, hält man mich vielleicht für den Mörder, und eilt vorüber. Ein zweiter vorübergehender Tokinadu überlegt, daß es schon zu spät ist, um zu helfen, und eilt gleichfalls vorüber. Endlich kommt ein Toradja vorbei; dieser sieht den Tokinadu. Trotzdem er dem feindlichen Stämme angehört, erbarmt er sich seiner, holt Wasser, wäscht ihm seine Wunden, legt heilkräftige Kräuter darauf und trägt ihn auf dem Rücken in die nächste Wohnung. Dort bittet er um Hilfe, um den Elenden die steile Haustreppe hinaufzutragen. Als man aber hört, daß es ein Tokinadu ist, gibt man ihm den Rat, ihm lieber den Kopf abzuschlagen. Erst nach langem Verhandeln nimmt man beide in das Haus auf, wo der Toradja den armen Tokinadu weiter versorgt. Hier fällt die Zuhörerschaft dem Missionar ins Wort und erklärt energisch, die Geschichte sei nicht wahr, denn wenn wirklich ein Toradja einen schwerverwundeten Tokinadu fände, dann würde er sich freuen über die schöne Gelegenheit, einen Menschenkopf zu erhalten, der ihm und seiner Familie Lebenskräfte einbrächte, er würde ihn sicher getötet und ihm den Kopf abgeschnitten haben. Darauf sagt der Missionar, so sei es allerdings jetzt unter ihnen Sitte. In dem Lande, aus dem er selbst stamme, sei es früher ebenso, wenn nicht noch schlimmer, gegangen; man habe dort sogar Wein aus den Schädeln erschlagener Feinde getrunken, jetzt aber sei dort alles anders geworden, und in dem Buche des Missionars stehe geschrieben, daß einst auch bei ihnen Friede herrschen werde und Toradja und Tokinadu einander Barmherzigkeit erweisen würden. Da tut einer der Zuhörer den charakteristischen Ausspruch: „Ehe das geschehen könnte, müßten erst unsere Herzen geändert werden.“ Damit aber ist der Predigt des Evangeliums der Weg geebnet, nun kann der Missionar ihnen sagen von Christus, der durch seine Liebe die Herzen überwindet und umändert.¹⁾ Kommt der Heidenprediger zum Kern seiner Bot-

1) Zending in Ned. Indie, S. 17f. Noch ein Beispiel einer Heidenpredigt aus Ovamboland, welche weit ausholt, um zu Christus hinzuführen, und dieses Ziel nicht in einmaligem Anlauf erreicht. Lönjes, von den Ovambo befragt, was er eigentlich bei ihnen wolle, antwortete: Es war einmal ein Vater, der

ſchaft, dann erlebt er jedesmal dasselbe, was dem Paulus widerfuhr: Etliche hatten's ihren Spott; etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören.

Die Anknüpfung der paulinischen Rede an den Altar des unbekannten Gottes scheint sehr naheliegend. Es setzte aber ein feines Verständnis für das hinter dem groben Götzendienst sich verborgende tiefere religiöse Empfinden voraus, daß Paulus aus den zahlreichen Altären Aithens den einen herausfand und das Bekennnis, das er abzulegen hatte, vernahm. Dem Durchschnittsgriechen mag dieser Altar nichts Besonderes gesagt haben; man wollte dem Zorn oder Neid unbekannter Gottheiten zuvorkommen; aber der um die Seelen werbende Missionar hört auch die Untertöne heidnischer Religiosität und legt solchen Äußerungen mit gutem Recht prophetische Bedeutung bei. Die heidnischen Religionen erscheinen in bizarren, oft abstoßenden Formen. Welche sind wertlos? Welche sind Fähnlein über der Wasserwüste, die guten Ankergrund anzeigen? Die Anknüpfung kann ausgehen von gewissen Formen des Kultus und des nationalen Lebens oder von religiösen Bedürfnissen, die unter der Oberfläche liegen. Heidenchristliche Evangelisten betonen gern in ihren Ansprachen die irdischen Segnungen des Christentums für seine Bekänner. Gerade die Macht des Christengottes, wie sie sich in der Regeneration der äußeren Verhältnisse erweist, macht sichtlichen Eindruck auf viele

in seinem Hause zehn Söhne hatte. Sie fanden dort alles, was sie nötig hatten, und nichts fehlte ihnen. Trotzdem wollten eines Tages fünf der Söhne in die Fremde ziehen; alle Bitten und Warnungen halfen nichts, der Vater mußte sie ziehen lassen. Bei ihrem Weggang versprachen sie baldige Rückkehr. Lange Zeit verstrich; aber sie kamen nicht. Jeden Tag schaute der Vater aus, ob sie kommen möchten. Endlich wandte er sich an die zurückgebliebenen Söhne: Eure Brüder kehren nicht heim, geht doch hin, sucht sie und sagt ihnen, daß der Vater schon lange auf sie wartet! Wie jene zehn Söhne, so weilten auch die Menschen einst bei Gott. Aber euren Vorfahren gefiel das Leben in der Gemeinschaft mit Gott nicht, sie sind weit von ihm weggegangen. Jetzt schickt Gott seine Boten, die euch bitten sollen, nach Hause zurückzukehren. Weiter spricht er dann davon, daß die Heimkehrenden neuer Kleidung und gründlicher Reinigung bedürfen, und wie Gott das alles in seinem Sohne schenken wolle (Damboland, S. 274. Lehrreiche Heidenpredigten in Ev. M. M. 1893, S. 353ff.; Gutmann, A. M. 3. 1911, Beibl. S. 69ff.; Mededeelingen 50. 4, S. 367ff.; Johanssen, S. 137ff.).

Heiden.¹⁾ Faber sagt von den Chinesen: „Es gibt noch eine überaus frappante Weise, den Chinesen das Evangelium darzulegen, das ist der Hinweis auf die praktischen Resultate des Christentums im sozialen Leben der christlichen Völker im Vergleich mit den entsprechenden sozialen Zuständen in Heidenländern und besonders in China. Das Christentum besteht ja nicht in Dogmatik und Moral, nicht in Kultusformen und dergl., sondern in einem Leben, das aus Gott stammt und auf Gott hinzielt, das sich in mancherlei edlen Früchten göttlicher Liebe zu den Menschen bewährt. Die Chinesen haben viel mehr Sinn fürs Praktische als für irgendwelche dogmatische Auseinandersetzung; auch liegt den Chinesen eine soziale Betrachtung der Religion näher als ein Eingehen auf die kirchliche Entwicklung der Westländer. Ich habe deshalb den Versuch gemacht, auch von dieser Seite den Chinesen das Evangelium darzulegen.“²⁾ Brauchbare Anknüpfungen bietet die umgebende Natur und das eigenartige Volksleben;³⁾ ferner Sühnegebräuche,

1) Die batakischen Evangelisten gehen in ihren Ansprachen mit Vorliebe von diesen Gedanken aus; ebenso die in Celebes (Kruyt, Mededeelingen, 50, 4. S. 367). Schon in der mittelalterlichen Mission benutzte man gern dieses Motiv; man versuchte bei den Germanen, die heidnischen Götter als unfähig, Schutz und Segen zu gewähren, hinzustellen und dem gegenüber die Macht des Christengottes zu erweisen. Man sprach viel von zeitlichem Glück der Christen, von der Überlegenheit der christlichen Nationen und stellte sich damit auf den heidnischen Religionsbegriff. Tatsächlich brachte ja auch der Übertritt und Anschluß an die große christliche Gemeinschaft wesentliche Vorteile (Konen, S. 31 ff.).

2) A. M. 3. 1900, S. 153.

3) Ein Beispiel aus Afrika: Die geflügelten Termiten schwärmen nach dem warmen Vorregen in Millionen über das Land hin. Jedes Tierchen hat das Bestreben, seine zarten Flügel so schnell wie möglich von sich zu streifen. Ist dies nach langem Umsichschlagen geschehen, dann kriecht es als häßlicher Wurm zur Fortpflanzung in die Erde. Dieser Termitenflug erläutert trefflich den Zug der Seele, die alle Kräfte anwendet, um sich der Flügel zu entledigen, die ihr doch Gott gab, damit sie Höherem zustreben möge. — Das irdische Leben ist nicht wie ein Topf Bier, den euch Gott auf den Hof stellt zum Gelage, und dessen Hefe auf die Erde gegossen wird, sondern es ist eine gutgeschmiedete Aderhade, mit der ihr etwas erarbeiten sollt zum ewigen Leben. — Wenn früher der Kriegsruf durchs Land gellte, dann ergriff jeder schnell seinen Schild. Wenn etwa einer in der Eile den Rindenschild seines Knaben ergriffen hatte, dann kehrte er schleunigst um, um den harten Männer­schild zu holen. Nun ist die Furcht vor Gei-

Opfer, Gebete, Zitate.¹⁾ Paulus zitiert in Athen den eislichen Dichter Aratus. Es wäre übereilt, daraus und etwa noch aus Tit. 1, 12 (Epimenides) und 1. Kor. 15, 33 (Menander) einen Rückschluß zu machen auf ein intimes Vertrautsein mit griechischer Poesie und Philosophie. Dergleichen Zitate standen jedem Gebildeten zu Gebote, der mit dem Hellenismus in Berührung kam. Auch darf man ihre Wirkung nicht überschätzen.²⁾ Ihr Wert für die Heidenpredigt liegt darin, daß sie anknüpfen an die Vergangenheit eines Volkes, deren Ertrag die Gegenwart mit ihrer Weltanschauung ist. Chinesische Missionare erwähnen, wie sie stets die Aufmerksamkeit ihrer kritischen oder gleichgültigen Zuhörer gewinnen, wenn sie Sprüche des Konfuzius oder alter Weisheitsbücher mit ihrer Rede verslechten. Ähnlich ist es in Indien. Unter einfachen Völkern wirkt

stern wie der Spielschild der Kinder. Ihr solltet aber den rechten Schild ergreifen, das ist die Furcht vor Gott. Die Gottesfurcht ist der Männerbild. — Wer sich vor dem Häuptling fürchtet, der sichert sein Leben; wer sich aber vor allen Leuten fürchtet, wird verachtet (Gutmann, A. M. B. 1911, Beibl. S. 69ff.).

1) Zum Beispiel Johansen, Ruanda, S. 144ff.

2) „Das Studium der Missionare mag leicht in den Schriften der Heiden Klänge der Sehnsucht nach dem Christentum herausfinden. Aber in den allermeisten Fällen muß man die Worte umdeuten, um ihnen eine christliche Bedeutung zu geben. Ich habe nicht gefunden, daß solche Stellen aus heidnischen Schriftstellern für Heiden eine Beweiskraft in unserem Interesse haben. Man reißt die Worte aus dem Zusammenhang, hörte ich einen Heiden sagen, und gibt ihnen einen Sinn, den sie ursprünglich nicht haben. Durch solche Fälschung wird man uns nicht betrügen. Man sieht, wir haben Grund, vorsichtig zu sein mit der Anwendung der goldenen Stellen aus der heidnischen Literatur. Sie haben Beweiskraft nur für den, der schon überzeugt ist. Mit Christen mag man solche Stellen besprechen, und in christlichen Schulen mag man sie lehren; aber den Heiden gegenüber vermeidet man besser diesen Umweg, die Wahrheit ihnen nahezubringen. Es ist bezeichnend genug, daß Paulus die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen nirgends aus einem heidnischen Klassiker erweist. Die Mission hat die gratia praeveniens zu achten, wo sie wirklich vorhanden ist. Die heidnischen Begriffe, selbst wenn sie an die christlichen anklingen, haben einen wesentlich anderen Sinn und atmen einen wesentlich anderen Geist. So ist, um nur eins zu nennen, die oft in ergreifenden Läden erklingende Erlösungssehnsucht des Hindu nicht Sehnsucht nach dem Leben, sondern Sehnsucht nach dem Tode, steht also der zu Christo treibenden Sehnsucht diametral entgegen. Niemand ist vielleicht dem Reiche Gottes ferner als ein indischer Büßer“ (Stosch, A. M. B. 1896, S. 395f.).

das Zitieren alter Sprichwörter immer belebend. Mit Erfolg machen Missionare ein Wort des Konfuzius oder aus den Veden zum Ausgangspunkt ihrer Rede, indem sie sagen: Was jene suchten, das Ideal, das ihnen vorschwebte, bringen wir euch; Konfuzius hat Vorschriften gegeben, die wir rüchhaftlos billigen; wir möchten euch nun helfen, daß ihr dies Ideal erreicht. Jedemfalls empfiehlt das Zitieren der Klassiker, der Sprichwörter und Sagen den Missionar als einen Mann, der Respekt hat vor den Geistesähnchen seines Volkes.¹⁾ Paulus nennt den Epimenides einen „Propheten“ der Kreter, der nach Gottes Willen etwas Wahres sagen mußte. In manchem heidnischen gesprochenen oder geschriebenen Wort der Vorzeit liegt eine bis dahin ungeahnte, vom Missionar aber auszubeutende und auszudeutende Prophetie. Die Ostafrikaner haben ein Sprichwort: Gott ist der Hirte der Menschen, dessen prophetische Wahrheit erst die Christen verstehen. So ist es mit manchem heidnischen Sprichwort und Weisheitswort, dessen Erfüllung erst das Christentum bringt.

Innerlich berechtigter ist es, die neue Gabe anzugliedern an tiefere religiöse Bedürfnisse, die sich in alten Sagen,

1) An Sagen bei primitiven Völkern anzuknüpfen, kann empfehlenswert sein. Ein gutes, wenn auch etwas lächerliches Beispiel dafür Ev. Missionen, 1910, S. 156ff. Missionsarzt Dr. Chamberlain schreibt aus Telugu, wie es ihm gelungen ist, durch Zitate aus Veden und aus indischen Dichtern auch widerstreitende Brahmanen nicht nur zum Gehör der Heidentpredigt zu bringen, sondern auch geradezu für das Evangelium empfänglich zu machen (A. M. B. 1907, S. 558f.). Er sagte im Laufe seiner Rede: „Wir sind nicht gekommen, um eure Götter zu verspotten, sondern um euch das Endziel der höchsten Ideale eurer Vedas, eurer Könige, eurer Dichter zu verkündigen, die sich alle danach gesehnt haben, eine Gewissheit darüber zu erlangen, wie sie von ihren Sünden erlöst werden könnten, aber denen es noch nicht geoffenbart war. Wundert ihr euch, daß wir auch euch dieses Evangelium bringen, welches wir angenommen haben?“ (A. M. B. 1907, S. 560). Ein Brahmane mußte ihm zugeben: „Unser Religionsystem verträgt das grelle Licht nicht, welches ihr auf dasselbe fallen läßt.“ „Eure Religion scheint so rein, so gut, so heilig, sie appelliert an das Beste, das im Menschen ist, sie befriedigt die höchsten Bedürfnisse der Seele, so daß es scheint, wie ihr ja auch sagt, daß es der Fall ist, als müßte sie eine Offenbarung von einem Gott der Liebe und Reinheit sein, der in der Tat sucht, uns sündige Menschen glücklich und selig zu machen.“ (A. M. B. 1907, S. 563)

überlieferten Weissagungen,¹⁾ in besonderen Lehrrichtungen und nicht zum wenigsten in Sekten aufführen lassen. Sehr beachtenswert für den Missionar ist z. B. die indische Lehre von der Menschwerdung gewisser Gottheiten (Avatara). Freilich sind diese unterchristlich, wie man sich überzeugen kann, wenn man die Avatara des Krishna näher ansieht. Zumindest bezeugen sie das Verlangen des Herzens nach Offenbarung Gottes. Auch bekennt der Hindu, daß die von ihm gelehrtne neun Avatara der Vergangenheit mit Sünden behaftet waren, während die erwartete zehnte sündlos sein wird. Zur späteren Veranschaulichung der Menschwerdung Christi in der Gemeinde eignet sich diese indische Lehre indessen nicht, weil zu viel Schmutz damit verbunden ist.²⁾ Von Bedeutung für die christliche Anknüpfung ist in Indien die seltenerische Bhaktibewegung mit ihrer starken Betonung der Hingabe an Gott, „ein Versuch des Individuums, durch allen Ceremonialismus und Intellektualismus durchzubrechen und im Geist und in der Wahrheit anzubeten, ein Versuch, der den Weg für die wahre Offenbarung nur bereiten kann.“³⁾ Religiös wertvoll und zur Anknüpfung geeignet ist der Gedanke des Mokscha, der Erlösung. Das Evangelium als Botschaft von Mokscha, von der Erlösung durch Vereinigung mit Gott, dargestellt, gewinnt immer die Hörer.⁴⁾ In Japan bietet die Legende von Amida Buddha dem Prediger

1) Höchst eigenartig ist eine alte Weissagung unter den Karenen. Sie haben eine alte Tradition von der Schöpfung und vom Sündenfall. Ihre Propheten erzählten ihnen, daß sie in der alten Zeit ein Buch von Yuah (oder Ywah) gehabt hätten. Sie hätten aber seinen Rat verschmäht, und die Folge sei gewesen, daß das heilige Buch ihnen genommen worden sei. Nun aber sei eine Weissagung vorhanden, daß ein Befreier erscheinen werde, und zwar ein weißer Fremder aus dem Westen. Er werde auf weißen Schwingen kommen und der Träger des Buches sein, das sie einst besessen hätten. Als dann die Missionare auf einem Schiff mit weißen Segeln mit dem Buche kamen, glaubte man die Weissagung erfüllt, und in Scharen fielen die Karenen dem Christentum zu (Stewart, *Licht in der Finsternis*, S. 134; cf. *Lebensklt.*, S. 192).

2) A. M. B. 1906, S. 398.

3) W. M. C. IV. S. 159. 180. 183.

4) W. M. C. IV. S. 180. „Die wichtigste praeparatio evangelica im Hinduismus ist die Hindulehre von der Befreiung (mokscha, mukti); cf. Dilger, A. M. B. 1912, S. 145 ff.

einen brauchbaren Anhalt. Die Gottheit Amita¹⁾ ist aus Erbarmen Mensch geworden und tat nach einem der Askese gewidmeten Leben das Gelübde, nicht wieder in die Herrlichkeit einzugehen, ehe er den Menschen einen für sie gangbaren Weg zum Heil bereitet hätte. Er errichtete ein Paradies und bestimmte, daß der Glaube an ihn und sein Gelübde genügen solle, um den größten Sünder gerettet werden zu lassen.

In China gibt es buddhistische Sekten, besonders von der Lung-hwa-Gesellschaft, bei denen sich mehr Empfänglichkeit und Suchen nach Wahrheit und Lebensernst findet als sonst im chinesischen Volk. Wer in China in der trockenen Moral des Konfuzius keine Befriedigung findet, wendet sich dieser Sekte zu.²⁾ De Groot berichtet, daß die Anhänger der Sient'ien-Sekte eine ausgesprochene Sympathie für die christliche Lehre zeigten, und daß er bei nicht wenigen überraschende Bekanntschaft mit dem Evangelium angetroffen habe. Er ist überzeugt, daß die Missionare, wenn sie die Sekte zu ihrem Arbeitsfeld machen wollten, eine reiche Ernte einheimsen würden.³⁾ Viele Korrespondenten der Weltmissionskonferenz machen darauf aufmerksam, daß der Missionar gerade bei den Sekten einer heidnischen Religion diejenigen Züge finden wird, die höheres Sehnen und Unbefriedigtsein mit dem Traditionellen verraten.⁴⁾ So fehlt es nirgends im Heidentum an Haken, an die sich nach dem Vorbilde Pauli die christliche Verkündigung anhängen läßt.

Es fällt dem Missionar, der aus reicher Erfahrung die Brauchbarkeit des Gleichnisses für die Heidenpredigt kennt, auf, daß Paulus dieses Instrument nie spielt. Er spricht wohl in Bildern, aber er hat, soweit wir wissen, nie versucht, durch ein Gleichnis nach der Art der Parabeln Jesu seine Gedanken anschaulich zu machen. Das ist um so befremdender, als die Gleichnisse Jesu und auch gutgeprägte Parabeln der Missionare in aller Welt gern gehört und verstanden werden. Zur Erklärung dient teilweise, daß Paulus

1) „Der eine Buddha, ein Wesen von unendlichem Leben und Licht, ohne Anfang des Lebens oder Ende der Tugc“ (W. M. C. IV. S. 76f.).

2) Genähr, Gottsucher unter den Chinesen, A. M. 3. 1906, S. 38ff.

3) Ebenda, S. 129.

4) W. M. C. IV. S. 76. 93. 99. 124f.

es nicht mit Primitiven zu tun und meistens Stadtbewohner vor sich hatte, die den Vorgängen des Naturlebens ferner stehen. Auch war er zu sehr Dialektiker, um mit Erfolg den Weg der anschaulichen Parabel einzuschlagen zu können. Daher sind seine Briefe jungen Heidenchristen schwer verständlich, während die einfachen Reden Jesu mit ihrem plastischen Bilderreichtum auch den einfachsten Naturmenschen zu Herzen gehen. Es hat eben nie jemand so menschlich schlicht und allen fassbar geredet wie des Menschen Sohn.

Wie dachte der größte aller Missionare über das Heidentum? Mit einem lebenskräftigen, widerstandsfrohen Heidentum hat er wohl nie die Klinge gekreuzt. Wenn seine Natur sich einem ebenbürtigen Gegner entgegenstreckte, an dem altersschwachen Polytheismus der kosmopolitischen Epheser, Athener, Korinther, Römer fand er ihn nicht. Die heidnische Religiosität jener Zeit, soweit sie sich nicht mit ödem Traditionalismus zufrieden gab, suchte die man-gelnden eigenen Kräfte zu ersetzen durch Anleihen bei fremden Religionsformen, die durch Geheimnißkramerei, Mantik und Magie anzogen. Welch einen Kampf hätte es gegeben, wenn der gewaltigste aller Missionare dem ungebrochenen indischen Vedantismus oder dem konfuzianischen China den Fehdehandschuh hingeworfen hätte! Wie würde ein solcher Gegner ihn genötigt haben, den Edelstein der Gabe Christi nach allen Seiten hin blitzen zu lassen. Vielleicht hätte er in einem originalen Heidentum den Herzschlag der auf Gott hin geschaffenen Seele stärker pochen gehört, vielleicht von seinen gottfeindlichen Kräften einen erschütternden Eindruck erhalten. Vielleicht hätte er, geisterfüllt, wie er in intimem Verkehr mit seinem Herrn war, die Stellung der heidnischen Religionen in Gottes Weltplan in eine umfassendere Beleuchtung gerückt, als er es in der Theodizee des Römerbriefs konnte, wo nur die Sorge um sein verblendetes Volk ihn in den Strudel dieser Fragen warf. Das Heidentum, dem Paulus in den Arbeitervierteln der hellenistischen Städte begegnete, war ein vulgärer Polytheismus und Animismus. Es hat nicht den Anschein, als ob Paulus sich viel Mühe geben hätte, es gründlich zu studieren. Immerhin ist wahrscheinlich,

dass er es von seiner Vaterstadt her gekannt und mit den Augen des Arztes, der helfen will, scharf beobachtet hat.

Es ist ein Glaubensurteil, wenn der Apostel in seinen Heidenpredigten und in den ersten Kapiteln des Römerbriefs allen Menschen die Fähigkeit einer keimhaften Gotteserkenntnis zuschreibt, ein von Gott in die Menschenseele gelegtes Vermögen, die Existenz und Größe Gottes im Spiegel seiner Werke ahnend zu schauen und über Gut und Böse selbstständig zu urteilen. Die Heiden laden Schuld auf sich, indem sie dies Erbteil vergeuden. Gott hat dem Menschen ein inneres Organ gegeben, mit dem er Gott wahrnehmen kann. An dieses kann der Missionar mit Erfolg appellieren.¹⁾ In beiden Heidenpredigten wendet sich Paulus an das für die Wahrheit seiner Botschaft zeugende Gottesbewußtsein. Das war für ihn, der nur wenig von den Religionen der Völker wußte und auf seinen Reisen nicht gerade die edelsten Seiten der Menschen zu sehen bekam, ein kühner Glaube, nicht das Resultat wissenschaftlicher Beobachtungen: Alle Menschen tragen Kraft gottgeschenkter Anlage in sich die dunkle Sehnsucht nach Gott, von dem sie stammen, und, wenngleich in blässen Umrissen, jenseits der durch die Tätigkeit der Sinne erworbenen Vorstellungswelt, die Erinnerung an den Einen über allem erhabenen Gott, die durch keinen Gözen- und Kreaturdienst gänzlich zerstört werden kann, und damit auch noch einen Rest sittlichen Empfindens, ein Gewissen. Gibt die Wirklichkeit dieser Auffassung Pauli recht?

So viel lässt sich heute mit Sicherheit sagen, dass es kein religionsloses Volk auf der Erde gibt. Es ist je und je behauptet worden; aber bei näherem Zusehen hat sich immer herausgestellt, dass mangelhafte Kenntnis der Beobachter das voreilige Urteil verschuldete. Auch die armeligsten Stämme Australiens und Afrikas verehren Gottheiten. Man sieht mit Staunen, wie gerade bei den

1) „Der Apostel kann das fremde Bewußtsein selbst zum Zeugen rufen (in Röm. 1) für die Behauptung, dass die jetzige religiös-sittliche Verirrung nicht der Anfang gewesen sein kann. Gott gibt sein erhabenes Sein auch heute noch in seinen Werken den Menschen kund, und diese selbst müssen dem Boten Gottes auf seinen Appell hin Zeugnis geben, dass Gott ihnen in ihrer Anlage die Erkenntnis seiner Wahrheit möglich gemacht hat“ (Weber, Die Beziehungen von Röm. 1–3, S. 30).

kulturärmsten Völkern die Religion die bestimmende Macht des individuellen und sozialen Lebens ist.¹⁾ Niemand hat so tief ins Leben der Völker eingegriffen wie ihre religiösen Führer und Reformatoren. Es ist auffallend, daß nirgends das Heidentum zum Atheismus hingeführt hat, der doch viel bequemer gewesen wäre als das mühevolle, vergebliche Ringen mit dem religiösen Problem. Aber mehr noch. Wir kennen noch nicht die Religionen aller Völker der Erde, aber so weit sie eingehend studiert sind, läßt sich behaupten, daß neben oder über dem Animismus, Dämonismus, Polytheismus, Ahndienst oder Pantheismus die unklar empfundene, für das tägliche religiöse Leben und den Kult allerdings wenig bedeutende Idee eines Gottes oder einer Gottheit sich findet, der man Macht und Erhabenheit, auch Gerechtigkeit und oft Güte zuschreibt, an die der Missionar nie vergeblich anknüpft.²⁾ Der gründlichste Kenner

1) Vergl. H. Bischofer, Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern. — Paton sagt über primitive Völker: Wenn irgendwo, so hätte es auf diesen abgeschiedenen Inseln der Südsee ein Volk ohne Religion geben müssen; „aber im Gegenteil, sie sind mit Götzenbildern angefüllt. Den wahren Gott nicht kennend, suchen sie, im Finstern tappend, doch stets nach ihm. Sie sind nicht imstande, ohne irgendeine Art von Gott zu leben, und haben fast alles zum Gegenstand ihrer Verehrung gemacht: Bäume und Haine, Felsen und Steine, Quellen und Flüsse, Insekten und andere Tiere, Menschen, lebende und verstorbene, Haare und Nägel von Toten, die Vulkane, kurz, alle Wesen und alle Dinge sind von ihnen schon als Götter angerufen worden. Sicher ein vollgültiger Beweis dafür, daß auch die niedrigsten Völker den Drang haben, ein höheres oder mächtigeres Wesen, als sie selbst sind, zu verehren und sich auf dasselbe zu stützen. Unvollkommene Kenntnis der Sprache und Gebräuche mögen die frühesten Entdecker einzelner Völker zu dem Ausspruch geleitet haben, sie hätten keinerlei Verehrung, wenn sie keine Götzenbilder vorsanden; aber selbst wo diese nicht sind, finden sich geheimnisvolle Gebräuche und symbolische Handlungen, welche nur ihre Priester und ihre geweihten Männer verstehen“ (Paton, S. 61f.).

2) Der eingehende Beweis würde eine stattliche Monographie ausmachen. Zu dem Lebenskräfte S. 94ff. beigebrachten Material sei hier noch auf einiges hingewiesen. Die Zeugnisse vorurteilsloser Beobachter (nicht nur in der Missionsliteratur, die von den Vertretern anderer Anschauung gar zu leicht mit dem Vorwurf dogmatischer Besangenheit beiseite geschoben werden, ohne daß man ihr Material widerlegt) mehren sich. Die alten Chinesen hatten einen viel höheren Gottesbegriff, als sie ihn heute besitzen, sie glaubten an Schang ti, als den erhabenen Einen Gott, der die Welt mit Gerechtigkeit regiert (Ross, The original religion of China; cf. A. M. J. 1911, S. 393ff.; 1901, S. 209ff.; Ber. d. Rh.

eines afrikanischen Heidentums sagt von den Ewe, daß hinter den Zauber- und Seelenvorstellungen ein über allen thronender Gott Matwu gedacht wird, auf den man auch die höheren moralischen Begriffe zurückführt. „Gott will nicht haben, daß ein Bruder den andern betrügt, will nicht haben, daß der König unrecht richtet, oder daß jemand dem andern das Haus anzündet.“ „Der Gottesglaube, gleichviel welche Ausgestaltung er erfahren haben mag, gehört doch

M. 1910, Nr. 7. 8. 9. 11). — Über höhere Gottesvorstellungen der Australneger s. Strehlow, Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentralaustralien; P. W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee (mit sehr wertvollem Tatsachenmaterial, besonders S. 116ff.; 123ff.); der Schöpfergott der Obambo (Tönjes, Obamboland, S. 193; cf. A. M. B. 1910, S. 314); die oberste Gottheit am Kilimandscharo (Raum, Archiv f. Rel. Wiss. B. 14, H. 1 u. 2); bei den Wadschagga (Gutmann, Dichten und Denken der Dschagganeger, S. 180ff.); bei den Saramo („Wir haben es bei den Vorstellungen der Saramo über Mulungu trotz allen mit dem Ahnenkult zusammenhängenden Einschlags dennoch mit einer reineren, höheren Gottesvorstellung zu tun, als wie sie sich aus der gesamten sonstigen Vorstellungswelt der Saramo ergibt“ (Klamroth, Beitr. z. Verständnis der rel. Vorst. der Saramo, Zeitschr. f. Kol. Sprachen, B. I, H. 1 u. 3); die Gottesidee bei den Bewohnern der Adamanten (Schmidt, a. a. O. S. 130f.); bei den Bantu- und Westsudannegern (Ebenda, S. 135ff.); bei den Indianern (Ebenda, S. 142ff.). Die Ruandaleute erzählen, der oberste Gott Imana habe ursprünglich mit den Menschen in freundschaftlichem Verkehr gestanden, der aber jetzt zerstört sei; ferner glauben sie, Imana habe den Menschen ein immer sich erneuerndes Leben zugedacht, aber die Gabe an die Erfüllung des Gehorsams gegen seine Gebote geknüpft. Der Mensch hat das Gebot übertreten und sich darum um diesen Segen gebracht (Johansen, Ruanda, S. 140). Man sieht in Imana nicht eine unpersönliche, über Tod und Leben bestimmende Naturmacht, sondern die das Leben schenkende und lenkende Gottheit, die richterlich die Geschicke der Einzelnen bestimmt. Ihren Willen zu erkennen, ist der dunkle Trieb ihrer Religion, und ihre Gnade zu erfahren, das unbewußte Verlangen vieler religiöser Handlungen (Ebenda, S. 109; vergl. auch die sinnige Geschichte von der Frau, der Imana keine Kinder geben konnte, da sie nicht kinderlieb war, S. 108f.). Selbst die Buschmänner in Südwestafrika, die zu den armeligsten Erdenbewohnern gehören, sprechen von einem obersten Wesen Huwe, dem sie Schöpfung und Erhaltung aller Dinge zuschreiben, und das sie mit „Vater“ anrufen (Bredder, Grundriß einer Grammatik der Bushmannssprache vom Stämme der Ku-Buschmänner, Zeitschr. f. Kolonialsprachen, B. I, H. 1 u. 2). Ergreifend ist ihr einfaches Gebet: „Vater, ich komme zu dir. Ich flehe dich an, gib mir doch Nahrung und alle Dinge, damit ich lebe.“ Ein anderes in Krankheitsfällen: „Warum ist mein Sohn krank? Mache ihn doch wieder gesund, daß er lebe.“ cf. Schmidt, a. a. O. S. 132.

zu demjenigen geistlichen Besitzstande des Eweers, der die innerste und zentralste Stellung in seinem Gemüte einnimmt.“¹⁾ Die Zeugnisse, die für das Vorhandensein einer hohen Gottesvorstellung auf primitiver Stufe sprechen, sind so überführend, daß sie auch in den Reihen moderner Religionsforscher Beachtung finden. Andrew Lang, erst ein Anhänger der Theorie, daß Monotheismus überall aus den niederen animistischen Formen sich entwickelt habe, dann stützig gemacht durch Beobachtungen, besonders bei australischen Stämmen, wo er auf eine „Art Monotheismus“ stieß,²⁾ kam zu dem Schluß, daß neben den niederen Religionsformen höhere religiöse Begriffe schon in der Urzeit bestanden haben müssen, die später von der Mythologie heruntergezogen wurden. Wahrscheinlich sei sogar, daß die höheren Anschauungen die früheren gewesen seien. Er will zwar keine übernatürliche Offenbarung annehmen, sagt aber zu Röm. 1, 19 f.: „The hypothesis of St. Paul seems not the most unsatisfactory.“³⁾

Pauli Auffassung erklärt auch die auffallende Erscheinung, daß hin und her im Heidentum einzelne Männer und Frauen Gott in einer Weise gesucht haben, die nur begreiflich ist, wenn der Gottesgedanke in der Menschenbrust schlummert. Ist es doch nach des Apostels Äußerung Gottes Wille, daß jene mit dem Fünfchen von Licht, das in sie gelegt ist, „den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten.“ Von solchen Gott-

1) J. Spieth, Die Rel. der Eweer in Südtogo, S. 14. Ders., Die Ewesäume, S. 72. 414.

2) Ausführlich dargestellt bei Schmidt, a. a. O. S. 113ff.

3) Ebenda, S. 149f. Es ist interessant, zu beobachten, wie die Anhänger der Thylorschen animistischen Theorie sich diesem Geständnis gegenüber verhalten. E. Lehmann resumiert: „Diese unerwartete Theorie Langs ist mit gebührendem Misstrauen aufgenommen worden.“ Die einen halten die guten Götter für „Lehngötter“, oder man gibt zu, daß „vage und flüchtige Vorstellungen von etwas Höherem geherrscht haben mögen, deren moralischer Wert indessen nicht größer als der eines jeden anderen Glaubens gewesen.“ Oder man orakelt von einem „Theoplasma“, „einem unbestimmten Supranaturalen, das bald unter der Gestalt von Geistern, bald unter der von Göttern hervortritt“ (Die Orientalischen Religionen, Kultur der Gegenwart, die Anfänge der Rel. und die Rel. der primitiven Völker, S. 26f.). Wie viel natürlicher und in sich geschlossener ist dagegen des Apostels Ansicht!

suchern weiß schon das Alte und Neue Testament zu berichten. Auch die Blätter der neuen Geschichte erzählen von ihnen. Der bekannte Erstling der Westküste von Nias, Tetero, bezeugte von seiner Mutter: sie sei in der Zeit, als noch das Land im Banne finstersten Heidentums lag, ganz anders als ihre Umgebung und in ihrer Weise eine fromme Frau gewesen, die nie gelogen oder unrecht getan habe. In drückenden Lebenslagen habe sie oft ihre Zuflucht zu dem unbekannten großen Gott genommen. Sie habe sich dann in die Einsamkeit zurückgezogen und auf ihren Knieen liegend vor dem Gott, dem sich ihr Herz entgegenstreckte, ihren Kummer ausgeschüttet.¹⁾ Der Erstling der Barotse erzählte Coillard, daß er als Heide, von Furcht getrieben, oft in den Wald gelaufen sei und dort gebetet habe: „O du großer Gott, den ich nicht kenne, erbarme dich meiner!“²⁾ In Korea stieß man auf ergreifende Spuren heidnischer Sehnsucht nach Gott. Die Mutter des Regierungsstatthalters der Provinz Nord-Khung-Sang trug schon lange, bevor sie Christin wurde, ein Verlangen in sich nach der Hilfe des Vaters im Himmel. Als ihr Sohn nach Japan reiste, um daselbst seinen Studien obzuliegen, brach ihr beinahe das Herz ob ihren Sorgen und ihrem Trennungsschmerz, im Blick auf die Gefahren, die ihrem Sohne drohten. Sie berichtete nachher selbst: „Ich hatte die Gewohnheit, allein hinauszugehen unter den Sternenhimmel, und dort schrie ich zu Einem, der weit weg wohnt, dort inmitten der Sterne, zu Einem, groß genug, um auf meinen Sohn in weiter Ferne zu achten, zu Einem, gütig genug, um sich um das Gebet einer einsamen Mutter zu kümmern. Ich wußte nicht, wo er sei; ich wußte überhaupt nichts über ihn; ich wußte nur in meiner Betrübnis: es muß Einer sein — irgendwo — der helfen kann, und ich hoffte, daß er es tun würde.³⁾

1) Ber. d. Rh. M. 1912, S. 21f.

2) Schlunk, S. 161.

3) E. M. M. 1911, S. 149. Ein Beamter des Königs von Siam war eines Tages mit seiner Frau damit beschäftigt, die zerbrochenen Göthen des Hauses auszubessern. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß die menschliche Hand, die solche Dinge ververtigen könnte, doch größer sein müßte als die toten Göthen. Er vernichtete daraufhin die Göthen und sagte zu seiner Frau: „Es muß doch ein Wesen geben, das größer ist als der Mensch, das den Menschen, die Erde und die Gestirne geschaffen hat, dieses höchste Wesen wollen wir anbeten.“ So ging

Typisch für indische Gottsucher ist ein Bericht aus der Telugumission: Venkayya verlor seinen Glauben an die Götzen durch schwere Leiden in seiner Familie. Er verfaßte damals ein Gebet, das er zwei Jahre lang täglich sprach: „O Gott, lehre mich, wer du bist, zeige mir, wo du bist, und hilf mir, dich zu finden!“ Einige Zeit später ging er nach Bezwada hinunter, saß am Ufer des Flusses Krishna und sah, wie die Leute in dem heiligen Wasser badeten. Ein Hindu kam und fragte ihn, ob er auch baden wolle. Er erwiderte, daß er den Glauben an diese Dinge verloren habe und nach dem wahren Gott suche. Der Mann erzählte ihm, daß ein Sahib auf dem Berge wohne, der ihm alles sagen würde, was er zu wissen wünsche. Venkayya und einige seiner Gefährten gingen hin und fanden den Missionar, der ihnen die Geschichte von des Herrn Leben, Sterben und Auferstehung erzählte. Er erkannte bald den Gott, nach dem er gesucht hatte, ließ sich taufen und wurde ein treuer Evangelist.¹⁾

Die göttliche Anlage, die allen Menschen zuteil gewordene Offenbarung, haben die Heiden zwar nicht verloren, aber mißachtet und verschüttet. Nach Paulus ist die außerchristliche Völkergeschichte die Geschichte des Verfalls der Religion und damit der Sittlichkeit. Das Licht, das Gott in die Finsternis scheinen ließ, hat die Finsternis nicht begriffen (Joh. 3, 5); denn die Menschen liebten zu allen Zeiten die Finsternis mehr als Licht, aus sittlichen Gründen: denn ihre Werke waren böse (Joh. 3, 19). Sie wandten sich von Gott ab, obgleich sie genug von ihm wußten, um in Dankbarkeit und Gehorsam ihn zum Mittelpunkt ihres Lebens zu machen (Röm. 1, 21). Damit aber wurden ihre Gedanken und Spekulationen *μάταιοι*, nichtig, eitel, und ihr inneres Leben finster. Es ist der Mangel an Wahrheitsliebe, der sie herunterzieht. Es folgt nun ein rapider Verfall des religiösen Lebens, der durch die aufstrebende Kulturentwick-

denn das Ehepaar täglich dreimal in das leere Zimmer, wo die Götzen gestanden hatten, um vor dem unbekannten Gott niederzufallen und ihn zu suchen, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten. Als er später das Neue Testament bekam und eifrig darin forschte, las er auch die Predigt des Apostels Paulus in Athen, und als er da von dem unbekannten Gott, dem die Athener einen Altar errichteten, hörte, rief er aus: „Frau, wir haben diese dreißig Jahre in Athen gelebt.“

1) W. M. C. IV. S. 169 f. Ähnliches ereignete sich mehrmals im Telugulande.

lung nicht aufgehalten wird.¹⁾ Indem Geschöpfe über den Schöpfer gestellt werden, gelangte man bis zum Tiefpunkt der Kreaturvergötterung rohster Art. Darauf mußte die göttliche Gerechtigkeit reagieren. Die religiöse Verirrung war schon an sich schwere Strafe; aber Gott gab sie auch wachsender Unsitlichkeit anheim. Den Gottentfremdeten kommt das sittliche Urteil abhanden; die Götter, welche sie sich gemacht haben, sind keine sittlichen Autoritäten. Die moralischen Begriffe verwirren sich bis zu den widerlichsten Perversitäten, an denen die Götter teilhaben. Man kommt so weit, daß der Lügner, der Hurer, der Kannibale Anerkennung und Ehre genießt. So steht die gesamte nichtchristliche Welt unter dem Zorn Gottes (Eph. 2, 3; Kol. 3, 6). Paulus denkt sehr ernst über das Heidentum, er sieht darin das Bestreben der Menschheit, Gott aus dem Wege zu gehen, indem sie sich selbst Götter schafft, die ihr passen.

Nähtere Bekanntschaft mit dem Heidentum gibt der paulinischen Auffassung recht. Es hat etwas Erschütterndes, wenn man Menschen vor einem hölzernen oder steinernen Idol knien und Hilfe ersuchen sieht.²⁾ Es sind nicht nur die Schwarzen Afrikas oder die Polynesier, die sich rohe Göthenbilder mit häßlichen Attributen machen;

1) Von den Griechen sagt Holwerda: „Man nimmt vielfach an, daß der Mensch auf der niedrigsten Stufe religiöser Entwicklung keine anderen Götter als nur Dämonen gekannt habe. Es bleibe dahingestellt, ob dies richtig, ja sogar, ob es psychologisch möglich ist. Soviel ist wenigstens gewiß, daß bei den noch höchst primitiven religiösen Zuständen klarere und bestimmtere Vorstellungen von den Göttern neben jenen verworrenen des Dämonenglaubens stehen können“ (Chantepie de la Saussaye, Rel. Gesch. II, S. 264). „Nun waren Gefühle dieser Art (Ehrfurcht, Schauer) bei den Griechen in älterer Zeit gewiß lebhafter als später. Wir bemerkten schon mehrmals, daß sogar Fetischismus und Dämonismus mehr echten religiösen Gehalt hatten als viele der herrlichsten Gestalten des hellenischen Pantheon.“ „Das Konventionelle kam aber immer mehr zur Herrschaft.“ „Ästhetische Rücksichten treten ganz an die Stelle der religiösen“ (S. 326, 328).

2) „Ich werde nie den Stich vergessen, der mir damals durchs Herz ging — nicht in Japan, sondern im nördlichen Indien —, als ich zum erstenmal Menschen vor Göttern aus Holz und Stein liegen und beten sah. . . . Ich empfand im Namen der Menschheit eine Scham, die ich nicht auszusprechen vermag; und diese Scham war von einer Herzensangst, einer sonderbar drückenden Beklemmung darüber begleitet, daß die Finsternis auf dieser Erde wirklich noch so groß ist, daß Millionen das Geschöpf anstatt den Schöpfer anbeten können“ (Skougaard Petersen, Aus Japan, S. 158).

auch in Indien und Japan sieht der Reisende hoch und niedrig vor unzähligen häßlichen Bildern nieders fallen. Selbst der ursprünglich geistig gerichtete Buddhismus ist zum rohen Bilderdienst herabgesunken. Mag der indische Philosoph den Götzendienst als symbolische Handlung entschuldigen, er ergreift doch selbst beim Sterben den Schwanz der heiligen Kuh und reinigt seine Seele mit ihren Exkrementen. Was man in indischen Tempeln von widerlicher Tierverehrung sieht, ist lebendige Illustration zu Röm. 1, 23. Auch das aufgeklärte Japan huldigt rohem Götzendienst.¹⁾ In vielen Kulten wird die Zeugungskraft mit ihren Attributen statt des Allerschaffers verehrt. In solchem Dienst des Kreatürlichen macht das Heidentum die Religion zur grinsenden Fraze. Unweigerlich folgt dem religiösen Herab sinken der sittliche Verfall.²⁾ Reisende haben im flüchtigen Durchstreifen eines Landes an den pittoresken Ornamenten des heidnischen Kultus vielleicht naive Freude. Ihnen ent-

1) In dem berühmten Tempel der Kwannon in Tokio stehen in Reihe und Glied aufgestellt 1000 Götzenbilder, jedes 5 Fuß hoch, über und über vergoldet. Jedes hat angeblich 1000 Hände und 11 Gesichter. Mit den Bildern in den Hösen sollen 33333 Figuren vorhanden sein. Scharen von Menschen strömen aus und ein (Ev. Missionen, 1910, S. 119).

2) Ausgeführt Lebenkräfte S. 119; 129ff.; 87ff. Dilger macht auf eine Stelle des Mahabharata aufmerksam, in der von einem goldenen Zeitalter gesprochen wird, das ohne Sünde war und weder eines Herrschers noch eines Richters bedurfte. Die Stelle lautet:

„Die Leute damals allesamt beschirmten
sich gegenseitig nur durch ihre Tugend . . .
Bald wurden sie der Sache überdrüssig,
und es ergriff im Innern sie Zerstörung.
Als nun die Menschen, o gewaltiger Herrscher,
der finstern Macht erlagen, der Betörung,
ging durch Verdunkelung auch ihrer Einsicht
zugrunde ganz und gar derselben Tugend.
Als ihre Einsicht war zugrund gegangen,
die Menschen der Betörung Macht erlagen,
o Edelster der Bharata, da fielen
sie allesamt der Habgier Macht zur Beute.
Da fingen sie dann an, die Menschenkinder,
Antastung fremden Gutes zu verüben.
Und weiter auch, mein Fürst, fürwahr geschah es,
daß dann die böse Lust sich ihnen nahte.“

hüllt sich Glend und Schmuß jener Religionen nicht. Aber man höre die Männer, die in Jahrzehntelangem Zusammenleben mit den Heiden in die moralische Verkommenheit, in die Macht der Lüge, der Unkeuschheit, der Grausamkeit, der brutalen Selbstsucht hineingeschaut haben. Mögen die apostolischen „Lasterkataloge“ an jüdische Schemen sich anlehnen, sie enthalten bittere Wahrheit und bezeugen, wie peinlich das an Gottes Gesetz geschulte jüdische Gemüt die heidnische Verirrung empfand. Man muß die heidnischen Religionen nach ihren Früchten beurteilen. „Was hattet ihr zu der Zeit für Frucht? Welcher ihr euch jetzt schämt“ (Röm. 6, 21).¹⁾ Die Systeme mögen

Nachdem sie nun der bösen Lust verfallen,
erfaßte sie, was Leidenschaft genannt wird:
von Leidenschaft entbrannt sie ganz vergessen,
Yudhishthira, was recht sei und was unrecht.
Nichts mied man mehr, ob's auch Blutschande wäre,
ob es zu nennen war, ob nicht zu nennen,
ob es zu essen war, ob nicht zu essen,
Yudhishthira, ob's böse oder gut war.
Als nun die Welt aus Rand und Band gegangen,
da ging die heilige Weisheit auch verloren:
Mit dem Verlust der heil'gen Weisheit, König,
ging auch die Tugend ganz und gar zugrunde."

Der Verfasser denkt also an ein inneres Gesetz, die Tugend, die aber verloren ging. „Man wurde des paradiesischen Zustandes überdrüssig. Mit dem Überdruß kam die Betörung; die Vernunft verdunkelte sich; die Tugend, die innere Herrschaft des Gesetzes ging zugrunde; die Gier nach Besitz und Reichtum nahm überhand, man vergriff sich an fremdem Eigentum; wie ein böser Dämon ergriff die böse Lust und Leidenschaft Besitz vom Menschen, man vergaß alle Unterschiede von Recht und Unrecht, Gut und Böse, Scham und Schamlosigkeit. Mit dem Überhandnehmen der Sünde ging die heilige Weisheit — christlich ausgedrückt: die Erkenntnis Gottes — verloren. Und dieser religiöse Verlust hatte wieder sittliche Einbuße zur Folge, den Untergang aller Tugend, das völlige sittliche Verderben. . . . Ohne Tugend, ohne sittliche Rechtschaffenheit und heiligen Wandel kann keine Gotteserkenntnis bestehen; und ohne Gotteserkenntnis gibt es keine wahre Sittlichkeit.“ (Dilger, Erlösung, S. 274f.)

1) Ein junger Schambala sagte zu seinem Missionar: „Du hast mir von der Liebe Jesu erzählt, der gestorben ist für die Sünder. Das sagst du, weil du dich kennst. Wenn du mein Leben kennst, wie ich im Schmutz der häßlichsten Sünde gewandelt bin, mein ganzes Leben lang, würdest du dann noch sagen, daß Jesus mich liebt und auch meine Sünde wegnehmen kann?“ (G. M. M. 1912, S. 395.)

interessant sein, man mag auch einzelne schöne Blüten finden; aber die Früchte für Volk, Familie und Individuum sind bitter. Man denke nur, wie bei den allermeisten Völkern der Erde die Frau mißachtet und mißhandelt wird, wie die Ehe darniederliegt,¹⁾ wie nirgend das Kind zu seinem Rechte kommt; man denke an die Mißachtung des Menschenlebens, die Sklaverei, das Fehlen des Humanitätsgedankens in der gesamten vom Christentum unberührten Welt.²⁾

1) Auch in Japan entspricht die Stellung der Frau nicht den Erwartungen, die man an das hochentwickelte Volk stellen sollte. Die Tugend der Keuschheit gibt es nur für die Frau, während sich sieben Gründe finden, um derentwillen der Mann seiner Frau die Scheidung oder Entlassung befehlen kann. Heute wird in Japan ein Drittel aller Ehen wieder geschieden (A. M. J. 1906, S. 372).

2) Wenn man den „voreingenommenen“ Missionaren nicht glaubt, so höre man das Urteil einer vorurteilsfreien Weltreisenden, Frau Isabella Bird Bishop: „Mir scheint, es hat bei uns eine farb- und charakterlose Ansicht vom Heidentum sich festzusehen angefangen, eine Ansicht namentlich vom asiatischen Heidentum, vom Buddhismus, vom Hinduismus und vom Islam, eine Ansicht, die der schauerlichen Wirklichkeit auch entfernt nicht gerecht wird. Auf meinen Reisen in Asien aber habe ich oft denken müssen: Man sollte in Europa doch mehr von diesen Dingen wissen; sonst stellt man sich das Heidentum viel zu unschuldig vor. Wo man hinholt: Sünde und Schande, ja Vergötterung und Anbetung von Dingen, die schändlich auch nur zu sagen sind! Und bei den Mohammedanern ist's nicht besser. Wo der Islam herrscht, da herrscht auch tiefe sittliche Entartung, ganz besonders in Persien. Man macht sich keinen Begriff von der raffinierten Sinnlichkeit und der moralischen Fäulnis in diesen Ländern. Auch der Buddhismus und die Buddhisten sind nicht anders. Bei all diesen Völkern findet man kaum eine Macht, kaum eine Bestrebung, die auf Sittentreinheit und Gerechtigkeit abzielt. Da gibt es keine öffentliche Meinung, die das Laster geißelt wie bei uns, keinen Kampf gegen Missbräuche und Gemeinheit; nichts als hie und da ein einzelnes Gewissen, das sich des Bösen schämt und nach Gott fragt; alles eine Masse des Verderbens, ein tiefer Sumpf, aus dem keiner sich selbst herausarbeiten kann; und über dem allen der Fürst der Finsternis, der Mörder von Anfang, der seine Freude hat an den Ketten der Lüge und des Lasters, mit denen er zwei Drittel der ganzen Menschheit gefangen hält! Von dem furchtbaren Fluch des Heidentums wird insbesondere auch das weibliche Geschlecht betroffen. Davon kann ich Zeugnis ablegen. Ich habe in indischen Senanas und in mohammedanischen Harem gelebt und bin Augenzeugin gewesen von dem täglichen Tun und Nichtstun der armen Gefangenen, die in diesen Kerken ihr elendes Dasein fristen. O, wie abgestumpft, wie verklüppelt sind alle ihre geistigen Fähigkeiten! So eine Frau von zwanzig oder dreißig Jahren ist meist noch so unverständlich, so unentwickelt in geistiger Beziehung wie ein achtjähriges Kind, während die Leiden-

Nur in einem Punkte findet die paulinische Charakteristik nicht allgemeine Bestätigung. Röm. 1, 26 f. nennt der Apostel als Merkmal heidnischer Unsitthlichkeit die *perversen Verirrungen auf sexuellem Gebiet*. Solche finden sich nicht allgemein im Heidentum, sondern meistens nur bei Völkern, die an Kulturübersättigung leiden, im antiken und modernen Heidentum sowohl wie auch innerhalb einer sich vom Christentum emanzipierenden Hochkultur. Die Unsitthlichkeit bei den meisten heidnischen Völkern bleibt immerhin innerhalb dessen, was natürlich ist. Daz aber gerade auf den Gipfeln verfeinerter Kultur der Mensch zu den Reizmitteln unmährlicher Laster greift, daß solche widerliche Obszönität damals wie heute höheren Entwicklungsstadien vorbehalten ist, beweist, wie wenig kultureller Fortschritt sittliche und religiöse Vertiefung bedingt oder begünstigt.

Die Menschheitsgeschichte weist zwei divergierende Linien auf: die Eroberung der Erde, die Erkenntnis und Indienststellung ihrer Kräfte schreitet stetig vorwärts, damit auch die Intelligenz und das Behagen an den der Natur abgerungenen Gütern. Das religiöse Leben der Menschheit aber, soweit es auf Einsicht und Kraft der Menschen allein gestellt ist, verzehrt das empfangene Kapital,

ſchaften, und gerade die schlimmsten, in ganz erschrecklicher Weise entwickelt sind, namentlich Eifersucht, Neid, Haß, Hinterlist, Unverzöhnlichkeit und all die argen Dinge, die aus dem natürlichen, unerneuerten Herzen hervorgehen und auf diesem Boden wie Unkraut wuchern. . . . Wo aber das weibliche Geschlecht so tief gesunken ist, da kann es um die Männerwelt nicht besser stehen. Und in der Tat, die ganze asiatische Männerwelt ist bis in die Wurzel hinein vergiftet. Welcher Grausamkeit, Roheit, Gewalttat, Unterdrückung, Aussaugung, namentlich in mohammedanischen Ländern, die Männer fähig sind, davon machen wir uns keine Vorstellung. Die Herrscher und die Beamten sind oft die schlimmsten. Da gibt es keine Heiligkeit des Familienlebens, keine Keuschheit, keine Gerechtigkeit oder auch nur Billigkeit, keine Mäßigung oder Selbstbeherrschung, keine Furcht vor dem zukünftigen Gericht. Und nun denke man sich in Krankheitszeiten hinein! Wo man von Sünde sprechen muß, da muß man auch von Krankheit sprechen. Sünde und Sorge, Laster und Leiden sind nun einmal unzertrennlich. Und ich auch muß es sagen: nicht bloß die Sünden der Heidentum haben mich ergriffen, auch die Sorgen und Leiden, der Jammer und die Not dieser armen Menschen haben mich mit Mitleid erfüllt. Wahrlich, man kann kein Christ, ja man kann kein fühlender Mensch sein, wenn man angeſichts dieser Zustände sich nicht aufruft, etwas zu ihrer Besserung beizutragen.“ (A. M. Z. 1894, Beibl. S. 26ff.)

statt es wachsen zu machen. Mag die zunehmende Kultur hier und da kunstvolle Ornamente um die Volksreligionen flechten, bereichert hat sie dieselben nie, und ihren Verfall hat sie weder in Griechenland und Rom noch in Indien, China, Japan hindern können. China und Indien suchen die Quellen ihres religiösen Lebens im grauen Altertum; was später hinzugekommen ist, sind Verdünnungen, wenn nicht Vergiftungen. So rechtfertigt die Völkergeschichte und der Einblick in ihre Religionen die kühnen Konzeptionen des Apostels Jesu Christi.

Angesichts so mancher sympathischer Züge, welche die Religionen der Erde aufweisen, scheint des Paulus Urteil eine harte Rede. Die Heiden kennen trotz ihres Suchens Gott nicht (Gal. 4, 8), ihr Sinn ist eitel, ihr Verstand verfinstert (Eph. 4, 17 f.); sie sind *άθεοι*, ohne Gott, gott-los (Eph. 2, 12). Man kann religiös sein und doch Gott nicht haben, wie jemand ängstlich seiner Gesundheit leben und dabei doch durch und durch stark sein kann. Schäbler definiert das Heidentum treffend: „Suchen nach der Gottheit bei Stimmung der Gottlosigkeit.“ Man hat kein Verhältnis zu Gott mehr; auch die sittlichen Normen bezieht man nicht von ihm, sondern von der Sitte und Tradition.¹⁾ Statt unter dem höchsten Gott steht man unter den *στούπας τοῦ κόσμου* (Gal. 4, 3; Kol. 2, 8. 20), menschlichen Sitzungen, Phantasiegebilden, Ausgeburten der Furcht, Dingen und Wesen, die zum Kreatürlichen gehören. Im Gegensatz zum lebendigen, heiligen, gütigen Gott sind die religiösen Vorstellungen in dieser Welt modelliert: Imaginationen, materialistische Begriffe, eine erdachte Geisterwelt mit potenziertem menschlicher Selbstsucht, das animistische oder pantheistische Weltbild, das Kausalitätsgesetz, das Datum, Zauberei, Amulette, Tabus und verwirrende Angst vor dem allen.

Man könnte das Heidentum nicht treffender charakterisieren als mit dem Ausdruck: hingegeben an die Elemente des Materiellen. Denn was die Animisten, die Chinesen, die Griechen mit ihren tausend religiösen Übungen, Opfern, Ceremonien suchen, sind nur materielle Güter, und die Mittel, mit denen sie der Geisterwelt Gunst und Dienst abtroßen wollen, sind mechanischer Art. Der

1) *Lebenskräfte*, S. 129ff.

Materialismus des Chinesen macht aus der Religion eine Geschäftssache, ebenso der Animismus und Ahnendienst. Man gibt Materielles hin, um Materielles zu erlangen. Das Heidentum (mit einziger Ausnahme des Hinduismus, wenigstens in seinen heiligen Schriften) ist bei seiner Frömmigkeit diesseitig interessiert.¹⁾ Seine Götzen, Geister, Totenfeiern, Gräberkult, Zauberwesen, Seelenkult gehören der materiellen Welt an. Damit gewinnt der Stoff eine unwürdige Herrschaft über den Geist. Diese Religiosität kommt über den κόσμος nicht hinaus: Sie sucht Bereicherung des Lebens, Gesundheit, Kinderreichtum, Nahrung, vielleicht auch Stützung der sozialen Ordnungen und Throne. Die Vorstellungen über das Jenseits sind aus Elementen des Erdischen aufgebaut. Die Seelen der Verstorbenen sind in jämmerlichster Weise abhängig von den dürftigen Speiseopfern der Lebenden und schauen neidvoll auf die sonnige Erde zurück. Das meiste ist aus groben und grössten Elementen der Erde gebildet, die Vegetationskulte mit dem Dienst der Unfruchtbarkeit, das Amulettwesen, die Fetische, die rituellen Reinigungen mit Kuhharn oder Zitronensaft. Der Pantheismus, der Gott überhaupt in die Welt verlegt, steht erst recht unter dem Banne der Elemente des Materiellen. Die „Läuterung“ der Gottesidee durch den Pantheismus führt zu ihrer völligen Materialisierung.

Aber Paulus geht noch einen Schritt weiter. Die von den Heiden geschaffenen Spukgestalten und Dämonen werden nun ihre wirklichen Peiniger, so harte, unbarmherzige Quälgeister, wie nur reale Teufel sein können. Die Götzen, denen sie dienen, sind freilich für die, die Gott zugehören, Nichts (1. Kor. 8, 4; 10, 19; 12, 2), aber ihren Dienern sind sie Realitäten (1. Kor. 8, 5). Hinter den Phantasiestralen steht die Welt der gottfeindlichen Geister, das Herrschaftsgebiet Satans, der ihren Kult inspiriert. Selbst für die Christen, welche an heidnischen Opfermahlzeiten teilnehmen, sind die Dämonen eine Gefahr (1. Kor. 10, 19ff.). Gott hat dem Satan, dem „Gott dieser Welt“, Macht über die ihm abgewandte Menschheit gegeben (2. Kor. 4, 4; cf. Joh. 12, 31; 16, 11; Luk. 4, 6), und dieser hat planmäßig die Menschen von Gott abgeführt, bis ihm

1) *Lebensträfte*, S. 135 ff.

durch Jesus die Macht genommen wird. Das Heidentum gehört zu den kräftigen Lügen, denen, weil die Menschheit die Finsternis mehr liebt als das Licht, mehr geglaubt wird, als der Wahrheit. Als Heiden wurden die Korinther willenlos zu den stummen Götzen geführt (1. Kor. 12, 2, ἀπαγόρευοι) von einer höheren, ihnen selbst unbekannten Macht. Es walten Fürsten und Gewaltige, böse Geister in der Menschenwelt (Eph. 6, 12), über die Heiden besonders (Eph. 2, 2), die aber Jesus überwunden und im Triumph aufgeführt hat (Rö. 2, 15). Denn dazu ist der Sohn Gottes gekommen, daß er des Teufels Werke zerstöre (1. Joh. 3, 8). Mit jenen haben auch die Boten Christi zu kämpfen. Das Gefühl, Mächten der Finsternis gegenüberzustehen, die ihr Terrain verteidigen, hat mancher Missionar, besonders in den Anfangszeiten einer Mission, lebhaft gehabt. Die jungen Heidenchristen sind fest überzeugt, daß ihre Väter und sie selbst Verführte waren, gebunden unter eine gottfeindliche Macht, die ihnen die Fähigkeit der Selbstbestimmung nahm.

Die Folge des Dahingegebenseins an die Elemente der Welt und an die Dämonen ist die jeder heidnischen Religion wesentliche Furcht, eine schwere Strafe für die Gottentfremdung. Alles Überirdische, das der Mensch ahnt, jagt ihm Angst ein. Wer der Welt angehört, hat Angst (Joh. 16, 33). Wenn auch Paulus diese Stimmung des Heidentums in seinen Briefen kaum betont (sie klingt an Röm. 8, 15), so war sie doch im damaligen Heidentum ebenso vorherrschend wie heute. „Er (der Heide) wandelt einen dornichten Pfad durchs Leben. Die Furcht, die übernatürlichen Mächte zu erzürnen, begleitet ihn bei Tag und Nacht, auf Schritt und Tritt. Die abenteuerlichsten Reinigungen nimmt er darum vor, er sitzt nacht im Schmutz und kleidet sich in Lumpen zur Ehre seines Gottes, verrenkt sich beim Gebet, murmelt unverständliche Beschwörungen. Er klagt sich an, gegessen und getrunken zu haben, was der Dämon verbietet. Vor jedem Salzstein fällt er nieder, nachdem er ihm ein Salzpfer dargebracht hat. Läuft ihm ein Wiesel über den Weg, so eilt er zum Exegeten, um zu fragen, was er tun solle. Jeder Traum beunruhigt ihn. Kurz, eine reine, unbefangene Freude kennt er nicht. Er will fromm sein und wird zum grausamsten Selbstquäler.“¹⁾ Wort für

1) Heinrici, Hellenismus und Christentum, S. 12.

Wort kann man diese an Theophrast und Plutarch sich anlehrende Schilderung des abergläubischen Hellenisten auf die heutigen Animisten zapassen. Die Furcht vor den Dämonen und dem Fatum behauptet sich mit einer Zähigkeit, die allen Versuchen natürlicher Aufklärung seitens der Philosophen und Philanthropen Hohn spricht.

Das Urteil des großen Missionars über die gottentfremdete Menschheit ist hart, aber es entspricht der Wirklichkeit: Ein Abgrund von Elend, Sünde, Angst, trotz mancherlei schöner und hoffnungsvoller Einzelzüge. Dem Apostel Jesu ist das Heidentum nicht eine Durchgangsphase zu höherer Gotteserkenntnis und zu verfeinerter Moral, sondern Verlorensein ohne die Kraft, sich helfen zu können. Weil er der Überbringer der rettenden Kraft ist, hat er das Recht, die Finsternis als solche zu bezeichnen und den Finger auf die Wunde zu legen. Derselbe Jesus, der die Sünde mit einer Schärfe wie nie jemand verurteilte, nahm die Sünder erbarmend auf und half ihnen aus dem Elend heraus. Derselbe Paulus, der in der Menschheitsgeschichte satanisch inspiriertes Abirren von Gott, Feindschaft wider Gott sah, glaubte mit dem Optimismus des Begnadigten an die Rettungsmöglichkeit für jeden Menschen und griff mit beiden Händen zu, um die Verlorenen Jesu rettenden Armen zuzuführen. Keiner denkt über die Zukunft des Afrikanders, Indoneßiers, Papua so hoch, wie der Christ, der ihre Vergangenheit am härtesten beurteilt. Wer ist es heute, der dem armen Herero und Kongoener und Südseeinsulaner die Ketten abnimmt, der den Frauen Indiens und Afrikas emporhilft, der mit Gefahr des eigenen Lebens ins Innere Chinas, über die Eiswüsten des Himalaja, in die Zentren des moslemisch-mosaischen Fanatismus vordringt, um Rettung, Freude und Friede zu bringen? Sind es nicht die durch Christus aus der eigenen Sündennot geretteten Männer und Frauen, die, obwohl sie in den heidnischen Religionen tiefsste Gottlosigkeit sehen, an des Heiden Erlösungsmöglichkeit zuversichtlich glauben, weil sie den Schrei und die Hilflosigkeit der nach Gott verlangenden, gefangenen Seele ebenso kennen wie den, der die Welt überwunden hat und damit aller Angst ein Ende bereitet?

Mit der Gewissheit, nicht eigenen Wortes Herold, sondern Überbringer einer Botschaft von Gott an die Menschen zu sein, tritt Paulus vor die Welt hin. Was er sagt, ist Gottes Wort (1. Thess. 2, 13; Gal. 1, 11; 2. Kor. 2, 17; Act. 13, 46; Eph. 6, 20), auch „Wort der Wahrheit“ (Eph. 1, 13). Was aber Gott durch seinen Botschafter an Christi Statt (2. Kor. 5, 20) der Welt auszurichten hat, ist Selbstmitteilung, Offenbarung. Er verkündigt den Heiden Gott den Einen (Act. 17, 23 ff.; 1. Kor. 8, 4, 6; 1. Tim. 2, 5), eine Botschaft, die immer auf die unsicheren Gemüter der Polytheisten tiefen Eindruck macht;¹⁾ er sagt ihnen, daß dieser allmächtige Gott alles geschaffen hat und als Herr erhält (Act. 17, 24; 14, 15), wodurch empfängliche Heiden oft auß tiefste erschüttert werden;²⁾ daß Gott lebendig und wahr sei (1. Thess. 1, 9; Act. 14, 15; 1. Tim. 6, 17);³⁾ während die Götter der Heiden nichtig (Act. 14, 15), stumm (1. Kor. 12, 2), nichts (1. Kor. 8, 4) sind.⁴⁾ Auch das ist eine

1) Man vergl. z. B. Utschimuras Bekennnis (Wie ich ein Christ wurde) S. 17f. Auch von Indien heißt es: „Dieser Standpunkt in dem geistigen Monotheismus gibt der Mission gegenüber der Hauptmasse der indischen Bevölkerung eine ähnlich feste Position wie dem Christentum in den ersten drei Jahrhunderten im griechisch-römischen Weltreich gegenüber dem damals herrschenden Polytheismus“ (J. Richter, Indische Missionsgeschichte, S. 243).

2) Young erzählt, welchen Eindruck die Botschaft von der Welt schöpfung durch Gott auf die Indianer gemacht habe. Young hatte sie lesen gelehrt: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. „Für Leute, die in Finsternis und völliger Unwissenheit gelebt haben, enthält dieser Vers viel Belehrung. Wer hat die Sterne am Himmel aufgestellt? Wer macht, daß uns die warme Sonne alle Tage leuchtet? Wer füllt unsere Buchten mit Flüssen? So haben sie gesprochen, als sie noch in Finsternis umhertappten; nun wissen sie: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Einige von ihnen meinten, ihre Erziehung sei nun vollendet, nun würsten sie alles; und ich habe selbst erlebt, wie ein Knabe aufgesprungen und sechs Meilen weit gelaufen ist, um seinen Vater zu holen und ihm das Buch zu zeigen, in welchem geschrieben stand, wie die Dinge, von denen die alten Leute am Lagerfeuer erzählten, zustande gekommen waren“ (A. M. 3. 1897, Beibl. S. 43).

3) Daß Gott lebendig sei, wird auch im Alten Testamente gegenüber den toten Götzen der Heiden mit Emphase betont: Jes. 37, 4. 17; Jos. 3, 10; Deut. 5, 26; Jer. 10, 10; Dan. 6, 26.

4) Nicht nur die Missionare, sondern auch die Heidenchristen bezeugen gern mit Nachdruck vor den Heiden, daß sie einen lebendigen, mächtigen Gott haben (Lebenskräfte, S. 240; 230ff.).

ergreifende neue Kunde, daß Gott nahe ist (Act. 17, 27; Eph. 2, 12 f.) und sich den Menschen mitteilt,¹⁾ um ihnen zu helfen, während er den Heiden ferngerückt ist und dem Losse der Menschen, auch ihrem Elend gegenüber, teilnahmlos bleibt. Gewiß hat Paulus diese Wahrheiten den Heiden mit derselben Energie und dem gleichen Erfolge vorgelegt wie die heutige Heidenmission, wenn uns auch nur wenig davon überliefert ist. Indem der Apostel den Schöpfergott predigt, erinnert er die Heiden an eine Wahrheit, die sie durch das ihnen von Gott eingepflanzte Gottesbewußtsein eigentlich selbst besitzen müßten (Röm. 1, 19 f.) Tatsächlich hat man als Missionar den Eindruck, daß diese Botschaft ein schlummerndes Echo in der Brust der Hörer weckt, die nicht ganz ohne Schuld bewußtsein über den leichtsinnig verlorenen Besitz sind. Daß der Apostel nachher in den christlichen Gemeinden von diesen elementaren Wahrheiten nicht mehr viel redet, liegt in der Natur der Sache.

Mittelpunkt aller Botschaft ist Jesus Christus, durch den Gott sich der Menschheit mitteilt. Die grundlegende Anbietung des Evangeliums behandelt die großen Tatsachen des Lebens und Leidens Jesu, der gestorben ist für unsere Sünden, begraben und auferweckt ist (1. Kor. 15, 1 ff.); durch ihn wird Gott das Endgericht vollziehen, nachdem er durch denselben der Menschheit die Rettung ermöglicht und angeboten hat (Act. 17, 31). Der Tod Jesu am Kreuz, der dem Apostel selbst früher zum schwersten Ürgernis gereichte, war der Mittelpunkt seiner missionarischen Verkündigung. Er weiß, daß Jesus ihn gerade dazu gesandt hat (1. Kor. 1, 17); das Kreuz ist ihm Kern der christlichen Wahrheit (1. Kor. 1, 23 f.) Aber der Tod Jesu wird immer in Verbindung mit der Auferweckung durch Gott erwähnt (Act. 17, 31; 1. Kor. 15, 3 f.; Röm. 1, 4). Die Predigt vom Kreuze, vom führenden Tode des Gottessohnes, hat sich in Pauli Missionstätigkeit, obgleich überall das Zeichen, dem wider-

1) Auch die alttestamentlichen Propheten bezeugen im Kampf mit den Israeliten fortgehend zu schwerer Versuchung gereichenden umgebenden heidnischen Religionen: „Wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter sich so nahe herzutun, wie der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen?“ (Deut. 4, 7.) „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der fern sei?“ (Jes. 23, 23; cf. Psalm 85, 10; 119, 151; 145, 18; Jes. 55, 6)

sprochen wurde, stets als erfolgreich, kraftvoll bewiesen. An ihr ist es überall zur Entscheidung gekommen, Beweis, daß es sich in ihr um den Kern der Botschaft Gottes an die Menschheit handelt. Diese Erfahrung bestätigt die neuere Missionsgeschichte durchweg. Wenn auch die Botschaft von Jesu Tod für die Sünder nicht immer das erste ist, was die Heiden begreifen und wodurch sie sich zu Gott hinführen lassen, weil zuvor noch eine trennende Scheidewand, die Gebundenheit unter die falschen Götter, niederzulegen ist, so wird doch schließlich unter allen Völkern die in Jesu Sterben geoffenbarte Liebe und Heiligkeit Gottes die neuschaffende Kraft. Die Galater erinnert der Apostel daran, wie er ihnen Jesus vor die Augen gemalt hat, als wäre er unter ihnen gekreuzigt (3, 1). Diese gelegentliche Reminiszenz läßt etwas ahnen von der andringenden Heidenpredigt Pauli, wie sie den gekreuzigten Christus den Hörern lebendig vorgestellt hat. Man spürt aus den Briefen, daß er seine Hörer mit den Tatsachen des Lebens Jesu in vollem Umfange vertraut gemacht hat. Er erwähnt die großen Ereignisse in Jesu Leben als Quintessenz seiner Botschaft (1. Kor. 15, 3 ff.; 11, 23 ff.), setzt die Bekanntheit mit den Daten der irdischen Laufbahn Jesu voraus (Nachkomme Davids, Röm. 1, 3; 9,5; 2. Tim. 2, 8; Sohn des Weibes, dem Gesetze untertan, Gal. 4, 4; Röm. 8, 3); er spricht nicht nur häufig vom Tode und von der Auferstehung, sondern auch von der Erhöhung im Himmel (Röm. 8, 34; Eph. 1, 20; 4, 8; Phil. 2, 9; Kol. 3, 1; 1. Tim. 3, 16), von seinem Bekenntnis vor Pilatus (1. Tim. 6, 13), von seinem sündlosen Leben und Gehorsam (Phil. 2, 7 f.; 2. Kor. 5, 21; Röm. 5, 19), von der Stiftung des Abendmaahls (1. Kor. 11, 23 ff.).

Für seine Botschaft braucht Paulus in Anlehnung an Jesus am liebsten den Ausdruck „Evangelium“, Frohbotschaft. Er nennt die Botschaft, die er auszurichten hat, „sein Evangelium“, das ihm anvertraut ist, (Röm. 2, 16; Gal. 1, 8; 1. Kor. 15, 1 f.; 2. Kor. 4, 3; 2. Thess. 2, 14; 2. Tim. 2, 8). Seine Aufgabe ist, Evangelium zu predigen (1. Kor. 1, 17; 9, 16 ff.; Gal. 1, 11). Er spricht vom „Evangelium Gottes“, sowohl Evangelium, das von Gott handelt (Röm. 1, 1; 15, 16), als auch, das von Gott stammt (1. Thess. 2, 2. 8). Die präziseste Zusammenfassung der Botschaft ist: „Evangelium von Christus“ (Röm. 1, 9. 16; 15, 19. 29; Phil. 1, 27; 1. Kor. 9, 12; 2. Kor. 2, 12; 9, 13; Gal. 1, 7;

1. Thess. 3, 2), oder „Predigt von Christus“ (1. Kor. 1, 6), Evangelium des Friedens (Eph. 6, 15). An diesem Evangelium, das Gottes rettende Liebe der verlorenen Welt mitteilt, hat sich jeder Mensch zu entscheiden. Die gute Botschaft wird zur ernstesten Botschaft, von der Leben oder Tod abhängt (2. Kor. 2, 15 f.; 1. Kor. 1, 18. 23 f.). In ihr offenbart sich Gottes Weisheit und Kraft. Freudenbotschaft, das ist in der Tat die Signatur des Wortes Gottes, wo überall es zu den Heiden kommt; es bringt den Mühseligen und Beladenen Gutes, Heil, Rettung, Seligkeit. Denen, die sich vor Scharen feindlicher Geister fürchten, die in grausamen Kriegen und Selbstzerfleischung sich aufreiben, dem zertretenen und geknechteten weiblichen Geschlecht, den Sklaven afrikanischer Despoten, den Witwen Indiens, einer von Sünde und Elend verfinsterten Welt bietet sich das Wort von Jesus als gute, frohe, befreende Botschaft an. Die Heidendenmission hält mit ihren Erfahrungen vom Siegeszug der Frohbot- schaft durch die Welt der Kirche lebendig vor, daß die Gottesoffenbarung an die Verlorenen und Beladenen eine fröhliche, befreende, beseligende ist, und eben als solche in der Welt des Jammers siegt. Nur die christliche Religion enthält frohe Botschaft. Die animistischen Religionen sind düster und martern ihre Anhänger.¹⁾ Konfuzius und Buddha können nur ein schweres Joch umständlicher Gesetze auflegen. Der Weg zur Höhe, den die Weisen Indiens lehren, schreckt die Beladenen ab, er führt durch Askese und endet im Verzicht auf Persönlichkeit und Leben. Mohammeds Gottesbild und Fatalismus legt sich wie ein finsterer Bann auf die Gemüter. Die außerchristlichen Religionen sind pessimistisch, zwängen in Gebote und Verbote, trüben das Lebensbild und lassen die Schatten eines abschreckenden Jenseits schon auf dieses Leben fallen. Das Christentum trägt Friede und Freude in die Völkerwelt hinein, weil es den Menschen Gott bringt und mit ihm Licht und Sonne für diese und jene Welt. Bei denen, die Jesus ergreifen, läßt Gott das Licht aus der Finsternis hervorleuchten (2. Kor. 4, 6).

Die Fülle der im Evangelium eingeschlossenen Gottesgabe liegt in dem Worte οὐτρόια, Rettung, Heil, Erlösung, Hilfe. Σωτήρ, Retter, Heiland, ist der Name für Jesus, der dem Heiden alles sagt,

1) „Wir hassen die Geister“, sagte ein Neger.

was Jesus ihm ist, in weit höherem Maße, als der Titel Messias für den Juden die Zusammenfassung aller Hoffnungen und Wünsche war (2. Tim. 1, 10; Tit. 1, 4; 2, 13; 3, 6; Phil. 3, 20; cf. 1. Joh. 4, 14). Auch Gott wird der οὐτηρός genannt (1. Tim. 1, 1; 2, 3; 4, 10). Jesus gab sich hin uns zur Rettung. Das Evangelium ist Wort von der Rettung (Act. 16, 17), es sagt den Heiden, daß sie gerettet werden sollen (1. Thess. 2, 16; 5, 9; 2. Thess. 2, 10; 1. Tim. 1, 15; 2, 4; Act. 16, 30). Es bringt noch manche andere schöne Gabe, aber nur weil es Kraft Gottes ist, zu retten (Röm. 1, 16) von allem, was hindert, verderbt, quält, tötet. Das Evangelium von Christo enthält Erlösung von Furcht (Röm. 8, 15), vom Zorn Gottes (Röm. 5, 9; 1. Thess. 1, 10), von der Sünde, ihrer Schuld und ihrer Herrschaft (Röm. 6, 18. 22; 8, 2), von der Ungerechtigkeit (Tit. 2, 14), vom Fürsten dieser Welt und seiner Obrigkeit (Rö. 1, 13; 2, 15), von dieser argen Welt (Gal. 1, 4), vom Fluche des Gesetzes (Gal. 3, 13; 4, 5; 5, 1), vom Tode (2. Tim. 1, 10; Röm. 8, 2; 7, 24). Die Christen heißen die Geretteten (1. Kor. 1, 18; 15, 2; 2. Kor. 2, 15; Eph. 2, 5). Alles, was Paulus über Rettung und Erlösung der fluchbeladenen Menschen sagt, ist eine weltweite Ausführung der Einladung Jesu: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, und der Verheißung: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.

Die Heidenmission legt uns den Reichtum der οὐτηρία in seiner unendlichen Fülle gegenüber dem erdrückenden Elend und der riesigen Hammerlast einer durch Gottlosigkeit zerrütteten Welt auseinander. Sie berichtet davon, wie die Predigt von der Befreiung die Heiden ergreift und besiegelt; Jesus errettet sie von dem Banne des Geisterglaubens und Aberglaubens, von der ihr Leben vergiftenden Furcht, vom Druck des Fatalismus, von den Ketten der Tradition und der Stammesgemeinschaft, von dem düsteren animistischen Weltbilde, von der erbarmungslosen Selbstsucht und Roheit. In Indien zertrümmert der Weltheiland die Kaste, in Afrika die brutale Macht des Zauberers, in Ozeanien den Terror der Geheimbünde, in Indonesien den Zwang der Sitte und die Wolken des Aberglaubens. Den Hindu und Budhhisten erlöst er vom Lebensüberdruß, den Chinesen von der Weltgebundenheit, den Mohammedaner vom Gesetz und Ceremoniell.

Kein Druck, keine Last in der Welt, die Jesus nicht abnehmen kann. Das alles aber bewirkt er, indem er befreit von der Wurzel alles Elends, der Sünde und ihrer Macht, die sich in grauenhafter Weise auf Erden auswirkt; er erlöst von den Mächten, die zwischen dem Menschen und Gott stehen, und wird der Weg zum Vater.

In der Heidenmission erweist sich das Christentum machtvoll als Erlösungsreligion. Es befreit die Völker von dem, was ihre Lebensentfaltung hindert, und hilft ihnen zu gesunder, lebensfroher Entwicklung. An einzelnen Individuen hat das die Mission schon oft beobachtet. Jeder aus Überzeugung übergetretene Heidenchrist atmet auf, wie von einem Druck befreit, und wird durch die Verführung mit Jesus ein freier Mensch, dessen Gaben zu ungeahnter Entfaltung kommen. Aber auch an christlich werdenden Völkern fangen wir jetzt an zu sehen, wie Jesu Kraft korporative Volksverbände erlöst von dem, was ihr Werden hemmte. Dem christlichen Auge stellt sich die heidnische Völkerwelt wie gehemmtes Leben dar; der Zugang zu Gott ist nicht frei, da drängen sich wild wachsende Religionsformen hervor, bizarr, gespenstisch, wie gewaltsam vom Licht abgesperrte Pflanzen, Religiosität, die, in ihrer Weise fromm und opferbereit, doch immer weiter von Gott abführt. Die Erlösung vom Wahnglauben wird der Beginn einer Befreiung für alle Lebensgebiete. Gottfeindliche Mächte hemmen die Völker und legen ihnen harte Fesseln auf: Furcht vor böswilligen Geistern, ertötende Überlieferung, eine die Entwicklung hemmende Sitte, beengende Tabus, soziale Bindungen, die die Menschenseele hemmen und erniedrigen, ein eingestopftes Zeremoniell, zu dem niemand mehr den Schlüssel hat, wirtschaftlichen und ethischen Kommunismus statt freier Entfaltung der Persönlichkeit, Fatalismus statt tätigen Willens, Pessimismus, Lebensmüdigkeit, Verzagtheit, Trägheit, Materialismus, Gebundenheit an die Gestorbenen und ihre nimmersatten Forderungen. Dazu Nationalalaster, denen niemand den Krieg erklärt: Lüge, Unsitlichkeit, Rachsucht, Streitsucht, Mangel an Energie und Beweglichkeit; und im Gefolge der irregeleiteten Frömmigkeit häßliche Unsitten, die sich wie ein Fluch auf die Gesamtheit legen: Menschenopfer, Blutrache, Zaubererei, Hexenwesen, Mißachtung der Frau, Vernachlässigung des Kindes, Sla-

verei.¹⁾ Die Wirkung des Evangeliums ist nun die, daß Individuum und Volk von jenen Hemmungen durch Jesus frei werden. Der Christ erhebt sich über Sitte und Gewohnheit, spottet der Geisterfurcht, setzt sich über die Tabus hinweg, wirft die Zeremonien und Riten von sich, wird eine denkende und wollende Persönlichkeit. Solches alles wird ihm zufallen, weil er in das Reich Gottes eingegangen ist, nachdem ihm die Last der Sünde und Schuld abgenommen ist. Es ist eine Missionserfahrung, wenn Paulus bekennit: Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur: das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.

In ein Wort zusammengefaßt ist das Evangelium Gnade, welche die Liebe Gottes den Verlorenen umsonst anbietet. Es ist Botschaft von der Gnade (Act. 20, 24), von der Liebe Gottes zu einer verschuldeten und verlorenen Menschheit (Tit. 2, 11 f.; 3, 4 f.). Da wir noch seine Feinde waren, hat Gott uns geliebt (Röm. 5, 8). Die Liebe, die er mit der Sendung seines Sohnes bewies, garantiert uns alles Gute (Röm. 8, 32), sie überwindet die verstockten, selbstsüchtigen Herzen. Wenn irgend jemand, dann erlebt der Heidentchrist die Wahrheit des Wortes: Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gnade ist es (Eph. 2, 8). Mit warmen Worten hat Paulus Heiden und Christen die Liebe Jesu ausgemalt (Gal. 3, 1; 2. Kor. 5, 20); aus Liebe hat Gott die erstorbenen Menschen lebendig gemacht (Eph. 2, 4 f.). Das ist das absolut Neue am Evangelium, daß es Gottes Liebe verkündet. Das Heidentum weiß im besten Falle Gott eine gewisse Gutmäßigkeit zuzuschreiben; tatkräftige göttliche Liebe, die das Teuerste daran wendet, die geliebten Menschenkinder zu retten, ist ihm neu und anfänglich unsägbar. Aber sie erobert die Welt. Es ist noch kein Volk der Erde gefunden, das diese Sprache nicht verstände. So gewiß jeder Mensch, welcher Farbe er sei und auf welcher Stufe der Kultur er stehe, für Liebe empfänglich ist, so gewiß findet die Liebe Gottes,

1) Natürlich finden sich nicht alle angedeuteten Mängel bei einem Volke; es fehlt auch nicht an lichteren Seiten; aber überall ist der Gesamteindruck der Früchte des Heidentums für den, der seine Einwirkungen auf das Leben kennt, ein trübseliger.

die sich in der Sendung seines Sohnes offenbart, ihren Weg in die Herzen aller Menschen.¹⁾

Nur muß der menschliche Wille auf die Anbietung der Gottesgnade eingehen, indem er glaubt. Das Evangelium von Christo ist eine Kraft, zu retten alle, die daran glauben (Röm. 1, 16). Das ist das einzige, was dem in gottwidrige Zusammenhänge gefnechteten Heiden übrig bleibt, die rettende Hand Gottes im Glauben, daß er der Retter ist, ergreifen, seinem Ruf folgen. Der Glaube zeigt sich beim Heiden in seinem ersten Stadium als Aufhorchen auf die Botschaft von der Hilfe, dann als Wunsch, gerettet zu werden,²⁾ und weiterhin als Gehorsam auf der Grundlage keimenden Vertrauens. Der Wunsch, sich retten zu lassen, und das Vertrauen, daß Jesus retten kann, ist beim Heiden und Heidenthristen oft außerordentlich lebendig. Da wiederholt sich die Erfahrung: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Glaubensgehorsam ist zusammenfassend das, was der Missionar unter den Heiden aufzurichten hat (Röm. 1, 5). Der Anfängerglaube ist Hinhören auf Gott, ein gehorsames Eingehen auf seinen Rettungswillen, Versagen zu dem, was Gott mit dem Menschen vorhat. Ein anderes Evangelium als das vom Glauben könnte die Schwarzen Afrikas, die Wilden der Südsee und die Kannibalen Indonesiens nicht retten. So gehört die Aufforderung zum Glauben in die allererste Bekündigung an Heiden (Act. 17, 31; 1. Thess. 1, 6 f.; 2, 13).

Paulus betont wie kein anderer die Errettung von der Sünde durch Gottes Vergebungstat. In Athen rügt er die Verirrung des Bilderdienstes, spricht auch von Buße und Gericht, bezeichnet aber die bisherige Verirrung als Zeit der Unwissenheit, die Gott in Gnaden übersehen wolle, wenn man sich ihm nun zufehre. Durch Anpreisung der Gnade Gottes will er zur Sinnesänderung leiten, nicht durch Bußpredigt. Als wir waren „unweise, ungehorsam,

1) „Wir können dem afrikanischen Gemüt den persönlichen Christus anbieten, und das afrikanische Herz kann ihn wiederlieben; und indem es ihn liebt, kann es ihn erkennen“. „Indem er in das Angesicht Jesu schaut, sieht er Gott und lernt ihn Vater nennen“ (Milligan, S. 230 f.).

2) „Kannst du was, so erbarme dich uns!“ (Mark. 9, 22.) Es ist begreiflich, daß der Heide, wenn er vom Christengott hört, die Frage an ihn richtet: Kannst du was? und daß Gott ihn mitunter handgreiflich von seinem Können überführt.

verirret, dienend den Begierden und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, waren verhaft und haftten uns untereinander — da erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes" (Tit. 3, 3 f.). Das ist der Grundton der Botschaft an eine verlorene Welt, der geholfen werden kann. Paulus braucht allerdings in Athen den Ausdruck *μετανοεῖν*, im Hinblick auf das von Gott angesetzte Gericht (17, 30), und hat in Ephesus nach eigenem Zeugnis Juden und Hellenen „Buße und Glaube“ bezeugt (Act. 20, 21; cf. 26, 20; 11, 18: Gott hat auch den Heiden Umgestimmung zum Leben hin gegeben). Im Blick auf die Verwirrung der sittlichen Begriffe und die Gottentfremdung des Heidentums muß der Bußruf in der missionarischen Botschaft kräftig erschallen. Aber er hat noch eine besondere Klangfarbe, er bedeutet zunächst Aufforderung, sich von den falschen Götzen zum lebendigen Gott hinzuwenden (1. Thess. 1, 9). Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Reue über die sittliche Verfehlung selten die Pforte bildet, durch die der Heide ins Heiligtum eintritt. Erst nähere Bekanntschaft mit dem heiligen Gott gibt ihm eine Ahnung von dem, was Sünde ist, nämlich Gegensatz gegen Gottes Willen. Erst muß Gott gepredigt und gefunden werden, dann kann Reue über die Sünde und Verlangen nach einem neuen Herzen folgen. Erst muß dem Heiden die Frage beantwortet werden: Wer ist der Gott, der durch meine Sünde beleidigt sein soll? Erst die erfahrene Nähe des heiligen Gottes kann Gefühle der eigenen Unwürdigkeit und Minderwertigkeit keimen machen. Das Wort, mit dem Paulus die grundlegende Umkehr des Heiden bezeichnet, ist *ἐπιστρέψειν* (1. Thess. 1, 9; Act. 14, 15; 15, 19; 26, 18. 20), sich abwenden von den falschen, nichtigen Göttern hin zu dem wahren Gott, den Bruch vollzichen mit einer verfehlten Vergangenheit, seinem Leben eine neue Richtung geben, auf Gott hin, statt wie bisher von ihm weg.¹⁾ Das ist das Entscheidende der Heidenbefehlung: sich entschlossen mit einem energischen Rück Gott zuwenden und den falschen Göttern und Götzenhulnen den Abschied geben. Auf das *ἐπιστρέψειν* folgt dann das *μετανοεῖν*.

Vor gottentfremdeten Heiden richtet erfahrungsgemäß Buß-

1) Gal. 4, 9 braucht Paulus denselben Ausdruck von den rückfälligen Galatern, die sich von Gott wieder ab und den Elementen der Welt zuwenden.

predigt, welche die Gemüter erst von ihrer Verderbtheit überzeugen will, um dann den Zerknirschten Sündenvergebung anzubieten, nicht viel aus. Man hat manchmal in der Mission so vorgehen zu müssen geglaubt: erst die Heiden zur Reue über ihre Sünden führen, dann Gottes vergebende Liebe anpreisen.¹⁾ Wo es sich nicht um ausnahmsweise vorbereitete, heilsverlangende Seelen handelte, hat dieser Weg meist versagt.²⁾ Bußpredigt, die darüber aufzuklären will, was recht und unrecht ist, würde den Heiden Unmaßung dünken. Paulus wußte, daß die Heiden nicht gesetzlos sind. Gott hat ihnen ein Gesetz ins Herz geschrieben, dessen Spuren ebenso unauslöschbar sind wie das Gottesbewußtsein (Röm. 2, 14 ff.). Es gibt wohl kaum ein Volk der Erde, das nicht prinzipiell der zweiten Tafel des Dekalogs zustimmt. Gott hat der Menschheit den Sinn für gewisse Ordnungen ins Gewissen gepflanzt, sonst hätten die Menschen einander aufgefressen und vernichtet. Mit seinem Gesetz hielt Gott aber auch die Menschen an unsichtbaren Fäden fest, bis sie den Weg zu ihm zurückfanden. Das Gesetz, wie verdorben es auch sein möge, lastet schwer auf ihnen. Wie Israel an den mosaischen Gesetzen einen harten Zuchtmeister hatte, so seufzen auch die hochstehenden wie die primitiven heidnischen Völker unter dem Joch unzähliger Gesetze und Vorschriften, die das Leben jedes Volksgliedes mit eiserner Strenge einengen und normieren. Es gehört zu den weitverbreiteten irrigen Vorstellungen vom Heidentum, der Neger, der Malaien, der Indianer dürfe tun, was ihm beliebe. Die thrammiserende Sitte schreibt dem Animisten Afrikas und Indonesiens jeden Schritt vor, sie defretiert, was verboten und erlaubt ist. Da kann keiner nach Gutdünken heiraten oder bauen oder pflanzen oder feiern; Trauer und Freude, Hochzeit und Begräbnis, Saat und Ernte, religiöses

1) Ich glaube, es ist nicht richtig, mit Harnack (Ausbreitung, S. 274 f.) im Aufbau des Römerbriefs das Schema der paulinischen Heidenpredigt zu sehen: Appell an den Rest von Gotteserkenntnis, allgemeine Sündhaftigkeit, rechtfertigender Glaube an das Kreuz Christi. Die Darlegungen des Römerbriefs kommen anderen Bedürfnissen entgegen, als sie der Heide empfindet, der zum ersten Male das Evangelium hört. Viel mehr Reminiszenzen an die grundlegende Verkündigung bieten die Thessalonicherbriefe.

2) Ein sehr lehrreiches Beispiel dafür: Lebensstrafe, S. 158, Anm. 1 und 2; 289.

und soziales Leben spielen sich streng nach überliefelter Vorschrift ab. Niemand ist unfreier als der Animist.¹⁾ Welch eisernes Gesetzeszepter Konfuzius, weniger vielleicht mit seinen Moralvorschriften als mit dem ausgebauten System von Regeln des Anstandes, des Benehmens, des Ceremoniells, über alle Stände Chinas schwingt, und wie alle in ihrem Ultrakonservatismus sich darunter beugen, ist bekannt. So straff hat kaum Moses die Bügel gehalten. Den Hindu engen die Rästenregeln und tausend Gebote und Verbote ein. Ethisches, Soziales, Ceremonielles und Religiöses ist freilich in diesen geschriebenen oder ungeschriebenen Kodizes durcheinander gemengt. Petrus charakterisiert das mosaische Gesetz als ein Joch, welches weder sie noch ihre Väter hätten tragen mögen (Act. 15, 10). Das gilt auch von den Traditionen des Animismus, Chinas und Indiens. Das ersehnte „Leben“ bringt hüben und drüben das Gesetz nicht (Gal. 3, 21). Es ist allgemeine Erfahrung, daß den Durchschnittsheidern sein Moralgesetz nicht zum Bewußtsein der eigenen Mangelhaftigkeit und Heilsverlangen. Meistens macht es den Heiden selbstgerecht, ganz ähnlich wie den Juden, der meinte, ihm als Besitzer eines so trefflichen Gesetzes könne es nicht fehlen (Röm. 2, 17 ff.). Sindem die Animisten Diebstahl, Mord, Ehebruch unter Strafe stellen, nämlich bei anderen, täuschen sie sich vor, die entsprechenden Tugenden zu besitzen. Niemand ist selbstgerechter als ein Kannibale, dessen Sünden blutrot sind.²⁾ Der Besitz des Gesetzes verhärtet die Gewissen; das Gebot mehrt die Sünde (Röm. 5, 20); Juden wie Heiden ist es zu einem harten Zuchtmäister gesetzt, der sie in Verwahrung halten soll, bis die Zeit der Freiheit nach Gottes Plan anbricht (Gal. 3, 23 f.).³⁾ Paulus hätte sein herbes Urteil über das Gesetz als ein Mittel, zur Übertretung zu reizen und so zum Tode zu gereichen

1) Man vergl. z. B. die Darstellungen von Roscoe über die Baganda, von Junod über die südafrikanischen Stämme von der Delagoabai.

2) Vergl. Lebenskräfte, S. 154—164.

3) Die zehn Gebote des Buddhismus sind ebenso geeignet wie die von Moses gegebenen Gebote, in den Menschen den Eindruck und die Überzeugung hervorzurufen, daß durch Gesetzeswerke kein Fleisch gerecht wird (W. M. C. IV. S. 100).

statt zum Leben (Röm. 4, 15; 7, 7—11), auch aus der Erfahrung an den heidnischen Religionen gewinnen können.

Das zur Sitte erstarnte Gesetz stumpft das sittliche Empfinden ab, indem es andere als sittliche Motive in den Vordergrund stellt, gesellschaftliche Rücksichten, Überlieferung, Furcht vor den Geistern und Ahnen, Nachahmung der Alten. Es wird zu einer Macht außer dem Menschen, die er nicht mit dem eigenen Urteil verknüpft; es folgt nicht aus seinem Verhältnis zu Gott. Mit dieser fremden Macht schließt der Mensch Kompromisse, er hintergeht sie und beugt sich ihr nur aus Furcht oder aus Gewohnheit. So büßt das Gesetz seine sittliche Kraft ein. Scheinbar respektiert der Heide sein Gesetz, in Wahrheit steht er ihm so feindlich gegenüber wie den Geistern, die er nach oberflächlicher Beobachtung zu verehren scheint, während der Geisterdienst doch nur eine der Furcht entstammende Auseinandersetzung mit etwas Unangenehmem ist. So führt das Gesetz des Konfuzius sowie die Sitte des Animisten die Menschen von Gott weg, statt auf ihn hin. „Es befand sich, daß das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war“ (Röm. 7, 10). Diese Wirkung hat es auch, indem es den jedem Menschen im Blute steckenden Hang zum Formalismus befördert. Es ist viel bequemer, sein Leben nach einer wenn auch harten Formel einzurichten, als an seinem Herzen zu arbeiten. Die bequemste Form der Religiosität ist das „du sollst nicht“. Daran fehlt es im Heidentum nicht, vom wertvollen sittlichen Verbot an bis hin zu den wunderlichen Tabus und Totengebräuchen. Wo sich eine sittlich oder sozial heilsame Vorschrift findet, da hat sie nur den Wert einer Barriere, die absperrt; nie ist's eine Brücke, die ins Leben führt und mit Gott Verbindung herstellt.

Auch hier liegt eine Entartung vor. Die von Gott abgewendete Menschheit hat das aus Gott stammende Gewissensgesetz zu sozialen Vorschriften degradiert. Damit bricht aber das Gericht über die Sittlichkeit herein, genau so wie über die Religion: Nachdem die Verbindung mit Gott gelöst war, wlich der Geist des Gebotes, der Buchstabe kam zur Herrschaft, das Gesetz, an sich gut, wurde zum Element des Erdischen, man mengte ihm bei, was nicht hineingehörte. Bei dieser Bedeutung, die das Gesetz für den Heiden hat, wird eine Ausein-

andersezung mit ihm zum Bedürfnis für den Heidenchristen, nachdem er innerlich neu geworden ist (wovon später); aber durch Hinweis auf seine unerfüllten Forderungen den Heiden zur Buße und zum Verlangen nach Vergebung hinführen zu wollen, dürfte meistens versagen, ausgenommen vielleicht einzelne Personen, deren Gewissen durch besondere göttliche Vorbereitung aufgerüttelt ist. Das sind aber nicht die normalen Hörer der Heidenpredigt.

Eschatologische Gedanken sind ein wesentlicher Bestandteil der paulinischen Bekündigung an die Heiden gewesen. In Athen spricht er vom Endgericht durch Jesus (Act. 17, 31); dem Landpfleger Felix redet er vom Gericht (24, 25). Dieser Teil der Botschaft war ein Stück des Evangeliums, von dem nichts vorenthalten werden durfte (Act. 20, 20, 27). Paulus sagt nicht nur selbst, daß er in Thessalonich von Anfang an Zeugnis vom wieder kommenden Herrn abgelegt hat (2. Thess. 1, 10; vergl. 1. Thess. 1, 10: Warten seines Sohnes vom Himmel; 3, 13), sondern die tiefgehende Unruhe in jener Gemeinde, die eindringender Korrektur seitens des besorgten Seelsorgers bedurfte, beweist, wie stark die eschatologischen Gedanken der grundlegenden Bekündigung: Auferstehung, Vereinigung mit dem Herrn, Endgericht und Parusie gewirkt haben. „Ihr selbst wisset gewiß, daß der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht“ (1. Thess. 5, 2; 2. Thess. 2, 15), damit greift der Apostel auf die Heidenpredigt zurück. Auch in der korinthischen Gemeinde haben die eschatologischen Gedanken die Gemüter bewegt. Auferstehung, Gericht, Wiederkunft Christi, Weltvollendung sind von Anfang an ein integrierender Bestandteil der Heilspredigt gewesen und gehören heute in die Bekündigung an Heiden so naturnotwendig hinein wie Jesus der Versöhnner und Erlöser.

Bei vielen heidnischen Völkern wird dieser Teil der Botschaft ansänglich ebenso gering schätzsig und abweisend behandelt, wie es Paulus in Athen erlebte, wo der Spott nicht mehr zu zügeln war, als er von der Auferstehung sprach. Ist doch gerade diese Kunde dem materialistischen sowie dem philosophierenden Heidentum, das zwar ein gewisses Fortleben der Geister nach dem Tode annimmt, aber von Unsterblichkeit, von einer Vollendung im Jenseits in der Gottesgemeinschaft nichts ahnt, unsäbar und fordert

seinen Widerspruch geradezu heraus.¹⁾ Wo aber der Heide durch die Berührung mit dem lebendigen Gott zu geistlichem Leben erweckt ist, da wird die Aussicht auf die Vollendung des neuen Lebens ein lebhaft geltend gemachtes Postulat des Glaubens. Nachdem die Diesseitigkeitseligkeit des Heiden überwunden ist, wird das in Gott begründete Leben des jungen Christen sein höchstes Gut, und die völliche Vereinigung mit dem Herrn und Erlöser Christus Gegenstand brennender Hoffnung. Auch der Islam hat eine Eschatologie, mit der er starken Eindruck auf heidnische Gemüter macht. Aber sie ist nicht geistlich, sondern sinnlich interessiert; ihre Anziehungskraft beruht darauf, daß sie dem Gläubigen gesteigerten Genuss großmischer Güter verheißt und den niederen menschlichen Instinkten entgegenkommt.²⁾

Daß es zu solcher zuversichtlichen Zukunftshoffnung kommt, ist heute nicht minder wunderbar wie zu Pauli Zeiten. Man muß die Trostlosigkeit aller heidnischen Religionen und ihr Grauen vor dem Jenseits sich vorhalten, um zu verstehen, daß hier nur durch die Berührung des lebendigen Gottes Wandel geschaffen werden kann.³⁾ Wenn in dem Heidentexten schließlich eine freudige Hoff-

1) Lebenskräfte, S. 328ff. Noch unannehmbarer ist diese Gabe des Evangeliums dem Hindu, dessen Ideal nicht Vollendung, sondern Ablegen des persönlichen Lebens ist.

2) Simon, Islam und Christentum, S. 136ff.

3) Das war bei den Griechen und Hellenen wie heute in Afrika und Asien. „Eine Unsterblichkeit der Menschenseele als solcher vermöge ihrer eigenen Natur und Beschaffenheit als der unvergänglichen Gotteskraft im sterblichen Leibe ist niemals ein Gegenstand griechischen Volksglaubens geworden“ (Rohde, Psyche, II. S. 378). „Wandeln wir in Gedanken durch die langen Reihen griechischer Gräberstrafen und lesen die Inschriften der Grabsteine... so muß uns zunächst auffallen, wie vollständig schweigsam die übergroße Mehrzahl dieser Inschriften in bezug auf jegliche, wie immer gestaltete Hoffnung oder Erwartung eines Lebens der Seele nach dem Tode ist“. „Die tröstenden Hoffnungen, die ihnen auszusprechen kaum Bedürfnis war, können ihnen nicht wohl die Bedeutung einer lebendig gegenwärtigen Überzeugung gehabt haben. Sie entreißen der Vergänglichkeit allein, was einst ihr ausschließlich Eigenes war, den Namen, der sie von anderen unterschied, jetzt die leerste Kunde der vordem lebendigen Persönlichkeit.“ Mag es bei Einzelnen zu einer kühneren Jenseitshoffnung gekommen sein, so ist der Glaube an eine Seelenwanderung und die Einwirkung platonischer Ideen im übrigen nicht zu spüren. Von den ihren Tei-

nung auf Heilsvollendung nach diesem Leben brennt, so wie sie die Thessalonicherbriefe spüren lassen und die neuere Missionsgeschichte bestätigt, so ist solcher Umschwung nur begreiflich als eine Neuschöpfung Gottes, herauswachsend aus der persönlichen Gemeinschaft mit Jesus. Neben dem bereits erlangten Heilsgut ist das Warten auf die Vollendung ein wichtiger Bestandteil des christlichen Lebens (1. Kor. 1, 7; Tit. 2, 13; 1. Thess. 1, 10; Phil. 3, 20; Röm. 8, 23f.). Es ist eine Hoffnung *εν Χριστῷ*, aus der Verbindung mit ihm geboren und durch ihn garantiert (Gal. 4, 7; Eph. 1, 12; 2, 6 f.; Phil. 1, 21; 3, 10 f.; Kol. 1, 27; 3, 4). Sind die Christen doch berufen zur Gemeinschaft Jesu Christi (1. Kor. 1, 9), der verheißt hat: Wo ich bin, soll mein Diener auch sein (Joh. 12, 26; 17, 24).

Aus dieser Wirkung der Heidenpredigt darf man aber nicht den Schluß ziehen, daß Paulus enthusiastisch gepredigt hat.¹⁾

nehmern Unsterblichkeit verheißenden Geheimkulten der letzten Zeit findet sich auf Grabschriften kaum je eine Andeutung; einen Trost für die hinterbliebenen scheinen sie nicht zu enthalten. „Dunkel und Nichtigkeit ist alles, was uns drunter erwartet. Der Tote wird zu Asche oder zu Erde; die Elemente, aus denen er gebildet war, nehmen das Thürige wieder an sich. Das Leben war dem Menschen nur geliehen, im Tode stattet er es zurück. Er kann es nicht dauernd besitzen.“ „Sei getrost, Kindlein, niemand ist unsterblich, lautet die volkstümliche Formel, die mancher den Entschwundenen aufs Grab schreibt. Einst war ich noch nicht, dann bin ich gewesen, nun bin ich nicht mehr: was ist's weiter?“ „Kräftiger als im leeren Klang des Kuhmes lebt in anderen fort, wem Kinder und Kindes-Kinder auf Erden zurückbleiben. In diesem Sinne richtet echt antiken Sinnes auch in später Zeit mancher sich auf und bedarf keines anderen Trostes für die eigene Vergänglichkeit“ (S. 394ff.). Das dekt sich beinahe ganz mit den Vorstellungen vom Jenseits, wie sie der primitive Animist hegt. Unsterblichkeit kennt er nur im Fortleben der Familie und in der Erinnerung der Nachkommen.

1) Munzinger behauptet, Paulus hätte es bei seinem Predigen abgesehen auf eine Art „Pfingstrausch, wo, von trunkenen Augen gesehn, die Welt mit einem Schlage ein ganz anderes Aussehen gewinnt, so daß das Alte vergangen und alles neu geworden erscheint“ (Paulus in Korinth, S. 77). Zeichnen die Apostelgeschichte und die Briefe Pauli wirklich ein so unnüchternes Bild des großen Missionars? Munzinger vergleicht die paulinische Heidenpredigt und ihre Wirkung in etwa mit einer Erweckungsversammlung der Heilsarmee: „Es hört jemand zu, die begeisterte Rede macht Eindruck auf ihn, er wird ergriffen, er fällt nieder auf sein Angesicht und ruft seine neue Erkenntnis weit hinaus. Eine solche Bekehrung vollzieht sich also in großer Aufregung und Erschütterung.“ M. vermutet, daß damals die Bekehrungen oft mit ekstatischen Erschütterungen ver-

Die Gefahr lag bei der revolutionierenden Wirkung der Predigt nahe genug, um so näher, als die verbreiteten orientalischen Kulte mit solchen Feuern spielten. Aber Paulus hielt sich und die Seine ebenso fern vom Schwärmerischen wie Luther.¹⁾ Gewiß redete er in heiliger Begeisterung, hingenommen von der Größe seiner Botschaft und von dem Ernst der Stunde; die Worte drängten sich, der Wunsch, zu überzeugen und zu gewinnen, hob ihn über die natürliche Schüchternheit hinweg und machte ihn wahrscheinlich zu einem hinreisenden Redner, der die Hörer zur Stellungnahme für oder wider zwang. Eine Probe seiner herzandringenden Redeweise ist die Ansprache an den König Agrippa (Act. 26). Aber von un-nüchtern Drängerei, von Vorherrschendem Gefühl auf Kosten des klaren Denkens finden wir doch wirklich keine Spur. Auf die Kunst des Zungenredens, die Paulus selbst beherrscht, legt er wenig Wert. Vielmehr läßt er es sich angelegen sein, auf die Glut der Enthusiasten Wasser zu gießen. Seine Gemeinden ermahnt er herzlich zur Nüchternheit (1. Kor. 15, 34; 1. Thess. 5, 6. 8; 2. Thess. 2, 2f.; 2. Tim. 2, 26). Die Gefahr lag für den Apostel nahe, angesichts des bald erwarteten Kommens des Herrn in Herrlichkeit den Verstand unter das Gefühl gefangen zu geben. Aber wenn er auch mit verklärtem Blick auf jenen Tag hinschaut und die Welt mit all ihren Gütern ihm darüber zu wertlosem Kehricht wird, nie trübt die überschwengliche Hoffnung sein klares Urteil, und keinen Augenblick ist er blind für die Aufgaben der Gegenwart. Die erregten Thessalonicher ermahnt er, über dem erwarteten Ende die nüchterne

bunden gewesen seien (S. 124). 1. Kor. 14, 24f. darf man dafür nicht anziehen; denn diese Stelle redet von einer Gemeindeversammlung, in die einige Heiden hineingeraten, nicht von Heidenpredigt. Auch steht da nichts von krampfhaften Erschütterungen, sondern nur von Weissagung, d. h. erbaulicher Rede, die das Innerste des Menschen offenbart und so überführt. Gegen das Enthusiastische in diesen Versammlungen eifert ja gerade Paulus energisch.

1) „Wir finden bei Paulus keine Spur des hellenistischen Enthusiasmus. Nur bei dem Zungenreden ergeben sich Parallelen mit Äußerungen des estatischen Enthusiasmus, wie ihn Plato im Phaedrus beschreibt. Aber Paulus legt keinen Wert auf diese enthusiastischen Äußerungen. Sie beherrschen nicht das Gemeindeleben, sondern sie sind Ausnahmen, die das geordnete Gemeindeleben eher stören als förbern.“ Auch ihnen gilt: Entnützt euch, wie es recht ist (1. Kor. 15, 34; Heinrici, Hellenismus, S. 34f.).

Arbeit des Tages nicht zu vernachlässigen; vor den geistberauschten Korinthern legt er ruhig prüfend die Geistesgaben auf die Waagschale und befindet sie alle leichter als die Liebe. Ihm selbst sind sogar Verzückungen zuteil geworden; aber er macht kein Aufhebens davon.

Nach dem Bilde, das wir von Paulus aus seinen Briefen gewinnen, würde er energisch gegen jede Art Wein- und Bußträmpfe protestiert haben. Bei Heidenbefehrungen geht es nüchtern zu, wirkt doch der Inhalt der neuen Botschaft befremdend auf die Hörer. Der unvermeidliche Kampf gegen alles, was bisher Leben und Denken erfüllte, gegen Volksitte und Verwandtschaft legt sich als Hemmschuh an den Wagen, wenn der Weg starkes Gefälle hat. Attacken auf das Gefühl und augenblickliche Suggestion räumen die enormen Widerstände nicht aus dem Wege. Wenn auch das Herz eines Empfänglichen bis in seine Tiefen aufgewühlt wird, so verläuft doch der psychologische Prozeß der Aneignung und Umkehr zögernd und allermeist recht prosaisch und ist vielen Schwankungen unterworfen. Der Wille ist dabei ungleich stärker eingespannt als das Gefühl.

In den jungen Christengemeinden war freilich die Gefahr des ungesunden Enthusiasmus größer. Sie hestet sich an jede starke religiöse Bewegung. Aber so wenig man von den revoltierenden schwarmgeistigen Bauern und Wiedertäufern auf eine entsprechende Predigtweise Luthers schließen darf, so wenig ist Paulus verantwortlich für enthusiastische Erscheinungen, wie sie in Thessalonik und Korinth gärtten. Die neuste Zeit hat manche Erweckungsbewegung auf Missionsfeldern erlebt, deren Wogen manchmal recht hoch gingen, z. B. in Korea, in der Mandschurei, in einigen Provinzen Chinas, in Travancore, Uganda, Südafrika, Transvaal, Nigeria, am Kongo, an der Goldküste. Es sind auch hier und da ungesunde Auswüchse in Erscheinung getreten, exaltierte Körperbewegungen, Schrecksausfälle, übertriebene Freudenbezeugungen, Visionen, Zungenreden, Zuckungen.¹⁾ Im allgemeinen waren die

1) A. M. B. 1908, S. 357f.: in den Khasiabergen von Assam, in Nordwestindien, im Telugulande, Korea, Mandschurei. Vergl. A. M. B. 1902, S. 58 auf der Moskitoküste: „Ich kann nicht umhin, auszusprechen, daß die nüchterne Entschiedenheit und liebevolle Weisheit, mit welcher die Brüdermissionare diese

Übertreibungen selten. Zu diesen Bewegungen, die unser vollstes Interesse verdienen,¹⁾ ist aber folgendes zu bemerken: So weit meine Kenntnis reicht, berühren sie nur die christlichen Gemeinden, die Heiden nicht oder ganz wenig, und dienen der Vertiefung (unter Umständen auch Gefährdung) des christlichen Lebens. Das wird ausdrücklich bezeugt von den großen revivals in Korea,²⁾ ebenso von denen in Assam und Nordwestindien;³⁾ von einer Erweckungsbewegung innerhalb der Njassa-Mission (1910),⁴⁾ von einer solchen in einigen Provinzen Chinas, Tschili, Schansi, Honan, Kiangsi, Fukien.⁵⁾ Es sind Bewegungen innerhalb der Gemeinde. Im Unterschied von ähnlichen Erscheinungen der apostolischen Zeit treten auf den heutigen Missionsfeldern die eschatologischen Motive mehr zurück. Ihr Verlauf gleicht eher den bewegten Versammlungen der korinthischen Gemeinde, wenn man an Stelle des Zungenredens das laute Beten und öffentliche Bekennen setzt. Es ist ferner beachtenswert, daß solche Erweckungszeiten wertvolle Früchte reisen lassen: allermeist wird Sündenerkenntnis geweckt und vertieft und der Gebetsgeist belebt. Das wird von allen oben erwähnten revivals bezeugt. Viele bis dahin verborgene Sünden kamen ans Licht; die Erwachten fühlten sich getrieben, ihre geheimen Sünden und Fehler vor der Gemeinde zu bekennen, auch wenn sie aufs ärgste dadurch kompromittiert wurden.⁶⁾ Alte Feindschaften und Streitereien wurden begraben. Die Gebe- und Opferfreudigkeit, der Missionstrieb erwachte oder erstarke in ungeahntem Maße.⁷⁾

wie ein Bergstrom anschwellende Bewegung behandelten, das Ungeheure und Schädliche ausscheidend, das Berechtigte und Echte aber konservierend, die Anerkennung auch eines wissenschaftlichen und an geschichtlicher Forschung geschulten Beurteilers verdienen dürfte" (Stoß).

1) Es sind moderne Parallelen zu altkirchlichen Bewegungen, z. B. zum Montanismus.

2) Intern. Review, 1912, Juli, S. 418. Die Gewinnung der Nichtchristen ist daneben das gewöhnliche Werk der Gemeindeglieder; cf. A. M. B. 1908, S. 514 ff.

3) A. M. B. 1908, S. 357f.

4) A. M. B. 1911, S. 145ff.

5) A. M. B. 1909, S. 251ff.

6) W. M. C. II. S. 227ff.

7) A. M. B. 1909, Beibl. S. 49ff.

Die Missionare standen den Bewegungen nüchtern gegenüber, gewannen aber in China, Korea und der Mandchurei die Überzeugung, es handle sich wirklich um das Brausen des Geistes Gottes. Von Korea sagt Mott: „Keine Sprache kann aussagen, was Gott hier tut. Wir haben nicht von nervösen Zuständen und Fußkrämpfen zu berichten, sondern davon, daß Tausende ihre Sünde erkennen und bekennen, daß sie ihre Sünden ablegen, Christus als ihren Heiland annehmen und ausgehen als die Gesalbten zu seinem Dienst.“¹⁾ Die neuerliche Erweckungsbewegung in Südwest-China trägt einen ganz nüchternen Charakter. Zu schwärmerischen oder bedenklichen Folgeerscheinungen ist es fast nirgends gekommen. Hier und da ist vielleicht Strohfeuer dabei gewesen.

Unnachahmliche Wucht und Stoßkraft gewann die paulinische Heidenpredigt durch ihren persönlichen Zeugnischarakter. Der Verte stellt sich vor seine Hörer als einer hin, der die Kraft seines rettenden Evangeliums an sich selbst erfahren hat, dadurch glücklich geworden und nun bereit ist, mit seinem Leben für die Wahrheit seines Wortes einzustehen. Man wird vielleicht entgegnen: Was nützt es, wenn ein Missionar vor fremden Menschen, die ihn nicht kennen, ein persönliches Zeugnis ablegt? Die Wahrheit muß durch ihren Inhalt überführen. Es ist indes ein großer Unterschied, ob den in religiösen Dingen so unsicheren Heiden die Wahrheit objektiv kühlt, etwa in Form einer Abhandlung oder Sentenz, entgegentritt, oder in einer lebendigen Person, die sich voll und ganz dafür verbürgt. Von einem Zeugen geht immer eine starke Wirkung auf die Seelen der Hörer über. Jeder für seine Überzeugung sich einsetzende Mann zieht an. Für ein überzeugungstreues Zeugnis sind die meisten Menschen empfänglich. Jener Zeit fehlten nicht Verkünder neuer Lehren, wohl aber Charaktere, hinter deren Worten der ganze Mann stand. Ein Missionar kann kaum anders

1) Entscheidungsstunde, S. 64f. Dasselbe berichtet Morrison von einer geistlichen Bewegung am Kongo: „Öffentlich wurden Sünden bekannt, die man sonst scheu verbirgt, den Fetischen wurde abgeschworen, sie wurden verbrannt oder in anderer Weise vernichtet; gestohlenes Gut, Spielgewinne und Reichtum, der sonstiger Sünden Lohn war, wurden zurückerstattet. Große Sünder wurden bekehrt, Abtrünnige zurückerufen und Evangelisten ausgesiedelt, um zu predigen“ (Ebenda, S. 170).

auf heidnische Herzen einwirken, als indem er ihnen bezeugt, was der Gott, den er ihnen verkündigt, ihm ist, und indem er die Rettung anpreist, die ihm selbst zum Heile geworden ist. Die allermeisten Heiden sind völlig unsicher über ihren schwankenden religiösen Besitz, der nie ihr persönliches Eigentum war, und empfinden es wie eine Befreiung, wenn sie religiöse Kunde vernehmen, deren absolute Wahrheit aus dem Antlitz des Verkündigers leuchtet. Muß der Bote des Evangeliums gar leiden oder sterben um seines Zeugnisses willen, dann pocht die Botschaft noch stärker an die Herzen. Ich habe bisweilen in Sumatra gemeinsam mit früheren Zauberern Evangelisationsreisen gemacht und beobachtet, welche Bewegung es stets unter den heidnischen Zuhörern hervorrief, wenn mein Begleiter begann: „Ich war früher Zauberer und habe es schlimm getrieben; nun aber bin ich Christ, der Herr Jesus hat mich befreit; ich fürchte mich nicht mehr vor Geistern und schäme mich, daß ich es früher so schlimm getrieben habe. Ich bin frei und glücklich; ihr könnt es auch werden.“ Da begriff ich, welchen Hebel Paulus in Bewegung setzte, wenn er vor Juden und Heiden erklärte: Ich war ein Verfolger dieses Jesus von Nazareth, fanatischer und eifriger als alle anderen; ich bin ein schlimmerer Sünder gewesen als ihr alle; und doch hat mir Gott alles vergeben und mich reich begnadigt. Stärker konnte er sein Evangelium von der Gnade nicht empfehlen.

II.

Die Pflege der Gemeinden.

• • •

1. Die Erstlinge der Heiden.

Die Wirkung der neuen Botschaft war überall eine gewaltige. Wo der Apostel austrat, gab es tiefgehende Erregung der Gemüter: in Antiochia, Ikonium, Lystra, Philippi, Thessalonich, Korinth, Ephesus. Meistens fand er bei den Heiden überraschend freudige Aufnahme. In Antiochia gab's einen starken Zulauf, „fast die ganze Stadt“ kam, um zu hören, und die Heiden wurden froh und priesen das Wort Gottes (13, 44. 48). Von einer großen Menge der Griechen ist die Rede in Thessalonich (17, 4), ähnlich in Berœa (17, 12). Es kommt bald zu einer Scheidung der Geister. Das Evangelium erweist sich als Kraft und Geruch des Lebens den einen, als Torheit und Geruch zum Tode den anderen. Der Gesamteindruck ist der eines Siegeszuges des Herrn: „Gott sei Dank, der uns allezeit im Triumphzug in Christo aufführt“ (2. Kor. 2, 14). Es will etwas sagen, wenn in jener Zeit, wo viele mit exotischer Religionsware hausieren gingen, ganze Landschaften aufhorchten und für oder wider Stellung nahmen. Meist ist es wie bei Jesus der Feind der Juden, der in Haß auslodert und Paulus von einem Ort zum anderen verfolgt. Es wird aber auch von Feindschaft der Heiden berichtet; einmal sind es die Herren einer wahrsagenden Sklavin, die über deren Heilung ergrimmen (Act. 16, 19 ff.); ein andermal die Tempelfabrikanten, die ihr einträgliches Gewerbe bedroht sehen (19, 17 ff.). Der Apostel deutet gelegentlich an, wie viel Haß und Feindschaft ihm entgegenschlug (1. Kor. 15, 32; 16, 9; 2. Kor. 11, 23 ff.). Die Verfolgungen größeren Stils kamen jedoch erst später, als der römische Staat argwöhnisch wurde. Gott schenkt oft der entstehenden Gemeinde eine Zeit ruhiger Erbauung, ehe er sie durch das Läuterungsfeuer schwerer Trübsale führt.

Immer wieder verursacht das Evangelium in heidnischen Län-

dern tiefste Erregung und Widerspruch. Tastet es doch, wenn auch ohne Polemik, dasjenige an, was dem Heiden sein wertvollster Besitz ist, und nötigt seine Bekenner, mit vielen ehrwürdigen Sitten zu brechen und damit Anstoß bei der Menge zu erregen. Heute sind die erbittertesten Feinde der Missionare die Zauberer (cf. Act. 13, 29 ff.) und alle, welche durch Sturz der Götzen in ihrem Gewerbe geschädigt werden (cf. Act. 16, 19; 19, 24 ff.). Das fühlen alle Heiden so gleich: Mit diesem Jesus sind Kompromisse unmöglich. Der Chinese ist durchaus tolerant, er kann als Jünger des Konfuzius Ahnenverehrer sein, kann gleichzeitig sich von taoistischen Priestern bedienen und von buddhistischen Mönchen lesen lassen. Jesus muß er entweder ganz annehmen oder ganz verwerfen. Niemand kann dem Sohn Gottes gegenüber gleichgültig bleiben, niemand ihm neben anderen Götzen in seinem Pantheon einen Altar errichten. Er ist Chinesen, Japanern, Papua, Malaien, Negern gesetzt entweder zu einem Fall oder zum Aufstehen. Wer nicht mit ihm ist, muß wider ihn sein.

Diejenigen, die sich unter den Einfluß des Evangeliums stellen, erleben etwas ganz Wunderbares, eine Neuschöpfung, eine wirkliche Wiedergeburt. Das wird mit verschiedenen Ausdrücken beschrieben: Sie sind wiedergeboren und erneuert (Tit. 3, 5), sind eine Neuschöpfung (2. Kor. 5, 17), gereinigt (Eph. 5, 26), abgewaschen (1. Kor. 6, 11), in das Gebiet des Lichtes, das Reich des Sohnes Gottes versetzt (Rö. 1, 12 f.; Eph. 5, 8), lebendig gemacht (Eph. 2, 5); sie sind die Geretteten, Erlösten (Rö. 1, 13; Gal. 1, 4 u. öft), gerecht gemacht (Röm. 5, 1 u. öft), heilig gemacht (1. Kor. 1, 30; 2. Kor. 5, 21), Gottes Geliebte geworden (Röm. 5, 5. 8; 8, 28. 35; 1. Thess. 1, 4; 1. Kor. 2, 9; Eph. 2, 4; 5, 2). Es spiegelt sich in Pauli Sendschreiben der Eindruck davon wider, welch einen Sonnenaufgang seine Gläubigen erlebt haben: Sie haben Gott gefunden, sind von ihm begnadigt, als seine Kinder angenommen. Die Thessalonicherbriefe lassen etwas von der Frische und Unmittelbarkeit des Erlebnisses spüren (1. Thess. 1, 3 ff. 9 f.; 2, 13 f. 19 f.; 3, 6 ff.; 4, 9 f.; 5, 4 f.).

Siehe, es ist alles neu geworden, das ist das Kennzeichen der jungen Christen in Uganda, am Kongo, in der Südsee, Indo-

nesien, China. Da mag noch vieles fehlen, aber etwas ganz Neues ist da, Leben aus Gott, Gottes ureigenste Schöpfung. „Es ist mir immer wunderbar, wie die Leute dazu kommen, Christen zu werden. Die allermeisten sind so ganz unwissend, daß sie einem abstrakten oder philosophischen Gedanken nicht folgen können. Ich habe oft vergeblich versucht, ihnen eine Sache klar zu machen; es wäre ganz nutzlos gewesen, hätte ich ihnen auch nur etwas von der Logik beibringen wollen. Und doch greifen sie zu, wenn man ihnen das Evangelium bringt, und erfassen genug davon, um selig zu werden. Ihr Herz erfaßt die Grundtatsachen. Sie sagen sich los vom Götzendienst und ihren sündigen Gewohnheiten, sie glauben an Gott, nehmen Christus als Heiland an und glauben, daß er für ihre Sünden gestorben und auferstanden ist, und daß er lebt, sie liebt und selig macht. Mehr fassen sie nicht; aber das, was sie erkennen, wirkt Wunder in ihrem Leben.“¹⁾ Das große Erleben der rettenden Gnade macht die jungen Christen fröhlich. Selbst von Heiden wird bezeugt, daß sie froh wurden über dem Hören des Evangeliums (Act. 13, 48). Von den Gläubigewordenen hören wir es ausdrücklich (Act. 13, 52; 8, 39; 16, 34). Paulus erquict sich an der Freude der Thessalonicher (1. Thess. 1, 6), rühmt von den Galatern, daß sie über dem Glauben so selig geworden seien (4, 15). Genosse ihrer Freude will er den Korinthern sein (2. Kor. 1, 24). Es ist ergreifend, Zeuge der Freude eines Heiden zu werden, der aus dem Banne der Finsternis frei wird.²⁾ Sind doch die heidnischen Religionen durchweg pessimistisch und er töten die Daseinsfreude. Die Christen in heidnischer Umgebung sind meistens an ihrem freien, fröhlichen Wesen leicht zu erkennen.³⁾ Sie haben das Evangelium als Gabe (Eph. 2, 8; Röm. 6, 23; Hebr. 6, 4) angenommen.

Als solche, die Gott nun zugehören, nachdem sie aus der Welt herausgerettet sind, nennt Paulus seine Christen mit Vorliebe Hei-

1) Ferguson, zitiert bei Mott, Entscheidungsstunde, S. 168.

2) Lebenskräfte, S. 265 ff.

3) Ein in Sumatra reisender Gelehrter macht die Bemerkung, es sei „geradezu lächerlich“, wie man die christlichen Batakl aus den heidnischen an ihrem offenen, freundlichen Gebaren sofort herauerkennen könne (W. Volz, Nord-Sumatra, Bd. I. S. 42 Anm.).

lige, ἔπειτα (Röm. 1, 7; Eph. 1, 1; Phil. 1, 1; Kol. 3, 12 u. oft), auf Gott Bezugene, Gottesmenschen (1. Tim. 6, 11). Das sind sie in der Tat, indem ihr Leben die Richtung auf Gott genommen hat (1. Thess. 1, 9), trotz aller Flecken und Runzeln. Sind sie doch von Gott Berufene (Röm. 8, 28; 1. Thess. 2, 12; 2. Tim. 1, 9; 1. Kor. 1, 2 u. oft). Jesus steht im Mittelpunkt ihres Lebens, ihm gehören sie (2. Kor. 5, 15; Röm. 14, 7 f.), er ist ihr Herr (Röm. 14, 8 f.; 10, 9. 12; 1. Kor. 8, 6 u. oft). Alles haben sie durch ihn; in ihm sind sie reich geworden an allem Guten (1. Kor. 1, 5. 7; 2. Kor. 8, 9); in ihm haben sie Vergebung, Versöhnung, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erlösung, Friede mit Gott, Zugang zum Vater, den Vater selbst, Gewissheit des himmlischen Erbes, und mit ihm alles (Röm. 8, 32). Die Erfahrungen der Heidenmission zeichnen ein ähnliches Bild der jungen Heidentrachten als Menschen mit starkem religiösen Leben, die in Christo Gott gefunden haben. Paulus kann ohne Übertreibung mit großer Freudigkeit den Glauben seiner Christen rühmen (1. Thess. 1, 3. 8; 3, 6; 2. Thess. 1, 3 f.; Röm. 1, 8; Kol. 1, 4; Eph. 1, 15 usw.).¹⁾ Das Verhältnis zu Jesus und durch Jesus zu Gott ist frisch und echt. Die meisten Christlinge der Missionsgebiete zeichnen sich aus durch die Herzlichkeit und Wahrheit ihres Gemeinschaftsverhältnisses zu Christus.²⁾ Es ist nicht Schmeichelei, wenn der Apostel diesen erquickenden Grundzug des sprühenden Lebens gern hervorhebt; verschweigt er doch die daneben zutage tretenden Mängel keineswegs. Der große Vorzug der „Gläubigen“ ist der: Jesus ist nun Mittelpunkt und Herr ihres Lebens.³⁾

Nachdem Gott in das Leben des Bekehrten eingetreten ist, erwacht ein lebhaftes Gefühl für die bisher ungeahnte Sünde als dasjenige, was dieses reine Verhältnis trübt und stört. Über dem Hören des Evangeliums von Christo dem

1) Bei den Korinthern lobt er nicht den Glauben, sondern die Erkenntnis (1. Kor. 1, 5), ermahnt hingegen, zu prüfen, ob sie im Glauben seien (2. Kor. 13, 5). Auch bei den Galatern ist der Glaube nicht zu rühmen. Wo er anerkennt, ist es nicht konventionelle Phrase.

2) Lebenskräfte, S. 236 ff.

3) Ein junger Schambala-Christ gab dem naiven Ausdruck, indem er auf ein Brett über seine Hütte mit ungeliehenen Buchstaben schrieb: „Gefu, ein Jünger Jesu“ (E. M. M. 1912, S. 394).

Retter vollzieht sich im Inneren des Menschen das Gericht über die bisherige Sündhaftigkeit (Röm. 2, 16).¹⁾ Jetzt schämen sich die Christen der Untugenden (Röm. 6, 21), deren sie sich als Heiden rühmten (Röm. 1, 32). Sie sind nun der Sünde abgestorben und können sich nicht mehr von ihr leiten lassen (Röm. 6, 11 f.), wenngleich der sündige Hang und die ererbte Gewohnheit das Urteil noch trüben und die Kraft zum Widerstand oft lähmten. Das führt zu inneren Konflikten, die dem Heiden unbekannt sind. Der Wille zum Guten ist geboren, aber noch nicht erstarkt genug, sich immer durchzusetzen.²⁾ Sündenerkenntnis, die bei allen aufrichtigen Heidenchristen mit der Bekkehrung kommt und oft sehr lebhaft wird, ist ein Wunder der umschaffenden Gnade, über das jeder, der dieselben Leute in ihrer verblendeten Selbstgerechtigkeit und in ihren Lastern gekannt hat, staunen muß. „Menschen, die durch irdische Mittel und Einflüsse nicht zu bewegen waren, sind durch die Kraft des Unsichtbaren zum Bekennen ihrer Sünde getrieben worden. Der Chinese ist von Natur stumpf und jeder Rührung abhold; doch sagen die Missionare, daß sie in der Heimat nie so herzbrechendes Leid über erkannte Sünde gesehen haben als bei den Chinesen.“ Bischof Warne von Indien bestätigt das mit den bemerkenswerten Worten: Nach zwanzigjähriger Erfahrung und Beobachtung kann ich bezeugen, daß ich nie eine wahre Bekehrung gesehen habe, ohne daß der heilige Geist zuvor den Menschen von seiner Sünde überführt hätte. Leuten, deren Gewissen in dem Wirrsale der Vedanta-Philosophie der India-

1) Diese Stelle bezieht sich am ungezwungensten auf das Gericht, das der Bekehrte nach reicher Erfahrung des Heidenmissionars bei der Annahme des Evangeliums erlebt. (cf. Weber a. a. O. S. 140 ff.)

2) Ein junger Christ in Raja (Sumatra) bekannte: „Ich weiß gar nicht, wie es jetzt mit mir ist. Ich habe jetzt zwei Herzen in mir, ein gutes und ein schlechtes. Ich will dem guten folgen, aber oft kommt das schlechte und vereitelt es. Früher hatte ich nur ein Herz, das schlechte.“ Der Röm. 7 beschriebene Kampf ist nicht der des gottentfremdeten Menschen, sondern eine Äußerung des neuen Lebens aus Gott. — Papa i Wunte, einer der Erstlinge von Poiso, sprach sich so aus: „Mein Herz kommt mir vor wie der Weg, den wir nach Longkida gemacht haben. Alle Augenblicke kommen Erdrutsché vor, die weggeräumt werden müssen. So ist es mit meinem Herzen: Wenn ich glaube, daß ich Gott recht gegenüber stehe, dann kommt so etwas wie ein Erdrutsch in mein Herz, und ich fühle, daß noch viel Verkehrtes in mir ist“ (Mededeelingen 55, 2. S. 230).

besangen ist, welche die Menschen ohne eine Ahnung von persönlicher oder moralischer Verantwortlichkeit läßt, ist nur dadurch zu helfen, daß der heilige Geist selbst unmittelbar in ihnen das Schuld-bewußtsein weckt und ihnen das Verantwortlichkeitsgefühl schenkt. Ich habe tausendmal eine völlige, ans Wunderbare grenzende Umwandlung der Persönlichkeiten erlebt.”¹⁾

Der Bruch mit dem heidnischen Kult, dem Götzendienst, der Zauberei ist meistens ein gewaltsamer und radikaler. Paulus warnt wohl hier und da noch vor dem Götzendienst (1. Kor. 10, 14; cf. 1. Joh. 5, 21) und vor der Gemeinschaft mit den Dämonen der Heiden (1. Kor. 10, 20 f.; 2. Kor. 6, 14 f.); doch handelt es sich um leichtsinnige, vielfach unbewußte Berührung mit der altgewohnten Umgebung, die auch den Christen wieder in ihren Bannkreis ziehen kann, um die Gefahr selbstbewußter Sicherheit, die den Feind unterschätzt und die eigene Festigkeit überschätzt. Solche Sicherheit ist gefährlich, wie die Geschichte des Volkes Israel lehrt (1. Kor. 10, 1—12). Das Spielen mit heidnischen Zeremonien oder Geräten bringt die Jünger Jesu, vielleicht gegen ihren Willen, wieder unter den Einfluß der Dämonen, von denen sie durch Christus doch befreit sind. Diese Erfahrung bestätigen ernste Heidentchristen. Mit der Sünde des Götzendienstes ist es von Anfang an in den christlichen Gemeinden strenger gehalten worden als mit irgendeiner anderen Sünde. In lebendigen Gemeinden galt sie für unvergebbbar.²⁾ Viele der von Paulus gewonnenen Erstlinge aus den Proselyten sind wohl längst keine Gözenverehrer mehr gewesen. Doch ist uns eine echt missionarische Szene aus Ephesus überliefert (Act. 19, 18 f.): Gläubig gewordene Heiden bekannten, daß sie Zauberei getrieben hatten (vielleicht noch nach ihrer Taufe), und brachten aus freiem Antriebe ihre Zauberbücher, deren Wert man auf 50 000 Drachmen abschätzte, um sie zu verbrennen. Es ist dies eine der seltenen Szenen, wo wir Paulus in Berührung mit genuinem Heidentum sehen. Da ist sein Erlebnis das typisch missionarische. Wo die Heiden durch Gottes Wort überwunden werden, überliefern sie un-

1) Mott, a. a. O., S. 163.

2) Harnack, S. 212.

aufgesondert Gözen, Ahnenbilder, Amulette, Zaubergeräte, Zauberbücher, heilige Erbstücke und dringen auf ihre Vernichtung.

So geschah es in Ankole, einem der Außenbezirke von Uganda, wo der König ein großes Feuer anzünden ließ und eigenhändig angesichts seines Volkes seine Zaubermittel ins Feuer warf.¹⁾ Ähnlich ging es in Nkobe, einer an Uganda angrenzenden Landschaft, wo der Katifiro seine Zaubermittel und Fetische vor den Augen der Menge verbrannte. Als das Feuer loderte, kamen von allen Seiten Leute herbei mit ihren Fetischen und Amuletten und warfen sie auf den Scheiterhaufen; und zwar ganz freiwillig, denn der Katifiro erklärte, es brauche niemand seinem Beispiel zu folgen. Aber die Leute wollten mit diesen heidnischen Dingen nichts mehr zu tun haben.²⁾ Als unter den Stämmen der Miao, Mosu u. a. im Südwesten Chinas eine Bewegung zum Christentum entstand, brachten die Leute freiwillig Zaubertrömmeln, Zauberstäbe, Zauberbündel, warfen sie ins Feuer und hieben Geisterbäume um.³⁾ Von Aniwa berichtet Paton: „Schon am Nachmittage kam der alte Häuptling und mit ihm viele, um sich ihrer Idole zu entledigen. Die unendliche Freude, die Erregung der nächsten Wochen sind unvergeßlich. Haufenweise brachten sie die Dinge, die sie bisher so hoch verehrt und gefürchtet hatten, manche mit Tränen und Seufzen, andere in Begeisterung und mit dem Namen Gottes auf den Lippen und im Herzen. Was von Holz war, ward verbrannt; steinerne Bilder versenkten wir weit von der Insel ins Meer; Steine vergruben wir tief in die Erde⁴⁾.“ Als Williams 1827 die Insel Rarotonga besuchte, trug man in feierlichem Zuge 14 ungeheure Gözenbilder herbei und legte sie zu seinen Füßen.⁵⁾ Krumm kam in Westnias zu dem wilden Stämme der Fraono Huna, die sich entschlossen hatten, Christen zu werden. Nach einem feierlichen Empfang und freundlichen Begrüßungsreden rief ihr Anführer mit lauter Stimme: „Wir verlassen jetzt die Weise des Teufels und folgen der Weise des Lotwalangi (Gottes).

1) A. M. B. 1909, S. 68f.

2) A. M. B. 1902, S. 390.

3) Monatsbl. für öffentl. Missionsstunden, 1912, S. 6.

4) J. Paton, S. 254.

5) A. M. B. 1904, Beibl. S. 23f.

Tua, hole jetzt dein Buch und pflanze unsere Namen hinein, die Namen derer, die in den Unterricht kommen und die Götzen wegwerfen wollen.“ Darauf wurden Haufen Götzen herbeigeschleppt. Krumm warf sie in den Abgrund mit den Worten: „Die falschen Götzen macht zum Spott, der Herr ist Gott, der Herr ist Gott; gebt unserm Gott die Ehre.“¹⁾ Wenn sich jemand entschloß, Christ zu werden, war das erste, daß er seine Götzen entfernte oder auch in begreiflicher Bangigkeit vom Missionar entfernen ließ.²⁾ Ein batatscher Zauberpriester verbrannte, als er Christ werden wollte, seinen wertvollen Zauberstab und die ererbten teuren Zauberbücher, obgleich seine Verwandten ihn darüber für verrückt erklärtten und verlangten, daß er ihnen die Dinge übergäbe.³⁾

Was für Leute waren nun des Apostels Erstlinge? Die Vermutung liegt nahe, daß sie sich rekrutierten aus den Kreisen der Anhänger orientalischer Erlösungsreligionen und Mysterien. Waren dort nicht die Gottsucher, die vom polytheistischen Heidentum Unbefriedigten? So viel wir wissen, hat Paulus keinen Gläubigen dort gefunden. Die heutige Missionsgeschichte gibt dazu eine lehrreiche Parallele. Kein Volk der Erde ist so religiös, so eingetaucht in transzendentale Interessen und Fragen nach dem Wesen der Gottheit und dem Weg zu ihr wie das indische. Dort weiß beinahe jeder über Brahman und Erlösung zu philosophieren, Hunderte von Büßern durchziehen das Land von einem heiligen Wallfahrtsort zum anderen, um die Vereinigung mit der Gottheit zu gewinnen. Hier, wenn irgendwo, müßte das Evangelium empfängliche Gemüter finden. Und doch ist gerade Indien bis heute ein vor anderen harter Boden für die Mission. Während Hunderttausende primitiver, bisher allem Überweltlichen abgekehrten Heiden in Jesus den Erlöser gefunden haben, lehnen Indiens Gottsucher im ganzen und großen noch das Heil in Christo ab. Die Empfänglichen sind nicht immer die, die sich als „Virtuosen der Religiosität“ auffpielen. Religiös interessiert sein disponiert noch nicht für das Reich Gottes. Jesus preist nicht die religiösen Menschen selig, sondern solche, die geist-

1) Witteborg, Ein frühvollendetes Missionarsleben, S. 46f.

2) Ebenda, S. 56f.; 59f.

3) Weitere Beispiele Lebenskräfte, S. 269f.

lich arm sind; nicht die, welche nach Religion, sondern die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten. Die philosophisch Gebildeten Athens, Korinths und Roms liebten es, mit religiösen Fragen zu spielen, ihren Scharfum an ihnen zu üben, so wie manche Überlättten in Europa und Amerika heute mit Pantheismus oder Buddhismus spielen, weil er Selbsterlösung proklamiert. Die Wahrheit sucht nicht religiös interessierte, sondern in ihrem Gewissen erschütterte Menschen.

Der Apostel fand die nach Gerechtigkeit Hungernenden überwiegend unter denen, die nicht Weise und Große in der Welt sind (1. Kor. 1, 20. 23 ff.). Man darf wohl annehmen, daß es einen Mann von seinen Fähigkeiten zu den Gebildeten zog, mit denen umzugehen und die zu gewinnen mehr Reiz für ihn haben mußte als der Verkehr mit Proletariern. Aber Paulus erfuhr, was die christliche Kirche und Mission seither immer wieder erlebt hat, daß religiöse Volkserschütterungen von unten kommen, nicht von oben. Die Lebenskräfte eines Volkes quellen nicht in den genießenden und denfenden oberen Zehntausend, jedenfalls nicht die religiösen. In den breiten Schichten des Volkes fand die Reformation ihren Nährboden, nicht unter den Humanisten. Es war verhängnisvoll für die Christianisierung der germanischen und romanischen Völker, daß man sich veranlaßt sah, das Volk durch die Führer zu beeinflussen. Die zahlreichen modernen Reformatoren des Hinduismus haben bis heute keine kraftvollen Bewegungen in Fluß gebracht, weil ihre Systeme an die Geistesaristokraten adressiert sind. Die religiösen Wurzeln verästeln sich in den breiten Schichten eines Volkes. Die Lebenssätze einer Pflanze steigen von unten nach oben.

Soll man der modernen Mission einen Vorwurf daraus machen, wenn sie bisher mehr Erfolge bei den einfachen Völkern und unter den niederen Klassen hat? Das Evangelium ist empfänglichen Seelen unter allen Ständen, Bildungsstufen und Nationen entgegengekommen; aber weitwirkende Bewegungen größeren Stils haben bis heute fast nur unter primitiven Völkern stattgefunden. Die Erfahrungen der Mission sind eine Bestätigung von Pauli Beobachtung bei grundlegender missionarischer Arbeit: nicht viel Weise, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle. Zuerst immer die unterdrückten und ar-

beitenden Klassen. Die heranwachsenden Volkskirchen in Sumatra, Nias, unter den Kols, in Tinnevelly, bei den Karenen, in Korea, in der Südsee, in Uganda, Madagaskar, unter den Basuto, am Niger haben es mit einfachen Völkern zu tun. In Indien und China rekrutieren sich die christlichen Gemeinden zumeist aus den unteren oder mittleren Schichten der Bevölkerung. Gibt die Geschichte damit zu erkennen, daß das Christentum wohl den Mühseligen und Beladenen etwas zu geben hat, aber nicht denen, die sich zu einer höheren Stufe des Erkennens und der Kultur hinaufgearbeitet haben?

Als Paulus in die Arena stieg mit dem Wort von dem Gekreuzigten als Waffe, war es eine Lebensfrage für das Christentum, ob es denen Erlösung bringen könne, welche mehr als neun Zehntel aller Menschen ausmachen, denen, welche die Lebenskraft, das Markt der Völker und der Menschheit bedeuten und die Lasten der Welt tragen? Gewann es diese, dann legitimierte es sich als Weltreligion und durfte Anspruch auf die Menschheit machen. Hätte Paulus nur die Philosophen, die Denker, die Machthaber erreicht, dann war seine Botschaft nur ein Gericht neben anderen auf der Speisekarte der Völkerreligionen. Adepten, die den Besitzenden Anregungen darboten, gab es genug; die Konditorwaren, die sie ausboten, konnten der arbeitenden, unter hartem Joch gehenden Mehrzahl der Menschheit nicht nährendes Brot geben und das Auge hell machen. An Denkern hat es der Welt nie gefehlt; was die Menschheit braucht, sind Kräfte, die all ihren Gliedern zuströmen, alle bereichern, alle zu Gott emporheben. Ein neuer Gedanke erweist damit seine Lebenskraft noch nicht, daß er einige gescheite Gelehrte und Philosophen begeistert. Den Beweis seines Wertes hat er in der Bereicherung der breiten Massen des Volkes zu bringen. Es klingt nicht wie eine verlegene Entschuldigung, wenn Paulus sagt: Was unedel ist vor der Welt, hat Gott erwählt. Jesus sieht es als einen Vorzug seiner Botschaft an, für den er Gott preist, daß sie den Weisen verborgen und den Unmündigen zugänglich ist; nur die Plerophorie eines Weltheilandes kann allen, die mühselig und beladen sind, verheißen, bei ihm Ruhe zu finden. Wenn das Evangelium heute die armen, verkommenen, bedrückten, in Dämonendienst, Fatalismus, Bauberei gefnechteten Götzendiener zuerst be-

freit und aus ihnen freie, fröhliche Menschen macht, ihnen eigenen Willen, Tatkraft, Freiheit, Lebenslust, Friede mit Gott schenkt, so ist das ein Beweis der unvergleichlichen Kraft der Gottesgabe. Den Satten etwas bringen, was ihren Gaumen reizt, kann jeder im Mäischen geschickte Koch; Korn zum täglichen Brot kann nur Gott wachsen lassen. Den Gebundenen Erlösung, den Blinden das Gesicht, den Verzagten Lebensfreude, den vor Furcht Zitternden fröhlichen Aufblick zu Gott schenken, Lebenskräfte in die seufzende, hart arbeitende Welt tragen, das kann nur eine Religion, die von oben stammt. Es ist ein Beweis der Allgenugsamkeit des Evangeliums von Christo, daß es ihm gelingt, Leidende und Seufzende über die Müjere des Lebens zu erheben, nicht, indem es sie loskaufst, auch nicht, indem es ihnen Opiate reicht, sondern indem es Güter vermittelt, durch die sie inmitten ihrer Armut reich werden. Wer mit einem geistvollen Gedanken in der theologisch oder philosophisch oder ästhetisch empfindenden Welt Aufsehen erregt, mag ein scharfer und achtenswerter Denker sein; ungleich größer wäre ein Mann, dem es Gott gelingen ließe, in die Arbeiterwelt, in den Mittelstand unseres Volkes die Kräfte des Christentums wieder hineinzutragen. Luther, der Mann des Volkes, steht hoch über Erasmus, dem Präsidenten der Gelehrtenrepublik.

Daß sein Evangelium von Jesus das leistet, davon ist Paulus überzeugt; aber es hat diese Kraft, indem es Gottes tiefste Weisheit, seinen ewigen Ratschluß enthält. Die Weisen dieser Erde schöpfen seine Tiefe nicht aus. Darum wendet es sich auch an die klugen Leute und an die Kulturnationen und wird alle gewinnen, die aus der Wahrheit sind. Denn das eigentliche Elend der Menschen, die Gottentfremdung, ist überall dasselbe. Die Meinung Jesu und seines Apostels ist nicht, daß die Boten sich mit mehr Aussicht auf Verständenwerden vor allem an die Einflußreichen und Klugen der Erde zu wenden haben, und daß deren Gewinnung die Eroberung der Welt bedeuten würde. Wo man es in der Mission systematisch auf die Weisen und Angesehenen als die Wertvolleren abgesehen hat, in der Hoffnung, durch sie dann das Volk zu gewinnen, hat man sich meist verrechnet. So sehr man den Übertritt eines Brahmanen, eines Mandarinen, eines Fürsten zu schätzen weiß, wird man doch weder in Indien

noch in China oder Japan erwarten dürfen, daß die Christianisierung der breiten Volkschichten auf diejenige der Geistesaristokratie notwendig folgen werde. Paulus ist an den Mächtigen und Weisen, wo sie ihm begegneten, nicht vorüber gegangen; er ist auch ein Schuldner der Weisen (Röm. 1, 14); es finden sich auch Machthaber und vornehme Männer und Frauen in seinen Gemeinden.¹⁾ Aber er glaubt nicht, damit etwas Besonderes erreicht zu haben. Das Evangelium erfüllt seinen Beruf als Menschheitsreligion besser, wenn es dem größten und am schwersten tragenden Teil der Menschheit Frieden und Kraft aus Gott bringt, als wenn es die Spalten der Pyramide vergoldet. Jesus hält es dem zweifelnden Johannes geradezu als einen Beweis seines göttlichen Berufes entgegen, daß durch ihn den Armen das Evangelium gepredigt wird.

„Bei der Erwägung, wie man ganze Klassen für das Reich Gottes gewinnen kann, muß der Fehler vermieden werden, die Begünstigten und Einflussreichsten zu bevorzugen. Das hieße die große Lektion von Jesu eigenem Wirken und die Lehre der Kirchengeschichte überhören, daß, wenn das Christentum ein ganzes Land durchdringen und besiegen soll, es zuerst festen Besitz von den niederen Klassen und Massen ergreifen muß. Dr. G. P. Jones aus Madura in Indien spricht diese Wahrheit richtig aus: Ich glaube, daß die Massen und nicht die Klassen am meisten berücksichtigt werden sollen. Es ist keine Herabwürdigung, sondern ein Ruhm für das Christentum, daß es stets in den hinter uns liegenden beiden Jahrtausenden die unteren Schichten der Gesellschaft zuerst erreicht und umgestaltet und durch diese hindurch seinen Einfluß und seine Macht auf die Hohen und Maßgebenden übertragen hat. Geradeso verfährt es heute in Indien, und sein wachsender Einfluß auf die Ausgestoßenen ist eins der gesündesten und sichersten Zeichen des endlichen Sieges unseres Glaubens in jenem Land. Durch die Bekämpfung der Kastenlosen zum Christentum wird das ganze Gefüge der hinduistischen Gesellschaft untergraben; bald muß sie zusammen-

1) z. B. der Prokonsul Sergius Paulus (Act. 13, 7ff.), Dionysius in Athen (17, 34), Leute aus den höheren Ständen in Thessalonich (17, 4), auch in Berœa (17, 12) usw. Mit der Zeit fand das Christentum in den Kreisen von Bildung und Besitz viele Bekennner. cf. Harnack, Ausbreitung, S. 376ff.

stürzen, und dann wird eine große Ernte aus den Klassen Indiens für das Reich Gottes eingebracht werden.“¹⁾

Der Hinduismus und der Buddhismus sind Religionen für Philosophen und Anachoreten, also untauglich für die weitaus größte Mehrzahl der schwer tragenden Bewohner Indiens. Für das Volk und seine Hebung hat der Brahmanismus nichts getan.²⁾ Es ist lehrreich zu hören, daß die Hindu selbst in dem Einfluß des Christentums auf die Ureinwohner und Kastenlosen einen hohen Vorzug dieser Religion sehen. Der Hinduismus, das gesteht man selbst ein, hat alles getan, um das niedere Volk unten zu halten. Das Organ des Arya-Samadsh sagt: „Es ist die höchste Zeit für uns, einzusehen, daß Indiens Zukunft nicht bei den oberen Klassen, sondern bei den niederen Kastenleuten liegt; nur wenn wir unsere größte Energie an die niederen Kästen setzen, können wir in absehbarer Zeit in jedem indischen Hause die Gesänge der Veden wieder erschallen hören. Aber wo sind die Männer, wo die Opfer für dieses Werk?“³⁾

Bei der Bewegung, die 1824 unter Rhenius in Tinnevelly zum Christentum hin entstand, stellten das Hauptkontingent die gedrückten Schanars, die Kastenlosen Palmbauern, welche von ihren Zamindaren bis aufs Blut ausgesaugt wurden. Die Missionare betonten energisch, daß sie den Übertretenden nicht die mindesten weltlichen Vorteile in Aussicht stellen könnten, doch aber zog das Evangelium diese Armen mächtig an.⁴⁾ Fehlberg schreibt aus den Kardamumbergen in Indien: „Wir haben jetzt dort Sudra-Christen aus den Kästen der Schanar und der Kauder. Das sind freilich auch nur niedere Sudra-Kästen; aber die Gemeinde hat doch mit ihrem Zutreten den Weg nach oben auf der Leiter sozialer An-

1) Mott, S. 94f.

2) Ein gebildeter Hindu sagte in Allahabad: „Ich bin ein Brahmane, ... ich bin ein India und liebe mein Vaterland; aber ich muß gestehen, daß die Weise, in der das Christentum die Parias von Madras emporgehoben hat, über alles Lob erhaben ist und mich als Hindu beschämmt.“ Ein führender Nationalist bekannte: „Übrigens, was die Praxis betrifft, so erreicht nur das Christentum das, wonach wir Nationalisten immer rufen, nämlich die Hebung der Massen“ (W. M. C. III. S. 258).

3) A. M. B. 1908, S. 485.

4) A. M. B. 1900, Beibl. S. 91.

erkennung betreten. Das scheint mir überhaupt der gottgewollte Weg der Ausbreitung des Christentums hier zu sein: von unten nach oben. Zuerst sollen die ausgestoßenen Kastenlosen kommen, dann folgen die höheren Kästen, und erst zuletzt werden die Brahmanen kommen. Daß dieser Weg der richtige ist, erkannte ich auch an einem Gespräch mit einem methodistischen Missionar in Nord-Ceylon. Dort haben sie seit Beginn der Mission nur Christen aus der hohen Wöllalerkaste. Der Missionar sagte mir nun, daß den Anstrengungen der Missionare, auch niedere Kästen und Kastenlose in die Kirche zu bringen, großer Widerstand von den eigenen Christen entgegengesetzt wird, aus Kastenhochmut natürlich. Die Durchsäuerung vollzieht sich demnach in Indien eher von unten nach oben als von oben nach unten.”¹⁾

Kenner Indiens äußern sich energisch dahin, daß die aus den Kastenlosen gewonnenen Christen mehr und mehr Einfluß auf die Glieder höherer Kästen ausüben. Die Beklehrung und Hebung großer Massen von Kastenlosen bringt den Kastenleuten in den Dörfern die rettende Kraft des Christentums in einer Weise nahe, wie es die bloße Wortverkündigung nicht vermag. Das hat in gewissen Gebieten der Telugu-Mission eine Bewegung unter den Sudras hervorgerufen, so in Heiderabad und Guddapah. Mit dem Übertritt der Kastenlosen setzt eine friedliche und segensreiche Revolution ein. „Die Revolution, die sich fortschreitend durch die Beklehrung der Paria vollzieht, geht langsam und friedvoll vor sich, und die Christen hoffen, daß sie nach und nach dazu führen wird, die Superiorität der Brahmanen als solcher zurückzudrängen.“ „Der Unterschied in sozialer Beziehung zwischen einem christlichen und heidnischen Paria wird am anschaulichsten durch die Tatsache illustriert, daß in allen Missionschulen Brahmanen auf derselben Bank Seite an Seite mit christlichen Paria sitzen, während die Aufnahme eines einzigen Hindu-Paria mit Sicherheit die Boykottierung der Schule seitens der Brahmanen zur Folge hat.“²⁾

Beim Lesen der Apostelgeschichte und der Grusregister der Briefe fällt es auf, wie viele Frauen, zum Teil hervorragende,

1) Ev. Luth. Mbl. 1911, S. 538.

2) A. M. B. 1911, S. 92ff.

unter den Erstlingen der Gemeinden gewesen sind. Die Frau des Heidentums gehört in erster Linie zu den Mühseligen, denen Erlösung gebracht wird. Das gilt für Rom, Indien und China trotz aller ihrer Kultur kaum weniger als für Afrika und Indonesien. Wenn überall zuerst die Bedrückten und Entrechteten auf das Evangelium hören, dann wird auch die unterdrückte Frauenwelt dankbar die Einladung, sich befreien und erheben zu lassen, heraus hören. In Philippi war die erste gläubige Seele eine Frau (Act. 16, 14), in Thessalonich glaubten nicht wenige der vornehmsten Weiber (17, 4), ebenso in Beröa (17, 12); eine der wenigen, die in Athen Christen wurden, war eine Frau (17, 34). Im 16. Kapitel des Römerbriefes werden 8 Namen von befreundeten Frauen genannt neben 18 Männern.¹⁾ Viele von ihnen scheinen sich an der Gemeindearbeit beteiligt zu haben. Daß sich verhältnismäßig zahlreiche Frauen in den jungen Gemeinden befanden, geht auch aus dem Umstand hervor, daß Paulus in seinen Briefen sich oft mit Fragen, welche die Stellung der Frau in Familie und Gemeinde angehen, beschäftigt. Harnack weiß aus der nachpaulinischen Zeit von auffallend vielen und bedeutenden Frauen in den christlichen Gemeinden zu berichten.²⁾

Heute bringt es besonders bei einfachen Stämmen die untergeordnete Stellung der heidnischen Frau mit sich, daß meistens die Erstlinge in den Reihen der Männer zu suchen sind, und das verschüchterte weibliche Geschlecht nur langsam Kirchen und Schulen füllt. Ist doch die heidnische Frau allermeist von Kultus und Religionsübung ebenso hartnäckig ausgeschlossen wie im Islam, wo sie vollständig ignoriert wird, auch kein Unrecht auf das Paradies hat, wenn nicht ihr Mann sie aus Barmherzigkeit mitnimmt. Wo

1) Vielleicht ist auch Junias (16, 7) unter die Frauen zu zählen, cf. Harnack, S. 397, Anm. 1. Weiter werden Frauen genannt: 1. Kor. 1, 11; Kol. 4, 15; Phil. 4, 2; 2. Tim. 4, 21; Philemon 2. Wie viele davon aus dem Heidentum kamen, ist freilich nicht zu erschöpfen.

2) „Die (apokryphen) Berichte . . . bringen im allgemeinen die Tatsache richtig zum Ausdruck, daß die christliche Predigt vor allem von den Frauen ergriffen worden ist, und daß der Prozentsatz der christlichen Frauen, besonders in den vornehmen Ständen, größer war als der der christlichen Männer“ (S. 401 ff.). Auch Jesus fand unter den Frauen viele verständnisvolle Jüngerinnen.

Geheimküste bestehen, in der Südsee, unter den Papua und Australneger,¹⁾ sind Frauen von ihnen ausgeschlossen. Brahmanismus und Buddhismus sehen in der Frau ein minderwertiges Geschöpf, das zu religiösen Übungen unfähig ist. Am Altnendienst hat die Frau keinen Anteil; daher die Trauer der Familie, wenn keine Söhne geboren werden. Die Religiosität, soweit sie über Geistersfurcht und Übergläubische hinausgeht, ist ihr meistens ein verschlossenes Gebiet. Den Frauen bietet das Jenseits nichts, sie sind auch dort Sklavinnen des Mannes, werden daher bei manchen Völkern dem Eheherrn bei dessen Tod als Dienerinnen nachgesandt. Höchstens als Zauberin und schamanistisches Medium treten hier und da Weiber auf.¹⁾ Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Frauen zunächst äußerst zurückhaltend sind und noch schwerer als die Männer begreifen, welche Gabe ihnen im Evangelium angeboten wird. Und doch lernen viele von ihnen glauben, nicht selten energischer, hingebender als die Männer. Schneller und gründlicher, als man es nach der systematischen Niederhaltung des Weibes erwarten sollte, kommen auch Frauen zur Bekehrung. In der Missionsgeschichte manches Gebietes haben Frauen im Gemeindedienst eine bedeutsame Stellung gewonnen.²⁾ Nirgends offenbart sich die befreiende, alte Fesseln sprenzende Macht des Evangeliums von Christo überführender, als in dem Einfluß, den es auf das weibliche Geschlecht ausübt, indem es die Frau des gleichen Heils teilhaftig macht wie den Mann. Und dann ist es wundersam, zu beobachten, wie die christlich gewordene Frau als Gattin und Mutter eine andere wird, am deutschen Ideal gemessen allerdings noch weit zurück, aber turmhoch sich erhebend über die Genossinnen der heidnischen Umgebung. Sie wird tatsächlich eine ganz neue Kreatur.

Dass das Evangelium der im Heidentum vernachlässigten Frau Befreiung und vor Gott gleiche Stellung und gleichen Wert wie dem

1) Natürlich ist die Behandlung der Frau nicht überall gleich unwürdig; einige Stämme Indonesiens räumen bevorzugten Frauen eine angeseheneren Stellung ein. Mancher Japaner weiß seine Mutter zu rühmen. Aber den Göttern und Geistern gegenüber bedeutet nirgends die Frau so viel wie der Mann.

2) Vergl. z. B.: Wer aus der Wahrheit ist, A. M. Z. 1911, Beibl. S. 60ff. (Celebes); Vacia, eine mikronesische Missionarin, Des Meisters Ruf, 1911, 1 u. 2; Pandita Ramabai, über die mancherlei geschrieben ist.

Mannen beschert, war der christlichen Gemeinde sofort klar, und Paulus sagt es oft und deutlich. Aber es scheint, als ob der Apostel die sich daraus ergebenden Folgerungen für das Leben der Frau in Gesellschaft und Gemeinde nicht weit genug überschaute, er, der doch sonst vor keiner Konsequenz zurücksehnte. Mit beinahe herben Worten hält er den Frauen die Gehorsamspflicht gegen ihre Männer vor (1. Kor. 11, 3; 14, 34; Eph. 5, 22 f.; Kol. 3, 18; Tit. 2, 5). Er verbietet ihnen kategorisch das öffentliche Auftreten in der Gemeinde. Wir dürfen nicht vergessen, daß Paulus Erzieher junger Missionsgemeinden war. Die Frauen und Mütter in seinen Gemeinden kamen allermeist aus unwürdigen Familienverhältnissen; sie waren bis dahin von ihren Männern schwer vernachlässigt. Die hellenistische Kultur hatte die Gattinnen ihren Männern nicht nähergebracht, hatte das Familienleben nicht veredelt; zur Gefährtin des Mannes in Freud und Leid hatte Griechenlands Bildung das Weib nicht emporgehoben. Da mußten die neuen christlichen Gedanken erst als Keime gelegt werden. Die christliche Frau war etwas Neues; nicht nur sie selbst, auch die christliche Gemeinde und deren Leiter mußten daran lernen, wie die neue Stellung zu Gott der Frau auch eine neue Stellung in Haus und Gesellschaft eroberte. Das konnte und durfte nicht in einer Generation geschehen. Das volle Ideal der christlichen Frau als Gattin kannte auch Paulus noch nicht;¹⁾ es lag noch in der Zukunft und mußte wie viele andere Früchte der neuen Religion erst wachsen. Wo die Frauenvelt in Senana oder Harem verkümmert, wo sie, wie bei den meisten primitiven Völkern, aber auch in Ostasien und Arabien, nur dazu da ist, um für den Mann zu arbeiten und das Geschlecht fortzupflanzen, da darf die Mission die christlich gewordene Frau nicht auf einmal wie die hoch entwickelte Europäerin des 20. Jahrhunderts behandeln. Sie würden den betreffenden Völkern damit ein Danaergeschenk machen, das ihren Familien, weil weder Frauen noch Männer dafür reif sind, verhängnisvoll

1) Man vergleiche, was er 1. Kor. 7 über die Ehe sagt: Die Ehelosigkeit ist besser (V. 1. 7. 40); wer aber seines Leibes nicht Herr bleiben kann, der heirate (V. 2. 9. 26). Paulus redet viel mehr von der Pflicht des Gehorsams in der Ehe als von der Liebe. Nur die Männer ermahnt er, ihre Frauen zu lieben (Eph. 2, 25; Kol. 3, 19).

werden würde. Zunächst bringt das Evangelium die große Gabe der Gleichwertigkeit von Frau und Mann vor Gott in Christo, ein Grundsatz, der jeder heidnischen Tradition den Krieg erklärt. Das ist ein Keim mit den reichsten Entwicklungsmöglichkeiten; aber er muß Zeit zur Entfaltung haben.

Verhältnismäßig bald wird die heidenchristliche Frau aus der Sklavin die Gefährtin des Mannes, weil sie mit ihm das wichtigste Gut und Ziel teilt. In ganz neuem Lichte sieht sie nun ihre Pflichten als Mutter, als Gattin, als Glied der Gesellschaft. Die Polygamie, diese furchtbare Geißel des weiblichen Geschlechts, hört in der christlichen Gemeinde ohne Gewaltmaßregeln auf. Der Mann lernt seine Frau besser behandeln, soweit die Frau eine andere geworden ist und freiwillig und gern ihren Pflichten nachkommt, während sie bisher, wie bei vielen primitiven Völkern, durch Schläge und harte Behandlung immer wieder zur Renitenz gereizt wurde.¹⁾ Man kann in der Mission beobachten, wie durch das Christentum die Seele in der Frau erwacht, nachdem sie Verbindung mit Gott gewonnen hat. In grösster Unwissenheit aufgewachsen, gewinnt sie zunächst Auge und Verständnis für Gottes Gaben und dann auch für die neuen Pflichten, die nun dem Manne, den Kindern, dem Gefinde, den Dorfgenossen gegenüber vor ihr liegen. Es ist aber wie bei befreiten Sklaven Vorsicht und langsame Eingewöhnung in die neue Lage mit ihren veränderten Aufgaben erforderlich. Das Volksempfinden darf dabei nicht verletzt, die feine Grenze des für schädelich Geltenden, das bekanntlich unter den Völkern sich sehr verschieden äußert, darf nicht überschritten werden. Es wird die Zeit kommen, wo manche zur Zeit noch heilsame Schranken fallen wird. Der Missionar darf nie vergessen, daß er es meist noch mit unreifen Kindern zu tun hat, denen man nicht alle Erkenntnisse und Freiheiten über Nacht auf den Weihnachtstisch legen kann. Wenn nicht die neu erworbene Freiheit des Weibes an der Liebe und am Gehorsam zum Gatten und an den Pflichten gegen die Kinder reguliert wird, dann gibt es

1) Man macht sich keinen Begriff von der Störigkeit und Unliebensordigkeit der durchschnittlichen Heidenfrau, die oft den Zorn des Mannes geradezu provoziert. Ehe der Mann sein Eheweib mit Liebe behandeln kann, muß auch diese eine andere werden.

Entgleisungen. Neue Rechte werden nur dann segensvoll, wenn gleichzeitig die in ihnen liegenden Pflichten ergriffen werden. Die in Sturm und Drang emanzipiert gewordenen Weiber der Türkei und Jungchinas bedeuten keinen Gewinn für das Land und keinen Ruhm für das weibliche Geschlecht.

In diesen Rahmen gestellt, werden uns Pauli Anweisungen für die Frauen seiner Gemeinden verständlich. Er gestattet dem Weibe nicht, daß sie öffentlich, d. h. in der Gemeinde, lehre (1. Kor. 14, 34 f.; 1. Tim. 2, 12).¹⁾ Hätte eine Frau damals in einer christlichen Gemeinde sich auf diese Weise hervorgetan, so würden Heiden und Christen das als unschicklich empfunden haben, und die Heiden hätten Grund gehabt, die Christen zu lästern (Tit. 2, 5). In China, Japan, Indien und Afrika ist heute die Lage dieselbe, die aus dem Rahmen des Hauses heraustretende Frau erregt Unstöß. Wo neuerdings unter westlichen Einflüssen die Frau sich über das Volksempfinden hinwegsetzt, macht es auf alle verständigen Eingeborenen den peinlichsten Eindruck. Dazu kommt, daß nur in Ausnahmefällen die anfangs dem Manne nachstehende Frau geistliche Reife genug besitzen würde, um lehrend aufzutreten zu können. Es ist nur natürlich, daß das solange vom religiösen Leben ausgeschlossene Weib in der christlichen Gemeinde dem Manne in der geistlichen Entwicklung nachsteht, Ausnahmen vorbehalten. Über diese Tatsache wird ja bei nahe auf allen Missionsfeldern geklagt. Wenn heute europäische unverheiratete Damen unter Chinesen oder Mohammedanern allein predigend herumreisen, so kann das leicht von diesen als ungeziemend empfunden werden. Jedenfalls ist Vorsicht nötig. Paulus befiehlt den Frauen strikten Gehorsam gegen den Mann. Er begründet das mit der göttlichen Naturordnung; und diese wird von den meisten Heidenvölkern als gut und recht empfunden. Es war und ist ein guter Weg, daß ein heidnischer Mann ohne Worte durch den Wandel seines christlichen Weibes gewonnen wird (1. Petr. 3, 1 f.). Während die Frau bisher diesen Gehorsam als eine schwere Fessel nach sich schlepppte, leistet sie ihn als Christin freiwillig um Gottes willen. Es kann den Japaner, den Chinesen, den Neger, den Bataf

1) Als Gemeindediaconissen sieht Paulus Frauen und Witwen gern; vergl. 1. Tim. 5, 9 f.; Röm. 16, 1. 12.

nur sympathisch berühren, wenn das Evangelium von ihren Frauen verlangt, daß sie „in der Stille mit aller Untertänigkeit lernen“ (1. Tim. 2, 11). Die meisten von der Überkultur nicht berührten fremden Völker fühlen natürlich genug, um Paulus zuzustimmen, wenn er den Beruf der Frau im Kindergebären und Erziehen und in der Unterordnung unter den stärkeren Mann, dessen Ergänzung sie ist, sieht (1. Tim. 2, 15).¹⁾ Das ist und bleibt die göttliche Ordnung. Kommt dazu, wie dort gesagt, Glaube, Liebe, Heiligung und Zucht, dann hat ein Volk wahrlich allen Grund, dem Evangelium, das seinen Frauen diese Güter und Ziele bringt, dankbar zu sein. Keine gesunde Entwicklungsmöglichkeit ist damit verbunden.

Was Paulus 1. Tim. 5, 3—16 über junge Witwen sagt, versteht der Missionar recht wohl. In einer Gemeinde, die kaum aus dem Sumpf des Heidentums herausgehoben ist und von heidnischer Lust noch umnebelt wird, hält es schwer, die Witwen, besonders die jüngeren, vor Sünde zu bewahren. Da sie ohne rechte Arbeit und die ihnen nötige Aufsicht eines Mannes sind, laufen sie müßig umher, schwächen und sind in Gefahr, auf Abwege zu geraten. Darum muß die Gemeinde geradezu dafür sorgen, daß sie wieder einen ordentlichen Mann und damit Pflichten bekommen, deren Erfüllung ihrem Leben einen Inhalt gibt. Natürlich können wir diese Anweisungen nicht ohne weiteres auf unser hochentwickeltes Gemeindeleben mit seinen sozialen Komplikationen anwenden. Das christliche Frauenideal ist im Laufe der Jahrhunderte höher geworden. Daß es sich nicht mit dem modernen Ideal der Emanzipation deckt, welche die Naturgrenze zwischen Mann und Weib verwischen will, braucht nicht ausgeführt zu werden. Für die meisten Missionsgemeinden der Gegenwart könnte man gar keine gesünderen Regeln aufstellen, als Paulus sie gibt. Ein Missionar darf es eben nicht zu einer überhasteten Revolutionierung der Verhältnisse kommen lassen, er hat dem tatsächlichen Stande der Erkenntnis und der Lebenshaltung

1) „Eine japanische Frau findet die Mahnung des Apostels Paulus selbstverständlich: Die Weiber seien untertan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt.“ Die bescheidene Unterordnung der Japanerin berührt sehr sympathisch (Munzinger, Die Japaner, S. 138f.).

seiner noch schwachen Christen Rechnung zu tragen, wenn er sie durch alle Versuchungen und Wirrnisse ihrer Umgebung hindurch Christo als eine reine Braut, lauter und unanständig, zuführen will.

Dazu kam noch, daß in jener Zeit bei gewissen Kulten verzückte und herumtanzende Weiber auftraten, von denen die christliche Gemeinde weit abrücken mußte. Paulus verlangt strenge Schicklichkeit und Nüchternheit. Er hat eine lebhafte Abneigung gegen das öffentliche Auftreten der Frau, weil er von den inspirierten Prophetinnen und exaltierten Frauen im Kultus der Aphrodite, der Kybele, der Rhea und der Astarte wohl wußte. Mit diesen Kulten war so viel Schmutz verbunden, daß in den verständigen Christen eine tiefe Abneigung gegen jedes enthusiastische Auftreten der Frau wurzelte. Es wäre ja begreiflich, daß manche Frau im Vollgefühl der neuen Stellung auf schwärmerische Irrwege geraten und die Emanzipierte spielen wollte. Die Gefahr, die Botschaft von der Freiheit mißzuverstehen, lag nahe genug, liegt allen starken religiösen Bewegungen nahe. Paulus zeigt sich in seiner Stellung zur Frauenfrage als weiser Erzieher, der den gegebenen Verhältnissen ebenso Rechnung trägt wie den göttlichen Ordnungen.

Die Aufnahme in die Christengemeinde geschah von Anfang an durch die Taufe. Diese Zeremonie war an sich nicht neu. Nicht nur Johannes hatte sich ihrer bedient, auch die jüdische Gemeinde beobachtete bei der Aufnahme von Proselyten neben der Beschneidung ein Taufbad zum Zweck levitischer Reinigung. Manche heidnischen Kulte hatten analoge Aufnahmeceremonien, Lustrationen und mystriöse Weihen. Indessen die christliche Taufe bedeutete etwas anderes; man taupte auf den Namen Jesu und stellte den Täufling damit in die Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen hinein. So viel wir aus der Apostelgeschichte wissen, folgte die Taufe der Willigen sehr bald auf den beim Hören der Botschaft erwachten Glauben an Jesus und den Entschluß, sein Jünger zu werden (Act. 2, 41; 8, 36 ff.; 10, 48; 16, 15. 33; 18, 8). Von einem längeren, vorbereitenden Unterricht ist nicht die Rede. Es handelt sich vielfach um Leute, die als regelmäßige Synagogenbesucher oder als Juden

schon sozusagen ein gutes Stück des Taufunterrichts absolviert hatten und das, was ihnen noch fehlte, sich schnell aneignen konnten, indem die Predigt von Christus, vielleicht eine einzige, ihnen die Lösung der Fragen brachte, die ihr Herz beschäftigt hatten. So war es bei dem Eunuchen aus dem Mohnenland, so bei Cornelius. Weil die Heidenmission solche wohlvorbereiteten Gottsucher heute nicht vorfindet, muß sie bei ihren Hörern erst ein breiteres Fundament legen, das längere Unterweisung gebieterisch erfordert. Sehr bald führte die Kirche, als man es mit unvorbereiteten Heiden zu tun hatte, regelrechte Unterweisung der Katechumenen ein.¹⁾ Die Didache bestätigt das.²⁾ Man tat dasselbe, was jeder Missionar heute tut: man unterwies die Willigen auf das sorgfältigste, prüfte ihr Wissen und ihren Wandel und wartete mit dem Taufen, bis man Spuren lebendigen Glaubens zu sehen glaubte. Das Katechumenat ist „nichts anderes als eine fortgesetzte Missionspredigt“ an die Willigen, die Jesum anbietet.³⁾ Wenn wir Paulus andere Wege gehen sehen, so zeigt das deutlich die einzigartige Aufgabe, die ihm gestellt war, und die außerordentlichen Verhältnisse, die es ihm gestatteten, mit lautem Heroldsruf die in der Fülle der Zeit von Gott bereit gestellten Lichtträger in Ost und West zu seiner Fahne zu rufen, ohne sich durch zeitraubenden Taufunterricht lange an einen Ort binden zu lassen. Sein Botchasterdienst brachte es mit sich, daß er selbst gewöhnlich nicht tauft;⁴⁾ er betont mit aller Entschiedenheit, daß seine Aufgabe

1) Die Vorbereitung war so wichtig wie die Taufe selbst. Dem Lernenden wurden die beiden Wege vorgeführt. Er mußte der Sünde entfliegen, „und getauft wurde er nur, wenn sich die Kirche überzeugt hatte, daß er die Sittenlehre bekennen und sie folgen wolle“. In dem Taufunterricht als einer großen und bildenden Sittenlehre lag die Stärke der kirchlichen Gemeinden (Harnack, S. 282).

2) Origines: „Die Christen prüfen zuvor, so gut sie es können, die Herzen derer, die ihre Hörer werden wollen, sie unterrichten sie einzeln, und erst wenn diese Hörer genügende Probe dafür abgelegt haben, daß sie ein gutes Leben führen wollen, werden sie in die Gemeinschaft eingelassen“ (Harnack, S. 282, Anm. 1). Sehr bald trat leider in dem altkirchlichen Katechumenenunterricht das Gesetz in den Vordergrund (cf. M. Bahn, Taufordnung, A. M. J. 1893, S. 357).

3) M. Bahn, Taufordnung, A. M. J. 1893, S. 353.

4) Vergl. Act. 10, 48, wo berichtet wird, daß auch Petrus nicht selbst den Tauftest vollzog. „Es ist wichtiger, wer Katechet, als wer Täufer sein soll“ (Bahn, a. a. D., S. 358).

die Predigt sei (1. Kor. 1, 17). Demnach ist nicht das Taufen der Höhepunkt missionarischen Dienstes, sondern das Anbieten der Gnade in der Wortverkündigung; eine Warnung für Missionare, das Taufen als ihre Domäne zu betrachten. Übrigens wird auch heute der Missionar mit der Tause nicht zu lange warten, wenn ihm der ehrliche Wille, in die christliche Gemeinde aufgenommen zu werden, entgegentritt. Warum die Hilfesuchenden lange im Vorzimmer des Arztes warten lassen? Als sich Riedel auf Celebes gegen den Vorwurf zu verteidigen hatte, daß er zu rasch tauße, antwortete er: „Ich glaube von ganzem Herzen, wenn ich einen Unwürdigen tauße, so tue ich nicht die Sünde, als wenn ich einen Würdigen ausschließe.“¹⁾ Die das Tauffakrament Verwaltenden dürfen keinesfalls besondere Bedingungen für die Tause vorschreiben, etwa die, daß die Täuflinge die Kunst des Lesens verstehen, oder daß sie ein Abstinenzgelübde abzulegen haben. Dazu haben sie kein Recht.

Die Tause ist das bedeutsamste Ereignis im Leben des Heiden: sie markiert den Bruch mit dem bisherigen Leben und den Anfang eines neuen; der Täufling stellt sich allen sichtbar auf die Seite der Christen. Die Tause bedeutet für ihn ein öffentliches Bekennen, und zwar negativen und positiven Inhalts. Negativ, daß sein bisheriges Leben ein Irregehen, die Religion seiner Väter Lüge und Irrtum, sein Streben verfehlt, sein Handeln Gott mißfällig war. So stirbt er mit der Tause der bisher ihn beherrschenden Sünde. Die Tause ist also auch für den Heiden ein Bußakt. Positiv bekennt er, daß er in Jesu Erlösung, Vergebung seiner Sünden, Gemeinschaft mit Gott, Friede, Hoffnung, Kraft gefunden hat und fortgehend zu finden hofft. Die Tause ist das Bekennen zu Jesus. Wer sich taußen läßt, verdammt die Tradition seines Volkes, schneidet oftmals die Bande, die ihn an seinen Stamm, ja an seine Familie fesseln, durch. Er achtet sein Leben nicht und ist nötigenfalls bereit, es hinzugeben.²⁾ So gestaltet sich die Beu-

1) Ebenda, S. 361.

2) Der Japaner Iwaka erzählt: Als er sich zur Tause meldete, fragten ihn die Ältesten der japanischen Kirche: „Kannst du für Christus sterben?“ Als er diese Frage bejahen konnte, wurde er getauft (Slovgaard-Petersen, Aus Japan, S. 127).

gung unter die Taufe zu einem eminenten Willensact. Der Übertretende ist ein Christ erst dann, wenn er dies Bekennnis öffentlich abgelegt hat und seine Konsequenzen auf sich nimmt. So lange er das nicht wagt, mag er ein Freund des Christentums, vielleicht nicht fern vom Reiche Gottes sein, als Jünger Jesu gilt er nicht und ist es auch noch nicht. Wer die Taufe von Christlingen innerhalb einer verderbten heidnischen Umgebung erlebt hat, weiß, daß sie Protest und Abkehr bedeutet, und daß sie die kühnen Bekenner oft dem Haß, der Verachtung, der Verfolgung der Genossen preisgibt. Man nimmt es niemand übel, wenn er dem Missionar zuhört und von seiner Botschaft angetan ist. Aber das Urteil, das der Täufling mit seiner Taufe über das Heidentum spricht, und das herausfordernde Bekennnis zum Christengott als dem allein Wahren entfesselt meist einen Sturm von Feindschaft und Widerstand. Mit der Taufe beginnt sich Christi Wort zu erfüllen, daß er nicht gekommen sei, Frieden zu bringen, sondern das Schwert (Matth. 10, 34).

In Indien gibt es manchen Hindu, der ein heimlicher Anhänger des Christentums ist, aber den Übertritt in der Taufe nicht wagt; denn sie brächte ihm Ausschluß aus der Kaste, Bruch mit der Familie, Achtung seitens der Gesellschaft.¹⁾ Nur mit der Taufe bekennt er sich offen zum Christengott, seinen Gaben und Forderungen; erst durch die Taufe wird er fastenlos. So lange dieses Bekennnis nicht abgelegt ist, wird er innerlich nicht frei. Jesus bekennt sich nur zu dem, der ihn bekennt vor den Menschen, den kann er befreien von Furcht, Sünde und Gottentfremdung. Wer den Mut zur Taufe nicht findet, wird seine Jesusfreundschaft selten lange bewahren können. Die Taufe hingegen zieht einen tiefen trennenden, aber auch schützenden Graben zwischen Christ und Heide, über den auch der schwache, stützungsbedürftige Christ den Rückweg so leicht nicht findet. Damit verbrennt er die Schiffe hinter sich. In unserem Volksleben, wo die Taufe für viele zu einer der christlichen Zeremonien,

1) Roterberg nennt einige Hindu, die in ihrem Herzen von der Wahrheit des Christentums überzeugt waren, aber das Bekennnis des Übertritts wegen des drohenden Ausschlusses aus der Familie nicht wagten, „ungetaufte Christen“. Das ist zu viel gesagt. R. mußte einem von ihnen in seinem fleißig gelesenen Testament Matth. 10, 32f. anstreichen (Der Missionar an der Arbeit, S. 84ff.).

die das nüchterne Leben mit religiösen Arabesken zieren, herabgesunken ist, fällt ihr Bekenntnischarakter ganz weg. Sollte der Abfall vom Christentum zunehmen, dann könnte vielleicht einmal das Taufbekenntnis wieder zu einer Tat für diejenigen werden, die sich öffnen auf Christi Seite stellen und von der gottlosen Welt trennen.

Das Bekenntnis zu Jesus ist bei den Tauen der apostolischen Zeit gefordert worden (Act. 8, 37; 22, 16; 16, 31 f.). Paulus erklärt mit Nachdruck (in Anlehnung an Jesus, Matth. 10, 32 f.), daß zum Seligwerden das Bekennen mit dem Munde gehört (Röm. 10, 9 f.). Wo sich die Konflikte für die Übertretenden häufen, tritt der Bekenntnischarakter der Taufe scharf heraus. Nach mehreren christlichen Generationen, wenn unter dem Einfluß einer christlichen Volksbewegung der Übertritt leicht geworden ist, und wenn die in der Gemeinde geborenen Kinder frühzeitig dem Herrn übergeben werden, wandelt sich die Bedeutung der Taufe. Sie verliert ihren Charakter als Bekenntnis, den sie einer christusfeindlichen Welt gegenüber hatte. Die Gefahr, in ihr etwas magisch Wirkendes oder nur eine Dekoration zu sehen, die anfangs durch das in ihr geforderte mutvolle Bekenntnis wesentlich abgemindert war, wird in christianisierter Umgebung bedenklicher.

Zweitens bedeutet die Heidentaufe Anschluß an die Gemeinde der Christusjünger, damit Halt für den Übertretenden, wie ihn die Gemeinschaft Gleichgesinnter bietet, und verbürgten Zugang zu den Gütern der Gemeinde, die ihr von Gott anvertraut sind, hineingestellt werden in den Segenstrom, von dem sie zehrt. Gleichgesinnte haben überall das Bedürfnis, sich zusammenzuschließen, um voneinander Förderung zu erfahren. Auch heidnische Religionen sind gemeinschaftsbildend; ist doch bei den meisten Völkern der Erde die Religion Fundament und Bindemittel des gesellschaftlichen Lebens. Beim Übertritt zu einer neuen Religion verlangt der Mensch nach einem Alt, durch den er der neuen Gemeinschaft vorgestellt und angegliedert wird. Eine solche Einführungsfeier wird um so vollkommener sein, je mehr sie den Charakter einer bloßen Initiationszeremonie hinter sich läßt und in dem Eingeführten das Gefühl förderlichen Angegliedertseins an die Religionsgenossen erweckt. Paulus bringt die neutestamentliche Form der Einverleibung in die

Gemeinde in Parallele mit der alttestamentlichen, der Beschneidung (kol. 2, 11 ff.), und sieht in der Taufe die Vollendung dessen, was die Beschneidung vorbildete, die Ablegung des sündlichen Leibes im Fleisch. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, das bindet zusammen (Eph. 4, 5). So wird die Taufe zur Aufnahme in den Bruderkreis der Jesusjünger. Dieser übernimmt die Verpflichtung, sich des neuen Gliedes anzunehmen, es zu tragen, zu unterweisen, zu stützen, je nach seinen Bedürfnissen. Die Bruderliebe umfängt ihn, aber auch die Gemeinde gewinnt nun ein Recht, von dem Getauften Teilnahme an Kampf und Arbeit der Gesamtheit zu erwarten. Der Täufling weiß, daß er der Bruderschaft würdig zu wandeln hat, und der Blick auf die Zeugen seines Christenstandes fördert den Ernst seiner sittlichen Anstrengung. Er ist in seinem Tun der Gemeinde verantwortlich und darf niemand ein Ärgernis geben (1. Kor. 10, 32); er hat an der Anderen Last mitzutragen (Gal. 6, 2). Sind doch die Christen durch den Geist in einen Leib getauft (1. Kor. 12, 13), hineingestellt in den lebendigen Organismus derer, welche die Glieder bilden an dem von Jesu Gaben durchwalteten, von seiner Kraft getragenen Leibe. Durch die Vermittlung der Gemeinde fließt nun aller geistliche Segen auf sie, und sie wiederum geben das Empfangene weiter und dienen einander mit ihren Gaben, selbstverständlich und uneigennützig, wie Glieder eines Leibes.

Wenn schon für jeden Menschen das Hineingestelltsein in die tragende, schützende, fördernde Gemeinschaft von Glaubensgenossen von unschätzbarem Werte ist, und das geistliche Leben der Allermeisten ohne solchen Zusammenhang verkümmern würde, dann gilt das für den aus dem natürlichen Boden herausgerissenen, isolierten Heidenchristen in hervorragendem Maße. Anschluß an Eglehgsimme ist für ihn eine der Bedingungen weiteren Wachstums. Der aus dem Stammesverbande ausgestoßene, des Haltes der Sitte und der Gesellschaft beraubte Animist, der fastenlos gewordene Hindu, der mit dem Ahnendienst brechende, damit fast entnationalisierte Chinese bedarf eines Verbandes, der ihn aufnimmt und hält. Die Taufe garantiert ihm weitere Lebenszufuhr für den in ihm geborenen neuen Menschen. Solange der Heide noch nicht getauft ist, sind die Fäden, die ihn an seine bisherige Umgebung binden, er-

fahrungsgemäß noch zu stark; noch entbehrt er der in der Gemeinde zu seiner Unterstützung bereit liegenden Kräfte. So wird die Taufe das Band, das sich um die Glaubensgenossen schlingt und sie zu einer starken, von einem Herrn regierten, auf ein Ziel hin arbeitenden neuen Gesellschaft macht, die berufen ist, die alte verrottete Gesellschaft zu ersezten. Zwischen der Gemeinde und denen, die draußen sind, bildet die Taufe die scharfe Grenze.

Aber die Taufe ist noch mehr. Ein Reichtum von Bildern drängt sich dem Apostel auf, wenn er von der Taufgnade, ihrer Bedeutung für das Christenleben, spricht: Sie ist die Abwaschung, das Untertauchen, in dem die Sündenschuld und Sündenmacht des bisherigen Lebens abgewaschen wird, das Sterben des alten und Auferstehen des neuen Menschen, die Wiedergeburt, sie vermittelt den heiligen Geist.¹⁾ Die Taufe dokumentiert die Umwandlung des Verhältnisses zu Gott. Sie ist die grundlegende Reinigung, in der aller Schmutz, alle Gottlosigkeit der heidnischen Vergangenheit abgewaschen wird (1. Kor. 6, 11: Ihr seid abgewaschen, geheiligt und gerecht geworden von den dunklen Sünden der heidnischen Vergangenheit, die Vers 9 und 10 andeuten; Tit. 3, 3: Wir waren weiland Sündentnechte, da aber erschien Gottes Freindlichkeit und errettete uns von dem Sündenschmutz durch das Bad der Wiedergeburt). Mit der Taufe ist der Christ der Sünde gestorben (Röm. 6, 3, 11). Das Wasserbad im Wort hat die Gemeinde gereinigt (Eph. 5, 26). Die Taufe ist das Bad, welches die Wiedergeburt und Erneuerung durch den heiligen Geist bewirkt und abbildet (Tit. 3, 5). Da wird der alte, Gott entfremdete Mensch, der, statt Gott mit dem Herzen zu dienen, Ceremonien erfüllte, äußere Waschungen vornahm, seinen Lüsten lebte, sich des eigenen Urteils und Willens begab, getötet, und Gott pflanzt ein neues Leben; da entsteht etwas im Menschen, das fundamental neu ist, das nie und nimmer aus ihm selbst kommt, Gottes ureigenste Schöpfung, genau so wunderbar wie das Entstehen des Leibes-

1) „Die Schuld und die Gnade, das Kreuz Jesu und seine Christusschönheit, die Vergebung der Sünden und der heilige Geist, der persönliche Glaube des einzelnen und der Eintritt in die Gemeinde, alles wird mit ihrem Empfang in einem einheitlichen Akt bejaht“ (Schlatter, Neut. Theol., II. S. 495).

lebens, das nur Gottes Allmacht schaffen kann.¹⁾ Alle diese Aussagen passen auf die Taufe des erwachsenen Heiden: Indem er bewußt und energisch sich von seinem bisherigen Wandel abwendet und sich mutig zu seinem Retter Jesus bekennt, stellt sich Gott auf seine Seite, vergibt ihm den Berg heidnischer Sündenvergangenheit, legt in ihn den Keim des Gotteslebens, gibt ihm ein neues Herz, das die bisher geliebte Sünde flieht und verabscheut, und ermöglicht ihm einen neuen Wandel (Röm. 6, 2 f.: Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir in der Taufe abgestorben sind?). Das ist, oft beobachtet an Heidenchristen, tatsächlich ein neues Leben, eine neue Kreatur. Die Taufe ist ihnen das Unterpfand der zugewendeten Gottesgnade.²⁾ Keimhaft empfängt der Täufling einen neuen, anders gerichteten Willen, einen Sinn, der auf Gott und göttliche Dinge gestellt ist, eine neue Gefühlswelt geht ihm auf; er fühlt sich an Gott gebunden, liebt Gott, fängt an, die Brüder zu lieben — lauter absolut neue Regungen: Der bisher keinen eigenen Willen hatte, kann jetzt seinen Willen zielbewußt auf Gott richten; der bislang religiös war in toten Formen oder materiellen Vorteils wegen, dem wird Gott der Mittelpunkt seines Lebens. Das ist die Neugeburt, wie sie Jesus dem Nikodemus vorhält. Darum ist mit der Taufe auf den Namen Jesu immer die Gabe des Geistes, das Prinzip des

1) Die Taufe „trennt das Leben dessen, der sich taufen läßt, in zwei Zeiträume und spricht über den ersten ein eindrucksvolles, richtendes Urteil aus in Gestalt einer Gottesstat“. „Die Taufe ist für den Gläubigen die Tür zu einem neuen Leben, das in jeder Beziehung in wunderbarem Gegensatz zu dem alten steht.“ „Die Taufe gibt ferner ein Lebensziel, an das ein Heide nie gedacht hat: das Ziel, sich reinigen zu lassen in seinem persönlichen, seinem Ehe- und seinem Familienleben, in seiner Arbeit und in all seinen Beziehungen“ (Johanssen, Bethel, 1912, S. 204f.).

2) Eine Frau in Westafrika, die getauft werden wollte, wurde von dem Missionar examiniert, ob sie abergläubische Erwartungen damit verbinde. Sie entgegnete: „Wenn ich Nahrungsmittel in die Erde grabe (wie die Frauen dort zu tun pflegen, um sie frisch zu erhalten), mache ich an den Platz ein Zeichen. Welchen Nutzen würde das Zeichen haben, wenn da keine Nahrung wäre? Die Taufe ist das Zeichen: Gott wohnt in dem Herzen“ (Milligan, a. a. O., S. 232). Nähler: Die Taufe wird ihnen „zur handgreiflichen Außenseite ihrer Berufung, mit der Beugung unter sein Wort: Nicht ihr habt mich erwählt“ (Angewandte Dogmen, S. 470).

neuen Lebens, der Atem des neuge schaffenen Gottes menschen, durch den er lebt, verbunden. Die Taufe vermittelt ihn, weil sie mit Jesus verbindet.

Wir können nicht behaupten, daß alle diese Aussagen auf die Taufe, wie sie inmitten einer alten Christenheit gehandhabt wird, ihre Anwendung finden. Wenn Paulus vom Abwaschen der sündigen Vergangenheit in der Taufe spricht, so denkt er an den Schmutz eines beschleierten heidnischen Lebens (Tit. 3, 3—7), von dem die in der Taufe gereichte Vergebung befreit. Dem göttlichen Gnaden geschenk der neuen Geburt muß der entschlossene Wille des Menschen, der sich Gott, bewußt seiner Bedürftigkeit, zuwendet, entgegenkommen. Was Paulus von dem Erleben heidnischer Täuflinge sagt, kann für den in christlicher Umgebung groß Gewordenen erst Erlebnis werden, wenn er der Gottesgabe so bewußt und verlangend entgegenkommt wie jene.¹⁾

Der Same des neuen Lebens, den Gott einlegt, muß auf den empfänglichen Mutterboden des menschlichen Willens fallen, wenn er aufgehen soll. Kein Missionar wird es wagen, einen Heiden zu taußen, wenn er nicht den Eindruck hat, daß der entschlossene Wille zur Umkehr und Zuwendung zu Gott vorhanden ist. Den auf Gottes Gnadenangebot eingehenden Willen nennt die Schrift Glaube. Der Glaube muß bei Heiden vor der Taufe entstehen; er ist Taufbedingung. Glaubst du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein, sagt Philippus zum Kämmerer. Erst heißt es: Glaube an den Herrn Jesum Christum, dann folgt die Taufe (Act. 16, 31 ff.). Die Taufe ist also die göttliche Antwort auf das Bekenntnis zu Jesus dem Retter und auf den ihm energisch zugewandten Willen. Mit dem nach Jesus verlangend ausschauenden Glauben ist der Heide noch nicht rein und erneuert. Er wird es aber, wenn er sich nun unter das Buß sakrament beugt, das dem Reuigen die Vergebung und Gnade

1) Diese Erkenntnis könnte dahin führen, innerhalb der Christenheit nur Erwachsene zu taußen, die einen gewissen Grad geistlicher Reife erlangt haben. Aber nach der Schrift will die Taufe nicht ein kirchliches Zeugnis für christliche Reife sein, sondern der gottgeschaffene Anfang eines neuen Lebens. Der darf in christlicher Umgebung in das Kindesalter hineindatiert werden. Schon die Apostel tauften Kinder in christlich werdenden Familien mit.

schenkt. Nun beginnt das neue Leben. Wir Missionare beobachten, wie ein Heide vor der Taufe zwar mit Jesus in Berührung, dem Reiche Gottes nahe kommen kann, wie aber erst nach der Taufe der Bann des alten Fluches von ihm genommen wird, wie dann spürbar die alte Gebundenheit von ihm abfällt und die neuen religiösen und sittlichen Kräfte wirken. Tritt aber an Stelle des Glaubens bloße Zustimmung, wie so leicht in Zeiten von Massenübertritten, dann büßt die Taufe ihre Kraft ein, und es entsteht kein Sprossen und Sprießen in der Seele des Getauften.

Den Gedanken des in der Taufe geschenkten neuen Lebens vertieft Paulus noch, indem er den Menschen mit Christus sterben und wieder auflieben läßt (Röm. 6, 3 ff.; Kol. 2, 12; 3, 1). In der Taufe wird der Glaubende so innig mit Christus verbunden, daß er dessen Sterben an seinem alten Menschen und sein Auferweckwerden an dem neuen nacherlebt. Er stirbt der alten gottentfremdeten Menschenart ab. Daher ist die Taufe eine Taufe in Christi Tod. Nach Röm. 5, 12 ff. hat Jesus als Vollglied der durch Adam begründeten und verderbten Menschheit den Fluch dieser verfehlten Entwicklungsreihe auf sich genommen und zum Abschluß gebracht, indem er den Tod, das unvermeidliche Ende dieser Kette, freiwillig auf sich nahm. Indem ihn dann Gott auferweckte, machte er ihn zum Anführer einer neuen Menschheit, in der Lebenskräfte aus Gott herrschen. Dieses Doppelerlebnis Jesu erlebt nun der Glaubende in der Taufe nach: Er wird den Zusammenhängen der alten Menschheit, die im Tode enden, entrissen; dann erwacht ihn Gott zu einem neuen Leben, das Gottes Art hat. Damit rechtfertigt Gott ihn als Glied der neuen Menschheit (5, 18); der neugeschaffene Mensch ist vor Gott recht beschaffen, ein Gottesmensch, der nicht der Sünde und der Welt gehört, sondern Gott. Diese Gedanken ergänzt das 6. Kapitel: Jene Belebung aus Gott wirkt nicht mechanisch, sie fordert vielmehr den ganzen Willen des Menschen heraus, der sich nun als ein der Sünde Gestorbener zu benehmen hat: Wie Christus und mit Christus der alten, sündigen Menschheit abgestorben; wie Christus und mit Christus in ein neues Leben versetzt (vergl. Kol. 2, 12 f. u. 3, 1 ff.). Das neue Leben ist so real, so kraftvoll, daß es seinerzeit auf den Leib zurückwirken muß, indem der den Men-

schen beseeelende Geist Gottes ihm einen neuen adäquaten Leib schaffen wird (Röm. 8, 11), so wie Gottes Geist Jesu einen neuen, verklärten Leib geschaffen hat (Röm. 1, 4). Dieses Vereinigtwerden mit Christus nennt der Apostel auch: Christum anziehen (Gal. 3, 27; Röm. 13, 14), Christi Art und Natur annehmen.

Alle diese Aussagen treffen zu bei der Taufe des gläubig gewordenen erwachsenen Heiden. Ihm stirbt der alte, mit sündiger Vergangenheit besetzte Mensch ab; in ihm keimt, ihm und Anderen ein Wunder, neues Leben aus Gott; er wird in der Taufe gerechtfertigt und wendet sich bewußt und energisch von dem alten Wesen ab. Er zieht, wenn auch in Schwachheit, Christus an, und der Geist Gottes erzeugt in ihm die lebhafte Hoffnung auf einen neuen Leib in der Vollendung. Nicht die Taufe an sich wirkt das; denn mancher wird getauft und erlebt davon nichts, sondern Christus, wenn er im Glauben angeeignet wird. Die Gefahr, daß Sakrament in magischem Sinne mißzuverstehen, liegt dem Heiden nahe, ist er doch gewohnt, seine Religion magisch wirkend zu denken. Der analoge Initiationsakt, durch den der Heide zum Islam übertritt, mit Beschneidung und Waschungen, ist eine Karikatur der christlichen Taufe und wird rein mechanisch gedacht. Wo aber der Heide glaubensvoll dem rettenden Heiland entgegenkommt, erwartet und erlebt er innere Umschaffung, die ihm die Taufe versiegelt. Zweierlei verbindet sich da aufs engste: der entschlossene, durch den lebendigen Gott frei gewordene, auf Jesus gerichtete Wille, das ist der Glaube; und die Gotteskraft, die neues Leben in dem sich vertrauensvoll Übergebenden schafft, ein Leben, dessen Atem der Geist Gottes ist. Aus dem Materialisten wird ein auf Gott gerichteter geistlicher Mensch, innerer Mensch, mit Ewigkeits Sinn. So wird die Taufe zur Geburtsstunde all dessen, was fundamental neu in dem Heidenchristen ist. Er ist Bürger im Reiche Christi geworden. Bei Heidenchristen ist es begreiflich, daß der Missionar sie oft an die durch die empfangene Taufe verbürgte Gnade und Umkehr erinnert (Gal. 3, 27; Röm. 6, 3 ff.), sowie Israel auf die grundlegende Gottesstat der Ausführung aus Ägypten sich immer wieder besinnen mußte. Außfallenderweise spricht der Heidenmissionar Paulus kaum davon, daß mit der Taufe der Mensch der Gewalt der gottfeindlichen Dämonen, der Herrschaft des Satans, entrissen

wird, ein Gedanke, der doch naheliegt, wenn man erlebt, wie der Heide durch den in der Taufe vollzogenen Anschluß an den Erlöser frei wird von der Macht der Geister und Geisterfurcht. In Pauli Aussagen über die Taufe spiegelt sich stark die Katastrophe des eigenen Erlebnisses wider. Beim Heiden ist das Erleben noch massiver.

Es wäre denkbar, daß Paulus die Bilder seiner Redeweise, um den Heidenchristen verständlich zu werden, dem Begriffsschatz damaliger Kulte entnommen hat. Vom Sterben und Wiederaufstehen mit der Gottheit wußten auch die Anhänger der Dionysos- und Mithrasreligion zu sagen. Auch der Ausdruck vom Anziehen einer Gottheit findet sich in den Mysterien. Aber wenn Paulus überhaupt an diese Zeremonien denkt, dann legt er jedenfalls in die Formen einen anderen Inhalt.¹⁾ Die Formen dem Denken seiner Umgebung entnehmen darf jeder weise Missionar. Auch der afrikanische und indonesische Heide kennt Waschungen oder Bespritzungen, die zugleich Bekennnis sind.²⁾ So wird man dem Hindu betonen dürfen, daß er in der Taufe die wahre Vereinigung mit Gott findet. Wenn dem Malaien und Neger die Geisterfurcht die grausamste Realität seines Daseins ist, dann wird dem Glaubenden die

1) Bernle sagt, daß „die damalige griechische Welt eine rein geistige Religion, die alles auf den Glauben stellt, nicht ertragen hätte. Ohne geheimnisvolle Riten und Weihe keine Garantie des Jenseits. Diesem Dogma seiner Zeit ist Paulus durch die Einführung der Taufe wunderbar entgegengekommen“, indem er den jüdischen Reinigungs- und Bußritus zum Mysterium vertieft hat (Paulus als Heidenmissionar, S. 23). Kein Heidentum kann eine rein geistige Religion, die alles auf den Glauben stellt, ertragen; aber gerade in diesem Punkte erklärt das Evangelium vom Geist allen Religionen den Krieg und bringt ihnen etwas Neues, das rein Geistliche. Die Bilder entnimmt der Missionar vielleicht der Umgebung, in der Sache würden Kompromisse einen Sieg des Evangeliums unmöglich machen. Die magische Sakramentsauffassung bekämpft Paulus energisch, so Röm. 6, 1—10; 1. Kor. 11, 23f.; 10, 16f.

2) In Ruanda (wie bei den meisten Animisten) müssen sich die Leidtragenden nach einer Beerdigung waschen. Am vierten Tage wird die Waschung wiederholt und über die Trauernden, die sich wie Tote auf die Erde werfen, Wasser gesprengt mit dem Ruf: Stehet auf! worauf die Leute antworten: Wärest du nicht gekommen, so wären wir alle des Todes gewesen. Die Bespritzung erscheint hier als Mittel zur Belebung aus dem Tode (Johanssen, Ruanda, S. 196f.).

Taufe zum Akt der Befreiung; er wird es zunächst kaum verstehen, wenn der Missionar ihm die Taufe erklärt als Anziehen Christi, aber wohl wird sie ihm groß als Unterpfand der Freiheit. Wir dürfen ihm versprechen: Von der Taufe ab brauchst du dich nicht mehr zu fürchten, Jesus wird dein Herr, der dich schützt vor der Geisterwelt. Es gibt heidnische Formen der Religiosität, die wir als Bilder verwenden können, um das Christuserlebnis in der Taufe klar zu machen. Vielleicht sind wir heute darin etwas zu zaghaft. Wenn Paulus es wagte, mit Bildern orientalischer Kulte christliche Gaben zu veranschaulichen, dann dürfen wir getrost die großen Realitäten der Gottesgnade in Gewänder kleiden, die dem Kulte und den religiösen Bedürfnissen unserer Heidenvölker entnommen sind, auch wenn uns diese Formen wenig sagen.¹⁾

Wir können Paulus nicht dafür verantwortlich machen, wenn die spätere Kirche magische Vorstellungen mit dem Taufmysterium verband.²⁾ Kein geistige Religionen sind immer in Gefahr, ins Sinnliche herabgezogen zu werden. Bei der allgemein menschlichen Neigung, den Schwerpunkt der Religiosität in Riten, die durch sich selbst wirken, zu legen, konnten derartige Errungen leicht Boden gewinnen. Auf den Missionsgebieten hat man, besonders neben der mit grossmännlichen Mitteln arbeitenden Konkurrenz des Islamismus, mit solchen Neigungen hart zu kämpfen. Aber wir dürfen die von Jesus befahlene Taufe und ihre geistliche Auslegung durch Paulus für solche Errungen nicht haftbar machen.

Nach den Berichten des Neuen Testaments hat man des öfteren ganze Familien getauft; Cornelius mit seinem Hause (Act. 10, 24. 48), den Stockmeister mit seiner Familie (16, 33, „und alle die Seinen“, „du und dein Haus“), Stephanas Hausgesinde (1. Kor. 1, 16). Das ist wahrscheinlich allgemeine Praxis gewesen. Je mehr die Kindertaufe in der wachsenden Missionskirche vorwiegt,

1) So lässt sich bei manchen Völkern die Taufe als Bund, den Gott mit den Menschen macht, veranschaulichen, oder als Beseitigung eines Fluches.

2) Vielleicht ist das 1. Kor. 15, 29 erwähnte Taufen für die Toten bereits ein Anfang davon. In den Mysterienkulten galt es für möglich, daß Lebende durch Übernahme der Mysterien den Verstorbenen Unsterblichkeit vermittelten. Auffallend bleibt, daß Paulus nichts dagegen zu sagen hat. Es ist immer misslich, aus einer so dunklen Stelle weittragende Schlüsse zu ziehen.

um so mehr verliert die Taufe den entscheidenden Bekennnischarakter; sie ist nicht mehr die von Gott versiegelte Stunde entschiedener Umkehr und Zuwendung zum wahren Gott, wenn sie sich nicht mehr vom heidnischen Hintergrund abhebt. Sie behält aber innerhalb der christlichen Gemeinde die Bedeutung der An gliederung des Individuums an die Gemeinde der Christusgläubigen und an den Segen, deren Träger diese ist. Auch die Kindertaufe ist mehr als eine Zeremonie, sie verpflichtet die Gemeinde zu christlicher Erziehung der Getauften, sie ist das grundlegende Eintauchen in die Christusgemeinschaft, die Einverleibung in den Leib Christi, die verbürgte Zufiicherung der göttlichen Gnade fürs Menschenleben.

In der Heidenmission tauft man, wo die Vorbedingungen gegeben sind, lieber Familien als Individuen. Der einzelne Getauften wird isoliert, er kommt aus den Konflikten mit seiner Familie nicht heraus. Es ist für den Novizen nicht nur schwer, sondern für seinen Christenstand eine beständige Gefahr, wenn er Gatten oder Kinder, Eltern und Verwandte gegen sich hat und die natürlichen Bande zerreißen muß. Von den Konflikten, die dem bekehrten Individuum entstehen, gibt schon das 7. Kapitel des ersten Korintherbriefes eine Ahnung. Es kommt zur Spannung zwischen Mann und Weib, wenn ein Teil christlich geworden ist, und der Fortbestand der Ehe oder wenigstens ihres Friedens ist in Frage gestellt. Diese Spannungen wiederholen sich heute vielfach verschärft unter Natur- und Kulturbölkern, wo die väterliche Religion noch nicht erweicht ist. Die Missionsberichte erzählen davon, wie Väter ihre Söhne verstoßen, wenn sie Christen werden,¹⁾ wie Frauen ihren Mann

1) Am letzten Abend, berichtet ein junger Hindu, der Christ werden wollte, lehrte ich fröhlichen Herzens heim. Was für ein Anblick aber bot sich mir da, als ich die Tür meines Stübchens öffnete! Mein Bücherschrank in der Wand war erbrochen und stand weit auf. Die liebe Bibel, die sie mir geschenkt hatten, war herausgenommen und lag in tausend Teilen zerrissen über den Fußboden zerstreut. Wie ich da mitten in der Verwüstung stehe, voll Schreien und Trauer, tritt mein Vater wutentbrannt herein und schreit mich an: „Du mißratener Sohn, wie konntest du diese Schmach über uns bringen und deinen Fuß jemals über die Schwelle jenes Unreinen setzen? Hast du deine Herkunft ganz vergessen? Welche Schande für deine Eltern und Geschwister! Hinweg von meinen Augen! Du bist nicht wert, mein Sohn zu heißen! Hinaus aus meinem Hause, hinaus!“ (Roterberg, a. a. D., S. 90.)

verlassen, oder Männer ihre Frau wegschicken, wie christliche Töchter mißhandelt werden. Das hat Jesus vorausgesagt; aber es bleibt eine grausame Unnatur. Um der göttlichen Naturordnung willen widerrät Paulus die Scheidung eines christlich gewordenen Gatten vom heidnischen, wenn nicht der heidnische Teil sie erzwingt (1. Kor. 7, 12. 27 ff.). Der Grundsatz ist so gesund, daß man auf allen Missionsgebieten ihn befolgt. Wie viel leichter wird dem jungen Christen sein Weg, wenn Weib und Kinder mit ihm gehen und noch andere Glieder seiner Familie sich anschließen. Sie stützen und tragen sich dann untereinander. Auch in heidnischen Familien hängen nicht selten die Eheleute aneinander, und Eltern- und Kindesliebe finden wir fast überall. Der christliche Hausvater hat keinen größeren Wunsch, als Weib und Kind auch gerettet zu sehen.¹⁾ Bei Nationen, wo der Hausvater viel mehr Herr der Familie ist als bei uns, entspricht es dem Volksempfinden, wenn die Familie sich ihrem Hause anschließt. Darum freuen sich die Missionare, wenn sie ganze Familien taufen können, selbst wenn einzelne Glieder noch zu wünschen übrig lassen; wenn sie nur willig sind, mit dem Heidentum zu brechen und Jesu nachzufolgen. Dann ist christliches Familienleben, Hausandacht, verständige Kindererziehung, gemeinsamer Kirchgang und Abendmahlstbesuch möglich. Die Taufe wird für die Familie ebenso der Ausgangspunkt eines neuen Lebens wie für den Einzelnen.

Der kultische Höhepunkt des christlichen Gemeinschaftslebens in der Gemeinde ist die Feier des Herrenmahles. Mit urwüchsiger Stärke kommt dabei in der Heidenchristenheit das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit zur Geltung. Wer je einer Abendmahlfeier auf dem Missionsfelde beigewohnt hat, bekam das lebhaft zu spüren. Aus diesem Gefühl des Zusammengehörens heraus entsteht in vielen heidenchristlichen Gemeinden das spontane Ver-

1) Als Zellinghaus einen Kol taufen, aber seine Frau noch zurückstellen wollte, sagte der Mann: „Ich soll dem Herrn, meine Frau dem Teufel gehören? Nein, das geht nicht!“ (A. M. 3. 1874, S. 174, Ann. 2). Kruyt erzählt von einer Frau, die in Posso gern getauft werden wollte, ihm aber noch nicht reif zur Taufe schien. Sie klagte: „Ich bin bange, daß Gott und unsere früheren Götter nun um unsere Kinder kämpfen werden; denn die Götter halten meinen Mann noch fest, und ich hätte doch so gern alle die Meinen in Gottes Hand.“ Das ist eine Auslegung von 1. Kor. 7, 14 (Mededeelingen 55. 2, S. 229).

langen, vor der Feier allen Gross und Feindschaft zu beseitigen und sich mit denen zu versöhnen, gegen die man etwas auf dem Herzen hat. So bestätigt die Handhabung des Herrenmahles in den Missionskirchen seine Wertung als Feier der Gemeinschaft mit dem Herrn sowohl als mit den Brüdern. Es bedeutet eine schwere Schädigung der Gemeinde, wenn bei der Feier des Abendmahls die trennenden sozialen Unterschiede hervorgekehrt werden (1. Kor. 11, 20 ff.), soll doch hier gerade die auf die Gemeinschaft mit Jesus gegründete ungefärbte Bruderliebe Ausdruck finden. Der Missionar hat ein Recht, diese Feier der Gemeinschaft, in welche der opfernde Heide mit seinen Dämonen hineingestellt wird (1. Kor. 10, 20 f.), gegenüberzustellen. Die Gefahr, daß das Sakrament als magisch wirkend missverstanden wird, liegt besonders den aus dem Animismus kommenden Christen nahe, welche als Heiden die Vorstellung hatten, daß man die Seele der genossenen Speise (z. B. bei Menschenfresserei und Bluttrinken) sich aneignet und damit die eigene Seelenkraft in zauberischer Weise bereichert. Auch dem Missverständnis muß entgegengetreten werden, als sei das Abendmahl nur für die „Heiligen“ und Geförderten gesegensreich.

Nach apostolischer Praxis hat man die Getauften sogleich zum Sakrament des Herrenmahles zugelassen. Nach der neutestamentlichen Auffassung von Taufe und Abendmahl dürfen den erwachsenen Getauften nicht besondere Bedingungen für die Teilnahme am Sakrament des Altars gestellt werden. Es sind hier und da Verhältnisse eingetreten, wo man den Getauften das Abendmahl noch vorerhielt, nämlich da, wo man die Taufe übereilt hatte. Auf Ambon und anderen Inseln der Niederl.-Ostind. Compagnie hatte man in kurzer Zeit große Scharen von willigen Heiden getauft, um sie vor dem Mohammedanismus und vor der römischen Kirche zu bewahren. Es fehlte aber an Missionaren, um die Tausende zu pflegen. Da ließ man die mangelhaft Vorbereiteten noch nicht zum Abendmahl zu, ehe sie weiteren Unterricht empfangen hatten.¹⁾ Man war sich aber der Mängelhaftigkeit dieses Zustandes voll bewußt. Natürlich wird man diejenigen, die nach der Taufe zum ersten Mal zum Tisch des Herrn gehen, vorbereiten, um ihnen zu

1) van Boetzelaer, De gereformeerde Kerken, S. 184ff.

sagen, was der Herr ihnen mit dem Sakrament geben will; aber wenn man jemand wert befunden hat, in die christliche Gemeinde aufgenommen zu werden, dann darf man ihm auch den vollen Segen des Herrenmahles, als der Gemeindefeier der Christusgemeinschaft, nicht vorenthalten.¹⁾

Die durch die Predigt gewonnenen Erstlinge schlossen sich alsbald zu Gemeinden zusammen. Auch die heidnischen Religionen bilden Kultusgemeinschaften, die ihre Glieder aneinander binden. Aber die Gemeinsamkeit heidnischer Religionsübung hat viel mehr lähmend als belebend auf Frömmigkeit und Sittlichkeit ihrer Glieder gewirkt. Bei allen animistischen Völkern ist durch die korporativ ausgeübte Religiosität dem Einzelnen Verantwortlichkeit, eigene Stellungnahme gegenüber der Gottheit, religiöses Gefühl, Andacht, Gebetsübung aus der Hand genommen, und so ist das Verständnis für das Wesen der Religion als eines persönlichen Verhältnisses zur Gottheit abhanden gekommen. Die Religiosität Chinas bietet dasselbe Bild. Statt ihren Gliedern persönliche Lebensimpulse zu vermitteln und sie ins Heiligtum zu führen, erstarrt eine Religionsgemeinschaft zu einem leblosen und lebenhemmenden Gebilde, wenn die einzelne Menschenseele in ihr nichts bedeutet. Das Heidentum bildet wohl Gemeinden, aber keine Kirchen; auch der Mohammedanismus nicht, obgleich er ein Bekenntnis hat. Er uniformiert seine Anhänger, macht sie aber nicht zu lebendigen Gliedern eines Leibes.

1) A. C. Krueht schreibt: „Für unsere Missionare von Bosso ist das heilige Abendmahl ein Gnadenmittel, um zu inniger Gemeinschaft zu Gott und unserem Heiland zu kommen. Nun können in der Mission Umstände eintreten, denen gemäß man Menschen, die um die Taufe bitten, nicht abweisen kann, während man sie doch für das Abendmahl noch nicht für reif hält. So war es aber nicht bei unseren toradjaschen Christen. Jahrelang hintereinander haben sie, die jetzt getauft sind, das Evangelium gehört. Schon lange betrug man sich wie ein Christ, ehe man noch durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen war.“ So hat Krueht seine Erstlinge gleich nach der Taufe zum Abendmahl zugelassen (Mededeelingen, 55, 2, S. 231). So halten es die meisten deutschen Missionare. Die Engländer unterscheiden allerdings zwischen Getauften und Kommunikanten.

Der Glaube drängt auf Zusammenschluß seiner Bekennner hin. Darum muß das Christentum in der Völkerwelt nicht nur die heilshungrigen Seelen zu Christus führen, sondern die Geretteten auch zu starken Korporationen zusammenbinden. Diese haben wie jeder Organismus den Einzelnen als Glied zu tragen, ihm Halt und Lebenszufuhr zu vermitteln; andererseits aber hängt Kraft und Bestand des Organismus von der Gesundheit und Aktivität aller seiner Glieder ab. Also Lebensgemeinschaft und Arbeitsgemeinschaft. Ein Glied des Leibes bezahlt Untätigkeit mit dem eigenen Leben. Mit Vorliebe vergleicht Paulus die Gemeinde mit einem Leibe (1. Kor. 12, 12 ff.; 10, 17; Röm. 12, 4 ff.; Eph. 4, 15 f.; Kol. 2, 19), dessen Haupt Christus ist (Eph. 1, 22; 4, 15; 5, 23; Kol. 1, 18).

Naturnotwendig suchen die jungen Christen, aus der bisherigen Kultgemeinschaft, oft auch aus der Gesellschaft herausgedrängt, Halt und Hilfe oneinander, tauschen Kräfte aus und ergänzen einander. Von Anfang an schlossen sich die Jesusjünger eng zusammen: in Jerusalem, Judäa, Samaria, Syrien, Kleinasiens, überall entstanden Gemeinden. Zunächst geneigt, innerhalb der Synagogengemeinschaft zu bleiben, sahen die Christen sich bald genötigt, eigene Verbände zu konstituieren. So heißt es von den Christen in Ephesus: „Als die Juden anfingen, wie überall, sich feindlich zu stellen, „sonderte Paulus die Jünger ab“ (Act. 19, 9). So ist es in vielen Städten dank dem Widerstand der Juden bald zu unabhängigen Christengemeinden gekommen. An keinem Orte ließ Paulus nur befahrene Individuen hinter sich, überall werden Gemeinden erwähnt, wobei die gemeindebildende Kraft des Judentums vorgearbeitet hatte. Paulus wollte gar nicht nur Einzelne gewinnen, sein Blick geht auf die Völker.¹⁾ Dass die Gläubigen ein Herz und eine Seele waren, wird nicht nur von Jerusalem gelten. Wir ahnen aus den Berichten der Apostelgeschichte und aus den

1) „Eben das gab den ersten Heidentaufern ihre inhaltsvolle Wichtigkeit, weil der Blick dabei nicht nur auf die einzelnen, sondern auf die Gesamtheit gerichtet war. Daher stammt das heiße Verlangen des Paulus, nach Rom zu gelangen, weil er Rom gewinnen wollte, nicht nur einzelne Römer; an den Römern lag es ihm eben deshalb, weil sie Römer waren“ (Schlatter, Die Gemeinde in der apostolischen Zeit, S. 21).

Briefen, wie innig und traulich diese Gemeinschaft des Geistes war. Heidnische Kultverbände sind meistens nur nationale Interessen-gemeinschaften. Die Mysteriengenossen fühlten sich im besten Falle verbunden durch Gemeinsamkeit des Suchens. Die Christen aber hatten einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, eine Hoffnung. Das war nicht nur Interessengemeinschaft, sondern Lebensgemein-schaft, gegründet im Herrn Jesus, zusammengehalten durch das Band der Liebe Christi, aus der die Bruderliebe erwuchs.

So sehen wir Paulus überall Gemeinden gründen. Es sind ihrer mehr gewesen, als unsere Quellen berichten. Eine Gemeinde in Troas wird gelegentlich erwähnt (Act. 20, 7), desgleichen in Laodicea (kol. 4, 16), Gemeinden in Syrien und Cilicien (Act. 15, 41), Mazedonien und Achaja (2. Kor. 8, 23 f.), Kenchrea (Röm. 16, 1). Es ist erquidlich, auf den heutigen Missionsfeldern zu beobachten, wie durch das Evangelium von Jesus einerseits das Personenbe-wußtsein im Menschen geweckt wird, andererseits aber die zu ori-ginalem Leben erwachten Seelen sich den Mitgläubigen angliedern, nicht nur aus Notwehr im Kampf ums Dasein, wie die Schling-pflanze den Baum zur eigenen Existenz braucht, sondern verlangend nach dem Segen und der Freude, die der freiwillige Zusam-menschluß den Gliedern einträgt.¹⁾ Es ist ein bedauerlicher Mangel, wenn durch die Wirkung des Evangeliums Einzelne isoliert werden, die doch in ihren Nöten und Schwächen dringend des Anschlusses an Gleichgesinnte bedürfen. Nur Eichen können einsam auf rauhen Bergeshöhen Sturm und Wetter Trotz bieten. Kann doch selbst ein geförderter Christ für sein inneres Leben Anschluß und Austausch nicht missen; wie viel weniger ein eben dem Heidentum entronnener schwächer Anfänger.²⁾ Darum wird ein Missionar, der die exponierte Lage eines vereinsamten Konvertiten inmitten heidnischer oder mo-hammedanischer Umgebung kennt, mit der Taufe des Erstlings

1) „Es ist vielleicht die größte Erscheinung wie an dieser Religion so an dem Wirken des Paulus, daß der hier so hoch gesteigerte Individualismus . . . weit entfernt, den Gemeinschaftstrieb zu unterdrücken, ihn auf das stärkste an-spannt“ (Harnack, S. 310).

2) Ein solcher verglich sich mir gegenüber mit einer Ranke, die eines stützen-den Stabes bedarf, wenn sie nicht am Boden verkümmern soll.

am liebsten zögern, bis mehrere bereit sind, den schweren Schritt gemeinsam zu tun und die Lasten auf mehrere Schultern zu verteilen.

Aber Paulus will auch nicht die Lokalgemeinde isoliert haben. Die Gesamtheit aller Gläubigen aus Juden und Heiden aller Nationen bildet den Leib Christi, die Kirche, die Ecclesia, die eine Herde, von der Jesus gesprochen hat (Matth. 16, 18; 18, 17; Joh. 10, 16). Pauli Blick reicht fühn hinaus: Ihm ist die über die Welt hin sich ausbreitende Gemeinde die neue Menschheit, deren Anfänger und Haupt Jesus ist. Indem der Missionar Gemeinden über die Provinzen des Reiches hin aufzblühen sah, wurde ihm die Gesamtheit der Gläubigen als große Einheit erhaben über Raum und Zeit zu einer geglaubten, im Anbruch schon geschauten Realität. Während eine innerhalb der Grenzpfähle des Vaterlandes oder der Konfession sich abschließende Christenheit über die *unio sancta* wohl Bücher schreibt und Hymnen dichtet, aber von ihrer Wirklichkeit wenig fühlt und besitzt, hat die Mission aller Zeiten die Gemeinschaft der Heiligen über den Unterschied der Farbe, Rasse und Volksart hinaus erfreut und erlebt (nicht Kirche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Skhythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allen Christus, Kol. 3, 11; cf. Gal. 3, 28; 1. Kor. 12, 13; Röm. 10, 12). Es war etwas ungeheuer Großes, daß bekehrte Israeliten sich mit Leuten, die aus der Gottlosigkeit des Heidentums kamen, zu einer Gemeinde zusammenschließen konnten. Welche Belastungsprobe hatte die christliche Bruderliebe auszuhalten in Gemeinden, die sich aus den verschiedensten Nationalitäten und Ständen zusammensetzten. Und doch sind die heterogenen Bausteine ein organisches Ganze geworden. Es war noch größer, daß die Christen Roms, Galatiens, Achajas sich als eine einheitliche Körperschaft fühlen konnten. Christus verbindet die Menschen, die, durch Sprache, Veranlagung, Rasse, Kultur getrennt, immer auseinanderstreben, auch heute. Die Gläubigen aller Länder wissen sich eins in ihm. Eine sich isolierende Kirche sieht überall Schlagbäume, eine missionierende findet Brüder, für die sie zwar nicht die gleichen Unionen schneidert, weil der Leib Christi Gliedmaßen mit mannigfaltigen Funktionen braucht, in denen sie aber denselben Geist ent-

deckt und ehrt. Diese eine Gemeinde vergleicht Paulus mit einem Hause (1. Kor. 3, 10 f.; Eph. 2, 20 ff.; cf. 1. Petr. 2, 5 ff.), dessen Grundstein Jesus ist. Die Kirche als Gesamtheit steht zu Christus in einem ähnlichen Verhältnis wie die Ehefrau zum Manne (Eph. 5, 23 ff.).

Die Einzelgemeinden sollen nicht auf sich stehen. Paulus sucht für die Heidenchristen Anschluß in Judäa, berichtet den Gläubigen voneinander, weist eine Gemeinde auf die andere hin. Den Korinthern hält er die Sitten anderer Gemeinden vor (1. Kor. 11, 16; 14, 34, 36). Sie haben aufeinander Rücksicht zu nehmen. Solchen weitschauenden Blick aufs Ganze konnte der Pioniermissionar nur haben, weil er, hin und her reisend, bewahrt blieb vor dem Verwachsen mit den Sonderinteressen einer Einzelgemeinde, eine Gefahr, der heute mancher auf engen Wirkungskreis beschränkte Missionar unterliegt. Für den um alle sorgenden, alle wie ein Vater liebenden Gründer vieler Gemeinden ist die Kirche nicht ein Abstraktum, sondern eine Lebensgemeinschaft, in der Kräfte herüber und hinüberwirken. Wer konnte den Gedanken einer Weltkirche aus allen Völkern und Sprachen besser erfassen als der Missionar Jesu Christi, der erlebte, wie vor der Gabe Jesu das Besondere des Juden, des Hellenisten, des Römers hinschwand?

Der eine Glaube treibt zu gemeinsamer Erbauung und Gottesdienst. Es ist den jungen Christen selbstverständlich, daß sie zu Gebet, Predigt und Feier des Herrenmahles möglichst oft (Act. 2, 42, 46) zusammenkommen. „Die den Sonntag halten“ werden sie auf manchen Missionsfeldern von den Heiden genannt. Die Zusammenkünste sind anfangs zwangloser Art. Die Gefahr traditionellen, formelhaften Kirchengehens kommt erst in weiteren Generationen. Die Versammlung ist der Ort, wo die Bedrückten sich Kraft holen. Daher in der Zeit der römischen Verfolgungen das unabsehbar starke Bedürfnis der Verfolgten, heimlich zusammenzukommen und sich zu erbauen, trotz der gesteigerten Gefahr, genau so wie in Madagaskar und Uganda, als die schweren Heimsuchungen über die jungen Christengemeinden brausten. Es überrascht, daß schon der Verfasser des Hebräerbrießes mahnen muß, die Versammlung nicht zu verlassen (10, 25).

Der Glaube an den Einen Herrn wirkte sich in der Gemeinde als herzliche Bruderliebe aus. Damit erblickte die Welt etwas, was sie noch nie gesehen hatte und in allen ihren Religionen, auch den edelsten, nie erreicht, daß die Bekennner eines Glaubens in herzlicher, selbstloser Liebe miteinander verbunden sind. Diese Liebe mußte alle heidnischen Religionen schlagen. Was bedeutete es damals, daß Männer wie Frauen, Herren und Sklaven, Gebildete und Ungebildete nicht nur in den Versammlungen einträglich bei einander waren, sondern auch im täglichen Leben über die trennenden Kastenunterschiede sich die Hände reichten. Daß hier noch ungelöste Schwierigkeiten lagen und vereinzelte Entgleisungen oben und unten vorkamen (Raf. 2, 1 ff.; 1. Kor. 11, 21 f.), ist nur natürlich. Es ist ein erquickendes Bild, wie die Thessalonicher-Gemeinde einmütig auf den Herrn wartet, die römischen Bürger gemeinsam mit den Sklaven der Heiligung nachjagen, Philemon brüderlich den entlaufenen Sklaven wieder aufnimmt, und dieser reumütig freiwillig zurückkehrt, die Gläubigen Korinths für die Brüder in Jerusalem ihre Gaben zusammenlegen. Es war keine Phrase, wenn Paulus seinen Christen das Zeugnis aufstellte: Da ist kein Jude noch Griech, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern allzumal eins in Christo. Paulus brauchte über die brüderliche Liebe nicht viel zu sagen, sie waren darin *θεοδιάκοτοι* (1. Thess. 4, 9). Mit Freuden sieht er sie in den Gemeinden aufkeimen (1. Thess. 1, 3). Ganz von selbst entstand die Bezeichnung „Bruder“ für die, welche sich Kinder eines Vaters wußten.

V
Buntfarbig veranschaulicht uns heute die Missionsgeschichte in lebenden Bildern, was die Blätter der heiligen Schrift andeuten. Es ist herzerhebend zu erleben, wie Jesus die Menschen eint, die trennenden Klüfte überbrückt, die künstlichen Unterschiede aufhebt. Eine Christengemeinde in Indien, wo Paria, Sudras und Glieder höherer Kästen in einem Gotteshause Gott dienen, das ist ein Wunder der umschaffenden Gnade. Während in Sumatra früher Verlehr höchstens zwischen Gliedern eines Stammes bestand, und jeder gegen jeden misstrauisch zu sein allen Grund hatte, fühlen sich heute die Christen über das weite Land hin als Brüder. Wo sie sich treffen, schütteln sie sich die Hände. In der Not stehen sie zusammen; man

sängt an, sich füreinander verantwortlich zu fühlen, sich zu helfen, auch dem, der einem nicht verwandt ist. Das Gleiche hören wir von afrikanischen Christen.¹⁾ Im einzelnen weist das Bild der brüderlichen Gemeinschaft freilich noch manchen Flecken auf: es fehlt nicht an Zank, Neid, Märgung, Schadenfreude, Egoismus und selbst Hass; über solche Mängel hatte auch Paulus zu klagen (1. Kor. 3, 3; 6, 1 ff.; 11, 18; Röm. 13, 13); aber es ist doch ein neues Ferment in die Gesellschaft hineingekommen, die christliche Liebe, die im Glaubensgenossen den Bruder achtet und liebt, für den Christus gestorben ist. Ohne dieses Fundament der Liebe steht alles, was Menschen an Menschen bindet, nur im Dienste größerer oder feinerer Selbstsucht. In Sumatra nennen sich die Christen dongan, Kameraden, Genossen, ein Wort, das früher nur im engsten Familienverband gebraucht wurde. Auf vielen Missionsgebieten hat sich das Wort „Bruder“ eingebürgert. Bei Heidentauzen kommt es oft zu ergreifenden Szenen der Versöhnung und Verbrüderung zwischen solchen, die sich früher tödlich häfteten. Die Gesamtheit aber nimmt ihre Glieder in Erziehung, trägt sie über Klippen und Untiefen hinweg, hilft ihnen bei dem Herausarbeiten des Gewissens, indem sie ein christliches Volksgewissen bildet, weist auf Fehler hin, spornst zum Guten an, ermöglicht christliche Erziehung der Kinder und gute Beeinflussung in christlicher Luft. Aus der Gemeinde kommen diejenigen heraus, die Lehrer und Führer werden; sie schafft christliche Lieder, christliche Sitte, christliche Geselligkeit. Unmeßbar ist der Segen, der aus der Atmosphäre der Liebe in der Gemeinde auf ihre Glieder überströmt.

Heute wie damals staunen die Heiden über die Bruderliebe der Christen. Mohammedaner haben es manchmal bekannt, daß sie etwas derartiges nicht haben. Auch sie formen Gemeinschaften, die ihre Glieder aneinander binden. Aber was die islam-

1) Die heidnischen Fang in Gabun kennen keinen Gruß; die Christen grüßen sich mit dem Worte: Bruder, Schwester, und zwar ist dieser Gruß ohne Zutun der Missionare von ihnen selbst eingeführt worden. Wenn eine heidnische Gemeinschaft dort 200 Glieder stark geworden ist, fällt sie auseinander in sich befriedende Gruppen. Bei den Christen steigert sich das Zusammengehörigkeitsgefühl, je mehr ihre Zahl zunimmt (Milligan, a. a. D., S. 278). Weitere Beugnisse bietet die Missionsliteratur in Fülle.

tischen Sudanneger, die Marokkaner, die Malaien, die Suaheli, die Kinder aneinander bindet, ist nicht die Liebe, sondern der Stolz, der nach ihrer Meinung höchsten Religion anzugehören. Auf die Heiden macht die Bruderliebe der Christen tiefen Eindruck. Buchstäblich erfüllt sich Jesu Wort: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. In Korea sprachen zwei heidnische Frauen über die christliche Religion: „Was denkst du von diesem neuen Glauben? Willst du auch Christin werden?“ „Nein“, erwiderte die andere, „wie sollte ich? Ich habe für mich selbst zu denken, und diese Christen, sie denken immer nur für andere!“¹⁾ Die Missionsliteratur ist voll von Beispielen davon, wie die christliche Gemeinschaft unter Heiden stärker wirkt als die Missionspredigt.

Die Bruderliebe und das Einheitsgefühl reichte weit über die Mauern der Lokalgemeinde hinaus. Willig sammelten die Antiochener und die Korinther für die darbenden Brüder in Judäa.²⁾ Das wiederholt sich heute in noch größerem Maßstabe. Oft haben heidenchristliche Gemeinden für das Defizit der Muttergesellschaft daheim gesammelt (z. B. in Südwestafrika, Südafrika, Sumatra). Die Basutochristen sandten nicht nur einmal 8000 Mark als Beitrag zur Tilgung der Schuld der Pariser Gesellschaft, sondern unterstützen auch regelmäßig mit Geld und Arbeitern die Sambesimission.³⁾ Das Christentum überbrückt auch heute politische Gegensätze und alte Feindschaften. Es wird von den christlichen Koreanern gerühmt, daß sie sich gegen die Japaner, die ihnen ihre politische Selbständigkeit genommen haben, brüderlich benehmen. Japanische und Koreanische Christen leben in bestem Einvernehmen. Die Ältesten in Nordkorea schärfsten den Gemeinden ein: „Wir dürfen die Japaner nicht hassen, wenn sie uns schlecht behandeln. Wir müssen geduldig sein und sie um so mehr lieben.“⁴⁾ „Sobald ein Japaner in Korea Christ wird, verschwindet

1) E. M. M. 1911, S. 156.

2) Überführende Belege von der über die Nationalitäten hinausreichenden Betätigung der Bruderliebe innerhalb der alten Kirche bringt Harnack in Menge (S. 136ff).

3) A. M. Z. 1910, S. 41. — Die Missionschristen der Goldküste sammelten im Jahre 1911 für Missionszwecke unter sich 52000 Fr.

4) A. M. Z. 1908, S. 510f.

das ihm vorher entgegengebrachte Mißtrauen.“¹⁾ In den kosmopolitischen Städten Javas, in Singapore, Rangun, in Indien leben die Glieder der verschiedenen Nationalitäten brüderlich in einer Gemeinde, soweit die Sprachverhältnisse es gestatten. Christliche Missionäser haben die Brüder in den Batakländen aufgesucht, und umgekehrt, und sich der brüderlichen Gemeinschaft gefreut. Die christlichen Herero wurden von den Kaffern Natalis als Glaubensgenossen bewillkommen. Die Christen von Kalatse im Westhimalaja sandten denen von Rutenganio in Ostafrika einen brieflichen Gruß mit der Meldung, daß sie für die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Umgegend von Rutenganio eine Sammlung veranstaltet hätten, worüber große Freude herrschte.²⁾

In der apostolischen Mission kannte man das Rasseproblem in seiner heutigen Schärfe noch nicht. So wenig wie Paulus mit seinem: Hier gilt nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, die gegebenen Unterschiede und Schranken des Lebens niederlegen wollte, so wenig jagt die Mission heute Verbrüderungsutopien nach. Sie setzt sich über die Rassenunterschiede nicht hinweg; sie will keine Vermischung der Rassen, keine Verwischung der Volksindividualitäten; sie erkennt die Superiorität dieser Rassen über jene. Aber Paulus und die heutige Heidenmission haben bei dem, was die Menschen trennt, die höhere Einheit gefunden: Was das Verhältnis zu Christus und durch ihn zu Gott betrifft, gelten keine Unterschiede der Farbe, der Veranlagung, der Kultur. Weil Gottes Liebe alle umspannt und alle zu einem Heil berufen sind, so umfaßt die christliche Bruderliebe alle um Gottes willen. Auch der Schwächere, der Minderbegabte hat Anspruch auf Achtung vor seiner durch Christus erkaufsten Seele. Die Mission geht entgegen der natürlichen Neigung den Weg des Gehorsams in der Nachfolge Christi, der diejenigen liebte, die durchaus unliebenswürdig waren und tief unter ihm standen.

Der verständige Heidenchrist — der arrogante „Hosenneger“ ist nicht ein Produkt der Mission, sondern überstürzter Kultur — respektiert die Schranken der Rasse ebenso wie der nüchterne Mis-

1) E. M. 1911, S. 565.

2) Miss. Bl. d. Brüdergem. 1912, S. 22.

sionar. Aber er weiß, daß Christus und seine Gabe hoch über dem auf Erden Trennenden steht, und liebt den christlichen Weißen wie einen Bruder oder Vater. Das muß ihm, dem vielsach Unterboten, Gelehrten, Verachteten ungleich schwerer fallen als dem Europäer, der vielleicht Antipathie zu überwinden hat, aber nicht Gefühle des Grossz und der Verbitterung. Es ist ein Zeugnis aus vielen, wenn ein christlicher Eskimo aus Alaska dem nach Deutschland reisenden Missionar sagte: „Ich will euch den Segen Gottes zu eurer Reise wünschen und euch bitten: Wenn ihr die Christen in der Heimat seht, die Gläubigen, dann grüßt sie und sagt ihnen: Obwohl wir uns von Angesicht nicht kennen, fühlen wir doch, daß wir einander bekannt sind; in Jesu sind wir miteinander verbunden und miteinander eins.“¹⁾

Neben der Bruderliebe der Christen macht überhaupt der Wandel der Heidenchristen, so mangelhaft er, an Jesu Vorbild gemessen, noch sein mag, tiefen Eindruck auf die Heiden. Ein Christ, der nicht mehr lügt, nicht streitet und zankt, der freundlich, harmherzig ist, gewinnt mehr als eine Predigt. So war es in der alten Kirche, wo die Heiden zugeben mußten, daß die Christen ideale sittliche Forderungen nicht nur aufstellten, sondern auch erfüllten. Die sittliche Kraft, welche das Christentum darbot, überzeugte und gewann.²⁾ So ist es heute auf allen Missionsfeldern.³⁾ Klassisch ist das unfreiwillige Zeugnis, das der dem Christentum sehr feindliche japanische Professor Kato an der Universität in Tokio für das Christentum kurzlich ablegte: „Buddhismus und Schintoismus wären als

1) Bechler, In alle Welt, S. 27.

2) Harnack, S. 154 ff.

3) Ein gewisser Nasi kam eines Tages zu Paton und erklärte, nachdem er bisher das Evangelium energisch abgelehnt hatte: „Ich kann eurem Jesus nicht länger widerstehen. Ist er es, der es macht, daß ihr so gut gegen mich seid, so will ich ihm und euch nachgeben, und er soll auch mein Herz so verändern wie die eurigen.“ — Der gute Wandel vieler Christen, ihr Wohltun, geduldiges Leiden, aufrichtiges Handeln, Wahrheitsliebe, Zuverlässigkeit und gutes Benehmen machen im allgemeinen den stärksten Eindruck auf die, welche sie kennen. Mehr als durch alles andere wird ein Chinese durch die Begegnung mit einem wahren Christen gewonnen. Die echte Veränderung, die durch die Bekhrung in den Menschen hervorgebracht wird, ist wohl der beste Beweis für das Christentum, den man haben kann. (W. M. C. IV. S. 60.)

Religion schon recht, aber ihre Leute sind schlecht. Im Christentum sind die Leute zwar gut; aber die Religion ist nichts wert.¹⁾

Bei der gemeinschaftsbildenden Kraft der christlichen Religion kann es nicht ausbleiben, daß sie auf sozialem Gebiet tiefgreifende Umwälzungen hervorruft. Die Botschaft des Apostels und ihre Konsequenzen mußten auf Schritt und Tritt in schroffen Gegensatz zu den gesellschaftlichen Verhältnissen der hellenistischen Kulturwelt treten. Die Stellung der Frau war unwürdig, das Familienleben wenig entwickelt, die Sklaverei vergiftete die Gesellschaft; in den Händen weniger Besitzenden häufte sich märchenhafter Reichtum, dem bittere Armut der Menge zur Folie diente; der Kaiser genoß göttliche Ehren; vieles war faul durch und durch. Wo christliche Gemeinden entstanden, mußte es zu sozialen Konflikten kommen. Sklaven traten zum Christentum über, vereinzelt auch Sklavenbesitzer; christliche Eheleute waren an einen heidnischen Gatten gebunden und litten schwer unter der Spannung. Wie sollte sich der Christ zur heidnischen Obrigkeit stellen, wie zu den Ansprüchen der Gesellschaft? Paulus kommt auf derartige Fragen zu sprechen; aber er behandelt sie in anderer Weise, als man von einem, der eine gottlose Welt mit neuem Leben erfüllen will, erwarten sollte. Bis auf eine zarte Andeutung dem Philemon gegenüber zieht er nie den naheliegenden Schluß, daß die christlichen Herren ihre Sklaven freilassen sollen, da sich dieses Verhältnis mit der Gleichheit in Christo und der Bruderliebe nicht vertrage. Vielmehr rät er den Sklaven, in ihrem Dienstverhältnis zu bleiben (1. Kor. 7, 20 ff.). Es liegt ihm viel mehr daran, daß sie um Gottes willen ihren Herren ehrlich und treu dienen (Eph. 6, 5 ff.; Kol. 3, 22 ff.; Tit. 2, 9 f.), als daß sie frei werden.²⁾ Die Sklaven sollen in ihrem Herren nicht nur den Bruder sehen, sondern auch den von Gott gegebenen Vorgesetzten (1. Tim. 6, 2; Eph. 6, 5). Die Sklavenbesitzer werden ermahnt, nicht hart zu sein und sich bewußt zu bleiben, daß auch über ihnen ein Herr sei (Eph. 6, 9; Kol. 4, 1). Unter allen

1) E. M. M. 1912, S. 357.

2) Das Urteil Pauli und Petri (1. Petr. 2, 18 f.; 3, 1 ff.; 5, 5) stimmt in allen das christliche Leben angehenden Fragen überein. Man war sich in der Urgemeinde seines Weges ganz gewiß.

Umfänden sollen die Frauen ihren Männern gehorsam und untertänig sein. Wenn Petrus hinzufügt, die christlichen Frauen müßten versuchen, durch stillen Wandel ihre heidnischen Männer zu gewinnen (1. Petr. 3, 1), so stimmt das mit Pauli Auffassung (1. Kor. 7, 14). Gegenüber dem Staat ziemt sich strenger Gehorsam, wieder um Gottes willen, da es sich um eine Gottesordnung handelt (Röm. 13, 1 ff.; Tit. 3, 1).

War denn der große Missionar blind für die sozialen Schäden seiner Zeit? Gewiß nicht; aber er arbeitet in erster Linie an der Umwandlung der Herzen. Das Evangelium legt in die Brust der Menschen Lebenskeime, die, wenn ausgewachsen, zunächst die Individuen und durch diese mit der Zeit die Gesellschaft umgestalten müssen. Wenn die Liebe Gottes, deren Herald der Apostel ist, zur herrschenden Macht geworden sein wird, dann wird sie Ehe, Familie, Verhältnis von Besitzenden und Dienenden, Obrigkeit und Untertanen umgestalten. Nach dem Evangelium sind Mann und Weib vor Gott gleich; diese christliche Schätzung muß dem Weibe in der christlichen Gemeinde eine neue Stellung verschaffen. Paulus weckt in den Eltern das Gefühl für ihre Verpflichtung vor Gott und gegen ihre Kinder, und ebenso in den Kindern Gehorsam und Pietät; damit legt er den Keim zum christlichen Familienleben. Er predigt: Einer trage des andern Last, und proklamiert damit eine neue soziale Ordnung der Menschheit — wenn sie den Gotteswillen sich durchsetzen läßt. Was er über das gleiche Verhältnis aller zu Christo und über die allgemeine Liebespflicht lehrte, mußte die Sklaverei innerlich unmöglich machen und schließlich zu ihrer Aufhebung führen. Es hat in der christlichen Kirche langer Schulung des sozialen Gewissens bedurft, ehe der Humanitätsgedanke sich nach allen Seiten durchsetzte.¹⁾ Paulus wollte wie Jesus nicht revolutionieren, sondern Gott ins menschliche Leben hineinragen. Indem er alle Verhältnisse an Gott neu orientiert, wälzt er ihre Wertung um und führt

1) Noch im Jahre 1452 schrieb Papst Nikolaus V. an den König Alfons von Portugal: „Wir erteilen dir Kraft unseres apostolischen Amtes die freie und unbeschränkte Vollmacht, die Sarazenen und Heiden und andere Ungläubige und Feinde Christi . . . in ewige Sklaverei zu versezen.“ Selbst der edle Las Casas hielt die Sklaverei nicht für Unrecht (G. Warner, Abrif der Prot. Miss., S. 239).

ihnen Lebensströme zu, die sich neue Betten graben müssen. Die Konsequenzen des neuen Lebens hat Paulus selbst noch nicht alle übersehen. Es bedarf bei solcher Wiedergeburt, die in einzelnen Menschenherzen und kleinen Gemeinden anhebt, um schließlich die Völker und die Menschheit zu ergreifen, einer Entwicklung von Jahrhunderten, bis alle Gesellschaftsklassen durchsäuert sind und die christlichen Grundsätze zu bestimmenden Faktoren des öffentlichen Lebens werden. In dieser Entwicklung steht die Christenheit unserer Tage noch drin. Manche Gedanken und Prinzipien des Christentums haben sich im sozialen Leben heute noch nicht durchgesetzt. Aber der gläubige Teil der Christenheit arbeitet eifrig an der Lebensausgestaltung im Sinne Jesu.

Der einzelne Mensch wird schneller regeneriert als ein Volk. Trotz des unzweifelhaft echten religiösen Lebens, das sich unter den Kols, den Bataf, den Baganda, in der Südsee regt, klagen die Missionare darüber, wie langsam die christliche Liebe das Volksleben umgestaltet. Man kann dem Leiden der Mitmenschen, der übertriebenen Arbeitslast der Frauen, dem unwürdigen Slavenlose der arbeitenden Klassen ruhig zusehen, ohne an Umgestaltung zu denken. Von den evangelischen Christen unter den Kols wird berichtet, daß sie noch verhältnismäßig wenig für Werke der christlichen Liebe Sinn haben. Wenn auch Einzelne in Notfällen gern helfen, so hat doch der Durchschnittschrist noch wenig Gefühl für die Not des Mitmenschen. „Reiche können ruhig zusehen, wie der Arme sich müht, Saatkorn gegen schwere Zinsen zusammenzuborgen, oder ein Anderer seinen Acker unbestellt liegen lassen muß, weil ihm die Ochsen gestorben sind.“¹⁾ Man sieht die Aufgaben vielfach noch nicht. Die ungeduldig wartenden Missionare müssen aber bedenken, wie lange es in der alten Christenheit gedauert hat, bis humane Prinzipien sich durchsetzten; wie man z. B. noch vor wenigen Jahrhunderten ohne Einspruch des Volksgewissens Verbrecher zu Tode mar-

1) A. M. Z. 1905, S. 135. Umgekehrt heißt es von den Dschagga: „Bei der gesunden Grundlage des sozialen Lebens des Dschaggavolkes konnte die Fürsorge für ihre notleidenden Glieder der entstehenden Christengemeinde ganz überlassen bleiben, und sie hat bis jetzt noch nie versagt, wenn es galt, etwa einem Abgebrannten aufzuhelfen, oder einen aus dem Gefängnis Entlassenen wirtschaftlich zu unterstützen, oder ein gefährdetes Kind in Pflege zu nehmen.“

terte. Angesichts unserer Torpedos und Sprenggeschosse, der Bordelle, des Opiumhandels hat die europäische Christenheit wenig Veranlassung, verächtlich auf Mängel der sozialen Auswirkung des christlichen Lebens in jungen heidenchristlichen Gemeinden herabzusehen.

Die Mission hat einer gottentfremdeten Welt Größereres zu bringen als gesellschaftliche Verbesserungen, ein neues Verhältnis zu Gott, durch das dann freilich auch alle irdischen Beziehungen mit Lebenskräften durchdrungen werden. Allerdings schweigt die Mission nicht zu den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Missständen, die sie draußen vorfindet. Der Missionar kann und muß das energischer tun als die jungen Christen, weil er aus einer gehobenen sittlichen Atmosphäre kommt und die Übelstände klarer sieht. Die Mission fleht mit Livingstone Gottes Segen auf jeden herab, der an der Beseitigung der Sklavereigreuel hilft; sie hält es für Pflicht, die öffentliche Meinung mobil zu machen gegen Ungerechtigkeiten in der Eingeborenenbehandlung, wie früher gegenüber der Ostindischen Compagnie und neuerdings im belgischen Kongogebiet. Es ist ihre Ehrenpflicht, nötigenfalls als Anwalt der Eingeborenen aufzutreten. Soziale Übelstände innerhalb eines Volkes werden am wirksamsten durch Herzenserneuerung der Menschen abgestellt. Paulus eisert nicht gegen die Schäden der heidnischen Umwelt; aber seine Gemeinden will er dem Herrn als reine Braut zuführen. Die Umgestaltung der Welt muß anheben im Herzen und im Gemeindeleben der Christen. Das fordert langsames Wachstum. Wir verlangen in Afrika und Indonesien von übertretenden Häuptlingen nicht, daß sie ihre Sklaven entlassen, sondern wir warten, bis die christliche Gesellschaft die Ungehörigkeit dieses Verhältnisses nicht mehr tragen kann. Die Mission arbeitet auf ein christliches Eheideal hin; aber sie schafft nicht vorschnell den Frauenlauf ab, wo er zu Recht besteht, sondern trägt die unvollkommene Form, bis das christianisierte Volk selbst einsieht, daß diese Form der Eheschließung der Würde der christlichen Frau nicht entspricht.¹⁾ Auf

1) Man hat unter den ersten christlichen Bataks den Frauenlauf sogleich abschaffen wollen, machte damit aber keine guten Erfahrungen. Heute regt sich unter den Christen selbst die Reaktion dagegen. Übrigens hat diese Sitte unter gewissen sozialen Verhältnissen auch ihr Gutes. Vergl. Fünfzig Jahre Batakmission, S. 74.

einigen Missionsgebieten nötigt man die Übertretenden nicht, von ihnen zwei oder drei Frauen bei der Taufe alle bis auf eine zu entlassen, wenn die Ehen nach den dort geltenden Ordnungen rechts-gültig sind.¹⁾

Erst eine durch das Christentum geschaffene reine Atmosphäre ermöglicht es, an die Abstellung schwerer sozialer Schäden heranzutreten. Ein Dvamboland würde die Mission nur ihre Ohnmacht gegenüber der Macht der Häuptlinge und der ungebrochenen Tradition zeigen, wenn sie bei den Heiden das Hexenunwesen abstellen wollte. Es ist aber keine Frage, daß, wenn erst die Christenschar im Lande Einfluß gewinnt, diese wie manche andere Unsitte von selbst schwinden wird. Wo die Ahnenverehrung dem Animisten den Besitz eines Sohnes zum höchsten Wunsche macht, damit jemand da ist, der dem Verstorbenen die entsprechende Stellung im Totenreiche verschafft, da sind Mädchen gering geachtet und erben nicht mit. Dies ungerechte Erbrecht kann erst in einer Gemeinschaft anders werden, in der die Ahnenverehrung überwunden ist.²⁾ Die sozialen Neuordnungen müssen in den Herzen der Christen geboren werden; die Missionare dürfen höchstens auf Schäden hinweisen. Aus dem innersten Bedürfnis und Empfinden des christlichen Volkes heraus wird ein neues Recht, Eigentumsrecht (im Gegensatz zum bisherigen, Fleiß und Unternehmungslust lähmenden Kommunismus), Strafrecht, Zivilrecht, gefordert werden. Der ideale Weg ist, daß die eingeborenen Christen die Umgestaltung selbst in die Hand nehmen, wie es teilweise in der Südsee geschehen ist. Wo die angeborene Unselbständigkeit oder koloniale Bevormundung die Initiative der Christen unterbindet, liegt die Sache schwieriger. Hier darf die Mission den jungen Christen wohl die Augen öffnen, muß aber im wesentlichen der Kolonialbehörde die Rege-

1) Z. B. in Indonesien, wo die Duldung dieser vorstupslichen Sitte der Qualität der werdenden Christengemeinden und der Erziehung zu einem höheren Scheideal nicht geschadet hat. Anders liegen die Dinge, wenn die Polygamie zu schweren sozialen und moralischen Übelständen führt. Da kann gewaltsame Lösung des Verhältnisses zur sittlichen Notwendigkeit werden.

2) So diskutieren jetzt die christlichen Batak die Erbfrage lebhaft, und das Ende wird sein, daß auch Töchter miterben. Aber erst nach 50 Jahren Missionsarbeit kam die Frage in Fluß.

lung überlassen.¹⁾ Es wäre verhängnisvoll, wenn ein christlich wendendes Volk übereilt an die Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens ginge. Dann kann das christliche Leben leicht die Fühlung mit dem gesunden Volksempfinden verlieren und zu etwas Exotischem werden.²⁾ Alles was nächst, muß Zeit haben.

Hier liegt eine Fülle der schwierigsten Probleme. Soll die Mission in Indien von vornherein der Kaste den Krieg erklären, oder sie dulden, bis die geförderte christliche Gemeinschaft sie von selbst abstößt? Die lutherische Mission vertritt letzteren Standpunkt, während die meisten anderen Missionen ihren Christen es bei der Taufe zur Pflicht machen, die Kaste zu brechen.³⁾ Es ist fraglich, ob man mit einem absoluten Kastenverbot für die Christen durchdringen wird; manche fürchten, daß mit der Kaste auch manches Stück originalen indischen Lebens für immer verbannt wird. Sicher ist, daß in einem christlichen Indien die Kastenmauern fallen müssen. Das Verhältnis der Christen zu einer ungerechten heidnischen oder mohammedanischen Obrigkeit muß zu Spannungen führen. Es hat sich in solchen Lagen Pauli Anweisung, der Obrigkeit als einer mit göttlicher Autorität ausgestatteten Institution zu gehorchen, auch wo sie „wunderlich“ ist,

1) Zurzeit ist diese Frage in den holländischen Kolonien des Ind. Archipels aktuell. Die 120000 Christen Sumatras brauchen ein christlich orientiertes Recht, aber nicht in der Weise, daß gewisse, zur Not auf sie anwendbare Paragraphen eines europäischen Gesetzbuches importiert werden. Das neue christliche Leben muß vielmehr die ererbten Rechtsbegriffe durchdringen und umarbeiten. Das kann auch eine wohlwollende europäische Regierung nicht ohne ausgiebige Mitarbeit solcher inländischer Christen, in denen einerseits Christi Geist die treibende Kraft geworden, andererseits das nationale Empfinden lebendig genug geblieben ist, um das Neue mit dem Alten zu einem lebensfähigen Ganzen zu verweben.

2) Es ist kein gutes Zeugnis für die Originalität des indischen Christentums, wenn wir hören: Der bekehrte Hindu ist in gewissem Sinne ein Fremder, das Glied einer fremden Gemeinschaft. Und weil er als solcher behandelt wird, schlägt er auch die Richtung ein, ein solcher zu werden. Nichts ist vielleicht mehr zu bedauern als das Maß, bis zu dem die indische Christengemeinde außerhalb des wirklichen Indien steht. Indische Christen in der zweiten oder dritten Generation wissen im allgemeinen weniger von dem inneren Leben des Hinduismus als der ausländische Missionar (W. M. C. IV. S. 166).

3) W. M. C. IV. S. 164.

immer erprobt, wenn man das Verhältnis in das Licht des Jesuwortes stellt: Gott, was Gottes ist, dem Staat, was des Staates ist. Fast alle heidnischen Religionen samt dem Islam verquicken Staat und Gottesdienst. Das Christentum trennt sie scharf, um jedem sein gutes Recht zu geben. Darum sind die Christen „um des Gewissens willen“ die besten Untertanen.

Dass Arbeit adelt, hat Paulus noch nicht behaupten können. Den Gedanken, dass durch den zweiten Adam der über die Arbeit ausgesprochene Fluch aufgehoben wird, konnte die Christenheit erst langsam begreifen. Aber die Pflicht geregelter Arbeit für den Christen hat der Apostel energisch betont (Act. 20, 35; Eph. 4, 28; 1. Thess. 4, 11; 2. Thess. 3, 10 ff.).¹⁾ Überall in der Welt lehrt das Christentum arbeiten; es macht eben auch die Berrichtungen des irdischen Lebens zu einem Gott geleisteten Dienst und erhebt so das Arbeiten zu einer sittlichen Pflicht, deren Vernachlässigung das religiöse Leben schädigt. Wir schärfen den Heidenchristen auch den ersten Teil des vierten Gebotes des Dekalogs ein: Sechs Tage sollst du arbeiten (Ex. 20, 9), das ihnen die Arbeit zu einer Gottesordnung macht. Es kann nicht ausbleiben, dass die christliche Mission kulturell hebend wirkt, weil sie zur Arbeit erzieht. Bei allen Schwächen des indischen Christentums in sozialer Beziehung wird ihm doch ein beachtenswertes Zeugnis ausgestellt: Die christliche Kirche ist die fortgeschrittenste Gemeinschaft in Indien. Sie steht obenan in der Fürsorge für die Erziehung des weiblichen Geschlechts und i.i der allgemeinen Lesefähigkeit. Sie wächst an Wohlhabenheit und Einfluss, sie hebt die unterdrückten Klassen in einer einzigen Generation auf eine hohe Stufe. Die christlichen Gemeinden sind die größte geistige Macht Indiens, sie sind nicht vollkommen, aber lebendig; sie kämpfen mit Erfolg gegen das Kastenwesen, sie machen Fortschritte in Selbsthilfe und Selbstverwaltung, sie entwickeln einen zunehmen-

1) „Dass in einer religiösen Gemeinschaft, der die Gefahr der Schwärmei und Tatlosigkeit so nahelag, so nüchtern von der Arbeit gesprochen und so ernsthaft die Arbeitspflicht eingeschärft worden ist, ist bewunderungswürdig“ (Harnack, S. 127). In den Christengemeinden drang man darauf, dass allen Arbeitsfähigen Arbeitsgelegenheit gegeben wurde. „Die Gemeinden waren auch wirtschaftliche Gemeinschaften“ (S. 128).

den Eifer.¹⁾ Nichts ist unwahrer als die Behauptung, die evangelische Mission erzöge ihre Konvertiten zum Nichtstum.²⁾ Man kann oft beobachten, wie bei den Christen Trieb und Liebe zur Arbeit erwacht.

Einer der erfreulichsten Züge im Leben der alten Missionskirche war der Zeugen- und Missionseifer der Gemeinden. Wenn auch die Apostelgeschichte wenig davon berichtet, weil sie Pauli Spuren folgt, so wissen wir Genaueres aus der nachapostolischen Zeit.³⁾ Die schnelle Ausbreitung des Christentums durch die Länder zur apostolischen Zeit setzt voraus, daß die meisten Samenkörner nicht von Berufsmissionaren gelegt, sondern von zeugenden Christen hinausgetragen wurden. Die in der Verfolgung zerstreuter predigten das Wort (Act. 8, 4; 11, 19). Die Grundstimmung war bei den meisten Bekehrten: Wir können es nicht lassen, zu zeugen von dem, was wir erfahren haben. Aquila und Priscilla nahmen sich des Apollos an und unterwiesen ihn (Act. 18, 26). Den Thessalonichern bezeugt Paulus, daß durch ihren Zeugendienst das Wort des Herrn hinausgerissen ist in Mazedonien und Achaja. Die paulinische Arbeitsweise war ja darauf angelegt, daß die von ihm gegründeten Gemeinden selbsttätig weiter missionierten. Jeder war sich der Aufgabe, in die Welt das Licht zu tragen, bewußt. Von der Lebhaf-
tigkeit des Dranges zur Mitteilung der guten Botschaft bei jungen Christen gibt uns die allseitige Erfahrung der heutigen Heidenmission einen starken Eindruck. Unter den Heidenchristen aller Nationen ist der Trieb, den heidnischen Genossen von der Errettung durch Jesus zu sagen, sehr lebhaft. Ich habe das an anderer Stelle nachgewiesen.⁴⁾ Es ist heute wie damals: die Arbeit der Missionare ist nur grundlegend, bahnbrechend; sie rufen die Erstlinge, die sich retten lassen

1) Farquhar, A. M. B. 1908, S. 489f. Vergl. zu diesem Kapitel das durch die Fülle der Tatsachen überführende Buch von Dennis, Christian Missions and social progress, und Milligan, a. a. O., Kap. 16, Missions and social progress.

2) Vergl. den sehr lehrreichen Aufsatz von Miss. Keysser, Mission und Volkserziehung, A. M. B. 1913, Beibl. März. Ein christlicher Papua bezeugte: „Hört ihr, wenn wir so arbeiten, dann macht die Arbeit Freude.“

3) „Die zahlreichsten und erfolgreichsten Missionare der christlichen Religion waren nicht die berufsmäßigen Lehrer, sondern die Christen selbst, sofern sie treu und stark waren“ (Harnack, S. 267). „Dieser Religion war es eigentlich, daß jeder ernste Bekannter auch der Propaganda diente.“

4) Lebenskräfte, S. 302ff.

wollen, herbei, führen sie ein in das Evangelium und schließen sie zu kleinen Gemeinden zusammen. Größere Bewegungen zum Christentum aber zeigen immer erst ein, wenn die eingeborenen Christen die Missionierung mit Ernst betreiben, teils durch ausgebildete Kirchendiener aus ihrer Mitte, teils durch freiwillige Mitarbeit aller oder vieler Gemeindeglieder. Griffith John berichtet von seiner kleinen Gemeinde in Hankau, daß viele ihrer Glieder durch den Missionseifer der Christen gewonnen seien.¹⁾ In hervorragender Weise missionieren eingeborene Christen in Uganda und in der Njassa-Mission der schottischen Freikirche. Am Kongo ist hauptsächlich durch Inländer missioniert worden.²⁾ Ein Missionar der Londoner Südseemission bezeugte: „Es war ein ungeschriebenes Gesetz in dieser Mission, daß, wenn eine Inselgruppe das Evangelium empfangen hatte, sie bereit sein mußte, es zur nächsten zu tragen.“³⁾ Von Korea und der Mandschurei heißt es: „Die ganze Kirche ist eine missionarische Organisation.“⁴⁾ Besonders die Presbyterianer verstanden es, in Korea ihre geringe Arbeiterzahl dadurch zu verbreitern, daß sie ihren Befehlten von Anfang an regen Missionstrieb einprägten. Die eigentliche Ausbreitung liegt in den Händen der Eingeborenen. Schon seit mehr als zehn Jahren ist kein Täufling durch einen Missionar gewonnen, sondern immer durch christliche Koreaner. „Eine Gruppe von Leuten, die irgendwie das Evangelium gehört haben, richtet in ihrem Dorfe ein Haus zum Sonntagsgottesdienst ein, verschafft sich ein christliches Buch, lernt lesen und schickt Boten zur

1) Griffith John, S. 216f., 222. Mancher gewann 4, 5, 7 Seelen. Dem Chinesen ist das besonders hoch anzurechnen, da er sonst alles Handeln den Behörden überläßt.

2) Ein Missionar in Kalabar (Afrika) schreibt: Es ist selten, daß in den Aufzugsdistrikten ein Haus gefunden wird, das nicht als Versammlungsort benutzt wird; und obgleich keine Berufsevangelisten dort angestellt sind, so ist immer jemand da, der es für seine Pflicht hält, dort Gottesdienst zu halten. Später stellen diese kleinen Gemeinden dann aus ihrer Mitte heraus einen Prediger an. Ein Missionar aus Livingstonia schreibt: Jeden Sonntag predigen Hunderte von Christen in den Dörfern um ihren Wohnort herum. Ich glaube, daß 15—20 Prozent der Kirchenglieder solche Sonntagsarbeit verrichten (W. M. C. I. S. 335).

3) A. M. J. 1903, S. 134.

4) W. M. C. II. S. 224; cf. W. M. C. I. S. 333.

Bekündigung in die Nachbardörfer.¹⁾ In Söul bildete sich schon 1900 ein koreanischer Missionsverein, der nur Leute aufnahm, die missionarisch tätig sein wollten. Sein Arbeitsgebiet ist in 5 Bezirke eingeteilt und wird an der Hand genauer Karten sorgfältig bearbeitet. Den paarweise ausziehenden Mitgliedern werden jedesmal vier Dörfer zugewiesen.²⁾ In der Mandschurei ist das Wachstum der christlichen Kirche fast ganz die Frucht der persönlichen Arbeit der Bekehrten. Dr. Christie von Mukden erzählt: Ein Patient kam nach Mukden vor vielen Jahren ins Hospital. Er hatte damals noch nichts vom Evangelium gehört; aber bevor er das Hospital verließ, hatte er eine klare Erkenntnis der christlichen Wahrheit und zeigte ein lebhaftes Verlangen, sie Anderen bekannt zu machen. Viele Jahre lang bezeugte er Christus ohne Besoldung und ohne jede Kontrolle außer der seines himmlischen Meisters. Der Missionar, der den Distrikt bediente, wo jener bis zu seinem Märthertum unter den Boxern arbeitete, erzählt, daß er das direkte Mittel war, wenigstens 2000 Seelen der Herde Christi zuzuführen.³⁾ Ähnliches wird neuerdings

1) A. M. Z. 1903, S. 460.

2) In vielen Gemeinden gilt es stillschweigend als Grundsatz, daß kein Erwachsener als volles Glied in die Gemeinde aufgenommen wird, der nicht mindestens eine Seele für den Herrn gewonnen hat. Viele unbemittelte Christen leisten ihre Beiträge für das Missionswerk in der Art, daß sie von ihrer Zeit mehrere Tage, Wochen und Monate ausschließlich der Ausbreitung des Evangeliums widmen. Vor kurzem wurden in einer Landgemeinde die Mitglieder aufgefordert, anzugeben, wie viele Tage in den nächsten drei Monaten jeder dieser Sache weihen wolle. Männer und Frauen erhoben sich und machten ihre Zusagen. Ein Kaufmann sagte, er wolle zwar bei jeder Gelegenheit die frohe Botschaft kundmachen; aber er wolle noch besonders jeden Monat eine Woche ganz der Sache widmen. Ein Bootsmann sagte sechzig Tage von den drei Monaten zu. Einer war bereit, die drei Monate ganz zu opfern mit Ausnahme der Sonntage, an denen er selbst das Wort Gottes hören wolle. Ein Blinder versprach, all die neunzig Tage dieser Sache zu widmen. Eine Frau sagte, sie könne nur sechs Tage beitragen, aber sie verspreche, jedem, dem sie begegne, das Evangelium zu verkündigen. In dieser Versammlung allein beliefen sich alle die zugesagten Beiträge zusammen auf 2721 Tage. Ähnlich wird es an vielen Orten gehalten. So entstehen hin und her im Lande kleine Christenhäuslein, zu deren Geburt die Missionare nichts beigetragen haben. (Monatsblätter für öffentl. Missionsstunden, Jan. 1911)

3) W. M. C. I. S. 333f.

von Südwestchina berichtet, wo unter den Miao-Stämmen eine Bewegung zum Christentum eingesezt hat. Dort nehmen die jungen Christen, paarweise ausziehend, die Missionierung ihrer Landsleute kräftig in die Hand.¹⁾

Neben dem freiwilligen Zeugendienst der Gemeindeglieder bilden sich heute auf vielen Missionsgebieten eingeborene Missionsgesellschaften; so in Indien eine nationale Missionsgesellschaft, deren Ziel es ist, unter Leitung indischer Christen, nur mit eingeborenen indischen Sendboten, und nur aus Mitteln, die von indischen Gemeinden aufgebracht werden, die heidnischen Gebiete Indiens zu evangelisieren.²⁾ Die Christengemeinden Tinnevellys haben eine indische Missionsgesellschaft begründet; ihr erster Missionar ist der bewährte Samuel Bakianadan.³⁾ Die Laosmission in Siam hat eine eigene Missionsunternehmung ins Leben gerufen unter den Ramu im französischen Laos.⁴⁾ Eine kleine Missionsgesellschaft eingeborener Christen in Formosa arbeitet auf den Pescadoresinseln und im Moataudistrikt.⁵⁾ Eine hoffnungsvolle Missionsgesellschaft besteht unter den christlichen Batak auf Sumatra.⁶⁾ Baptistische Teluguchristen sandten 1903 ihren ersten Telugu-Missionar nach Südafrika, um unter den indischen Immigranten in Natal zu arbeiten.⁷⁾ Eine chinesische Missionsgesellschaft in Kalifornien ist ein selbständiges Unternehmen dortiger christlicher Chinesen, um ihren heidnischen Landsleuten in der Ewangtung-Provinz das Evangelium zu bringen. Japanische Missionsvereine arbeiten unter Japanern in Korea, Mandschurei

1) Öffentliche Missionsstunden, 1912, Jan., S. 8f. Ein Missionar in Swatow schreibt: „Bei einer unserer Konferenzen wurde durch den Vorsitzenden die Frage aufgeworfen: Es mögen die auftreten, welche zum Christentum geführt sind durch ihre christlichen Nachbarn. Wir waren nicht wenig überrascht; denn die gesamte Zuhörerschaft stand auf“ (W. M. C. I. S. 334).

2) A. M. B. 1906, S. 243; 1909, S. 151.

3) A. M. B. 1906, S. 524. In Tinnevelly hat jede große Gemeinde ihr regelmäßiges System, den heidnischen Nachbarn Straßenpredigten zu halten. Ein Tag im Jahr ist bestimmt als Missionsfest. Männer und Frauen gehen dann in die heidnischen Dörfer, das Evangelium zu verkündigen (W. M. C. I. S. 334).

4) A. M. B. 1907, S. 46.

5) A. M. B. 1907, S. 334.

6) Fünfzig Jahre Batakmission, S. 277f.

7) Inter. Rev. 1912, S. 702.

und Formosa. Koreanische Evangelisten sind von ihrer Kirche ausgesandt zu den Landsleuten nach Quelgast, Sibirien, Mandschurei, Hawaii und Kalifornien.¹⁾ Die Christen Ugandas haben aus sich heraus einen Missionsverein gegründet, der an den Mohammedanern missionieren und der Ausbreitung des Islam entgegenwirken soll. Die Christen der Leipziger Mission am Kilimandscharo planen das gleiche. In den Missionsgemeinden der Gegenwart wird wieder etwas lebendig vom Geist der ersten Zeugen.

Einen charakteristischen Zug im Bilde der apostolischen Gemeinden bilden die Leiden, in denen sie sich frühzeitig bewähren mußten. Daß Leiden zum Christenstande gehören, ist schon in der grundlegenden Verkündigung den Gläubigen nicht vorenthalten worden (Act. 14, 22: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen). Die jungen Christen in Thessalonich wissen, daß sie als Christen dazu gesetzt sind, Trübsal zu leiden (1. Thess. 3, 3; cf. 2. Tim. 3, 12; 1. Petr. 2, 21). Ohne daß uns im einzelnen berichtet wird, welche Leiden die Gemeinden zu kosten bekamen, können wir aus den Briefen schließen, daß sie durch ernste Läuterungsfeuer hindurchmußten. Die Thessalonicher haben das Wort aufgenommen unter vielen Trübsalen (1. Thess. 1, 6; 2. Thess. 1, 6. 7) von seiten ihrer Volksgenossen (2, 14). Vom Segen der Trübsal spricht der Apostel den Römern (5, 3 f.) und den Korinthern (2. Kor. 1, 6). Paulus hat sich um seine Gemeinden viele Sorgen gemacht, ob sie in der Anfechtung standhalten werden (1. Thess. 3, 3); er spricht viel darüber und ermahnt zum Ausharren und zur Geduld (2. Kor. 4, 17 f.; Röm. 8, 17 f.; 12, 12 und öfter). Auch die Briefe des Petrus, Jakobus und der Hebräerbrief wollen die Heimgefuchten stärken. Es hat die Heidentchristen damals wie heute befremdet, daß sie als Kinder Gottes gezüchtigt werden (1. Petr. 4, 12); manch seelsorgerliches Wort ist nötig, bis sie verstehen lernen, daß es Gnade und Seligkeit ist, um Gerechtigkeit willen verfolgt zu werden.

Allermeist haben die jungen Christen sich in den Trübsalen bewährt und einen Heroismus bewiesen, der spätere Generationen beschämt. Als die schweren Verfolgungen kamen, haben viele von ihnen willig das Leben für ihren Herrn hingegeben. Dabei sind

1) W. M. C. I. S. 337f.

sie nicht nur selbst innerlich erstarkt, sondern ihre Geduld und Leidenswilligkeit erwies sich auch als eindrucksvollstes Missionsmittel. Zahlreiche Missionsgemeinden haben seither durch diese Trübsalswasser hindurch gemusst, und oft haben sie — die ängstlichen Sorgen ihrer Seelsorger beschämend — einen Heldenmut bewiesen, der demjenigen der alten Kirche nicht nachsteht. Auch in dieser Beziehung ist die Ähnlichkeit der jungen Missionschristenheit mit der alten überraschend und zeigt, daß das Wort Gottes heute unter ähnlichen Verhältnissen die gleichen Kräfte vermittelt wie in den Zeiten der ersten Kirchengründung. Belege bietet u. a. die Missionsgeschichte Madagaskars, wo es unter der Königin Ranavalona I. 1836 zu schweren Verfolgungen kam und die Christen sich allermeist als Helden bewährten.¹⁾ Als es in Uganda 1885 nach der Ermordung des Bischofs Hannington zu einer Verfolgung der kleinen Christengemeinde durch König Mwanga kam, haben nicht nur die Christen Heldenmut bewiesen, sondern die Zahl der Gläubigen wuchs in jenen schweren Tagen. Bald nach Hanningtons Ermordung konnten 9 Jünglinge getauft werden, einige Tage später 6 Erwachsene, und manche Katholiken meldeten sich zum Unterricht. „Und wie einst zur Zeit der ersten Christenverfolgung in Jerusalem die, so zerstreut waren, umgingen und predigten das Wort, so war's auch hier: Christliche Jünglinge von des Königs Hofe unterwiesen in ihren Heimatdörfern ihre Verwandten und Freunde, Männer ihre Weiber, Herren ihre Sklaven, und unter dem Schutz der Nacht kamen sie nach Natate und überraschten die Missionare mit ihrem Glaubensbekenntnis.“²⁾ Bereits waren mehrere als Märtyrer hingerichtet, da kam ein Knabe, namens Kiwobe, zu Missionar Ashe mit der Bitte: „Mein Freund, ich wünsche getauft zu werden.“ „Weißt du auch, was du bittest?“ „Ich weiß es, mein Freund.“ „Aber weißt du, daß sie dich töten werden, wenn du sagst, du seist ein Christ?“ „Ich weiß es, mein Freund.“ „Aber wenn du nun gefragt wirst, ob du ein Leser bist,

1) Eppler, Madagaskar, S. 139—232. „25 Jahre lang hat der Same des Evangeliums auf Madagaskar nicht ausgerottet werden können, trotzdem daß viele Jahre lang aller Verkehr mit Christen abgeschnitten war.... Es ist eine unbefechtbare Tatsache, daß die Zahl der Christen nach der Wiedereröffnung der Insel weit größer war als 1836“ (A. M. B. 1900, S. 522).

2) J. Richter, Uganda, S. 168.

wirft du dann lügen und es ableugnen und nein sagen?" „Ich werde bekennen, mein Freund.“¹⁾

Über die jungen Christengemeinden, welche in Tinnebello unter Rhenius entstanden, ergingen im Jahre 1827 Verfolgungen, in denen die Christen viel unter der Willkür ihrer Zamindare und Beamten zu leiden hatten. Es war bemerkenswert, daß nicht nur sehr wenige Christen abfielen, sondern daß auch allen Verfolgungen zum Trotz die Bewegung sich ausbreitete.²⁾ Der zusammenfassende Report der Edinburger Konferenz konstatiert, daß die Bereitwilligkeit zu leiden zu den erfreulichsten Zeichen der Heidentchristen gehört. Es wird dort besonders auf die christlichen Märtyrer in den Boxerwirren 1900 exemplifiziert, wo Tausende von Chinesen die Echtheit ihres Glaubens durch den Tod erhärtet haben. Man legte ein Kreuz auf die Erde und forderte sie auf, darauf zu treten; man wollte sie nötigen, ein wenig Weihrauch vor einem Gözenbild zu verbrennen; man bot ihnen sogar (ganz wie bei den Christenverfolgungen der Kaiserzeit) Papiere an, in denen bezeugt war, sie hätten geopfert, ohne daß sie es tatsächlich zu tun brauchten. Einige wurden schwach; aber Tausende weigerten sich der Verleugnung und bezahlten ihr Bekenntnis mit dem Leben.³⁾ Manche Missionsgebiete wissen von schweren Prüfungen ihrer Erstlinge zu berichten, aber auch von dem Segen, der von ihnen immer wieder ausgeht.⁴⁾ Erquidlich ist dabei die Beobachtung, daß die Christen für die Prüfungen der Glaubensgenossen herzliches Mitleid haben und durch Gebet, teilnehmende Briefe und Gaben dem Ausdruck geben. So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit (1. Kor. 12, 26).⁵⁾ Die Christen von Tinnebello wurden durch die Erzählungen von den Verfolgungen, die über ihre Brüder in Uganda hereinbrachen, so ergriffen, daß

1) Ebenda, S. 178.

2) A. M. B. 1900, Beibl. S. 93.

3) W. M. C. II. S. 226f.; W. Schlatter, Die chines. Fremden- u. Christenverfolgung vom Sommer 1900; Coerper, Chinas Märtyrer.

4) Vergl. J. Warned, Fünfzig Jahre Batalkmission, S. 45f.; 63ff.; 77; 128ff. Wegner, Einzelzüge, S. 72ff.; 165f. und viele andere.

5) „Eine Welt voll Teilnahme und Liebe tritt uns hier entgegen“, in Trostbriefen, die die Gemeinden einander schrieben, in gegenseitiger Hilfeleistung in Verfolgungszeiten, Sendung von Lösegeld, Austausch von Briefen (Harnack, S. 268ff.).

sie von ihrer Armut eine Kollekte von 1600 Mark sammelten und mit einem teilnehmenden Briefe nach England für die Waganda-christen sandten.¹⁾

Genaues Studium der paulinischen Briefe entkräftet den Vorwurf, das Bild der apostolischen Gemeinden sei auf Goldgrund gemalt. An den wegen ihres frischen, lebendigen Glaubens gelobten Gemeinden hat Paulus in sittlicher Beziehung nicht wenig auszusezen. Er muß Unfeuchtheit, Zanksucht, Neid, Geiz, Überhebung, Undankbarkeit rügen. Mancher Bibelleser empfindet die sittlichen Defekte fast als peinlichen Widerspruch gegen die Lobsprüche des Apostels und möchte geneigt sein, ihn da, wo er röhmt, der Übertreibung zu bezichtigen. Hier können die gleichartigen Erfahrungen in den heutigen Missionsgemeinden zu gerechter Würdigung verhelfen. Von den allermeisten Missionsgebieten wird berichtet, daß neben einem echten, originalen Glaubensleben die sittliche Auswirkung des neuen Lebensprinzips zurückbleibt. Ein neues Verhältnis zu Gott ist gewonnen, es äußert sich in lebhaftem Gebetstrieb, in Bruderliebe, Zeugeneifer, Leidenswilligkeit. Aber die ererbte Sitte wirkt hemmend nach; der angeborene Hang zur Unsitlichkeit, Lüge, Streitsucht, Geldliebe kostet harten Kampf, der energisch in Angriff genommen wird, aber Zeit erfordert. Er wird geführt um Gottes willen, damit das zu ihm gewonnene Verhältnis nicht wieder verlorengeht. Die sittliche Erneuerung folgt der religiösen als langsam reisende Frucht nach.²⁾ Das echte, frische Glaubensleben gibt aber trotz aller Mängel den jungen heiden-christlichen Gemeinden einen von späteren Generationen mit Recht bewunderten Zug erfreulicher Besonderheit. Die Zeiten der ersten Liebe, der triumphierend genossenen Befreiung waren in der Apostel Tagen Höhepunkte der Kirchengeschichte, und sind es heute auf den Missionsfeldern. Die folgenden christlichen Geschlechter, in ihrem Wandel vielleicht korrekter, in der Erkenntnis geförderter, atmen nicht mehr jene unmittelbare Frische neuheimenden Lebens aus Gott, die den durch langjährige Gewohnheit Abgestumpften so wohlthuend anmutet.

1) J. Richter, Uganda, S. 181.

2) Ausgeführt: Lebenskräfte, S. 295ff.

2. Der Dienst an den Gemeinden.

Wo sich Gemeinschaften bilden, muß eine Form des Zusammensebens der Glieder, eine Organisation gefunden werden, die um so idealer sein wird, je mehr sie alle vorhandenen Kräfte zur vollen Entfaltung kommen läßt und keine gesunde Lebensäußerung hemmt. So sehr Paulus auf Ordnung in seinen Gemeinden hält (1. Kor. 14, 33. 40),¹⁾ schafft er doch noch wenig eigentliche Organisation. Er lehnt sich an die Formen der Synagoge an. Es ist begreiflich, daß bei seiner überragenden Persönlichkeit die Frage nach einer starken Organisation der Gesammelten noch nicht in den Vordergrund rückte. Der Missionar kann anfangs in kleinen wendenden Gemeinden mit einigem Rechte sagen: die Organisation bin ich. Aber schon bei seinem ersten Besuch der kürzlich gegründeten Gemeinden Lystras, Ikoniums und Antiochiens hat Paulus nicht nur die Jünger gestärkt, sondern ihnen auch Älteste eingesetzt (Act. 14, 22f.). Er mochte wohl sehen, wie nötig das war. In Thessalonich (1. Thess. 5, 12 f.) hat er schon bei seiner ersten Tätigkeit für Vorsteher gesorgt, die mit dem Worte dienten. Auch in Philippi werden Episkopen erwähnt (1, 1). Das schönste Dokument seiner Fürsorge nach dieser Seite hin ist die herrliche Abschiedsrede an die ephesinischen Ältesten (Act. 20, 18ff.), die als offizielle Vertreter und Hirten der Gemeinde behandelt und vermahnt werden. Er darf hoffen, daß die Gemeinde nun mit Gottes Hilfe auf eigenen Füßen stehen wird (V. 32). Das Institut der „Ältesten“ (Presbyter) ist von der palästinensischen Christenheit aus der jüdischen Gemeinde übernommen (Act. 11, 30; 15, 2; 21, 18). Die Apostelgeschichte nennt πρεσβύτεροι in paulinischen Gemeinden nur einmal, in Ephesus (20, 17). Aber aus der

1) Gerade in Korinth muß Formlosigkeit und Unordnung im Gemeideleben gerügt werden, wo, soweit wir wissen, keine Gemeindeältesten eingesetzt waren.

gelegentlichen Bemerkung geht hervor, daß das Institut bekannt und wohl allgemein eingeführt war. In den Pastoralbriefen werden sie erwähnt (1. Tim. 5, 17. 19; Tit. 1, 5).¹⁾ Auch werden ἐπίσκοποι genannt, Gemeindevorsteher (Act. 20, 28, wo das Wort *synonym* mit πρεσβύτεροι ist, und Phil. 1, 1), auch zweimal in den Pastoralbriefen (1. Tim. 3, 1 ff.; Tit. 1, 7), auch hier im Zusammenhang mit Vers 5 und 6 gleichbedeutend mit Presbyter.²⁾ Die Begriffe sind noch nicht festgelegt. Gemeint sind Männer, die als Seelsorger, Prediger, Lehrer der Gemeinde dienen, ohne noch eine übergeordnete Stellung einzunehmen.³⁾ Der Begriff des kirchlichen Amtes fehlt in den pauliniischen Gemeinden noch; in den Pastoralbriefen wirkt er schon seinen Schatten voraus; nur das Apostolat in seiner Einzigartigkeit macht eine Ausnahme. Auch ist von Diakonen die Rede (Act. 6, 1 ff. in Jerusalem, wo allerdings das Wort nicht gebraucht wird; 1. Tim. 3, 8 ff. als niederes Gemeindeamt),⁴⁾ und einmal von einer Diaconisse

1) Da ist deutlich das Prinzip ausgesprochen, die Städte hin und her auf Pauli Weisung planmäßig mit Ältesten zu besetzen.

2) V. 5 und 6 ist vom Presbyter die Rede, V. 7 knüpft an die an einen solchen zu stellenden Forderungen an mit „denn“; denn ein Episkop soll untauglich sein usw.

3) Büttgert macht darauf aufmerksam, wie wenig Paulus in den Pastoralbriefen von den Gemeindevorsteichern verlangt. Die Libertinisten wollten sich als Pneumatiker dem Gemeindeamt nicht unterordnen, besonders dann nicht, wenn die Träger des Amtes nicht durch charismatische Begabung glänzten. Es ist gewiß nicht viel gefordert, wenn die größten Laster den Vorstehern verpönt und Tugenden verlangt werden, die nicht über das Maß des dem gewöhnlichen Christen Geziemenden hinausgehen. Paulus ist in seinen Ansprüchen sehr nüchtern: keine charismatischen Begabungen, nicht einmal eine besondere Stufe der Erkenntnis. Sie haben nur die Bedingungen zu erfüllen, denen jeder Christ genügen muß. Auch besondere Heiligkeit wird nicht verlangt; Asketen sollen sie nicht sein. Aber sie dürfen den penibeln Gegnern auch keinen berechtigten Anstoß geben. Im Gegensatz zu den Asketen sollen sie verheiratet sein (Büttgert, Die Irrlehrer der Pastoralbriefe, S. 85ff.). In der Bescheidenheit seiner Forderungen zeigt sich die Weisheit des Missionars. Wie dankbar sind wir heute in Afrika und Indien, daß der größte Heidenmissionar die Pforte für die Gemeindevorsteher nicht zu eng gemacht hat.

4) Paulus braucht das Wort meist im Sinne eines, der als Diener Jesu einen besonderen Dienst vom Herrn empfangen hat. Er nennt sich selbst häufig διάκονος. Phil. 1, 1 ist das Wort wohl gleichbedeutend mit Presbyter. Auch dieser Begriff ist amtlich noch nicht fest umgrenzt.

(Röm. 16, 1; cf. 1. Tim. 5, 9 f.). Das Bedürfnis nach Männern, an denen die Gemeinde in jenen schweren Zeiten Führer und Lehrer hatte, die in Gemeinde- und Heidenpredigt, in Seelsorge, vielleicht auch in Taufunterricht, den Brüdern dienten, mußte sich bald einstellen. Sie sind nicht mehr als die Anderen; das Amt entmündigt die Gemeinde nicht;¹⁾ aber die Gefahr lag nahe, daß dieführerbedürftige Menge an ihnen hinauffah und sie mit dem Nimbus einer besonderen Würde umkleidete. Das Schaffen strammer Formen für das christliche Leben in Einzelgemeinde und Gesamtkirche muß aus der Gemeinde selbst herauskommen, und die Frage danach wird brennend, wenn innerhalb einer Volksgemeinschaft viele Gemeinden entstehen und Verband nach gemeinsamen Richtlinien suchen.

Die Formen scheinen in den verschiedenen Gemeinden nicht die gleichen gewesen zu sein. Jede Gemeinde richtete sich eben zunächst so ein, wie es ihr am gelegensten war. Genau wie heute auf den Missionsgebieten, wo jede Anfangsgemeinde zunächst ihren eigenen Weg geht, bis man genötigt wird, engere Fühlung zu nehmen und innerhalb eines Gebietes oder Volkes einheitliche Kult- und Lebensformen mit Über- und Unterordnung zu finden. Es ist in der Anfangszeit alles mehr auf die Evangelisation und auf die vorhandenen Gaben gestellt.²⁾ Die geistlich Kräftigeren werden von selbst Mitarbeiter ohne Sold und Amt, während später das Amt und der in dasselbe hineinführende geordnete Weg leicht überschätzt wird.

Wo man in der Mission über die Periode der isolierten Einzelgemeinde hinauskommt, steht man vor schwierigen organisatorischen Aufgaben. Die kirchlichen Formen müssen aus der christlichen und volklichen Eigenart des missionierten Volkes herauswachsen, dürfen nicht einengen, nicht hemmen, sondern müssen allen herausdrängenden Kräften Spielraum lassen. Es kann verhängnisvoll werden, wenn Formen der Heimatkirche, hier berechtigt, der Heidenchristenheit aufgedrängt werden. Das gibt dann Kinder in schlottern den Männeranzügen. Ungesucht ist auf vielen Missionsfeldern das Altesteninstitut wieder aufgelebt, zu dem die heimatliche Kirche

1) A. Schlatter, Neut. Theol. II, S. 399.

2) Ein Missionar in Korea erklärte, sie hätten vorläufig so viel mit Evangelisation zu tun, daß für Organisation niemand Auge und Zeit hätte.

das Modell nicht abgegeben hat. Diese Ältesten in Sumatra, Nias, bei den Nols, in Ost-, West- und Südafrika¹⁾ sind neben den Gemeindeleitern Seelsorger und Hirten für kleine Kreise, welche die Ihrigen pflegen, ermahnen, warnen, trösten, Streit aus dem Wege räumen, zu regelmäßigem Schul- und Kirchenbesuch anhalten.²⁾ Ihre Tätigkeit deckt sich etwa mit dem Bilde, das wir aus Pauli Rede an die ephesinischen Presbyter von deren Arbeit gewinnen. Schon 1885 machten die Ugandamissionare den Versuch, ihre kleine Gemeinde zu organisieren, für den Fall, daß sie vertrieben werden und die Christen sich selbst überlassen sein sollten. Sie setzten schlichte Älteste ein, an die sich kleine Christenkreise anschlossen. Als die erste schwere Verfolgung seitens des launischen Königs Muanga über die Gemeinde ging, bewährte sich die Einrichtung der Kirchenältesten trefflich. Jeder sammelte die Seinen um sich und hielt mit ihnen, so gut er es verstand, in seinem Hause Gottesdienst und Unterricht.³⁾ Das war eine passende Organisation für die Anfangsperiode. Mit gutem Erfolg hat man in den primitiven Dschaggagemeinden 1903 Gemeindeälteste eingesetzt, denen die Pflicht obliegt, daß das Volksleben durchsäuernde Leben der jungen Christen im Auge zu behalten und auf keimende Schäden zu achten.⁴⁾ Eigenartig ist das auf vielen Missionsfeldern erwachsene Gemeindeamt der Lehrer oder Katecheten, die etwas anderes sind als die Schullehrer der Heimat, nämlich Helfer nicht nur in der Schule, sondern auch in Seelsorge, Katechumenenunterricht und Predigt.⁵⁾ Daneben lebt in der Heidemission das Amt des Evangelisten wieder auf, dessen besondere Gabe und Aufgabe Gewinnung der Heiden und Erschließung neuer Arbeitsgebiete ist.

Die Mission arbeitet darauf hin, daß womöglich jedes Ge-

1) Dort den ouderlingen der holländisch-reformierten Kirche angenähert.

2) Vergl. Warneck, Fünfzig Jahre Bataviamission, S. 99.

3) J. Richter, Uganda, S. 148. 168.

4) Jahrb. d. Sächs. Missionskonferenz, 1912, S. 56.

5) Bei der Bewegung zum Christentum, die in Tinnevelly entstand, schlug Rhenius diesen Weg ein. Es wurde jede Gemeinde unter die Leitung eines Katecheten gestellt, der die Christen zu belehren hatte und Eigenschaften besaß, welche einen wohltätigen Einfluß auf die Gemeindeglieder zu üben geeignet waren. Das Gebiet wurde in Distrikte eingeteilt, und jedem Distrikt ein tüchtiger Katechet vorgestellt. (A. M. Z. 1900, Beibl. S. 92. 94.)

meindeglied irgend etwas für die Gesamtheit tun muß, und zwar ohne Vergütung. Zur Belebung der Gemeinde trägt diese Praxis viel bei. Das allgemeine Priestertum kommt damit besser zur Geltung als in unseren alten Christengemeinden. Die freiwilligen Helfer sind die wirksamste Hilfsgruppe der Mission. In der koreanischen Kirche entstehen Gemeinden meist auf die Weise, daß ein Mann in irgend einem Dorf Christ wird und dann ältere Christen der Nachbarschaft bittet, sein Dorf aufzusuchen. So bildet sich eine kleine Gemeinde in losem Anschluß an die Nachbargemeinde. Dann entstehen Bibelklassen und geregelte Unterweisung, und so geht es Schritt vor Schritt weiter. Es kommt im Anfang mehr auf den Geist als auf die Organisation an.¹⁾ In ausgedehntem Maße werden in der Ugandamission Laien als „Helfer“ herangezogen, dieses Wort im weitesten Sinne verstanden. Es ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß im Jahre 1907 bei 18000 Abendmahlsberechtigten 2036 als Helfer arbeiteten. Die stattliche Arbeiterschar wird von der jungen Kirche ohne Zuschuß aus der Missionskasse unterhalten. Ihre Berufsvorbildung ist noch dürftig, wird aber allmählich erweitert; besonders hervorgehoben wird ihre Missionstätigkeit. Es ist nicht selten, daß Waganda-Lehrer freiwillig in Gebiete gehen, die von der Schlafkrankheit verseucht sind, und dort geduldig ausharren.²⁾

Wenn wir bei Chinesen, Japanern und allen Primitiven einen lebhaft entwickelten Sinn für Familienzusammenhänge finden,³⁾ dann wird eine weise Mission für die Gestaltung des kirchlichen Lebens mit dieser Anlage rechnen und nicht kirchliche Formen aufnötigen, die auf individualistisch-demokratischen oder bischöflichen⁴⁾

1) International Review, 1912, S. 425.

2) A. M. 3. 1909, S. 10ff.

3) Der bekannte Utschimura sagt ein beachtenswertes Wort: „Uns ist die Religion mehr eine Familien- als eine nationale oder gesellschaftliche Angelegenheit, wie sich deutlich an dem starken Halt erkennen läßt, den der Konfuzianismus auf uns ausgeübt hat, ohne daß er organisierte Gesellschaftsformen annahm. Es ist meine feste Überzeugung, daß das Christentum jetzt die Stelle des Konfuzianismus als Familienreligion der Japaner einnehmen wird“ (A. M. 3. 1910, S. 258).

4) Wie überall, so findet es die bischöfliche Kirche Englands auch in Indien selbstverständlich, daß der Episkopat die einzige mögliche Kirchenform ist. An Vereinigungen mit anderen Missionskirchen denkt diese Mission nur dann, wenn jene auf ihre Eigenart eingehen.

Prinzipien ruhen. Wo der Häuptling als Haupt der zum Stamm erweiterten Familie und als Vertreter aller Stammesgenossen angesehen wird, dem u. a. die priesterliche Funktion bei Opfern und anderen religiösen Handlungen obliegt, da wird die Mission ihn, der bisher für das religiöse Leben der Seinen verantwortlich war, von der Mitarbeit an der Gemeindeleitung und -Verwaltung nicht ausschließen dürfen. Das Volk ist gewöhnt, in vielen Angelegenheiten, nicht zum wenigsten in religiösen, auf ihn den Blick zu richten.¹⁾ Da bei primitiven Völkern Religion und gesellschaftliches Leben aufs engste zusammenhängen, so sind hier Formen der Organisation zu finden. Der Begriff der christlichen Gemeinde als einer großen Familie setzt sich leicht durch. Die Lösung der Probleme ist nicht in den Komitees der Missionshäuser zu bearbeiten, sondern draußen, wo sie aus der natürlichen Entwicklung heranwachsen muß. Will die Mission nach heimatlichen Mustern zuschneiden, dann macht sie aus ihren Christengemeinden Kleinkinderschulen; die Kinder bleiben an der Schürze der Mutter hängen, ihr Tätigkeitstrieb stirbt ab, eigenartige Kräfte verkümmern.

In den Gemeinden Pauli, die sich aus lebendigen, ihres Heils frohen, Betätigung ihres Glaubens heischenden Christen zusammensetzten, waren die organisatorischen Fragen ebenso wie in den entsprechenden Missionsgemeinden der Gegenwart noch nicht aktuell. Es war ein charakteristischer Zug dieser Gemeinden der ersten Liebe, daß das neue innere Leben Kräfte und Wirkungen auslöste, die in solcher Originalität und Fülle in den folgenden, in christlicher Umgebung heranwachsenden Generationen sich nicht mehr vordrängten. Gemeindeämter gibt es noch kaum, dafür wohnt den meisten Christen der lebhafte Trieb inne, am Ganzen und an der umgebenden Heidenwelt zu arbeiten. Das war keine Priester- oder Pastorenkirche, wo man Predigt, Unterweisung, Zeugnis, Werbearbeit, Verwaltung, Diaconie nur zu gern auf bestimmte Persön-

1) Vergl. J. Warneck, Fünfzig Jahre Batamission, S. 99 f. „Hatten sie bisher als Familienhäupter eine gewisse Verantwortung für das Wohl ihrer Sippe gehabt, dem Kultus als Priester der Familie vorgestanden, so ziemte es sich, daß sie als Christen von dieser Verantwortlichkeit nicht entbunden, sondern in christlichem Sinne darin bestärkt würden.“ Auch die Dschaggamission ist bemüht, die Häuptlinge in die Gemeindeorganisation einzufügen.

lichkeiten abschiebt, sondern Arbeitsgemeinschaft. Lauter gleiche Brüder, aus denen sich allerdings Presbyter und Episkopen bereits herauszuheben beginnen. Die Grüße Pauli antworten auf manche stille Mitarbeit unbekannter Gemeindeglieder. Man denke an Aquila und Priscilla, die dem Apollos in aller Stille „den Weg Gottes“ noch fleißiger auslegten (Act. 18, 24 ff.), an den Missionseifer der Antiochenischen Gemeinde, an die Geistbegabten in Korinth. Leider hat die Geschichte der Kirche Wege eingeschlagen, welche diese Lebensbetätigung auf ein kümmerliches Minimum reduziert haben. Auf den lebensvollen Missionsfeldern der Gegenwart wiederholt sich dieser Vorzug der apostolischen Gemeinden in erhebender Weise; vielen jungen Christen eignet Trieb und Gabe, mit Hand anzulegen. So bilden sich in Korea, durch Christen gewonnen, kleine Gemeinden; ihre Leiter halten kostlosen Gottesdienst; die von der Gemeinde ausgesandten Evangelisten bekommen kein Gehalt, werden aber mit den nötigen Bedürfnissen versorgt.¹⁾

Es hat Paulus viel daran gelegen, die Gemeinden des Missionsfeldes an die palästinensische Christenheit anzugliedern. Obgleich er nicht gerade viel Ermunterung von dort empfing, fühlte er sich der Urgemeinde doch eng verbunden. Das allerdings betont er energisch, daß er sein Evangelium und seinen Missionsauftrag durch direkte Offenbarung von Gott, ganz unabhängig von den Vertretern der ersten Gemeinden empfangen habe (Gal. 1, 1. 12. 15 ff.). Er hätte sich ohne die felsenfeste Gewissheit, in Gottes eigenstem Auftrage seinen originalen Weg zu gehen, nicht durchsetzen können, weder im Anfang seiner Wirkamkeit, als er mit unerhörter Kühnheit die Heiden geradenwegs in die Christusgemeinde hineinführte, noch später, da engherzige Brüder aus Judäa Zweifel an der Autorität seiner Gnadenverkündigung in die Gemeinden des Missionsfeldes hinaustrugen. Durch Paulus sollte die Urgemeinde erst in das volle Verständnis des Christentums als Universalreligion eingeführt werden. So war zunächst eine gewisse Spannung unvermeidlich. Ähnliches Misstrauen hat sich wiederholt zur Zeit des erwachenden Missionstriebes in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-

1) A. M. 3. 1903, S. 501f.

hunderts. Hier wie dort wurden die Erfolge der Mission zur Legitimation ihrer Göttlichkeit.

Aber diese Spannung hat schwer auf Paulus gelegen. So bald und so oft als möglich sucht er die Brüder in Jerusalem auf. Daß sie ihn als bisherigen Verfolger der Gläubigen mißtrauisch empfingen, war natürlich; doch war dies Mißtrauen leicht beseitigt (Gal. 1, 23 f.). Schwieriger war es, ihnen die Anerkennung seiner Sendung abzuringen, um die er im Interesse der Ruhe seiner Gemeinden warb (Act. 15; Gal. 2, 2. 9). Zögern d räumen die Apostel die Berechtigung seines Standpunktes ein und geben ihre Unterschrift zu seinem Wirken und Lehren. Die Weitsichtigeren müssen ihm recht geben, scheuen aber immer wieder vor den Konsequenzen zurück (Gal. 2, 11 ff.). Anderen fehlt der weite Blick, und sie können es nicht lassen, Unruhe in die Missionsgemeinden zu tragen. Von diesen „Brüdern“ hat Paulus mehr gelitten als von den Heiden.

Und doch zieht es ihn nach Jerusalem. Fleißig, nicht ganz ohne Politik, sammelt er unter den Heidenchristen für die Armen der Urgemeinde. Nie spricht er despektierlich von den Brüdern in Jerusalem.¹⁾ Es liegt ihm alles daran, daß die Gemeinden der Heidenchristenheit mit dem Mutterboden verbunden werden und bleiben, auch wenn man sie anfänglich als Stiefländer ansieht. Das Heil ist nun einmal von den Juden gekommen; der Missionar hat das lebhafte Bedürfnis, die Mutter und Töchter verbindende Glaubensgemeinschaft zu pflegen.²⁾ Alle Gemeinden, weil Glieder an dem einem Leibe, dessen Haupt Christus ist, bilden eine heilige Gemeinschaft. Die Kirche der Gläubigen, in der die Sendboten wurzeln, ist nun einmal die Mutter der heidenchristlichen Gemeinden. Durch Vermittelung der Brüder daheim ist das seligmachende Wort zu ihnen gekommen. Wir bringen den Heidenchristen eine große Gabe, wenn wir sie in den Segensstrom hineinstellen, der durch die Kirche aller Nationen und Zeiten rauscht. Ihre Entwicklung muß

1) Höchstens liegt in dem „die für Säulen angesehen waren“ eine leise Ironie. Dieses Salz gebraucht Paulus gern.

2) Ein feines Beispiel dafür, wie Paulus zarte Fäden herüber und hinüber knüpft, ist 1. Thess. 2, 14, wo er die Thessalonicher lobt mit den Worten: Ihr seid Nachfolger der Gemeinden Gottes in Iudäa geworden.

zwar frei verlaufen; die heranwachsenden Kinder gehen eigene Wege. Aber sie dürfen die Pietät gegen die Mutter, die sie mit Schmerzen geboren und selbstlos genährt hat, nicht vergessen. Die Kirchen daheim und draußen haben Zusammenhang nötig, damit sie einander dienen können. Ist die palästinensische Urgemeinde der Brunnen gewesen, aus dem der griechisch-römischen Heidenwelt die Gabe Gottes in Christo entgegensprudelte, und hat sie dieser den größten Missionar und Lehrer geschenkt, der den Völkern Europas immer wieder Jesum und sein Heil interpretierte und schließlich der Reformation Waffen und Kraft lieferte, so hat die heidenchristliche Kirche des römischen Reiches derjenigen Judentum zur Befreiung aus der israelitischen Beschränkung verholfen und ihrem Christusbild einen weiteren Rahmen gegeben, als der jüdische Partikularismus es vermochte. Unabsehbare Verwirrung nicht nur wäre die Folge gewesen, wenn Paulus sich und seine Gemeinden vom mütterlichen Boden des Judentums losgerissen hätte, sondern auch Verarmung beider feindlichen Brüder.

Die Mission pflegt mit Verständnis für die Einleiblichkeit der Gemeinde Jesu das Herüber und Hinüber der Beziehungen, des Gebens und Nehmens zwischen der Kirche, welche bislang der Kanal der Gotteskräfte für die Christenheit war, und zwischen den jungen Trieben am Baume der Menschheitskirche. Sie weiß, daß den Zweigen das Leben durch Stamm und Wurzeln des Baumes übermittelt wird, und daß der auf sich gestellte Zweig verdorrt, daß aber wiederum die Blätter der neuen Zweige durch Aufnahme von Kohlenstoff, Regen und Tau dem Baum Nahrung zuführen. Naturgemäß sind die Missionsgemeinden zunächst wesentlich die nehmenden, und die aussendende, betende, Zeugen gebärende Christenheit die gebende; doch kann man schon heute mit Händen greifen, wie reiche Gaben aus der Berührung mit der Heidenchristenheit zurückströmen, Antriebe zu intensivem Gebet, Ermunterung des Glaubenslebens der alten Kirchen, Ansachung der tätigen Liebe und mehr und mehr auch Bereicherung der christlichen Erkenntnis. Die Missionskirchen geben der Mutterkirche ein in seinen Erlösungskräften, in seiner Göttlichkeit und Allgenugsamkeit hell aufleuchtendes, auch dem abgestumpften Auge erkennbares Bild Jesu zurück, sie lehren

sie den vielgestaltigen, unausschöpflichen Reichtum der Gnade Gottes zerlegen (Eph. 3, 18). Wir dürfen noch manche Gabe von der Heidenchristenheit erwarten, wenn erst die Kräfte Christi in den verschiedenartigen Völkerkirchen zur vollen Auswirkung gelangt sein werden.

Dem Geist der apostolischen Christen, am Reiche Gottes zu dienen, kamen gottgeschenkte Gaben, Charismata, entgegen. In reicher Fülle gab Gott der Gemeinde Apostel, Propheten, Lehrer, Evangelisten und Hirten, Männer, an die ein Ruf von Gott selbst ergangen war, ihm an der Gemeinde oder an den Heiden in besonderer Weise ihr Leben zu weihen. Aber auch über die Gemeindeglieder sind Charismen ausgeschüttet. Paulus nennt Wunderträger, Gesundmacher, Helfer, Regierer, Zungenredner und deren Interpreten, Gaben der Weisheit, erkenntnismäßiger Rede, des Glaubens, der Weissagung, der Geisterprüfung, des Lehrens, des seelsorgerlichen Ermahnen, der Charitas (1. Kor. 12, 28. 8 ff.; Röm. 12, 6 ff.). Wir haben heute nicht von jeder dieser Gaben ein klares Bild. Sie standen jedenfalls alle im Dienste der Auferbauung der Gemeinde. Das muß ein reiches Geben und Nehmen gewesen sein, dessen unsere nach Geisteserweisen dürstende Zeit mit Wehmut gedenkt. Einige jener Charismata sind seitdem völlig verschwunden, und keine künstlichen Wiederbelebungsversuche können sie zurückrufen. Andere sehen wir in der Kirche Christi immer wieder wirksam, aber beschränkt auf wenige Begnadete und nur zeitweise hervortretend. Zeiten der Kirchengründung bedürfen einer besonderen Kraftentfaltung.

Wo auf den Missionsgebieten der überspannte Amts begriff des „Geistlichen“ sich nicht hemmend auf die Entfaltung des Gemeindelebens legt, regen sich in erquickender Frische mancherlei Gaben und Kräfte. Bei einem Gang durch die Missionsgeschichte des letzten Jahrhunderts schauen wir den Herrn, der „aufgefahren ist in die Höhe und hat den Menschen Gaben gegeben“ (Eph. 4, 8). Als die Kirche, vor die Missionsaufgabe gestellt, im Drange der Not ihre Sendboten auch außerhalb der Kunst ihrer Beamten suchen mußte, stellten sich kostbare geistliche Gaben bei denen ein, die als Apostel, Propheten, Lehrer, Evangelisten und Hirten in die Heidenwelt hinauszogen. Natürlich sind nicht alle Missionare hervor-

ragende Geisträger; aber verhältnismäßig viele von ihnen verfügen über Gaben, die sie für ihren Dienst vor Anderen geschickt machen. Es walten da Gotteskräfte, die über das, was man gewöhnlich Begabung nennt, hinausgehen und sie adeln. Gottes Geist hat es so geleitet, daß in vielen Fällen die entsprechenden Gaben an den rechten Ort der Betätigung dirigiert wurden. Die göttliche Führung ist um so spürbarer, als in der evangelischen Mission kein Generalstab mit Feldherrngewalt die rechten Männer an den rechten Ort stellt, vielmehr unter dem Druck des Mangels an Menschen und Geld Auswahl und Aussendung oft wenig planmäßig gehandhabt wurden. Es gibt viele hervorragend organisatorisch begabte Missionare¹⁾ und Missionsleiter (H. Venn, H. Taylor, Rosenhans, Careh, Williams, Rhenius u. a.), solche, die nicht nur fremde Sprachen mit Genialität meisterten, sondern auch von Gott gelehrt waren, aus ihnen die Scheide zu schmieden, die das Schwert des Geistes fassen konnte (Careh, Morrison, Legge, Faber, Fabricius, Brincker), gottgesandte, eine göttliche Mission erfüllende Geographen und Entdecker (Livingstone, Kräpfl, Rebmann), Pioniere, denen der Geist Gottes ein hervorragendes Maß von Mut, Tatkraft, praktischem Blick, Zähigkeit verlieh (A. Mackay, Moffat, Coillard, H. Hahn, Williams, Chalmers, Judson, Riedel, van Hasselt, Pateson, Paton, Dr. Mackay in Formosa, Zeisberger und viele andere), bedeutende Pädagogen (A. Duff), Männer mit literarischen Gaben (Faber, Medhurst, Pfander), solche, die besonders geschickt waren in Heidenpredigt (Griffith John) oder in Werken dienender Hilfeleistung. Aus dem einen leuchtete der Geist durch herzgewinnende Güte, so daß sich ihm alle Herzen öffneten (C. F. Schwarz, Williams, Verbeck), andere verfügten über praktische Tüchtigkeit, die sich immer zu helfen weiß. Einzelne wußten durch brennenden Eifer und glühende Veredtsamkeit die Missionsbegeisterung anzufachen (Güthlaß, Paton). Mancher besaß das wahrlich nicht zu unterschätzende Charisma unzerstörbarer Geduld, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen, wo nichts zu hoffen schien, fröhlich ausharrte. Gewiß war es in den meisten Fällen so, daß Gottes Geist die Naturgabe entwickelte und adelte. Aber alle diese

1) Heute noch Lebende wollen wir nicht nennen. Es können nur wenige Namen angedeutet werden.

Männer bekennen, daß sie nichts in eigener Kraft vermochten, daß Gottes Kraft in ihrer Schwachheit sich verherrlichte. Gottes Geist suchte sich die Werkzeuge aus der Gemeinde heraus und stellte sie an den Platz, für dessen Ausfüllung er sie vor Anderen ausgerüstet hatte. Da wird ein Schuhflicker zu einem hervorragenden Organisator, dort ein Klempnergehilfe zu einem unübertroffenen Erforscher chinesischer Sprache und Literatur. Einen Bauernknaben ruft Gott vom Pfluge und stellt ihn als geistesmächtigen Bahnbrecher einem verrohten Heidentum gegenüber, dessen Sturz er herbeiführen und an dessen Stelle er ein friedliches, glückliches, Gott dienendes Volk sammeln darf. Wir kennen meist nur die Heroen der Missionsgeschichte; neben ihnen aber wirkten und wirken Hunderte von weniger bekannten Männern, unter die wiederum eine Fülle von Talenten ausgeteilt ist, mit denen sie den Geber verherrlichen und der Heidenwelt dienen.¹⁾ Im Blick auf die Schar der Männer und Frauen, die ihr Leben dem Dienst an einer verlorenen Welt weihen, dürfen wir auch heute sprechen von einer Fülle der *χαρισμάτα, διάκονιαι, ἐπεργήματα*; alle sind *φανερώσεις τοῦ πνεύματος*.

Sobald auf einem Missionsgebiet die Seelen sich dem Herrn öffnen, tut dieser seine Hand auf und verteilt Gaben. Es zeigen sich bei den zum Dienst willigen Heidenchristen nicht nur gemeinsame, dem Charakter ihres Volkes entsprechende Veranlagungen, denen dann wiederum charakteristische Mängel gegenüberstehen, in ihren Reihen erwachen auch Gaben, die niemand dort gesucht hätte. Wir haben in Sumatra und Nias eingeborene Prediger, Katecheten und Laienhelfer mit evangelistischer Begabung, zum Teil hervorragender Art,²⁾ daneben Pioniere, denen es gelang, heidnische Ge-

1) Ich habe die Freude, manche Missionare zu kennen, die man nicht zu den Bedeutenden oder Glänzenden rechnen kann, und die doch durch gewisse, nach außen wenig hervortretende Gaben im kleinen Kreise ihrer heidnischen und christlichen Umgebung tiefgreifenden Einfluß üben. Die Gabe, Christus den Menschen vorzuleben und in seiner Nachfolge Seelen zu gewinnen — das höchste unter allen missionarischen Charismen —, macht sich wenig bemerkbar und wirkt am tiefsten.

2) z. B. der Älteste Laban in Toba (Lebensbild) und Fetero von der Westküste von Nias (Lett, Fetero), beide mit reichen Gaben gewinnender Evangelisation.

biete zu erschließen, wo Andere keinen Eingang finden konnten; auch ausgezeichnete Prediger oder solche, die starken Einfluß ausüben auf ihre Hörer, Andere, welche die Gabe anschaulicher oder erschütternder Rede haben; daneben pädagogisch Tüchtige, Friedenskinder mit einer linden Hand, Streitende zu versöhnen und Feindschaften hinwegzuräumen. Es fehlt nicht an Männern, welche durch einfältiges Gebet Kranke heilen und Besessene unter Anrufung des Namens Jesu befreien.¹⁾ Andere Missionsgebiete haben literarisch oder apologetisch bedeutende Kräfte (Utschimura in Japan, Zimadeddin in Indien), Pädagogen (Nisima), Organisatoren, Poeten, Männer und Frauen der christlichen Liebestätigkeit (Pandita Rambai, die Pflegerin und Erzieherin indischer Witwen, Hsi mit seinem Opiumashyl).²⁾ Auch hier blüht vieles im Verborgenen. Wer hätte unter den kannibalschen Batak und den rohen Niasfern derartige geistliche Gaben für möglich gehalten! Bei den Südseeinsulanern, ja selbst unter den armeligen Hottentotten und Herero entdeckt man schöne Gaben der Heidenpredigt und Evangelisation.

Ein Karenenchrist, der früher als Heide ein rohes Leben geführt, manchen Mord auf dem Gewissen hatte und seines bösen Temperaments wegen allgemein gefürchtet wurde, Ko Thak Byu, wurde ein Evangelist von Gottes Gnaden, der Tausende von Karenen zu Jesus geführt hat. Die Gabe, christliche Gemeinden zu pflegen, besaß er nicht, wohl aber die der Wegbereitung.³⁾ Ein zweiter solcher Mann war der Karenenmission geschenkt in Kasanhe, der große Scharen anzog, vorbereitete und dann selbstlos zum weiteren Unterricht an die Missionare verwies. Im Jahre 1904 wurden 2000 Taufen auf die von ihm ausgehenden Einflüsse zurückgeführt. Die Karenen gaben ihm Hunderttausende von Rupien, um Kaschhäuser zu bauen, die zugleich als Stützpunkte für seine ausgedehnte Reisepredigt

1) Beispiele dazu in Witteborg, Ein frühvollendetes Missionarsleben; Fünfzig Jahre Batakmision; Lett, Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias; A. M. S. 1908, Beibl. S. 42.

2) Dieser chinesische Pastor hatte eine wunderbare Gabe, Sklaven des Opiums zu befreien, indem er ihnen Jesus brachte; H. Taylor, P. Hsi, ein chinesischer Christ; cf. A. M. S. 1908, Beibl. S. 40ff.

3) Miss. Review of the World, 1910, S. 364ff.

dienten. Dabei konnte er weder lesen noch schreiben.¹⁾ Eine christliche samoanische Lehrerstfrau Vaiea ging mit ihrem Manne nach Englisch-Neuguinea, um dort an den Heiden zu dienen. Als ihr Mann starb, blieb sie unter den Papua und eröffnete eine Mädchenschule, in der sie mit Geschick, Treue und Erfolg Papuamädchen christlich erzog. Beachtung verdient es, daß das Charisma, durch Gebet gesund zu machen, nicht selten unter jungen Heidenchristen beobachtet wird. Beispiele dafür bietet u. a. die Bataf- und die Miasmission.²⁾ Auch ist es einfältigen Christen hier und da gegeben, durch Gebet Menschen, die von Dämonen besessen sind, oder es zu sein glauben, frei zu machen von ihren Peinigern.³⁾ Ich stehe nicht an, zu sagen, daß ich mich vor dem Glauben solcher Veter, mit denen ich mehrfach in persönliche Berührung gekommen bin, beschämkt gebeugt habe. Ich hatte im Verkehr mit diesen Leuten den Eindruck, daß es sich bei ihrem Gebet, das Andere nicht wagen, um ein besonderes Charisma handelt.

Wenn uns Europäern nicht der Horizont verengert wäre durch das, was, im Bereiche unserer Erfahrung liegend, uns einzig möglich erscheint, dann würden wir vielleicht noch manche Gabe unter unseren Heidenchristen entdecken und sie selbstloser ausnützen zum gemeinen Wohl. Das Evangelium wirkt auf die heidnische Psyche wie ein sanfter Regen auf dürres Erdreich: es lockt verborgene Kräfte und Fähigkeiten sowohl beim Volksganzen als auch bei Einzelnen hervor.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Fülle der Charismata in den wachsenden Missionsskirchen wiederum nachzulassen droht; wo große Mengen sich dem Christentum zuwenden, kann man's schon beobachten. Muß das so sein? Sollen wir in demutsvoller Resignation den frisch sprudelnden Quell der Gotteskräfte nur ersten Generationen von Christen gönnen? Als in der alten Kirche das Amt die Gemeinden zu beherrschen begann, als man auf die Bischöfe und den Klerus alles, was zur Erbauung der Gemeinde gehört, abwälzte, da verkümmerte das Gefühl der Verantwortung

1) A. M. Z. 1907, S. 43.

2) Lebenskräfte, S. 239, Ann. 1; 240 f.

3) Lebenskräfte, S. 237; A. M. Z. 1908, Beibl. S. 38. 42.

bei den Laien, und die geistlichen Gaben wurden rar. Indem das kirchliche Amt sie in Erbpacht nahm, gingen die meisten verloren. Die in wachsenden Gemeinden allerdings nötige Arbeitsteilung wurde für die Nichtkleriker zur Arbeitsentziehung. Die Charismen schrumpften auf ein Minimum zusammen, nicht darum, weil die Geistesströme aus Gott versiegten, sondern weil man die Kanäle zuschüttete, durch die sie strömen sollten. Wir würden gewiß auch heute in unserer Kirche wieder mannigfache Geistesgaben aufleben sehen, wenn wir nicht das Gemeindeleben zu sehr auf die Pastoren und das Amt gestellt hätten. Die Bestrebungen der freien inneren Mission sowohl wie der äußeren haben schon vielen Keimen hervorragender pneumatischer Gaben in der Gemeinde zum Aufblühen verholfen.

Möge sich die Mission hüten, durch einen falschen Amtsbegriff ihrer weißen und farbigen Diener die dem Gemeindeleben so gefährliche Kluft von Klerus und Laien zu graben! Nicht nur in der Zeit der ersten Liebe, in der Periode, wo man meint, sich mit unabgestempelten Kräften, wo immer man sie findet, begnügen zu müssen, nein, allewege halte man fest an der Regel: Jeder hat etwas empfangen, jeder hat etwas zu geben. Das ist nicht ein Notbehelf, sondern der ideale Zustand. Die Gaben müssen herausgesucht, verwertet, entwickelt werden. Schon ist man hier und da in Gefahr, das bequemere Amtsschema vorzuziehen, und die früher gern mithelfenden Gemeindeglieder gewöhnen sich daran, daß man's behaglicher haben kann, wenn der Missionar und der eingeborene Pastor oder Katechet ihnen die Arbeit eifersüchtig abnehmen. Das Leben der Gemeinde wird schwer dadurch geschädigt. Videant consules!

Wie patriarchalisch die Organisation unter Paulus noch war, zeigt die Tatsache, daß er sich nicht damit begnügte, für die Gemeinden aus ihrer eigenen Mitte Leiter einzusezten, sondern daneben noch mit einem Stabe ihm persönlich attachierter Gehilfen auf die Kirchen einwirkte. Daß Paulus solche Männer neben sich brauchte und wie er durch sie arbeitete, ist für heimatliche Kirche und Mission lehrreich. Bei der überragenden Größe des Apostels lag die Gefahr nahe, daß er jede Selbständigkeit neben sich erdrückte und seine Schüler zu willenlosen Werkzeugen degradierte; es gehörte seinerseits Selbstzucht dazu, den Mitarbeitern Bewegungsfreiheit

zu lassen, wo er es so oft besser gemacht hätte. Hierin ist Paulus ein Vorbild jedem Missionar, der es lernen muß, klein zu werden, um Andere groß werden zu lassen. Seine durch den Kulturunterschied stark gespannte Überlegenheit darf sich nicht hemmend auf die schwächeren Mitarbeiter legen. Nachdem Johannes Markus den Apostel einmal schwer enttäuscht hat, späht er in den Missionsgemeinden nach Gehilfen aus; wenigstens scheinen viele dieses Kreises nicht der palästinensischen Kirche zu entstammen. Es mußten Leute sein, die mit der Diaspora und dem Hellenismus bekannt waren, und die des Apostels Überzeugung vom Evangelium der Heiden teilten. Die fand er am ehesten unter den Erstlingen der Missionsgemeinde. Diese Männer sind ein fliegendes Corps von Evangelisten und Gemeindehirten in Abhängigkeit von Paulus, durch die er mit seiner Weltdiözese in seelsorgerlicher Fühlung bleiben konnte. Dergleichen läßt sich nicht nachmachen. Wohl hat mancher Missionar einige ihm nahestehende Schüler aus den Gemeinden zu seinen persönlichen Gehilfen gemacht, und das könnte wohl noch mehr geschehen, als es heute der Fall ist. Denn durch intensive Erziehung Einzelner, die das Gelernte weitertragen, erreicht man schließlich viel weitere Kreise, als wenn man meint, alles selbst tun zu müssen. Die Missionare der Südsee auf ihrem weiten Arbeitsgebiet machen es so.¹⁾ Aber die Gehilfen Pauli haben als Hintergrund eine besondere Weltlage und als Führer einen Missionar, wie die Kirchengeschichte keinen zweiten kennt.

Wir wissen viele Namen solcher dem Apostel im Doppelverhältnis von Schülern und Mitarbeitern verbundener Gehilfen: Timotheus, Titus, Epaphroditus, Epaphras, Thchitus, Artemas, Aristarchus, Sopater, Sekundus, Gajus, Trophimus, Silas, Demas, Lukas, Markus, Archippus, Urbanus, Tertius, Silvanus. Er ist auf seinen Missionsreisen selten allein. Er heißt seine Gehilfen vor sich her gehen (Act. 19, 22), oder läßt sie zur Nacharbeit zurück (16, 16; 20, 6; 17, 14; 18, 19); dem Titus übertrug er die Sammlung der

1) Es wäre wohl zu empfehlen, daß geeignete Missionare mit weitem Blick neben den geordneten Gemeindedienern sich einige tüchtige Gehilfen zur persönlichen Verfügung erzögeln, die als ihre Bevollmächtigten eben die Arbeit zu tun hätten, die Paulus seinen Helfern zumutete.

Kollekte (2. Kor. 8, 6), Timotheus sandte er zu den Korinthern (1. Kor. 4, 17); er schickte sie mit Briefen aus (Kol. 4, 7; Eph. 6, 21; Phil. 2, 25)¹⁾; diffundierte ihnen seine Sendschreiben (Röm. 16, 22); sie halfen predigen (2. Kor. 1, 19; Kol. 1, 7); einige waren um ihn in seiner Gefangenschaft (Phil. 1, 1; 2, 19. 30). Durch sie vervielfältigt er die eigenen Kräfte. Paulus lässt sie möglichst selbstständig arbeiten, sie sind eben seine Gefährten, „Mitarbeiter“, nicht Jünger (2. Kor. 8, 23; Phil. 2, 25; 4, 3); auch „Mittkämpfer“ nennt er sie (Phil. 2, 25; Philemon 2). Es war ein eigenartiges Verhältnis, wie es eben nur ein überragend bedeutender und doch demütiger Mann schaffen kann. Vielleicht ersetzte ihre kindliche Liebe — sie waren wohl alle bedeutend jünger als der Meister — ihm auch ein wenig das fehlende Familienglück. War er doch sehr liebebedürftig; man hört aus seinen Briefen heraus, wie er nach Gegenliebe dürftet (2. Tim. 1, 4; 4, 9ff.).

So war es eine kostliche Arbeitsgemeinschaft in diesem kleinen Kreise. Dass Paulus den vollen Einsatz der Person bis zur Nichtachtung des Lebens von ihnen forderte, zeigt sein Verhalten gegen Johannes Markus, der, nachdem er feige gewichen war, abgewiesen wurde. Sie haben von den Leiden Pauli ein gut Teil mitzukosten bekommen. Der Apostel ist aber auch rührend dankbar für jedes Zeichen ihrer Liebe und lobt gern ihre Treue und Hingabe (Phil. 2, 20ff.). Auch ist er um sie zärtlich besorgt wie ein Vater (1. Tim. 5, 23). Die Pastoralbriefe lassen ahnen, was der Apostel seinen Helfern gewesen ist. Hier spricht der Meister, der um die Reinheit seiner Gemeinden ebenso besorgt ist wie um die Bewährung seiner Söhne, in denen er sich verjüngt. Die in bitteren Leiden und Enttäuschungen erlauften Erfahrungen möchte er den Geliebten nutzbar machen. Besorgt weist er auf die Gefahren hin, die ihnen bei ihrer Jugend inmitten eines störrigen Geschlechts drohen. Wir dürfen es mit der väterlichen Liebe entschuldigen, wenn die persönlichen Ermahnungen den erprobten Mitarbeitern gegenüber etwas reichlich ausfallen.

1) Titus geht in seinem Auftrage nach Korinth (2. Kor. 7, 13), nach Dalmatien (2. Tim. 4, 10) und Kreta, Tychicus nach Ephesus (2. Tim. 4, 12), Timotheus nach Ephesus (1. Tim. 1, 3) und Philippi (Phil. 2, 19 ff.), Epaphroditus nach Philippi (Phil. 2, 25).

Man versteht die Sorge um geliebte Schüler, die von so vielen Versuchungen umringt sind. Erlebt doch der Missionar manchmal gerade an solchen Mitarbeitern, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte, und die er bereits als bewährte Freunde im sicheren Hafen wähnte, bittere Enttäuschung (Demas, 2. Tim. 4. 10.).

Was wir heute unseren Sendboten und Kirchendienern der Missionsfelder an geistiger und geistlicher Ausrüstung auf Universität und Seminar mitgeben, scheint dürfstig gegenüber dem Kapital, das Paulus seinen mit ihm wandernden, leidenden, kämpfenden Schülern im persönlichen Verkehr auszahlte. Aber wenn schon Paulus die Pflicht fühlte, den Gehilfen aus seinem reichen Schatz mitzuteilen und sie zu fördern, wenn er wußte, daß, was er an jenen arbeitete, allen Gemeinden zugute kam, wie viel dringlicher ist diese Aufgabe heute an den schwachen Gehilfen der heidenchristlichen Gemeinden, die, um die gewünschte Arbeit leisten zu können, viel Unterweisung, Aufmunterung, Stützung, Vertiefung nötig haben. Wir sehen aus den Gemeindeschreiben und aus den Pastoralbriefen, Welch eine Fülle prinzipieller und praktischer Fragen gelöst werden müssen, vor wie viele komplizierte Situationen die Gemeindeleiter sich gestellt sahen. Je größer die Schar der Heidenchristen wird, desto verwickelter die Fragen des Gemeindelebens, der Zucht, der Seelsorge, der Lehre. Gewiß sind Lehrbücher und Missionstunden gut; sie erstreben dasselbe, was der Apostel in seinen Briefen an Timotheus und Titus wollte; aber sie müssen ergänzt werden durch persönliche Beeinflussung. Wenn die jungen Lehrer und Prediger die Seminare verlassen, müßte der wichtigere Abschnitt ihrer Lehrzeit an der Seite eines erfahrenen, väterlichen Missionars erst anfangen. Seelsorge an vertrauten Gehilfen ist Seelsorge an den Gemeinden. Nur derjenige Missionar kann von seinen Gehilfen Erbauung der Gemeinde erwarten, der ihnen mit vollen Händen gibt.

In den werdenden Missionskirchen sind Persönlichkeiten, von deren Leibe Ströme lebendigen Wassers fließen, unendlich viel wichtiger als gut funktionierende Organisationen. Darum neben und durch die Organisation lebendige Beeinflussung von

Person zu Person. Ob es gelingt, die Mitarbeiter des Missionsfeldes mit dem Geiste Christi zu erfüllen, das ist die Frage, von deren Beantwortung die Zukunft der Missionskirchen abhängt.

Mit der Gründung und Organisation von Gemeinden sah Paulus seine Arbeit noch nicht beendigt. Ob er länger an einem Ort weilte, oder bald seinen Stab weitersegte, die Getauften waren ihm ans Herz gewachsen, und er fühlte die Verpflichtung, sie weiter in alle Wahrheit einzuführen und zu lehren halten alles, was Jesus befohlen hatte. Liebe, Sorge und Pflicht treiben den Missionar, den mit Gott in Verbindung Gebrachten, die durch Christus von Furcht, Götzendienst und Sünde befreit sind, zu helfen, daß sie sich in der Welt der neuen religiösen und sittlichen Folgerungen und Forderungen zu rechtfinden. Die jungen Christen sind noch gleich Kindern, sie müssen mit neuen Augen sehen lernen. In ihrer Freude über die in Christo gewonnene Verbindung mit Gott sehen die Heidenchristen nicht so gleich alle vor ihnen liegenden Aufgaben. Während manche christlichen Tugenden vom Augenblick der Bekehrung an erkannt und angestrebt werden, besonders die Gott zugekehrten, muß der Blick für die Pflichten gegen die Welt geöffnet oder geschärft werden. Gefesselt an eine alte Tradition, verbildet am Gewissen und sittlichen Urteil, kann der Neuling nicht gleich in allen Lagen die rechte Betrachtungsweise gewinnen. Er braucht einen Seelsorger, der ihn persönlich kennt und liebt und seine Gebrechen aus seiner Vergangenheit heraus versteht.

Die Arbeit des Missionars wäre ein Torso, wenn er seine Christen nach ihrer Bekehrung von den Abgöttern sich selbst überlassen wollte, da sie nun Gottes Geist und Licht von oben haben. Gewiß, sie haben den Geist, er ist ja das Prinzip des neuen Lebens, ihm verdanken sie es, daß sie kraftvoll sich vom Heidentum abgewendet und Gott erlebt haben, er gibt ihrem Denken und Wollen die Richtung. Aber das neue Leben ist ein zarter Keim, es muß geschützt und gepflegt werden. Von einigen Wahrheiten und Pflichten hat der Geist sie alsbald so gründlich überführt, daß menschliche Belehrung überflüssige Wiederholung des bereits Angeeigneten

bedeuten würde (1. Thess. 4, 9). Vieles aber bleibt noch zu lernen. Ein armes, in Schmutz und Elend aufgewachsenes Kind wird an den Königshof geholt und mit Wohlstand und Pracht umgeben. So dankbar das Kind, so glühend seine Verehrung für den Wohltäter sein wird, so ist es doch kaum möglich, daß es vom Augenblick des Einzugs in das Königsschloß an alle Untugenden, Unreinlichkeit, Unmanierlichkeit, Unbeholfenheit ablegt. Es wird leicht vergessen, die Hände zu waschen, seine schönen Kleider beschmutzen, sich in Gesellschaft unpassend benehmen. Ohne längere Erziehung wird es nicht hoffähig. Und doch ist es ein Neues mit ihm geworden, sein Herz jaucht vor Freude und schlägt in Liebe zu seinem Wohltäter. Die „Heiligen und Geliebten“ kommen aus schmutziger Umgebung, mögen nun diese oder jene Untugenden und Frätkümer vorherrschen. In China wie am Kongo, in der Südsee wie am Ganges müssen die jungen Christen mit heiligem Ernst ermahnt werden: Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn!1) So wird der Missionar zum Erzieher, der den Schwächen seiner Jünger nachgeht, ihrem Denken neue Bahnen weist, ihr sittliches Urteil weckt und verfeinert, die in die Wiedergeborenen gelegten Kräfte durchbildet. An dieser mühevollen Kleinarbeit sehen wir Paulus in seinen seelsorgerlichen Sendschreiben.

Weit auseinander liegende Gaben vereinigt dieser große Diener Jesu in sich. Mit Feldherrnblick und kühnem Glauben umfaßt er die weite Welt, erschließt dem Evangelium eine Provinz nach der anderen, errichtet Leuchttürme in großen und kleinen Städten; und zugleich trägt er die dem Herrn zugeführten Seelen auf dem Herzen, zart sorgend für die ihm vertrauten Freunde. Ihre Schmer-

1) Lehrreich sind die Erfahrungen in Hawaï, wo der Am. Board viel zu früh die heimatlichen Leiter wegnahm und die junge Kirche sich selbst überließ. Bald regte sich das Heidentum in den christlichen Gemeinden; es war unmöglich, den Hang zu heidnischen Gebräuchen auszurotten. Unter dem König Kalakaua wurde das Heidentum sogar restauriert, und viele böse Sitten fanden Eingang. Der Einfluß der eingeborenen Pastoren erwies sich als ungenügend. Man hatte die Kirche eben zu früh für mündig erklärt. Ähnliches erlebte die Church Miss. Soc. in der Nigermission. Dort erkannte man aber den Fehler und griff wieder ein (A. M. B. 1896, S. 467 ff.).

zen und Freuden, Mängel und Vorzüge macht er zu den seinen, er jubelt und weint mit ihnen, straft, richtet auf, tröstet, festigt und geht in rücksichtsvollem Mitempfinden auf die Kindheitsart ihres Glaubenslebens ein. Sein Werk an der Kirche zerlegt sich in tausend Aufgaben an strauhelnden, ringenden Menschenseelen. Mündlich und schriftlich angelaufen von Suchenden und Sorgenden, von Zagenden und Fragenden, trägt er mit ihnen ihre Schwachheit, läßt sich bewegen von den Wallungen und Schwankungen ihres Seelenlebens, von ihren Früngeln und Wirrungen (2. Kor. 11, 28 ff.). Seine Briefe verraten, wie er, der Starke, sich in die Zweifel eines „Schwachen“, dem sein Gewissen enge Grenzen zieht, hineinzubersetzen bemüht (1. Kor. 8, 7 ff.; Röm. 14, 1 ff.). Nichts ist ihm zu geringfügig, wenn es sich um die Seelen der Seinen handelt; sogar über die Haartracht der Frauen gibt er Anweisungen.

In besonderem Maße vermag der Missionar, der Lebensfeinde aufzugehen sieht, Pauli Sorge um die junge Saat nachzuempfinden. Mit Furcht und Zittern denkt er an die Versuchungen und Nöte seiner schwachen, vielbedrohten Erstlinge, bald jubelnd über ihre Bewährung, bald ruhelos sich sorgend ob ihrer Gebrechen. Die ergreifende Abschiedsrede an die ephesinischen Ältesten kann kein Missionar in ähnlicher Lage ohne Bewegung lesen. In aufblühenden heidenchristlichen Gemeinden empfindet er vieles lebendig nach in den Briefen an die Thessalonicher, Galater, Korinther, Philippier und den Hirtenbriefen. Da sieht er Paulus vor den gleichen Situationen, Nöten, Bedürfnissen, Gefahren, die heute das Seelenleben der jungen Gemeinden Indiens, Chinas, Afrikas, Sumatras gefährden: Konflikte mit der heidnischen Umgebung, Mißverständnisse und falsche Folgerungen der Gläubig gewordenen, gefährliche Abwege und Verlockungen zum Mißbrauch der Freiheit, Fragen der Zucht, der Gemeindeordnung, Probleme des ehelichen und gesellschaftlichen Lebens. Wie dankbar sind wir dafür, daß so viele Schriften des Neuen Testaments Missionssendeschreiben sind, die uns inmitten der Sorgen und Kämpfe um unsere schwachen Kinder zeigen, daß der größte aller Missionare in einer Heidenchristenheit um die das Feuer der ersten Liebe und das Licht des ersten Glaubens einen verlärenden Schein webt, ebenso bangte, mahnte, lockte, strafte, tröstete, stützte,

wie das heute nötig ist. In heidenchristlichen Gemeinden liest man Pauli Sendschreiben nicht nur, da erlebt man sie, und sie werden zu vertrauten Führern.

Vorbildlich ist die feinfühlende, rücksichtsvolle Art, mit der Paulus seine Gläubigen, die ebenso wie viele moderne Missionärschristen zuweilen recht empfindlich waren, behandelt. Ummachahmlich gewinnend drückt er das aus mit der Wendung: er wolle nicht Herr über ihren Glauben, sondern Gehilfe ihrer Freude sein (2. Kor. 1, 24).¹⁾ Ein weiser Grundsatz: nicht Herr, auch nicht dem tiefer stehenden Farbigen gegenüber, sondern Bruder, der sich des gewohnten Bruders freut und ihm hilft. Die dazu nötige Selbstentäußerung mag einer so überlegenen Natur wie Paulus nicht leicht geworden sein. Es ist das sonst nicht die Art der Großen in der Weltgeschichte. Von seiner Zartfinnigkeit sind die Korintherbriefe ein beredtes Zeugnis; gar oft betont der Apostel, daß er seine Christen nicht betrüben will (1. Kor. 4, 14; 2. Kor. 1, 23; 6, 13; 7, 2f. 12; 12, 1f. 19). Dabei fühlt man seine Unruhe über den Zustand der Gemeinde; oft wandelt er die Stimme, um seufzend oder drohend, bittend oder warnend sie ihre Unarten fühlen zu lassen. Ist er genötigt, strafend einzugreifen, dann fühlt er das als eine Demütigung, die Gott ihm auferlegt (2. Kor. 12, 21), nicht nur der Gemeinde. Auf solche, die in ihrer Erkenntnis schon weiter sein sollten, nimmt er Rücksicht (1. Kor. 8, 7). Den Leuten mit freierem Gewissen läßt er erst volle Anerkennung ihres prinzipiell richtigen Standpunktes zuteil werden, ehe er ihnen den Mangel an brüderlich tragender Liebe aufdeckt (1. Kor. 8, 1ff.). Den hochfahrenden Zungenrednern sagt er beiläufig anerkennende Worte über diese Gabe (1. Kor. 14, 2ff.). Unfratzt zieht er nie mit plumper Hand aus, wobei auch die gute Saat geschädigt würde. Wie leicht fehlt der Missionar, indem er die Gesetze des Wachstums vergißt und seine Christen scharf tadelst, weil er die sehnlichst erhofften Früchte noch nicht pflückt. Liebevolles Versenken in das Werden seiner Pfleglinge würde ihn

1) Man kann das Verhältnis eines Missionars zu der von ihm gesammelten Gemeinde nicht feiner charakterisieren: der Grundton ist, daß er sich mit ihnen der gewonnenen Befreiung freut; nun möchte er alles von ihnen fern halten, was diese reine, große Freude trüben oder zerstören könnte.

davon überführen, daß Ansezen und Ausreisen von Früchten Zeit braucht; er würde die hinderlichen Schädlinge erkennen und behutsam den Glaubenskeim gegen Unwetter schützen, statt ungeduldig an ihm herumzuzupfen. Er würde z. B. bei einem in gröbster Verlogenheit groß gewordenen Neger im freiwilligen Bekennen einer Unwahrheit den Geist Gottes spürbar wirksam sehen, und dann angesichts anderer Schwächen an der Wirklichkeit des neuen Lebens aus Gott nicht verzweifeln. Er würde aufkeimenden Hochmut innerhalb der Gemeinde ernster einschäzen und schärfer bekämpfen als gewohnheitsgemäße Rückfälle in ererbte Laster.

Manchem Bibellehrer mag vielleicht Paulus in seinem Bestreben, das Gute bei den Seinen anzuerkennen, etwas reichlich Lob auszuteilen scheinen (z. B. 1. Thess. 1, 2f.; 2, 19; 2. Thess. 1, 3f.; 2. Kor. 7, 4; 1. Kor. 1, 4ff. und öfter). Der Missionar empfindet die mütterliche Freude, man möchte sagen den mütterlichen Stolz an den Seelen, denen er zum Leben hat helfen dürfen, nach. Eine Mutter freut sich manches kleinen Zuges in der Entwicklung ihres Kindes, wo der Fernstehende nichts Beachtenswertes entdeckt. Es ist ein echt missionarisches Wort, wenn Paulus den Galatern gesteht, er leide für sie zum zweiten Mal Geburtschmerzen (4, 19; cf. 1. Kor. 4, 15). Weil die Bekehrung des Heiden sich wie ein Wunder Gottes vor seinen Augen vollzogen hat, ist ihm das neue Leben heilig und der zartesten Fürsorge und Pflege, die besonders in Krankheitszeiten schonend zugreift, wert. Der Tod Christi ist an dem Geretteten nicht vergeblich gewesen (1. Kor. 8, 11; Röm. 14, 15); um dieses Kaufpreises willen hat er Anrecht auf liebenvollste Behandlung.

Ehrliche, durch keine Nebenabsicht gefärbte Liebe ist die Kraft der Seelsorge Pauli. Er trägt seine Gemeinden auf dem Herzen wie eine Mutter ihr Kind (1. Thess. 2, 7) oder wie ein Vater (1. Thess. 2, 11). Der starke Held, der den Kampf mit einer Welt aufnimmt, freudig dem Tode entgegensieht, dürftet nach Gegenliebe (1. Thess. 5, 12f.; 2. Kor. 12, 15; Phil. 4, 14ff.; Gal. 4, 15f.). Er fühlt sich innerlich lahmgelagert, wenn die Liebe seiner Kinder zu erkalten droht. Er will nicht nur der Gebende sein, sondern auch empfangen. Es gibt für den Missionar keine reinere Freude als

die in Dankbarkeit und herzlichem Vertrauen sich äußernde Gegenliebe seiner eingeborenen Christen. Sie bringen ihm wirkliche Liebe entgegen, welche Rasse, Bildung und Stand überbrückt. Solche Liebe ist nicht nur als sichtbare Frucht nach harter, oft lange vergeblicher Arbeit hoch gewertet, sie ist dem Seelsorger ein persönlicher Schatz, der ihn reicher macht. Er ist durchaus nicht nur der Gebende in seiner heidenchristlichen Gemeinde, so wenig wie eine Mutter ihrem Kindlein gegenüber sich vorwiegend als Gebende fühlt. In Zeiten schwerer Trübsal tragen die Christen unser Leid mit uns. Mancher Missionar hat erfahren, wie die mittragende Liebe seiner Gemeinde ihn beim Tode seines Weibes oder eines Kindleins gestärkt und gehoben hat. Den Neuling stoßen die Heiden und auch die Heidenchristen oft nicht wenig ab. Hat er aber das Glaubenslicht in diesem und jenem anzünden helfen dürfen, hat er mit ihnen und sie mit ihm gelitten, dann wird er gewahr, wie ihm die Fremden ans Herz wachsen, wie leicht es ist, sie zu lieben, und wie ihn nach ihrer Gegenliebe verlangt. Beim Scheiden fließen Tränen, wie man in Ephesus von Paulus weinend Abschied nahm. An die Abschiedstränen, die uns in Sumatra nachgeweint wurden, denken wir dankbar zurück. Missionare, die fern von ihrer Gemeinde weilen und durch Briefe mit ihr in Verbindung bleiben, erquicken sich an der Liebe, in der ihre Kinder draußen mit ihnen verbunden bleiben. Es sind Freudenstunden, wenn Briefe von ihnen einlaufen, die, ohne viel von Liebe zu reden, verraten, wie man an Leid und Freud der Heimgereisten Anteil nimmt. Wer nach längerer Abwesenheit zu seiner Gemeinde zurückkehren durfte, fühlte sich oft getragen von einer Wolke von Liebe, die ihn empfing. Solche Liebe gibt Kraft, wie jede Mutter weiß.

Unter den mancherlei Trübsalen, die über seine Gemeinden gehen, leidet der Apostel schwerer als unter den eigenen. Darum nimmt das Trosten und Auflären über Notwendigkeit und Segen des Leidens einen breiten Raum in den seelsorgerlichen Briefen ein. Die eigenen Leiden scheinen ihm um so wertvoller, weil sie ihn befähigen, die Leidensgenossen zu verstehen und zu stärken (2. Kor. 1, 4). Dass Christen viel leiden müssen, und nicht nach dem Glückseligkeitsideal der Heiden als Bezahlung für Frömmigkeit volle

Scheunen und Ställe, Gesundheit und bequemes Leben zu erwarten haben, bemühte er sich, schon in der grundlegenden Verkündigung ihnen einzuprägen (Act. 14, 22; 1. Thess. 3, 3). Aber als nun die Trübsalswellen über die Schwachen hinweggingen, war ihm doch bange. Wenn bei kürzlich Getauften sich manchmal Anfechtung auf Anfechtung häuft, hat schon mancher Missionar gehängt: Werden sie aushalten? wird ihr Glaube stark genug sein, um das zu tragen? warum mutet Gott den schwachen Schultern das zu? Aber dann zeigte es sich, daß die jungen Christen die Versuchung bestanden und innerlich gereift daraus hervorgingen. Gott traut seinen Gläubigen, auch den jungen, mehr zu als ihr Seelsorger, der jedes Lüstlein der Anfechtung fernhalten möchte. Manchem Missionar, der Heimsuchten helfen wollte, ist es wie Paulus gegangen, der über dem Trösten Anderer durch deren Geduld selbst getröstet wurde.

In den paulinischen Briefen tritt stark das persönliche Moment vor. Um das zu würdigen, darf man nie vergessen, daß Paulus Missionar war, dessen Person mehr als die des heimatlichen Seelsorgers Durchgangspunkt für den Glauben seiner Pflegebefohlenen ist. Oft bezieht sich der Apostel auf das große Ereignis seines Lebens (Gal. 1, 12ff.; 1. Tim. 1, 12ff.; 1. Kor. 9, 1; 15, 8ff.), spricht von seiner Vergangenheit (Phil. 3, 5f.; Röm. 11, 1), von dem Licht, das Gott ihm aufgehen ließ (2. Kor. 4, 6), von der ihm widerfahrenen Gnade (1. Kor. 7, 25; 2. Kor. 4, 1; 3, 6), von seinen Leiden (1. Kor. 15, 31f.; 2. Kor. 4, 7ff.; 6, 4ff.; 11, 23ff.; 12, 7ff.), Gesichten und Offenbarungen (2. Kor. 12, 1ff.), Gaben und Arbeiten (1. Kor. 14, 15; 2. Kor. 12, 12; Röm. 15, 19), und durchdrückt seine Briefe mit zahlreichen persönlichen Bemerkungen. Das kommt nicht nur auf Rechnung seiner kräftigen Individualität oder auf Konto des Briefstils, sondern es ist ein missionarisches Bedürfnis. Die eindrücklichste Seelsorge übte Paulus durch das Vorbild, das er seinen Jüngern gab. Er besaß die innere Freiheit, auf sich selbst als Vorbild hinzuweisen (1. Kor. 4, 16; 9, 1ff.; 10, 33; 11, 1; Phil. 3, 4ff. 17; 4, 9; Act. 20, 18ff. 35). Selbst in Selbstverleugnung vorangehend, erwacht er den Sinn für diese Tugend bei seinen Christen; indem er zarteste Rücksicht nimmt, veranschaulicht er sie seinen Jüngern. Seine Treue, sein Fleiß,

seine Hingabe, seine unanfechtbare Selbstlosigkeit erzogen die jungen Christen zum Nachstreben. Die wirksamste Seelsorge ist das persönliche Vorbild; das gilt in heidnischer und heidenchristlicher Umgebung noch viel mehr als daheim. Mit unauslöschlicher Schrift hat sich den Schwarzen Innernafrikas Livingstones Liebe und Freundschaft eingeprägt. Der Heide versteht vom Christentum so viel, als er an seinen Bekennern davon sieht. Der junge Christ sucht nach einem ihm verständlichen Vorbild, nach dem er sich streckt. Hinweise auf Jesus als Vorbild werden gegeben (Phil. 2, 5 ff.); aber die Distanz zwischen dem Sündlosen und dem soeben dem heidnischen Sumpfe Entrissenen ist noch zu weit; das Göttliche in Jesu ist für den Heidenchristen überwältigend.¹⁾ Der einfache Heidenchrist braucht ein Vorbild, von dem er Verbindungslien zu sich ziehen kann, eine Projektion des Lebens Jesu auf seine Verhältnisse. Paulus tut einmal den charakteristischen Ausspruch: Seid meine Nachfolger, wie ich Christi (1. Kor. 11, 1). Zur Ehrlichkeit erzieht der Missionar mit Berufung auf die eigene Lauterkeit; er hat die Freiheit, auf sein eheliches Leben, seine Kindererziehung, seine Hilfsbereitschaft hinzuweisen, um zur Nachfolge anzureizen. Erst allmählich kommt jenen der Mut, sich selbst an Jesus zu bilden und ihn zum Maßstab zu nehmen. Was die Heiden an den Christen, zunächst am Missionar, von Jesus sehen, das begreifen sie von ihm; und was die Heidenchristen an uns von Jesus sehen, das ahmen sie nach. In uns spiegelt sich des Herrn Klarheit (2. Kor. 3, 18).

In primitiven Anfängergemeinden ist selbst der Missionar als Vorbild noch zu weit ab. Die Durchschnittschriften blicken am liebsten auf ihre inländischen Vorbilder, ihre Ältesten, Lehrer, Evangelisten, denen nachzueifern sie sich bemühen. Die Wahrheit vermag der Mensch, dem lange Gottentfremdung die Augen getrübt hat, zunächst nur durch einen verdunkelnden Spiegel zu sehen, bis sich das Auge an das volle Licht gewöhnt. Um so mehr müssen die Missionsarbeiter darauf bedacht sein, den inländischen Gehilfen, nach denen sich das Leben der Gemeindeglieder bildet, und für

1) Das hohe Ziel christlichen Strebens, vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel (Matth. 5, 48), begreift der junge Heidenchrist nicht sofort. In Ostasien allerdings zieht Jesus gerade als Vorbild an.

deren Wandel er wiederum Modell sieht, ein unanfechtbares Vorbild zu geben. Wenn der Missionar geduldig und demütig ist, so werden jene dementsprechend beeinflußt. Kann er ohne Murren entbehren, dann sind auch sie mit geringem Lohn zufrieden und rechnen es sich zur Ehre an, im Dienst an den Brüdern auch mal zu darben und Strapazen auf sich zu nehmen. So beleuchtet erscheint die dürfste Besoldung der Missionare und mancher drückende Mangel als Erziehungsmittel ihrer Umgebung. Man begreift es, wie Paulus den Ruhm, nichts zu empfangen und für seinen Unterhalt selbst zu arbeiten, sich nicht kürzen lassen wollte. Er hat damit ein eindrückliches Vorbild der Uneigennützigkeit gegeben und tat wohl daran, seine Christen darauf hinzuweisen (Act. 20, 34f.; 1. Kor. 9, 12. 15ff.; Phil. 4, 15ff.). Geübte Augen können an den eingeborenen Helfern bisweilen Art, Charakter und Mängel ihrer Leiter ablesen; denn jene spiegeln sie naturgetreu wider.

Wie nötig ist der seelsorgerliche Erzieher mit seinem sicherer Urteil in der Periode der Gemeindeentstehung, wo die Verbindung mit der heidnischen Vergangenheit noch kräftig nachwirkt, und der neue Weg in dunkler Umgebung oft schwer zu finden ist. In der europäischen Christenheit begreift man kaum, wie die Frage, ob Christen geweihtes Opfersfleisch vom Markte kaufen dürften, die Gemüter tief erregen konnte. Man versteht die Beunruhigung in Korinth, wo man heute auf dem Missionsfeld ähnliches erlebt: Dürfen die Christen die altnationale Trommelmusik, die bisher nur bei heidnischen Festen gespielt wurde, beibehalten? Dürfen sie Stammesfeiern, mit denen man zugleich den Ahnen Achtung erweist, besuchen und das dabei übliche Geschenk geben? Wie weit können japanische Christen in der nationalen Kaiserverehrung mitgehen? Dürfen Christen Fleisch, das nach mohammedanischem Ritus geschlachtet ist, essen? Wie weit darf der christliche Hindu die Kaste noch innehalten? Ist das Tätowieren, das Bähneseilen, das Tragen gewissen Schmuckes, das ursprünglich heidnische Gräberschmücken und ähnliches den Christen gestattet oder nicht? Das sind Fragen, die in heidnischer Umgebung das Glaubensleben tief berühren. In den ersten Zeiten der modernen Mission ist man in solchen Dingen hier und da zu rigoros gewesen und hat manche uns zwar abstoßende,

aber ethisch nicht zu verwerfende Sitte verboten, z. B. das Sirikauen, das Zähnefeilen. Es gilt auf zweierlei zu achten: einmal, ob die betreffende Sitte mit der heidnischen Religion so verbunden ist, daß sie den Christenstand gefährdet; und zweitens, ob andere ethische Gesichtspunkte in Betracht kommen, z. B. ob die Bruderliebe dadurch gefährdet oder der Schwache geschädigt wird.¹⁾ Da ist eine Frau Christin geworden, deren Mann noch Heide ist, und nun fühlt sie sich im Gewissen beschwert, ob ihre Ehe Gott wohlgefällig sein kann. Welchen Wert hat für den Christen das irdische Leben mit seinen Gütern und Pflichten, da doch alles durch Sünde beschmutzt ist, und der Christ eines besseren Lebens wartet? Die Obrigkeit stellt sich unfreundlich oder feindlich; haben die Christusjünger ihr noch zu gehorchen? Hat sie überhaupt noch Autorität für den, dessen Herr Christus ist? Lauter Probleme, die für uns in einer langen Geschichte der christlichen Kirche gelöst sind, in der Anfangszeit aber heischend vor den Christen stehen. Alle müssen aus dem neuen Verhältnis zu Gott heraus ihre Lösung finden. Die prinzipielle Lösung vieler sich mit dem Leben ausseinandersehender Fragen findet Paulus in dem Grundsatz: Was nicht aus dem Glauben, aus dem Verhältnis zu Gott heraus geht, das ist Sünde (Röm. 14, 23).

Ehe die sozusagen theologischen Denkprobleme die Neubekehrten beschäftigen — was bald genug geschieht —, erheben sich täglich Schwierigkeiten ethischer oder sozialer Art. Gewiß hätte der Apostel lieber die Auswirkung des neuen Lebensprinzips auf sittlichem Gebiet der Kraft und dem Geiste Gottes in den Gläu-

1) In Sumatra waren wir Missionare geneigt, den Christen das Spielen ihrer Trommeln freizugeben, da wir ihnen die nationalen Freuden nicht nehmen wollten. Indessen machten uns geförderte inländische Christen mit Nachdruck darauf aufmerksam, daß diese Musik einen üblen Einfluß auf die Gemüter ausgeübe und sie ins heidnische Empfinden zurückwerfe (etwa so, wie wir beim Hören der Weihnachtsmelodien in Weihnachtstimmung kommen). Den Christen mußte derartige Musik untersagt werden. Als Erstes wurden Posaunen eingeführt. Es ergibt sich immer wieder die Brauchbarkeit der paulinischen Betrachtungsweise: an sich bedeuten diese Dinge für den, der in Christo frei geworden ist, nichts mehr; aber sie können die unentwickelten Gewissen verwirren, und der Bruder, der noch nicht frei ist, könnte Anstoß nehmen. Der „Schwachen“ sind allzeit mehr als der „Starken“.

bigen überlassen. Man merkt ihm manchmal die Ungeduld und die Enttäuschung darüber an, daß seine Christen Belehrung über solche Dinge brauchen (1. Kor. 3, 1 ff.; Gal. 3, 1 ff.). Viele Missionare leiden darunter, daß sie ihren jungen Christen so manche Anteilungen für das neue Leben geben müssen. Nur zögernd, oft innerlich hädernd mit der Unsicherheit der Bekehrten auf sittlichem Gebiete, machen sie sich daran, ihnen Vorschriften zu geben über Sonntagsheiligung, Familienleben, Kindererziehung, Arbeit, Handel und Wandel. Der Erzieher muß sogar sehr deutlich und konkret werden. Hier schärft er das Empfinden für sittliche Schäden, dort straft er die Trägen; bald hat er ein besonderes Wort für die Dienenden, bald für die Vermögenden. Im Kampf mit den Nationalssünden spürt er Äußerungen des ererbten Hangs nach. Hier errichtet er einen Wegweiser für Unkundige, dort eine Warnungstafel für Leichtfertige. Der erwachenden Bruderliebe zeigt er Mittel und Ziele; den Sinn für unbekannte und ungeübte Tugenden wie Rücksicht, Demut, Versöhnlichkeit, Barmherzigkeit sucht er zu wecken. Wenn wir den Heidenchristen die Augen für diese und jene Christentugend geöffnet haben, sehen sie den bisherigen Mangel ein und wenden sich oft mit Eifer der neu entdeckten Pflicht zu.¹⁾ Es darf uns daher nicht befremden, daß Paulus auf manche christliche Tugend als auf etwas Neues erst hinweisen muß, auf die Verträglichkeit (1. Kor. 6, 1 ff.; Gal. 5, 26), auf die in der antiken Welt nicht geschätzte Neuschäheit (Phil. 4, 8; Eph. 5, 5; 1. Kor. 6, 9. 15 f.), auf die den Heiden völlig unbekannte Demut (Phil. 2, 3 ff.; Röm. 12, 16), auf Selbstlosigkeit, Ehrbarkeit, Mitteilsamkeit. Konzentriert, in einer Gabe zusammengefaßt, bietet sich die erlösende Gnade dem Heiden an. Aber dies Licht bricht sich in vielen bunten Strahlen an den Beziehungen des Lebens. Es ist Aufgabe des erziehenden Seelsorgers, den Licht-

1) Versöhnlichkeit ist den meisten Heiden gänzlich unbekannt. Anfangs prallen die Lernenden davon zurück, wenn man ihnen sagt, daß sie um Gottes willen ihren Widersachern vergeben müssen. Aber schließlich üben sie gerade diese Tugend mit heiligem Ernst, wie man vor jeder Taufe und Abendmahlfeier beobachten kann. Aber auf die hier liegende Pflicht müssen die Neulinge einmal hingewiesen sein. Sie sehen sonst den Wald vor Bäumen nicht. Ähnlich ist es mit der anfangs unbekannten, später gern geübten Gebefreudigkeit.

strahl zu zerlegen. Paulus ist weder systematischer Dogmatiker noch systematischer Ethiker, sondern praktischer Erzieher.

Dem Seelsorger Paulus eignet eine Gabe, die jeder Missionar ihm gern ablauschen möchte: er versteht die große Kunst, alle Fragen des Christenlebens, auch die nebengeordneten, auf große Grundsätze zurückzuführen und das Kasuelle prinzipiell zu entscheiden. In der Frage, ob der Christ das den Gözen geweihte Fleisch essen darf, sind verschiedene Auffassungen möglich; aber Paulus macht bei ihrer Beantwortung die rücksichtnehmende Liebe zum Angelpunkt, nicht die Reife der Erkenntnis. Die Beurteilung des Essens oder Fastens reguliert sich daran, ob Gottes Ehre durch das Genießen oder Enthalten gefördert wird (1. Kor. 10, 31). Gottes Ehre bestimmendes Prinzip für des Christen Handeln — wie viele verwinkelte Lagen des privaten und öffentlichen Lebens sind damit geklärt, und wie verständlich ist dieser Gesichtspunkt dem Heidenchristen, dessen Umgebung nach Anlässen sucht, um den Christengott zu schmähen.¹⁾ Hat er doch peinlich darauf zu achten, daß „die draußen“ an ihm nichts sittlich Anstoßiges finden (1. Thess. 4, 12; Kol. 4, 5; 1. Petr. 2, 12. 15). Nach dem Wandel der Christen bilden sie sich ihr Urteil vom Christentum und Christus. Stolz erklärten die Korinther: Die Freiheit, die wir in Christo haben, erlaubt uns alles. Wieder steht Paulus eine weitleuchtende Fackel an: Nicht alles, was aus deinem Verhältnis zu Gott heraus erlaubt sein kann, fördert in jedem Falle dein und Anderer inneres Leben. Ich habe es alles Macht, aber es darf mich nichts gefangen nehmen (1. Kor. 6, 12); ich habe es alles Macht, aber es frommt, es bessert nicht alles (10. 23). Viele Probleme der missionarischen Praxis sind damit prinzipiell beantwortet. Der christliche Brahmane darf an sich seine Schnur als Standeszeichen weitertragen, aber der christliche Bruder niederer Kaste wird Anstoß daran nehmen. Die alte heidnische Musik ist an sich erlaubt, haben doch auch die alttestamentlichen Frommen mit Pauken und Zymbeln Gott gepriesen; aber vielleicht schadet das Musizieren dem, der dadurch in den heidnischen Bannkreis zurückversetzt wird. So leitet ein gottbegnadeter Erzieher die

1) Dieser Grundsatz ist eine Anwendung des Wortes Jesu: Dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen (Matth. 5, 16).

Seinen zur Freiheit, indem er sie lehrt, daß um Anderer willen freiwillig verzichten die höchste Freiheitstat ist. Für alle Verhältnisse in Familie und Gesellschaft stellt Paulus den Grundsatz auf, daß ein Jünger Jesu über die Lebensverhältnisse Herr bleiben müsse (1. Kor. 7, 17—23).¹⁾

Viel Licht in den Pflichtenkreis des Christen bringt das dem Griechen schwer eingehende Prinzip: Liebe ist wertvoller als Wissen (1. Kor. 8, 1), klassisch formuliert: Wissen blähet auf, Liebe bessert. In Fragen des Verhaltens zu den Mitmenschen hat nicht die Erkenntnis das entscheidende Wort zu sprechen, sondern die Liebe. Auf keinen Fall darf das Gewissen eines Bruders beunruhigt und so sein Verhältnis zu Gott getrübt werden (1. Kor. 8, 7 ff.). Die laxen sittlichen Auffassungen, welche die Heidenchristen aus ihrer Umgebung mitbrachten, bekämpft Paulus nicht mit Verboten; er stellt ihnen die Erwagung entgegen, daß der Leib ein Tempel Gottes sei, den man um Gottes willen nicht verunreinigen dürfe (1. Kor. 6, 19; 3, 16f.). Damit ist der Unsitlichkeit ein kräftiger Riegel vorgeschnitten, denn wer in seinem Leibe Gottes Tempel ehrt, braucht kein Gesetz mehr, um seine Reinheit zu bewahren. Ein andermal stellt der Seelsorger als Regel auf: Betrübet nicht den Geist Gottes in euch (Eph. 4, 30), das stärkste sittliche Motiv für den Christen, der etwas vom Geiste Gottes hat. Oder er proklamiert: Alles im Namen Jesu, in innerer Abhängigkeit von ihm (Rö. 3, 17), alles dem Herrn tun (Rö. 3, 23; Röm. 14, 4ff.); das ganze Leben ein Opfer an Gott (Röm. 12, 1). Alle sittlichen Aufgaben des Heidenchristen ergeben sich aus seinem Verhältnis zu Jesus: Unser keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn . . . so sind wir des Herrn; Christus ist dafür gestorben und wieder lebendig geworden, daß er im ganzen Leben unser Herr sei (Röm. 14, 7ff.). Oder er faßt alles zusammen in dem Satz, daß, wer die Heiligung verachtet, Gott verachtet, der seinen heiligen Geist in die Herzen gegeben hat (1. Thess. 4, 7f.). Bei Heidenchristen,

1) Heinrici, Paulus als Seelsorger, S. 21: „Der Gesichtspunkt, von dem aus er alles einzelne beleuchtet, erhebt seine Ratschläge über die lassivische Weltflugheit; denn er macht es zur Pflicht, als Diener Jesu allewege Herr zu bleiben über die irdischen Lebensbedingungen.“

deren religiöse Wiedergeburt echt war, die vom Erleben des wahren Gottes geradezu überwältigt waren, ist der Hinweis auf die Beziehung zu Gott der sicherste Weg, um das sittliche Empfinden zu wecken und zu erziehen. Um dieses Gottes und deines Verhältnisses zu ihm willen arbeite nun an dir, damit das kostbare Gut nicht wieder verloren geht (cf. 1. Petr. 1, 15 ff.). Es hat Gott viel gekostet, euch zu erlösen, nun gehört ihr ihm (1. Kor. 6, 20; 7, 23; cf. 1. Petr. 1, 18 f.). Man fühlt heraus, wie Paulus als einer spricht, der sein eigenes Verhalten an der Lebensgemeinschaft mit Jesus reguliert. Jesus ist ihm die Kraftquelle seines geheiligten Wandes und zugleich das große Vorbild. Denn alle Tugenden, die er seinen Christen vorhält, sind dem Bilde Jesu abgelauscht.¹⁾

Und wie versteht es Paulus, seine Ermahnungen in scharfgeschliffenen Formeln anzubieten, goldene Äpfel in silbernen Schalen, die in ihrer nur von Jesus überbotenen Prägnanz und Volkstümlichkeit im Gedächtnis haften müssen. Wohl dem Erzieher, der das kann! Das sind nicht blendende Schlagworte, hinter denen ein leerer Raum gähnt, sondern geschliffene Edelsteine. Wie armselig sind neben diesem Reichtum unsere sogenannten Gedankensplitter. Formulierungen, wie sie Röm. 12, 9—15 bieten,

1) Feine macht darauf aufmerksam, daß Paulus die Schilderung der Liebe (1. Kor. 13) nur dem Menschensohne entnommen haben könne: „Hinter allem, was er hier sagt, steht die geschichtliche Gestalt des großen Menschensohnes. Schon die ersten Verse enthalten eine Anzahl Anspielungen auf Worte Jesu in den synoptischen Evangelien. Fährt er dann fort: Die Liebe ist langmütig, freundlich ist die Liebe, sie eifert nicht, die Liebe prahlt nicht, sie bläht sich nicht, sie verlebt nicht die Sitte, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht aufreizen, sie sinnt nicht auf Böses, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, wohl aber über die Wahrheit, alles trägt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie, so sehen wir Zug um Zug als Vorbild die Lebensführung Jesu. Ein anderes Vorbild für eine solche Schilderung gibt es überhaupt nicht; denn diese Liebe war vor und außer Jesus nicht in der Welt. Schließt Paulus dann das Kapitel mit dem Wort: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, die größte von ihnen aber ist die Liebe, so läßt er uns abermals einen Blick tun in die tiefste Lebenserfahrung, die tiefste Christuserfahrung und die tiefste Gotteserfahrung, die er gemacht hat — seit Christi Erscheinung in der Welt wissen wir, daß Liebe die Grundkraft Gottes und bestimmt ist, die ganze Welt zu durchdringen und zu erfüllen.“ (Feine, Paulus als Theologe, S. 47.)

oder: „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“, „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein“, „Einer trage des andern Last“, „Was der Mensch säet, das wird er ernten“, „Der Tod ist der Sünde Sold“, „Leben wir, so leben wir dem Herrn“ usw., „Lasst dich nicht das Böse überwinden“ usw., „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“, „Unser Wandel ist im Himmel“ — solche Sprüche behält auch der Heide ohne Mühe, und sie bohren sich wie Nägel in sein Gedächtnis. Die Kunst, prägnant zu reden in Formeln, die haften bleiben und zum Nachdenken reizen, wird auch unter Naturmenschen hoch geschätzt,¹⁾ und der Missionar, der die Gabe hat, solche zu prägen, wird überall ein populärer Redner und tüchtiger Erzieher sein. Wer lehren will, muß in knapper anschaulichkeit sein Wort formulieren können. Nur spitze Nägel dringen ein.

Bei sittlichen Entscheidungen wirkt der Apostel nicht seine Autorität in die Wagschale, sondern läßt die Gemeinden selbst prüfen und erwägen, was recht und schicklich ist. Beurteilt selbst, was ich sage (1. Kor. 10, 15), prüftet das, was dem Herrn wohlgemäßig ist (Eph. 5, 17; Röm. 12, 2; Phil. 1, 10; cf. 1. Thess. 5, 21). Ist doch der Gläubige seinem Herrn verantwortlich (Röm. 14, 4f.). Die Christen sollen sich aus dem Evangelium selbst die Richtlinien ihres Handelns ableiten. Heidenchristen müssen angeleitet werden, sich ihrer sittlichen Verantwortlichkeit bewußt zu werden. Man muß im Auge behalten, daß die meisten Heiden aus einer Atmosphäre kommen, deren Traditionalismus und Formalismus eigenes sittliches Urteil des Einzelnen nicht entwickelt haben. Da liegt die Gefahr nahe, daß der Missionar den Lernwilligen einfach vorschreibt, wie sie sich nun zu verhalten haben, was sie sich gern gefallen lassen. So aber würde das Christentum ihnen zu einer Summe neuer Vorschriften. Gibt man sich Mühe, die Neulinge zum eigenen sittlichen Urteil anzuleiten, so sind sie dankbar und zeigen sich bald verständnisvoll.²⁾

1) Das beweisen u. a. die trefflichen Sprichwörter der Afrikaner und Indonesier.

2) Wenn ein Missionar seine Gemeindeglieder, oder wenigstens die ältesten als die urteilsfähigsten unter ihnen, bei schwierigen Fragen zur Abgabe

Gegenüber Pauli Kunst, die Lösung einzelner Fragen des persönlichen und sozialen Lebens auf Prinzipien zurückzuführen und schließlich alle aus dem Verhältnis zu Gott abzuleiten, nehmen sich auch die edleren heidnischen Moralvorschriften kleinlich und ärmlich aus. Da gibt es Tausende von Geboten, und noch mehr von Verboten, deren Motivierung im Dunkeln bleibt. Auf die Frage: Warum tut ihr das, oder tut jenes nicht? erhält man meistens die Antwort: Das ist so Sitte; unsere Vorfahren haben es so gehalten. Es fehlt an Prinzipien. Die Moral ist ein Mosaik, in dem Gutes und Wertloses bunt durcheinander gewürfelt ist. In Konfuzius' Ethik findet sich viel Gutes, es fehlen aber zwingende, beherrschende Ideen, aus denen Kräfte der Erfüllung quellen. Auch der Buddhismus und Indiens Religion trotz ihres transzendentalen Zuges sind mit Einzelvorschriften ohne Saft und Kraft belastet. Die christliche Ethik ist von grandioser Einheitlichkeit: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst. In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz; paulinisch ausgedrückt: Der Glaube wirkt sich in der Liebe aus (Gal. 5, 6); die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung (Röm. 13, 10). Alles um Gottes willen! Daneben lese man den Koran mit seinem unmotivierten Vorschriftenkram und seiner verwirrenden Kasuistik. Keine großen, beherrschenden Quellpunkte, kein Zurückführen auf Wurzeln. In der grundsätzlichen Ableitung seiner Moral aus dem Erlöser- und Heilsgott beweist das Christentum seine Überlegenheit über alle Religionen. Der einfachste Christ kann in jeder Lebenslage aus seinem Verhältnis zu Christo heraus, wenn das in Ordnung ist, ein untrügliches Urteil darüber gewinnen, was er zu meiden und zu tun hat.

Es ist in jungen Missionsgemeinden nötig, daß der Seelsorger mit fester Hand auf Zucht und Ordnung dringt. Die Heidenchristen, eines Urteils auffordert, so wird er oft überraschend gut motivierte, verständige Urteile zu hören bekommen und erreicht dabei, daß sie Interesse daran gewinnen, selbst über der Durchführung des für recht Erkannten zu machen. Wenn wir in Sumatra die Entscheidung einer ethischen Frage, z. B. eventuelle Beibehaltung der zweiten Frau seitens eines Täuflings, Beteiligung an Stammesfeiern, unseren reiferen Christen vorlegten, trafen sie meist das Richtige. Für die Lösung mancher komplizierten Situation finden die Heidenchristen einen richtigeren Gesichtswinkel als die Europäer.

zum geistlichen Eigenleben erwacht, gehoben durch das beseligende Gefühl der Freiheit, sind manchmal in Gefahr, die Schranken der Rücksichtnahme und des Geziemenden zu durchbrechen, vollends dann, wenn enthusiastische Neigungen sich vordrängen. Typisch für solche Erscheinungen ist die korinthische Gemeinde. Im Vollgefühl des Geistesbesitzes, stolz geworden durch reiche Erkenntnis, war man in Gefahr, Ordnung, Zucht und Wohlverhalten beiseite zu setzen. Erschrocken fährt Paulus dazwischen, rügt den übermütigen Individualismus, belehrt Männer und Frauen über das, was sich geziemt, tadeln das ungehörige Benehmen bei der Feier des Herrenmahlens und im Gottesdienst und verlangt energisch strenge Ordnung, wie sie Gott wohlgefällt. Ihr haben sich auch die Jungenredner und Propheten zu unterwerfen, wenn anders wirklich Gottes Geist aus ihnen spricht. Es hat sich immer herausgestellt, daß, wenn in religiösen Versammlungen bewegter Zeiten Ordnung und Zucht gering geachtet wurden, fremdes Feuer auf dem Altar glühte. Dem stellt Paulus den unverrückbaren Grenzstein christlicher Ethik entgegen: Gott ist nicht ein Gott der Unordnung (14, 33). Alles muß ordentlich zugehen. Die Sitten eines Volkes betreffend Anstand und Dekorum darf das Christentum nicht über den Haufen werfen. Verlangt die Volksitte Zurückhaltung der Frau im öffentlichen Leben, dann wäre es ungehörig, wenn die Christen sich darüber hinwegsehen wollten. In Java haben Niederstehende gegenüber den Höheren gewisse Formen zu beobachten, z. B. nur in hockender Stellung sie anzureden, sich in gewissen Wendungen einer besonderen Sprache zu bedienen. Der Missionar, den das vielleicht persönlich befremdet, würde seinen Christen die Fühlung mit dem Volkstum durchschneiden, wenn er damit aufräumen wollte. Die Javanen würden den Eindruck gewinnen, daß die Christen die Schranken des Schicklichen nicht achten. Es kommt viel darauf an, daß das Christenhäuslein ein gutes Gerücht in der heidnischen Umgebung hat und jeden Anstoß vermeidet, auch wenn es sich um Dinge handelt, die nach unserer Meinung belanglos sind. Wenn der christliche Chinese die hergebrachten Anstands- und Höflichkeitsregeln missachten wollte, dann würde er bei den Heiden Ärgernis erregen. Daselbe gilt bei primitiven Völkern. Paulus ermahnt

Timotheus ernstlich, auf Zucht und jede Art von Ehrbarkeit in der Gemeinde zu halten; denn „Gott hat uns gegeben den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht“ (2. Tim. 1, 7).

Wie aber sollte man sich verhalten, wenn Heilige zu Fall kämen? Das gab für junge Gemeinden eine außerordentlich schwierige Situation. Aber man war seines Weges gewiß, „unter der zwingenden Erkenntnis des Zusammenhangs, der die Missionsarbeit mit dem reinen, entschlossenen Völzug der Buße verbindet“.¹⁾ Die christliche Gemeinde hat an ihren strauhelnden Gliedern ernste Zucht geübt (Act. 5, 1ff.). Paulus sah sich bald genötigt, über das zurechtweisende Wort hinauszugehen (1. Kor. 5). Er versahrt nach der Andeutung Jesu über den unverbesserlichen Bruder: „Haltet ihn wie einen Heiden,“ indem er ihn aus der Gemeinde ausschließen läßt. Er geht noch weiter und übergibt ihn dem Satan zwecks körperlicher Züchtigung zum Verderben des Fleisches, damit, wenn möglich, seine Seele gerettet werde. Harte Worte, diktiert von dem Bestreben, laren sittlichen Begriffen den Eingang in die Gemeinde energetisch zu wehren, damit sie dem Herrn als reine Braut zugeführt werden kann. Nur zu bald stand man vor der Notwendigkeit, Christen mit unordentlichem Lebenswandel empfindlich die Mäßbilligung der Gemeinde fühlen zu lassen. Die neutestamentlichen Quellen verheimlichen die Sündenfälle der Christen nicht, aber auch nicht den Ernst der Verurteilung. Den Thessalonichern befiehlt Paulus im Namen Jesu, solche Brüder zu meiden, nichts mit ihnen zu schaffen zu haben, sie auch durch Briefe den Gemeinden als Gemiedene bekanntzugeben, damit sie sich schämen und bessern (2. Thess. 3, 6. 14f.). Die Gemeinde darf Besleckung in ihrer Mitte nicht dulden. Von ihrer Reinheit hängt der Sieg über das Heidentum ab. Wohl der Gemeinde, die gegen unchristlichen Wandel ihrer Glieder reagiert. Die Missionskirchen sind gegenüber der mannigfach gebundenen Kirche der Heimat in der günstigen Lage, erzieherische Zucht in

1) Schlatter, Die Gemeinde in der apostolischen Zeit und im Missionsgebiet, S. 30. „Paulus wußte, daß nicht nur der lokale Erfolg seiner Arbeit, sondern die ganze Leistungsfähigkeit der Kirche davon abhänge, daß sie sich in ihrem eigenen Verhalten von ihrer Sünde durch die stete und tapfere Einigung mit dem göttlichen Recht trenne.“

ihren Gemeinden üben zu können. Alle ernsteren Heidenchristen billigen sie.¹⁾ Daß sie damit auf dem rechten Wege sind, läßt Gott spüren, indem er nicht selten seine Hand züchtigend auf die Gemäßregelten legt (cf. Act. 5; „übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu“, 1. Kor. 5, 5), so daß Christen und Heiden das Gottesgericht erkennen.²⁾

So gewiß gerade der Missionar, der das keimende Leben sorgsam verfolgt, die größte Geduld mit den Schwächen seiner viel versuchten Kinder haben wird, so darf er doch solche nicht ungestrafft lassen, die von ihren verkehrten Wegen nicht lassen wollen, sowohl um ihrer selbst willen, als auch der Anstoß nehmenden Gemeinde wegen. Beide Gesichtspunkte betont Paulus (2. Thess. 3, 14; 1. Kor. 5, 6f.). Einem Gefallenen kann noch geholfen werden, wenn er durch empfindliche Strafe zur Besinnung kommt. Soll es zu einer guten, festen christlichen Sitte kommen, dann muß denen, die aus Leichtsinn oder Gewohnheit in Sünde fallen, entgegengetreten werden. Der Übertreter würde Nachahmer finden, wenn sein Benehmen ungerügt bliebe; denn alle arbeiten ja noch an dem neuen sittlichen Ideal. Es fällt auf, daß die Korinther erst zur Stellungnahme gegen den Ehebrecher veranlaßt werden müssen.³⁾ Wie könnten sie zu solchen Greueln schweigen? Es ist einerseits Mangel an sittlichem Urteil, andererseits dieselbe falsche Milde oder Schwachheit gegenüber moralischen Defekten der Brüder, über welche viele Missionare heute zu klagen haben. Sie ist begreiflich bei Lastern, die in dem betreffenden Volke bisher unwidersprochen im Schwange waren, also sehr oft bei fleischlichen Vergehnungen. Die jungen Christen schäzen manche Verfehlungen noch nicht hoch ein und sind

1) Lebenskräfte, S. 324 u. Ann. 2.

2) Fünfzig Jahre Batakmision, S. 79 f. 138.

3) In der neueren Mission kommen ähnliche Fälle nicht selten da vor, wo bisher Polygamie herrschte. Ein älterer Mann nimmt ein junges Mädchen als zweite oder dritte Frau, die dann der Sohn stillschweigend erbtt und auch als seine Frau behandelt, da sie ja gekauftes Familieneigentum ist. Das ist auch für Christen eine schwere Versuchung, da die Sitte diese Ehe fordert. Es gelang mir in Sumatra nicht bei allen Christen der Gemeinde, daß sie der Bestrafung in solchem Falle aus Überzeugung zustimmten.

schnell bereit, dem Missetäter mildernde Umstände zuzubilligen. Da muß das sittliche Empfinden, das christliche Ehrgefühl und Standesbewußtsein der Christen geschärft werden. Heilame Zucht, die ohne Sentimentalität auch einmal hart zugreift, der man aber doch die erbarmende Liebe zu dem Sünder abfühlt, muß die Lust von ansteckenden Bazillen reinigen. Für eine kleine Gemeinde von Gläubigen inmitten heidnischer Umgebung ist es eine Lebensfrage, ob sie sich von groben Sünden rein halten und die Heiden durch ihre sittliche Überlegenheit anziehen kann. Die unter den Christen geübte Zucht macht tiefen Eindruck auf die Heiden, jedenfalls auf ihre besseren Elemente. Eine christliche Gemeinde, die vor Gott wandelt, muß als Ganzes ebenso prompt auf Störungen ihres Verhältnisses zu Gott reagieren wie der einzelne Christ. Dabei muß die Zucht in der Weise geübt werden, daß die gesamte Gemeinde Buße tut (Leidtragen, 1. Kor. 5, 2); denn sie trägt auch ihr Teil Schuld am Falle des Bruders, sowie Nehemia Buße tat mit dem gesamten Israel („ich bekenne die Sünde, die wir an dir getan haben; und ich und meines Vaters Haus haben auch gesündigt,“ Neh. 1, 6). Die Gesamtheit fühlt sich verantwortlich für die Schuld des gefallenen Bruders.¹⁾

1) Ein lehrreiches Beispiel dafür, wie eine Gemeinde bei einem Kirchenzuchtfalle Buße zu tun hat, erlebte Missionar Kehsser in Neuguinea. Einer der unter den Heiden stationierten Gehilfen war zu Fall gekommen. Bei der nächsten Abendmahlfeier wurde die Gemeinde von dem traurigen Fall in Kenntnis gesetzt. Kehsser sprach zunächst vom Tode Jesu: „Und an diesen Gedenktagen des Leidens und Todes Jesu erhielt ich eine Botschaft. Da hat einer von euch Christen Jesus mit Schmutz beworfen, er hat Jesus noch einmal bespieen, weil das noch nicht genug war, was ihm die Juden damals angetan haben. Da hat einer von euch die zu seiner Rettung ausgestreckte Hand unseres Herrn von sich gestoßen, wie man die Hand eines unverschämten bettelnden Kindes zurückstößt; er hat seinem Retter den Rücken gekehrt, ist von ihm weggegangen und in den Schmutz gefallen. Und das ist noch dazu einer, der zu den noch Unwissenden im Hinterland gegangen ist, einer von denen, die jenen Heiden das Wort Gottes bringen die ihnen ein gutes Vorbild und Beispiel geben wollten. — So, und nun wollen wir uns beugen und uns schämen vor unserem Herrn, der sein Blut für uns vergossen hat! Wir wollen den, der die Torheit begangen hat, nicht allein beschuldigen. Wir wollen vor allen Dingen uns selbst anklagen, weil wir mitschuldig sind. Denkt nur daran, daß dieses Böse hier unter euch Getauften zuerst angefangen hat; hier bei euch sind die ersten derartigen Fälle vorgekommen. Was ihr begonnen habt, hat jetzt

Paulus macht den Korinthern den Vorwurf, daß sie die Ausschließung des Sünder selbst hätten in die Hand nehmen müssen. Die jungen Gemeinden müssen die Aufrechterhaltung von Zucht und christlicher Sitte in ihrer Mitte als ihre eigenste Aufgabe ansehen, nicht als die Domäne des Gemeindeleiters. Freilich hat der Missionar oft erst den Stein ins Rollen zu bringen und die zögernde Schar auf ihre Pflicht hinzuweisen, weil der Begriff erzieherischer Strafe innerhalb einer religiösen Gemeinschaft ihr neu ist. Aber sie begreifen die Aufgabe.¹⁾ Es ist charakteristisch für viele heiden-christliche Gemeinden, daß sie, ohne viel belehrt werden zu müssen, gegen Rückfälle ihrer Glieder ins Heidentum streng vorgehen. In der jungen Gemeinde Sifaoroasi in Nias hatte ein Christ in großer Krankheitsnot vom Priester opfern lassen. „Der Fehlritt schien uns so verstehtbar, die Not so groß, und die Macht zu helfen so jammervoll beschränkt, daß ich abzuwarten beschloß, was die Gemeinde sagen würde. Es war nun überraschend für uns, zu sehen, wie einmütig die jungen Christen waren, einmütig in der Trauer über dies Vorkommnis und eines Sinnes in ihrem Urteil. Wie ein Mann standen sie auf, um mit deutlichem Bekennen und ohne sentimentales Nachgeben abzuwehren, was von heidnischem Sauerstieg eingedrungen war. Selbst wenn unsere Gemeindeordnung

einer nur fortgesetzt. — Sagt, wollt ihr nun so weiter machen? Soll es so fortgehen, daß wir jedes Jahr aufs neue einige solche Fälle zu beklagen haben? Habt ihr gar keine Kraft, die Leidenschaft zu zügeln? Oder wollt ihr das Wort Gottes wieder von euch werfen? Seid ihr es überdrüssig? Oder wollt ihr euch ernster als bisher gegen das Böse wehren? Wollt ihr bedenken, was Jesus für euch gesitten hat, nicht, damit ihr weiterhin Schlechtigkeiten verübt, sondern damit ihr los seid von den schändlichen Banden und Ketten, die ihr früher zu eurem eigenen Verderben getragen habt? Darüber denkt nach!“ Die Folge dieser ernsten Abendmahlseier war, daß die ganze Gemeinde tief über jenen Sündenfall Leid trug, sich demütigte, und daß das christliche Leben gestärkt wurde (Neuendettelsauer Miss. Bl. 1912, S. 10 ff.).

1) Einen instructiven Einblick in eine Missionsgemeinde, welche die erzieherische Zucht an ihren Gliedern selbst in die Hand nimmt, gibt Rehffer in Neuguinea (A. M. B. 1913, Beibl. S. 17 ff.). Die Zuchtmittel sind entsprechend dem primitiven Zustand der Papua etwas drastisch, aber sehr wirksam, weil nicht der Missionar sie verhängt, sondern die Gemeinde.

nicht verlangte, daß offensichtlicher Rückfall ins Heidentum den sofortigen Ausschluß zur Folge habe, ich hätte so handeln müssen; denn die Argumentation unserer Leute war einwandfrei, wenn sie sagten: Wer zu Götzendienst seine Zuflucht nimmt, der schließt sich selbst aus der Gemeinschaft der an Gott Gläubig gewordenen aus. Und das Verlangen nach strenger Zucht war teilweise so radikal, daß ich dämpfen mußte."¹⁾ In der Beurteilung sittlicher Verfehlungen sind die Heidenchristen nicht immer so streng und einmütig.

Die Korinther erschraken über Pauli Ernst, schlossen den Blutschänder aus und behandelten ihn nun so hart, daß Paulus im zweiten Briefe Einhalt gebieten und zur verzeihenden Liebe mahnen mußte (2. Kor. 2, 6ff.). Der Verlauf ist typisch für manche Missionsgebiete. Zunächst mißt man der Verfehlung der Gefallenen nicht viel Gewicht bei. Wenn dann der Missionar zum Ernst mahnt, verfallen die Heidenchristen wohl ins Gegenteil, wollen ihre Sache nun sehr gut machen und werden zu hart, so daß sie ermahnt werden müssen, Maß zu halten. Mit großem Eifer wirft man sich auf die neu erkannte Pflicht. Lange Zeit hatten unsere Christen in Sumatra kein Auge für manche naiv beibehaltenen abergläubischen Handlungen in ihrer Mitte. Nachdem es uns aber gelungen war, den Lehrern und Ältesten den Blick für dieses Gift zu erschließen, stürzten sie sich mit Energie auf die neue Aufgabe und spürten allem heidnischen Sauerteig nach. In dem Maß, als das christliche Gemeindebewußten erwacht und sich verfeinert, wacht die Gesamtheit über ihrer Reinhaltung. Darum muß die Kirchenzucht im Anfangsstadium der Kirche energischer gehandhabt werden als in einer Christenheit, wo längst christliche Sitte und öffentliche Meinung Zäune gezogen haben, die den sittlich Schwachen gegen viele Gefahren seien. In der Heidenchristenheit gehört ernste Zucht, unter Umständen mit Preisgabe des Gemäßregelten, zu den Erziehungsmitteln, die ein neues sittliches Ideal schaffen helfen müssen. Für den werdenden Durchschnittschristen ist es heilsam, wenn ihm am Wege Warnungstafeln und selbst Marterln begegnen. Nicht das dürfen wir von einer lebendigen Missionskirche erwarten, daß schwere Sündenfälle in ihr nicht mehr vor-

1) Fries, Rundbrief 1910, S. 31.

kommen, wohl aber, daß sie in der Gemeinde schamvoll empfunden und gekennzeichnet werden, entweder zur Genesung oder zur Abstoßung.¹⁾

Des Apostels seelsorgerliche Arbeit kennen wir fast nur aus seinen Briefen, die uns beredte Zeugen seiner väterlichen Liebe, Weisheit und Größe sind. Die Briefe, auch wo sie lehrhaft werden, sind ja nicht dogmatische oder polemische Abhandlungen, sondern im Oranye der Verhältnisse, oft aus tiefer seelischer Not und sorgender Liebe geborene Gelegenheitschriften, die Fortsetzung der persönlichen Seelsorge des Abwesenden, der von Unruhe um die Gemeinden umgetrieben wird und durch Boten und Briefe auf dem Laufenden bleibt über alles, was Gutes und Schlimmes sich ereignet. Er sieht vorgeahnte Gefahren über sie hereinbrechen, weiß sie in schwierige Situationen verwickelt, von lockenden Verführern umgeben, in Auseinandersetzung mit neuen Gedanken und Problemen; da kann der besorgte Hirte, der nicht nur seine Lebensarbeit gefährdet glaubt, sondern auch die gesunde Entwicklung seiner lieben Kinder, nicht umhin, mit aller Wucht seiner Beredsamkeit und Zeugniskraft einzutreten. Die Briefe geben dem Apostel erwünschte Gelegenheit, seine Gläubigen an der eigenen Vertiefung des Christenstandes und der Erkenntnis teilnehmen zu lassen und sie zu Genossen seiner Freude zu machen. Wir werden den paulinischen Briefen nicht gerecht, wenn wir sie nicht durchaus als missionarische Sendschreiben verstehen. Sie verraten, wie bald in Missionsgemeinden die schwierigsten Probleme der Erkenntnis, der Lebensführung, der Abwehr brennend werden, welche kritischen Spannungen entstehen, wie der Seelsorger gezwungen ist, zu dem allen Stellung zu nehmen, und wie aus der missionarischen Erziehung die Theologie, die Vertiefung des christlichen Denkens, das Herausarbeiten der Schätze des neuen Glaubensverhältnisses, geboren wird. Es ist

1) Wo der Islam gleichzeitig missioniert, hat Kirchenzucht oft den Erfolg, daß die Gestrafen ins mohammedanische Lager übergehen. Man begreift, daß die Missionare an solchen Gemeinden nur zögernd Zucht üben, wo die liebevoll gehandhabte Zuchtrute das Kind aus dem Vaterhause treibt.

eine Fügung Gottes, daß uns von der Seelsorge des ersten Heidenmissionars, die sonst im Verborgenen arbeitet und vom Griffel der Weltgeschichte nicht festgehalten wird, kostbare Dokumente erhalten sind, wertvoll für die herangewachsene Christenheit als Zeugnisse aus ihrer Jugend, lehrreich für die gleichartigen Erlebnisse der sich ausbreitenden Kirche. Was sich sonst im stillen Winkel, unbeachtet von der Welt, in Fragen und Antworten von Herz zu Herz vollzieht, ist hier für alle Geschlechter der christlichen Kirche festgelegt und zum leuchtenden Typus und Vorbild dessen geworden, was in allen entstehenden Kirchen sich immer wiederholt.

So dürfen wir einen Blick in das Werden und Ringen der apostolischen Gemeinden tun, wie ihn uns kein Chronist so unmittelbar und lebenswarm hätte überliefern können. Die Briefe zeigen uns den Apostel Jesu in unübertrefflicher Frische. Wir sehen seine Gemeinden mit seinen Augen. Jede tendenziöse Übermalung ist in diesen seelsorgerlichen Dokumenten ausgeschlossen. Paulus schreibt ja nicht über die Gemeinden, sondern an die Gemeinden. Da ist nicht die Gefahr der Missionsberichterstattung, mit Rücksicht auf ein Siegesnachrichten erwartendes Publikum das Helle herauszuföhren und die Schatten zu verwischen. Über der Beobachtung, daß schon damals der Gotteschatz in irdene Gefäße gelegt war, können die Missionare Trost und Lehre aus diesen Schriften schöpfen, wenn sie ähnliche Fehler und Abirrungen ihrer Christen erleben. Sie finden geistvolle Belehrung bei ihrem großen Vorbilde, wenn eine schwierige Frage des Gemeindelebens nach der anderen auftaucht, wenn Feinde oder falsche Brüder den Bau zu erschüttern drohen. Die Briefe mit ihrem konkreten Anschauungsmaterial sprechen viel unmittelbarer zu uns als Anweisungen und Leitfäden es tun können, wie wir sie als Ergebnis langjähriger Experimente und Erfahrungen zusammenzustellen uns bemühen. Kein Hauch grauer Theorie, keine blässen Grörterungen verwässern diese Episteln. Es sind Lebensbücher, Querschnitte aus dem Leben, Momentbilder, die den erziehenden Gemeindehirten in der Werkstatt zeigen: Hier Warnungen vor eschatologischen Phantastereien, die den nüchternen Pflichten des Lebens entfremden; dort ein Abwägen der mannigfachen Geistesgaben und ihrer Äußerungen; oder Warnung vor Streit und

naheliegenden Entgleisungen, vor Überhebung der Geförderten, Hinweis auf die Bruderliebe als Öl zwischen die sich reibenden Räder des Organismus, bitten, sich von gesetzlichen oder übergeistlichen Irrgeistern nicht missleiten zu lassen. Beinahe jedes Kapitel der Briefe eine lebhaft farbige Illustration praktischer Missionsfragen. Die Kirche darf nicht vergessen, daß ein Missionar es war, der ihrem Denken in ihrer Jugendzeit die Wege wies, und an dessen Schriften sie sich zur Reformation orientierte, und daß seine Theologie aus der Missionsarbeit heraus geboren wurde. Die Christenheit verdankt der Mission nicht nur ihre Gründung und Pflege im Kindesalter.

Wir erblicken auch darin ein Zeichen der Fülle der Zeiten, daß die ersten Gemeinden geistlich so hoch standen, daß sie solche Briefe verstehen konnten, an denen spätere Generationen unausgesetzt gelernt haben; und daß in jenen Missionsgemeinden eine solche Fülle von Fragen und Problemen auftauchten, die den großen Apostel nötigten, tief in den Schacht zu steigen und Edelmetall heraufzuholen. Die Briefe sind so ungemein reichhaltig, daß sie für die meisten die heutige Heidenmission beschäftigenden Probleme entweder eine klassische Lösung geben, oder wenigstens die Linien, die zur Lösung führen, andeuten. Wahrlich Schriftstücke, die einzigartig in der Weltliteratur dastehen. Ihr innerer Wert ist der schlagendste Beweis, wie der Mann, aus dessen Feder sie geflossen sind, unter Licht und Leitung des Geistes Gottes stand.

Bald muß in den Missionsgemeinden das geschriebene Wort die mündliche Belehrung ergänzen. Es stellt sich das Bedürfnis ein nach ausführlicher, in unverwischbaren Buchstaben festgelegter Unterweisung, welche die Angeregten zu gründlicherem Nachdenken, zu besinnlicher Verarbeitung des überkommenen Besitzes anleitet. Die jungen Christen brauchen Briefe oder Bücher, die sie immer zur Hand haben, zum Nachdenken und Nachprüfen, auch in Stunden und Verhältnissen, wo der Lehrer nicht erreichbar ist. Dem bei Christen erwachenden Trieb zur Selbstbeschäftigung mit der neuen Gedankenwelt muß geeigneter Lesestoff entgegenkommen. Unter gebildeten Völkern ist das Verlangen nach dem schriftlichen Wort naturgemäß am lebendigsten; aber auch die Heidenchristen einfacher

Herkunft fordern die schwerere Speise. Würde die Mission diesem Bedürfnis nicht Rechnung tragen, so würde die junge Kirche an Unterernährung erkranken.

Diesem Bedürfnis nach dem figierten Wort kommen in erster Linie die übersezte Bibel oder Teile derselben entgegen. Paulus war gegenüber dem heutigen Heidenmissionar in der günstigen Lage, das alttestamentliche Bibelwort seinen Christen im hellenistischen Idiom der Septuaginta mitbringen zu können, bezw. es in ihrer Mitte schon vorzufinden. Dass die Christen diesen ihnen als Offenbarung überlieferten Schatz fleißig benützen, beweist nicht nur die Gemeinde Berœa, die emsig darin forschte (Act. 17, 11); man erkennt auch aus der Art, wie Paulus die Schrift zitiert und damit argumentiert, wie vertraut seine Gläubigen damit waren. Die mit Judenchristen durchsetzten Gemeinden liebten es, die Gabe Jesu als die erfüllte Weissagung des alten Bundes zu schätzen.

Die erste Christenheit verlangte bald nach schriftlichen Aufzeichnungen über die Taten und Worte des Herrn. Die mündliche Überlieferung brauchte diese Ergänzung. Die Evangelien des Lukas und des Johannes sind für die Heidenchristen geschrieben. Aber die heidenchristlichen Gemeinden fordern weitere Literatur zur Auferbauung des geistlichen Lebens. Da ist es nun lehrreich, zu beachten, wie die älteste christliche Literatur entstanden ist. Alle Briefe sind aus konkreten Bedürfnissen heraus geboren. Wenn die Mission diesem Vorbild folgt, wird sie zunächst den jungen Christen weniger systematische Abhandlungen über den Heilsweg oder über Kapitel der Ethik geben, oder gar derartige Bücher aus dem Deutschen oder Englischen übersetzen, sondern sich Thema und Fragestellung vorschreiben lassen von dem religiösen und sittlichen Stand ihrer Gemeinden, ihren Bedürfnissen, Nöten, Gefahren, Wünschen. Mit lehrhaften Abhandlungen allgemeiner Art wissen einfache Heidenchristen wenig anzufangen, am wenigsten mit übersezten, die für ein Publikum von anderer Höhenlage geschrieben sind. Die Mission ist mit dem Lesestoff, den sie den Heidenchristen brachte, nicht immer in Pauli Fußstapfen gegangen, wenngleich sie paulinische Lehre darin vortrug. Ihre Literatur muß Fortsetzung und Ergänzung der seelsorgerlichen Erziehung sein. Sie kann nur geboten

werden von Männern, die mit den Gemeinden im innigsten Kontakt stehen. Junge einsältige Christen, oft erst nach ihrer Bekkehrung in die Kunst des Lesens eingeführt, haben noch wenig Zug, Schriften zu lesen, deren Autor ihnen fremd ist. Auf vielen Missionsgebieten wird geklagt, daß wenig Lust zum Lesen vorhanden ist. Kein Wunder, wenn man den Neulingen Bücher vorsetzt, die von unbekannten Autoren und für Christen ganz andersartiger Struktur geschrieben sind. Übersezte Bücher — die Bibel ausgenommen — lassen die Anfängerchristen sehr kalt. Hingegen werden solche Autoren, die man kennt und liebt, geschätzt, und wenn sie vorhandenen Bedürfnissen entgegenkommen, gerade so gern gelesen wie persönliche Briefe. Die Stimme dessen, der nicht ihr Hirte ist, hören sie nicht.¹⁾ Zu uns im Lesen geübten Europäern spricht das Buch, zu jungen Heidenchristen der Schreiber des Buches. Darum macht es uns nicht viel aus, ob wir den Autor kennen; für jene ist es wesentlich.

Man kann sich vorstellen, wie Pauli Briefe in Theffalonich, Korinth usw. verschlungen wurden, welch lebhaften Gedankenaustausch sie hervorriefen. Gewiß sind nicht nur zwischen Kolossä und Laodicea paulinische Sendschreiben ausgetauscht worden (kol. 4, 16). Die jungen Heidenchristen sind gespannte Leser, wenn aus Anlaß eines wichtigen Ereignisses, einer drohenden Irrlehre, einer Gefahr oder Versuchung von den Missionaren Sendschreiben erlassen werden, oder wenn ein in der Ferne weilender, geliebter Hirte den Seinen einen Brief schreibt, der auf ihre Verhältnisse eingeht und sich mit dem auseinandersetzt, was sie innerlich erregt. Das wäre die beste Literatur, die wir unseren Christen bieten könnten.²⁾ Neben der Briefliteratur

1) Wir hatten in Sumatra manche Übersetzungen deutscher Andachts- und Religionsbücher, mußten aber viel über Mangel an Leseflust klagen. Als später Literatur geboten wurde, die auf die Zustände und Bedürfnisse unserer Gemeinden verständnisvoll einging, begrüßte man sie mit Freuden und verlangte nach mehr. Daß der indonesische Christ gern liest, sieht man an der Liebe, mit der er Briefe empfängt und schreibt.

2) Ein Missionssendschreiben, hervorgegangen aus einer besonderen Veranlassung und darum von anderer Kraft als lehrhafte Bücher, sandten die vertriebenen Missionare der verfolgten Ugandakirche an die hartgeprüften Christen: „An die Diener Jesu, die in Uganda sind. Liebe Freunde! Wir, eure Freunde und Lehrer, schreiben euch und senden euch Trost und Erquickung aus dem Brief Petri, des Apostels Christi. In den alten Zeiten wurden die Christen gehaft,

sind Bibelauslegungen, Traktate, Abhandlungen küh, zu unpersönlich und darum wenig beliebt. In Sumatra drängten sich fürlach sabbatistische Irrlehrer ein und richteten nicht geringe Verwirrung an; da waren aufklärende Sendschreiben am Platze und begehr. Als ich Missionar in Toba war, rückte langsam der Islam näher und sandte seine Vorposten ins heidnische Gebiet. Da kamen die Ältesten der Gemeinde zu mir, baten um Belehrung über diese Irrreligion und sprachen den Wunsch aus, daß ein Büchlein geschrieben würde, das den Christen Material gegen die Propaganda der Anhänger des Propheten in die Hand gäbe. Die Situation war ähnlich derjenigen der Urgemeinde judaistischen Gesetzespredigern gegenüber. Überall in der heutigen Heidenmission, wo Irrlehrer oder eine Gegenmission die Gemüter verwirren wollen, erwacht spontan das Verlangen nach aufklärendem Lesestoff, der das belehrende Wort zum steten Handgebrauch fixiert. Wo die Römischen sich in eine aufblühende evangelische Mission eindrängen, wo der Mohammedanismus oder der westliche Atheismus sein Gift ausbreitet, da ist entsprechende Literatur am Platze. Daß bei solchen Anlässen der Verteidigung und Aufklärung die Gedanken des Evangeliums um so tiefer herausgeholt und packender klargelegt werden können, beweisen Pauli und Luthers Schriften. Theologie, der das Leben die Fragestellung formuliert hat, kann nicht in unfruchtbare Spekulation oder leeres Dogmatizieren ausarten.

Zum Schluß dieses Abschnittes noch ein Wort über die sprachliche Seite der missionarischen Arbeit. Für Paulus fiel eine Haupt-

geheft, verjagt, verfolgt um Jesu willen; so ist es auch noch heute. Unsere geliebten Brüder, verleugnet den Herrn Jesum nicht, so wird er euch auch nicht verleugnen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit. Gedenket der Worte unseres Heilandes, der seinen Jüngern sagte: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Haltet an im ernstlichen Gebet, auch für unsere Brüder, die in der Trübsal sind, und für die, die Gott noch nicht kennen. Möge Gott euch seinen Geist und Segen geben! Möge er euch aus aller Trübsal erretten. Möge er euch den Eingang ins ewige Leben schenken durch Jesum Christum, unsren Heiland. Lebet wohl! Wir sind die weißen Männer. Wir sind eure Brüder, die euch das geschrieben haben" (Richter, Uganda, S. 176).

schwierigkeit der heutigen Mission weg, er brauchte nicht erst die fremde Sprache zu erobern; das Griechische, die allgemeine Umgangssprache, war ihm, dem Diasporajuden, geläufig. Er beherrschte seit seiner Jugend die Septuaginta und bewegte sich ohne Schwierigkeit im griechischen Idiom. Vom missionarischen Standpunkt aus sind die Forschungen Deissmanns, der aus Tonscherben, Inschriften und Papyri die Sprache des gemeinen Mannes jener Zeit uns zugänglich gemacht hat, höchst lehrreich. Demnach hat Paulus sich des gewöhnlichen, aber nicht vulgären, Griechisch, wie es in der hellenistischen Welt vom Volke gesprochen und geschrieben wurde, bedient. Er ist im Wesentlichen mit dessen Wortvorrat ausgekommen und hat die dort geläufigen Bilder benutzt; manche körnige Redewendung ist jener volkstümlichen Umgangssprache entlehnt.¹⁾ Damit verkleinern wir seine Leistung nicht. Wer nicht den Gelehrten, sondern der Welt eine Botschaft zu bringen hat, die Allgemeingut werden soll, muß die Sprache des Volkes sprechen.²⁾ Man erreicht in China mit der Sprache der Mandarinen das Volk nicht. Wenn die Redeweise der unteren Volkschichten vielleicht an abgeschliffenen Abstrakten ärmer ist, dann hat sie dafür einen größeren Reichtum an plastischen Bildern und anschaulichen Wendungen.³⁾ Man halte Jesu unerreicht einfache, bilderreiche Redeweise neben die eines Philosophen oder Spezialgelehrten. Wenn uns in Pauli Briefen Ausdrücke und Wendungen begegnen, wie sie damals der kleine Mann gebrauchte, so ist das nicht nur kein Mangel, es ist der Verkündigung damals ebenso förderlich gewesen wie heute, wenn sie den Einländern ihre Sprichwörter, Redensarten, Wortverbindungen ablauscht und verwertet.

1) Deissmann, *Licht vom Osten*, S. 46 ff. u. öfter.

2) Man denke an Luther, der „dem gemeinen Mann aufs Maul sah“.

3) Naturvölker sprechen unmachahmlich anschaulich. In Usambara brauchen die Eingeborenen für Schmeichelei den Ausdruck: „Fett der Lippen“. „Hinter sich sehen“ bezeichnet in Togo danken. „Die Leber brennt“, sagt man in Sumatra für zornig werden. Ein „Reistornipalter“ ist ein Geizhals. Begeisterung wecken heißt bei den Ewe „Feuer in den Leib setzen“. Einfache Sprachen sind durchaus nicht arm. Das Wörterbuch der Ewesprache von Westermann bespricht etwa 20000 Wörter. Missionar Bovi zählte in der Sprache der armseligen Stämme von Sierra del Fuego (Feuerland) 32430 Wörter (Zeitschr. f. Miss. Wiss. 1913, S. 31, Anm. 1).

Um dem Evangelium einen einzigartig geeigneten Eingang ins römische Weltreich zu bereiten, hatte Gott es so gefügt, daß eine Sprache weite Länderstrecken verband. Eine solche pfingstliche Kunst hat die Mission nie wieder genossen. In hartem Kampfe gilt es jetzt, die fremden Sprachen zu erforschen, anzueignen und zu brauchbaren Gesäßen des Evangeliums zurechtzumachen. Wenn heute auch das Englische fast über die ganze Erde hin gesprochen wird, so ist es doch nur der gebildeten Oberschicht, z. B. in Ostasien, geläufig, und auch ihr gegenüber nicht durchweg ausreichend als Medium der christlichen Gedankenwelt. Man hat hier und da versucht, in kleineren Gebieten mit verwinkelten Sprachverhältnissen eine Einheitssprache für die Christen einzuführen, z. B. in der Minahassa in Celebes, wo bis heute das Malaiische die Kirchensprache ist. Aber man hat längst eingesehen, daß man sich damit an der Volksseele versündigte. Anfangs versuchten die Missionare bei den Kols das Hindi als Kultursprache in Kirche und Schule einzuführen, in der Hoffnung, daß dadurch die mancherlei Idiome der Ureinwohner verdrängt würden. Die Leute hörten nun Gottes Wort in einer ihnen nicht geläufigen Sprache, sie lernten ihr Taufpsenum mechanisch auswendig, vielfach ohne innere Aneignung. Törichte und ärgerliche Missverständnisse waren vielfach die Folge, bis man von diesem Prinzip abging. Hingegen begann, nachdem man einen der Mundia-Dialekte zur Schriftsprache heraushob, die Bibel und das Christentum den Kols eine Einheitssprache zu geben, von der zu hoffen ist, daß sie den verschiedenen Dialekten ohne jede Gewalt ein Ende bereiten wird. Kein Missionar denkt heute daran, das Suaheli als christliche Einheitssprache den Stämmen Ostafrikas aufzunötigen. Auf geistlichem Gebiet sind Esperantoliebhabereien gefährliche Experimente.

Übrigens lassen sich auch gegenüber dem einheitlich durchgeführten Griechisch in den apostolischen Gemeinden Bedenken nicht ganz unterdrücken. Ob alle Kleinbürger der asiatischen Provinzen, alle den niederen Schichten angehörigen Christen Roms das Griechische so vollkommen beherrscht haben, daß sie in die Höhen und Tiefen der paulinischen Gedankengänge folgen konnten? jedenfalls hat die nachapostolische Mission, die mehr mit Nationen,

die der hellenistischen Kultur fern standen, in Berührung kam, es versäumt, ihnen in ihren Sprachen das Evangelium vertraut zu machen, zum Schaden der entstehenden Kirchen. Es bestanden im römischen Imperium neben den Kultursprachen des Griechischen und Lateinischen eine Menge Volksidiome. Leider hat die Kirche die VolksSprachen ignoriert und sich nur auf die beiden Kultursprachen eingelassen. Sogar zur Anerkennung des Lateinischen hat man sich erst spät entschlossen; ums Jahr 180 in Nordafrika, in Rom noch später. Wo unter den Völkern das berechtigte Verlangen, das Wort Gottes in der eigenen Sprache zu hören, sich regte, ist die offizielle Kirche ihm nirgends entgegengekommen. Man duldet allefalls Übersetzungen, die syrische, koptische, gotische, armenische, iberische, nubische; aber die Kirche nahm die Arbeit nicht in die Hand. Die Folgen haben sich an den christianisierten Völkern unliebsam bemerkbar gemacht. Je weniger das Volk die Kirchensprache verstand, um so weiter taten sich die Pforten für Uberglauben und Missverständnisse auf, um so mehr richtete sich das Interesse auf die Symbole. „Denn wo Worte den Verkehr nicht vermitteln, da müssen Zeichen an die Stelle treten. So hat auch die Sprachenpolitik der Kirche wesentlich mit dazu beigetragen, die Entwicklung des alten Christentums zu einer Religion der Form und Formeln zu fördern“.¹⁾ Um so leichter konnte sich der Stolz der antiken Hellenen und Römer in der Kirche forterben. Dies alles bedacht, werden wir die Last des Sprachenforschens heute gern auf uns nehmen, um den Völkern zu völliger, innerlicher Aneignung des Evangeliums zu helfen.

Das Griechische war nicht des Apostels Muttersprache. Er hat es geläufig gehandhabt von seiner Jugendzeit in Tarsus her, die er gewiß nicht nur im jüdischen Ghetto zugebracht hat. Aber mit der sprachlichen Gewandtheit und Originalität eines Griechen konnte er nicht schreiben. Es vermag wohl niemand in zwei Sprachen original und populär zu schreiben, so geschickt und korrekt er sie auch handhaben mag. Die sprachbegabtesten Missionare beklagen es am schmerzlichsten, daß sie selbst nach Jahrzehnten täglicher Übung noch

1) Holl, Kultursprache und VolksSprache in der altchristlichen Mission. (A. M. B. 1909, S. 257 ff.).

weit von der Virtuosität auf dem fremden Instrument entfernt sind. Das nicht immer sehr geschickte und gar nicht klassische Griechisch des Apostels wird jedem Missionar begreiflich, der mit einer fremden Sprache gerungen hat. Mit welchen Augen werden kommende christliche Generationen von Eingeborenen in China und Afrika unsere sprachlichen Leistungen in Bibelübersetzung und anderer Literatur betrachten!

Die griechische Sprache hatte der christlichen Begriffsformulierung bedeutsam vorgearbeitet. Das religiöse Sprachgebiet war von den Philosophen fleißig angebaut. Vor allem hatte die alexandrinische Übersetzung des Alten Testaments für die Termini der Offenbarungsreligion ein griechisches Gewand gewebt. Die Lage des Missionars ist heute viel schwieriger. Er hat nicht nur die oft schwere fremde Sprache im Schweiße seines Angesichts sich anzueignen, sondern er muß mit sprachlichem und geistlichem Feingefühl nach passenden Formen für die christlichen Begriffe suchen, muß den ursprünglichen Sinn der brauchbar scheinenden Worte durchschauen und ahnen, was für das Heiligtum brauchbar ist. Dabei sind Fehler, nicht selten durch verhängnisvolle Konsequenzen beschwert, kaum zu vermeiden. Wie heikel und verantwortungsvoll dieser Teil der kirchengründenden Arbeit ist, davon macht sich ein Unbeteiligter kaum einen Begriff. Bis heute ist man in den Missionskreisen Chinas sich nicht einig darüber, welches der vorhandenen Worte für Gott für den christlichen Sprachgebrauch das geeignete sei; ebenso im Tamillande. Die Sundanesen bedienen sich anderer Ausdrücke vor Höherstehenden, anderer vor Gleichgestellten und Untergebenen. Es gibt: 1. Worte, welche gebraucht werden, um verächtlich von einer Sache zu reden; 2. gewöhnliche Worte, die sozusagen neutral sind; 3. Worte, welche gebraucht werden, wenn man von sich selbst oder zu einem Anderen von einem Dritten spricht; 4. gewählte Worte, welche einen Höherstehenden betreffen; 5. sehr feine Worte, mit denen man einem Vorgesetzten besondere Ehrfurcht erweist. Ähnlich ist es im Javanischen. Welche Ausdrücke sind nun auszuwählen bei Einführung einer christlichen Terminologie? Die Missionare unter den Herero haben jahrzehntelang ein Wort auf Gott angewandt, das „Ahnheit“ bedeu-

tete.¹⁾ Indien hat Worte für Sünde, auch die animistischen Völker sprechen von Sünde, aber sie meinen damit Verfehlung gegen die Sitte.²⁾ Vielleicht findet man Worte für Gnade, Gerechtigkeit, Leben. Aber was besagen diese Ausdrücke? Leben ist dem Animisten etwas viel Begehrtes und bezeichnet alles, was seinem Seelenstoff dienlich ist, was ihn mehrt oder konserviert, u. a. auch Fleisch und Blut seines Mitmenschen oder die Kraft eines Amuletts. Der Hindu spricht von Erlösung, aber sie ist ihm Befreiung von der eigenen Existenz.³⁾ Der Missionar tut daher gut, in der anfänglichen Darbietung mit der Festlegung biblischer Begriffe vorsichtig zu sein und das, was sie besagen, mit wechselnden Bildern zu umschreiben. Ist man zu schnell bei der Hand mit der Fixierung biblischer Termini, dann liegt die Gefahr nahe, daß die jungen Christen eine Melodie singen lernen, ohne ihren Text zu verstehen, und die Folge wäre eine bedenkliche Virtuosität in der

1) Irle, Die Herero, S. 72 f. Vergl. über die Schwierigkeiten, das rechte Wort für Gott in den afrikanischen Sprachen zu finden, Meinhof, Die Christianisierung der Sprachen Afrikas, S. 28 ff.

2) „Das Wort, das Missionar Moffat bei den Betschuanen für Sünde wählen mußte (boleo), barg keine Spur von einem Gefühl der Verantwortlichkeit in sich; einen schlechten Pfeil konnten sie ebenso gut einen ‚sündigen‘ Pfeil nennen; ein sündiger Mensch also war einer, der seinen Zweck nicht erreichte, ohne daß er daran schuld zu sein brauchte“ (A. M. Z. 1902, Beibl. S. 43). — Eins der am schwierigsten wiederzugebenden Worte des christlichen Sprachschatzes ist „heiliger Geist“. Das Richtige wird sein, sich an die biblische Ausdrucksweise anzulehnen, welche bedeutet „Atem Gottes“. So gibt man „Geist“ in vielen afrikanischen Sprachen wieder. In manchen indonesischen Sprachen ist Geist ganz mißverständlich wiedergegeben, indem man dasjenige Wort wählt, welches Seelenstoff oder Lebensfluidum bedeutet, wie es der Animist überall in der Natur annimmt. Man hat in den meisten indonesischen Sprachen für Sünde das Wort „salah“ genommen. Dieses bedeutet aber nur Verstoß gegen die Sitte. Andere brauchen dafür das aus dem Sanskrit übernommene Wort „dosa“. Kruyt fand aber, daß dieses Wort bei den Possoern auf Celebes und ebenso in Angkola auf Sumatra bedeutete die Strafe, die ein Fürst auf einen Untertanen legt. Dosa wird damit zu einer Strafe, die man an Gott zu bezahlen hat (Kruyt, Mededeelingen, 50. 4., S. 378 ff.).

3) Eine Ahnung davon, welche Umdenkung dazu gehört, für christliche Gedanken die passende indische Form zu finden, gibt Stosch's Aufsatz: Einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache (A. M. Z. 1891, S. 268 ff.; 339 ff.).

Sprache Kanaans, die sich von dem geistlosen Zitieren des unverstandenen arabischen Koran bei den Mohammedanern Afrikas und Indonesiens wenig unterschiede. Wie verhängnisvoll eine unglücklich gewählte Wortprägung auf lange hinaus wirken kann, beweist das im Deutschen für Sinnesänderung eingeführte „Buße“. Eine biblische Wahrheit in origineller, dem eingeborenen Denken angepaßter Formulierung wiederzugeben, ist freilich schwerer, als ein notdürftig brauchbares Wort zu suchen und dann naiv so anzuwenden, als müßte jeder Heide und Christ damit den biblischen Sinn verbinden. Wie viel Studium ist nötig, bis ein Missionar Entscheidungen treffen darf darüber, ob ein Wort aus der heidnischen Zeit Kleid christlicher Wahrheiten werden darf. Am übelsten ist man dran, wenn die Worte fehlen oder zu fehlen scheinen für Begriffe, die von Anfang an zur Verkündigung unentbehrlich sind: glauben, hoffen, lieben, Sünde, vergeben. Für dasjenige, was man als eigensten inneren Besitz hat, kann man in evangelischer Freiheit eine andere als die biblisch sanktionierte Form suchen. Der idealste Weg, um den gewünschten Ausdruck zu finden, der den vollen Inhalt des biblischen Begriffs dem Füländer getreu vermittelt, wird der sein, daß Eingeborene, die Erfahrung vom Gott des Evangeliums haben, in einer glücklichen Stunde dem neuen Gedanken eine originelle Fassung geben. Ein klassisches Beispiel derart erlebte Hoffmann unter den Papua in Kaiser-Wilhelmsland. Er erzählt: Lange Zeit suchten wir nach dem Wort für Glauben; wir behaßen uns mit „sehen“, aber empfanden bitter den großen Mangel. Da kam eines Tages ein Eingeborener zu mir und fragte mich: „Hoffmann, hast du den Herrn Jesus gesehen?“ „Nein.“ „Hat ihn dein Vater gesehen?“ „Nein.“ „Dann aber dein Großvater?“ „Auch nicht.“ „War denn Jesus in deinem Lande?“ „Nein.“ „Aber wohl im Nachbarlande?“ „Nein.“ „Aber woher weißt du, daß Jesus da ist?“ „O,“ sagte ich, „so wahr die Sonne dort am Himmel steht, so wahr weiß ich auch, daß Jesus da ist.“ Der Mann ging nachdenklich nach Hause, kam aber am nächsten Tage wieder und stellte dieselben Fragen. Als ich wieder die Antwort gab: „Glaube mir, so wahr die Sonne am Himmel steht, so wahr weiß ich, daß Jesus da ist,“ sah er mich eine Weile an und meinte: „Ich ver-

stehe dich jetzt, dein Auge hat Jesus nicht gesehen; aber nicht wahr, dein Herz kennt ihn, dein Herz hat ihn gesehen.“ Als der Mann wegging, fuhr es mir durch den Sinn: Das gibt ein schönes Wort für Glauben.

Derselbe Hoffmann berichtet: Lange Zeit suchten wir vergeblich nach einem Wort für Hoffnung. Wir begnügten uns mit „warten“, fühlten aber, wie wenig wir damit sagen konnten. Im Jahre 1909 mußten wir, als wir zum zweiten Male nach Neuguinea reisten, drei kleine Kinder in Deutschland zurücklassen. Als wir nun 1½ Jahre im Lande waren, schenkte uns Gott wieder ein Söhnchen, den Sonnenschein unseres Hauses. Aber kaum war das Knäblein ein Jahr alt, da kam das Fieber; der Kleine wurde krank und starb. Wie ich da am nächsten Vormittag an dem Sarge für meinen kleinen Liebling zimmerte und Träne auf Träne die gehobelten Bretter neigte, stand mir ein Eingeborener gegenüber, welcher aufmerksam mich und meine Arbeit beobachtete. Ich merkte bald, daß in der Brust des Mannes etwas arbeitete, aber ich ließ ihn gewähren. Endlich fing er teilnahmsvoll an: „Dein Sohn ist tot, werdet ihr jetzt weggehen?“ „Nein.“ „Aber ihr werdet auch sterben, und was machen dann eure Kinder?“ „Die sind in Gottes Hand.“ „O Hoffmann,“ sagte der Eingeborene, und eine Träne glänzte in seinem dunklen Auge, „was seid ihr Jesus-Leute für Menschen! Ihr habt andere Herzen wie wir. Aber nicht wahr, ihr könnt durch den Horizont sehen?“ „Ja,“ sagte ich, „mein Freund, das können wir, wir sehen durch den Horizont in den Himmel hinein.“ Und wieder ging mir's durch den Sinn: Das gibt ein schönes Wort für Hoffnung.

Diese Geschichte zeigt nicht nur, wie ein Papua in seiner Weise die Botschaft erfaßt, sie gibt auch eine Ahnung davon, daß die Übertragung der biblischen Gedanken in andere Sprachen die christliche Gabe bisweilen in überraschender Beleuchtung heraustreten läßt. Glauben, „mit dem Herzen sehen“, weist das nicht auch uns Christen darauf hin, daß der Glaube Schauen des Herzens ist, das Sinnesorgan des inneren Menschen? Hoffen, das „Sehen über den Horizont“, hinter dem die Welt des Göttlichen liegt, macht nicht dieses in seiner Einsicht treffende Bild die Sache klar? Hoffen nicht nur ein Sehnen, zu dem es sich so leicht verflacht, sondern über die Gegen-

wart hinaus ein Sehen dessen, das wir erwarten, aber noch nicht haben.

Noch einige Beispiele von diesem Suchen und Finden. Der Begriff Glaube (im Griechischen: anerkennen, vertrauen) wird bei den Ewe wiedergegeben mit einem Worte, das bezeichnet: „hören und annehmen“; im Sotho mit „zustimmen“; im Konde und Kinga: „auf einen Ruf antworten, gehorchen“; im Xosa: „einverstanden sein mit jemand, ihm zustimmen“.¹⁾ Paton fand nach langem Suchen in Aniwa für glauben ein Wort, das besagte: „sich ganz überlassen und anvertrauen“.²⁾ Später entdeckte er ein noch besseres Wort: „mit der Seele Gott sehen“. Das lange gesuchte Wort für Liebe unter den Papua in Kaiser-Wilhelmsland bezeichnet genau wieder gegeben: „den Verstand schlagen und das Herz machen lassen“. Versöhnung gibt man im Sotho wieder mit „zueinander zurück-

1) Meinhof, A. M. Z. 1905, S. 150 f. Lehrreiche Mitteilungen macht K. Koehl in den „Nachrichten aus der Ostafrikanischen Mission“ 1904, Nr. 2, „Wie sich das rechte Wort fand“. Es handelte sich darum, unter den Schambala dem Begriff „Glaube“ das rechte Kleid zu geben. Man ging aus von der Grundbedeutung: „etwas, das einem gesagt wird, annehmen und dieses Angenommene behalten“. Im Laufe der Jahre fand man ein Wort für „halten“, toza, welches besagte: „sein Eigentum festhalten“. Man konnte es verwenden in dem Sinne, „etwas, das einem gesagt wird, annehmen“, und steigerte es noch zu tozesha, „ganz festhalten“. Man sagte z. B. von einem Kranken, der sich zu den Missionaren hält, er halte das Wort des Europäers ganz fest. Hierin ist schon das Vertrauen enthalten. Schließlich fand sich das Substantiv für das Verbum, und zwar in zwei Abwandlungen, einmal mitozesho, das was geglaubt wird, dann auch die Bildung mitozesheze, das gesteigerte Maß der Art und Weise, etwas festzuhalten. Mancherlei Erlebnisse bestätigten die Richtigkeit der neuen Wortprägung. So werden die Boten gezwungen, jedem biblischen Begriff bis an die Wurzel nachzugehen.

2) Es ist interessant zu hören, wie er das vermißte Wort fand. Statt glauben sagten die Leute einfach: „Ich habe es gehört“. Das genügte natürlich nicht. Da trat eines Tages ein verständiger Eingeborener beim Missionar ein, als dieser an seinem Tische saß. „Was tue ich jetzt?“ fragte er ihn. „Du sitzt auf dem Stuhl“. „Und jetzt?“ fragte Paton weiter, nachdem er auch die Füße hinaufgezogen und den Rücken fest gegen die Stuhllehne gedrückt hatte. Da antwortete der Schwarze: „Fakarongrongo“, „du hast dich ganz dem Stuhl überlassen“. Jetzt hatte Paton, was er so lange gesucht. Das Wort fakarongrongo drückt genau das aus, was der richtige Glaube dem Herrn Jesus gegenüber tut: er läßt alle anderen Stützen fahren und lehnt sich ganz auf ihn.

kehren"; im Herero mit „zusammenkommen“; im Duala mit „veranlassen, daß man sich gegenseitig gefällt“, im Batakschen „ein gestörtes Verhältnis wieder gutmachen“. Heiland läßt sich meist gut übersetzen mit „Befreier“, „Helfer“, „Rettter“. Beten nennt der Ewe: seine Stimme zu Gottsenden. Gnade formuliert er: „Güte im Bauch“, da die Regung des Mitleids in den Leib verlegt wird.¹⁾ Für Gewissen bietet manche heidnische Sprache eine Unterlage. Im Kinga sagt man: „das Herz spricht“, im Ewe: „das Herz spricht ein Wort“, und zwar vor und nach einer bösen Tat. Der Herero nennt das Gewissen (Griechisch: das als Zeuge auftretende Bewußtsein) „das Innere des Herzens“. In südindischen Sprachen heißt es „der innere Zeuge“.²⁾ Andere sprechen vom „Klopfen in der Kehlgrube“.³⁾ Die Batak sagen, wenn ihr Gewissen sie anklagt: „der Puls klopft“, was freilich auch einen abergläubischen Beigeschmack haben kann. Die uns geläufigen griechischen und deutschen Ausdrücke der Bibel sind ebenso plastisch, nur sind sie durch lange Gewöhnung zu abgegriffener Münze geworden, deren Bild verwischt ist. Die Übertragung in fremde Sprachen nötigt, der ursprünglichen Zeichnung zu folgen.

Es wäre eine lohnende Arbeit, die biblischen Begriffe einmal daraufhin zu studieren, welches Gewand sie in den verschiedenen Sprachen der Erde bekommen. Das gäbe einen wertvollen Beitrag zur Biologie der christlichen Begriffe. Der Rundgang würde einen Blick tun lassen in das Leben, das sich in die Sprache der Bibel kleidet. Die gesamte Menschheit ringt danach, mit ihren der physischen und psychischen Welt entnommenen Bildern das mit dem Pneuma Geschauta auszudrücken. Man begreift, Welch hohe Freude es den Missionaren gewährt, wenn sie nach langem Forschen und Mühen so weit sind, daß sie die großen Gaben Gottes in Sprachen, die gar nicht für diesen heiligen Inhalt brauchbar schienen, den Heiden mitteilen können. Wir verstehen jenen afrikanischen Missionar,

1) Meinhof, Die Christianisierung der Sprachen Afrikas, S. 42. Diese Studie ist äußerst lehrreich.

2) Dilger, Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit, S. 24.

3) Meinhof, A. M. 3. 1905, S. 144.

der nach langer, harter Arbeit bezeugte: „Über ein Jahr lang habe ich in Afrika kein einziges Stück Brot zu essen bekommen; monate- lang habe ich von saurer Milch und afrikanischen Bohnen gelebt; alles Denkbare und Undenkbare von Ameisen bis zu Rhinocerosfleisch habe ich gegessen; dreizigmal hat mich das Fieber niedergeworfen; heidnische Banden haben mich überfallen; dreimal hat ein Löwe mich angegriffen und viermal ein Rhinoceros; aber das alles würde ich gern noch einmal durchmachen, wenn ich noch einmal die unaussprechliche Freude erleben könnte, einem afrikanischen Volksstamm in seiner Sprache klarzumachen, was Jesus für uns getan hat.“¹⁾

Indem die Herzen neue werden, wird auch die Sprache eine andere. Die für das Heiligtum gebrauchten Worte bekommen einen neuen Sinn und bereichern nun das Leben in ungeahnter Weise. Aus ἀγάπη wird etwas ganz anderes, als das Wort dem Griechen bedeutete; denn was es besagt: Gottes Liebe zu einer verlorenen Welt, und aus ihr gezeugt die Liebe des Menschen zu seinem Gott und zu seinem Mitbruder, ist für den Christen ein neues Gut und regeneriert das religiöse und soziale Leben. Nun wird auch das Wort zu einem Becher, aus dem viele Lebenswasser trinken. Histic wird, indem dies Wort rüchhaltlose Bezogenheit auf Gott ausdrückt, zu einer Gabe für alle, die es hören und brauchen; ebenso ἄριος, δικαιος und viele andere. Eine innerliche Umwertung erfahren diejenigen Worte, welche Sünde und Übertretung wiedergeben, weil sie für den Christen Trübung des Verhältnisses zu Gott aussagen. Im Heidentum ist Sünde Verfehlung gegen die Gesellschaftsordnung oder gegen den Ritus oder das Übel des Weltlebens und das Geschick. Nun empfängt der alte Text eine erschütternde Melodie. Es bilden sich auch neue Worte, wie Selbstverleugnung, Rechtfertigung, Demut. Deren sind aber nicht viele. Pauli Dienst an der werdenden Kirche ist weniger der, daß

1) Hesse, Vom Segengang der Bibel, S. 101. — Paton erzählt: Nachdem er lange an der Übersetzung einzelner Teile der Bibel in Aniwa gearbeitet hatte, und nun die ersten brauchbaren Bogen aus seiner kleinen Presse hervorgingen, da habe er in mitternächtlicher Stunde einen lauten Freudenschrei in die stille Nacht ausgestoßen und sei wie ein Kind um die Presse herumgetanzt.

er neue Formen gegossen hat, als vielmehr der, daß er die bereitgestellten Gefäße der Gemeinde vertraut und zum inneren Besitz mache.

Er versäßt dabei nicht in den Fehler, den wir so leicht begehen, Definitionen zu formulieren. Weder Paulus noch Jesus geben Definitionen. Paulus treibt nicht Etymologie, sondern Biologie: er führt in das Leben dieser Worte ein. Er legt den Glauben in seinen Wirkungen auseinander, wendet ihn aufs Leben an, zeigt, wie er geboren, genährt, gepflegt, gefährdet wird. Er spricht von der Sünde, nicht, indem er umschreibt, was Sünde ist, aber er stellt ihre Verderbenschacht heraus und weist sie als unvereinbar mit Gott nach. Er redet zu Leuten, die von den Dingen Erfahrung haben, da braucht's keiner Begriffsformulierungen. Er wendet den Begriff in seinen vielfarbigsten Beziehungen auf das Leben an. So ist ihm Glaube einmal das Ergreifen Jesu des Retters (Gal. 2, 20; 3, 26), dann das Eingehen auf Gottes Rechtfertigungsspruch (Röm. 3, 28; 5, 1 und oft); bald Ausdruck für das gesamte neue Verhältnis zu Gott (Röm. 14, 23; 1. Kor. 16, 13; 1. Tim. 6, 12), bald das Warten auf den vollen, noch ausstehenden Heilsbesitz (2. Kor. 5, 7; Gal. 5, 5). Im Glauben liegt Demut, Hingabe, Gehorsam, Fürwahrthalten, Annehmen, Umwandlung der Beziehung zu Gott; durch Definition wird der Reichtum jedesmal eingeengt. Der Apostel gibt keine Abhandlung darüber, was Geist Gottes ist, aber er spricht von seinen Einwirkungen auf den Menschen. Er stellt die großen Gaben Gottes hin als Tatsachen, die nun ins Menschenleben hineinragen und erlebt werden. Der Mund wird immer nur stotternd davon reden können. Missionare haben freilich das passendste Kleid der christlichen Gedanken zu suchen, dann aber der überführenden Kraft des Geistes Gottes das innerste Begreifen zu überlassen. Die Notwendigkeit, Definitionen, d. h. Abgrenzungen, aufzustellen, kommt später, wenn Mißverständnisse die Güter in Frage stellen. Und auch dann ist ihr Wert fürs Christenleben gering, da sie nie die Sache ganz wiedergeben und ihnen nicht die Kraft innenwohnt, zu ihrer Aneignung etwas beizutragen. Bis heute ist es nicht gelungen, eine befriedigende Definition vom physischen Leben zu geben, wie viel weniger vom geistlichen und seinen Äußerungen.

Wir brauchen Definition des Lebens nicht zum Leben und können mit keiner wissenschaftlich erfaßten Umschreibung Leben erzeugen oder wiederherstellen.

Wir Missionare vermissen für Predigt, Seelsorge und Unterricht manches Wort, das zwar im Neuen Testamente noch nicht geprägt vorliegt, das aber im täglichen Wandel unentbehrlich scheint bei der Erziehung der jungen Christen zu allem, was eine Tugend ist und wohlauftut; Worte wie Pflicht, Willenskraft, Selbstlosigkeit, Pietät, Respekt, Rücksicht. Da ist es nun tröstlich, zu sehen, daß auch Paulus manche wichtige Formulierung noch nicht hat und doch die Sache seinen Christen gibt. In Stellen wie Röm. 14 und 1. Kor. 12, wo er zum Tragen der Schwachen ermahnt und die Geförderten bittet, jene nicht innerlich zu schädigen, spricht er von der Tugend der Rücksicht, nur daß er sie noch nicht etikettiert. Er redet oft von Pflichten der Ehegatten, der Eltern und Kinder, der Herren und Sklaven, von Pflichten gegen Obrigkeit und Lehrer. Aber das Wort Pflicht und Pflichtgefühl prägt er nicht. Er lebt seinen Christen zarteste Nachsicht vor, ohne das Wort zu brauchen, ebenso Energie und Selbstlosigkeit. Er weckt in den Altesten und in seinen Gehilfen das Gefühl für Verantwortlichkeit, ohne den Ausdruck zu formulieren. Das ist lehrreich für den Missionar, der so gern mit benannten Größen operieren möchte. Viel wichtiger als das Wort, das vielleicht auf lange hinaus nur leerer Schall wäre und zu verhängnisvollen Missverständnissen Anlaß gäbe, ist das Erlebnis der Sache, sei es Tugend oder Erkenntnis. Die Formel, in der die neue Gabe oder Aufgabe schließlich einen Namen bekommt, findet sich mit dem inneren Haben von selbst; entdecken wir sie nicht, dann vielleicht die eingeborenen Christen. Gefährlich sind Formen oder Formeln, für deren Inhalt das Verständnis noch nicht vorhanden ist. Das wäre übereilter Import, der die eigene Produktionskraft schädigt. Dem Begriff muß die Vorstellung und dieser die Anschauung, in diesem Falle das Erlebnis, vorangehen. Unverstandene Worte werden statt zu lebendigen Gliedern am Organismus der christianisierten Sprache zu Versteinerungen, welche hemmen, statt zu fördern, und durch Jahrzehntelange, treue Seelsorge kaum wieder zu beleben sind. Mancher Missionar weiß darüber ein trauriges Lied anzustimmen.

Es ist ein kühner prophetischer Ausblick, wenn der erste Missionar, der in einer anderen Sprache als Jesus zu reden hatte, sagt: Alle Zungen (Sprachen) sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Das bedeutet zunächst, daß das Evangelium von Jesus in allen Sprachen gepredigt, verstanden und bekannt werden soll. Trotz aller Sprachschwierigkeiten läßt sich die Gabe Gottes in Christo jedem Volke klar und deutlich anbieten, auch wenn zunächst alle Voraussetzungen des Verständnisses zu fehlen schienen. Die Bibel, „das Buch der Menschheit“, kann in jede Sprache so übersetzt werden, daß sie nicht nur verstanden, sondern Volksbuch wird.¹⁾ Jeder kann in seiner Sprache zu Gott geführt werden und mit ihm verkehren.²⁾ Das Evangelium adeilt und bereichert aber auch die Sprachen. Wie es das persönliche und soziale Leben neu und reich macht, so auch die Gedankenwelt und ihr Gewand, die Sprache. Welche Sprachbereicherung hat uns Deutschen die deutsche Bibel gebracht! Gottes geöffnetes Wort, übersetzt in die fremde Sprache, schenkt dem Volke eine ganz neue Welt. Es tauchen nicht nur bisher unbekannte Worte auf; die neuen Gedanken drängen nach originaler Darstellung, machen die Sprache, in der vieles versteinert ist,³⁾ beweglich und

1) Stosch meint, daß es nicht möglich sei, Goethes Faust so ins Tamulische zu übersetzen, daß die Dichtung verstanden würde. „Die heilige Schrift aber mit ihrem jedes menschlichen und natürlichen Denken hoch überragenden Gedankeninhalt, mit ihrem auch den sublimsten Menschengeist weit unter sich lassenden erhabenen Geiste vermag in allen Zungen der Erde verständlich und wirkungsvoll zu reden.“ „Ein testimonium spiritus sancti für das Wort der Propheten und Apostel über dem weiten Chaos des Völkerlebens.“ „Die rohen und vom Geiste einer höheren Wahrheit unberührten Bausteine heidnischer Begriffe erhaben sich zu einer Wohnung des Geistes und werden Organe für Gedanken, die die Sprache selbst von dem auf ihr lastenden Bann der Ohnmacht erlösen.“ (A. M. B. 1902, S. 12 f.)

2) Der Mohammedaner kann nur in der Sprache des Koran seinem Gott nahen, auch wenn die Formel ganz unverstanden bleibt. Der Buddhist braucht das fremdsprachige Om mani padme hum als Zauberformel.

3) Es ist auffallend, wie bei vielen heidnischen Völkern die ererbte religiöse Terminologie heute unverstanden ist. Sie erbt sich wie alte Münzen fort, sagt aber dem Herzen nichts.

führen ihr reines Blut zu.¹⁾ Daher die vielfach gemachte Beobachtung, daß auf erfolgreichen Missionsfeldern binnen wenigen Generationen die Sprache eine Wandlung durchmacht wie früher in Jahrhunderten nicht.²⁾ Auch die Verführung mit dem Islam und mit der Kultur beeinflußt die Sprache heidnischer Völker stark, aber nicht zu ihrem Heile. Beide drängen ihr rücksichtslos eine Menge Fremdworte auf, machen den Eingeborenen ihre Muttersprache verächtlich und reizen sie, mit oberflächlicher Kenntnis der Sprache der Eindringlinge zu prahlen, sei es Suaheli oder Malaiisch oder gar Englisch oder Deutsch. Das Evangelium konserviert die Sprachen der Völker, indem es ihnen Lebenswerte zuführt. Diesen Respekt vor der fremden Eigenart hat nur das Christentum in seiner evangelischen Gestalt. Die Christianisierung eines Volkes führt stets auch zu einer Wiedergeburt seiner Sprache. Wahrlich, eine Fülle von Gaben ist in der Offenbarung Gottes an die Menschheit enthalten! Der Erlösergott verhilft allem, was er als Schöpfergott an reichen Gaben in seine Schöpfung gelegt hat, zu herrlicher, reicher Entfaltung. Es war eine Gott mißfälltige, verhängnisvolle Unnatur, als die Papstkirche für den Verkehr mit Gott den Völkern Europas die eigene Zunge verbot. Nur in der Sprache seiner Kindheit denkt der Mensch original, nur in der Muttersprache kann er in der Not zu Gott flehen und in Stunden der Erhebung ihm danken und ihn preisen. Alle Völker können in der ihnen anerschaffenen Eigentümlichkeit im Rahmen ihrer Auffassung und ihres Denkens die Gabe Gottes in Christo Jesu fassen und preisen. In der Art, wie sie in ihren Sprachen Gottes Gaben erfassen, ergänzen sie einander und fördern das Verständnis der geistlichen Güter, die ja nur unvollkommen, mit Mitteln, die der Sinnwelt entnommen sind, abgebildet werden können. Überall, wo das Wort Fleisch wird, muß es sich selbst entäußern und

1) Die Herero sagten zu Dr. Büttner: „Ihr Lehrer macht unsere unreine Sprache zu einer reinen (Bahn, A. M. B. 1892, S. 405).

2) Dieser Umbildungsprozeß, bei dem es im einzelnen ohne Gewalttätigkeiten leider nicht immer abgeht, vollzieht sich so rapid, daß Missionare und Eingeborene in der zweiten und dritten christlichen Generation schon die größte Mühe haben, die Originalbedeutung mancher Ausdrücke festzustellen.

Knechtsgestalt annehmen. Aber mit der Menschwerdung des Gottessohnes sind die Anthropomorphismen über die Bedeutung von Verlegenheitsbildern emporgehoben. Einst getrennt um der menschlichen Überhebung willen, sollen die Völkersprachen, nun geheiligt, weil göttlichen Inhalts gewürdigt, im Dienste derer stehen, die ererben sollen die Seligkeit. Wie wird durch solche Perspektive die sprachliche Arbeit in der Mission und alle auf sie gewandte Mühe geadelt!

III.

Die Entfaltung der Schätze des
Evangeliums.

■ ■ ■

1. Auseinandersetzung mit dem väterlichen Erbe.

Die Bekämpfung des Heiden von den toten Götzen zu dem lebendigen Gott ist das erste Ziel missionarischer Arbeit. Um die Heiden zu Jesus zu führen, muß der Missionar den Kern der Frohbotschaft so einladend, so einfach, so anschaulich wie möglich herausstellen. In dem Ruf: Jesus der Retter! faßt sich die heilsame Gnade Gottes für die Heidenwelt zusammen. Aber mit der gläubigen Annahme der Rettung ist der Prozeß des Christwerdens nicht abgeschlossen, nur eingeleitet. Was im Kern angenommen ist, muß sich nun entfalten; Leben und Denken muß umgestaltet werden. Die Missionsarbeit tritt in eine neue Phase: das konzentriert Angebotene und Angenommene wird nun auseinandergelegt, angewandt, durch Verstand und Willen verarbeitet. Die Heidenpredigt stürzt die alte Weltanschauung; die Unterweisung in der Gemeinde baut eine neue auf. Wir sahen bereits, wie auf sittlichem Gebiet sich neue Perspektiven eröffnen und sorgsame Anleitung und Ausbau seitens des Leiters und der Geleiteten erheißen. Der Christ mit allen Funktionen seiner Psyche steht nun unter dem Motto: Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Für das Denken der jungen Christen tut sich eine neue Welt auf, in der zunächst nur einige Richtpunkte festliegen, während nach allen Seiten Orientierung, klare Einsicht, sicheres Urteil noch gewonnen werden muß. Die bisherige religiöse Vorstellungswelt liegt in Trümmern, eine neue muß aufgebaut werden, zu der zunächst nur wenige Bausteine, allerdings Edelsteine, vorhanden sind.

Nachdem die Macht des Kollektivismus, der Tradition und des Fatalismus gebrochen ist, erwacht die Seele wie aus tiefem Schlafe. Der Erkenntnistrieb regt sich mit elementarer Gewalt.

Es gehört zu den Äußerungen des neuen Lebens, daß der Wiedergeborene besinnlich und nachdenksam wird; auf das große Erlebnis folgt das Verlangen nach Einsicht in die empfangene Gabe. Das gilt nicht nur vom Griechen, Hindu und Japaner, sondern auch vom Polynesier, Malaien, Neger und Papua.¹⁾ Bald genug steht der Christ vor schweren Fragen und Rätseln, für deren Lösung er des Mannes, der ihm Vater in Christo geworden ist, nicht entbehren mag. Als die ersten Christen in Thessalonich starben, erhob sich bange die Sorge: Wie wird's mit ihnen, welche die Wiederkunft des Herrn, das Ziel der christlichen Sehnsucht, nicht erleben? Die Korinther buchstabierten an dem Rätsel der Auferstehung des Leibes herum. Die Heidenchristen kamen nicht vorbei an der Frage: Wie ist es mit den Dämonen, die wir bisher fürchteten? Sind sie Wirklichkeiten oder Phantasiegebilde? Können sie noch in unser Leben hineinreichen? Schon die praktische Frage, ob Fleisch, das den Göttern geweiht war, die Christen verunreinige, nötigte zur Beschäftigung mit solchen Gedanken. Man rang mit der Schwierigkeit, wie Gnade Gottes und Willensfreiheit des Menschen, beide kraftvoll erlebt, sich zueinander verhalten. Mehr und mehr beschäftigte sich das Denken mit dem Werke und der Person Jesu, dem man alles verdankte.

Dieser erwachende Hunger nach Einsicht und Erkenntnis äußert sich in der heidenchristlichen Welt in mancherlei, uns mitunter fremd anmutender Weise. Ernst Heidenchristen fragen heute wie zu den Zeiten der Germanenbefahrung besorgt, was aus ihren Vorfahren geworden sei, welche die Heilsbotschaft nicht gehört haben, ob Gottes Liebe auch sie erreiche? Ihr Denken beschäftigt sich lebhaft damit, warum Gott sie so lange hat warten lassen, bis das Evangelium zu ihnen kam.²⁾ Warum errettet Gott der Allmächtige nicht

1) Das Exempel der bibelforschenden Christen in Veröa hat in der modernen Mission manche Parallelen. Von den Bewohnern von Raratonga z. B. wird berichtet, daß sie, während Williams ihnen predigte, sich Vermerke machten, um daheim weiter in der Wahrheit zu forschen.

2) Hauck berichtet von den Sachsen, wie die jungen Christen anfingen, mit den Problemen des Glaubens zu ringen. Man hielt den Predigern die auch heute oft gehörten Einwände entgegen: Wenn das Christentum zum Heile not-

alle Menschen? Könnte er die folgenschwere Versuchung der Menschen durch den Teufel nicht hindern?¹⁾ Ist die Sünde wirklich so schwerwiegend, wenn Gott sie so gern vergibt? Wie kann Gott, der doch alles vorher weiß, etwas gereuen? Wie reimt sich unsere Willensfreiheit mit Gottes voraussehender Allwissenheit, wie mit seiner Allmacht? Dergleichen Fragen bekam ich als Missionar oft zu hören. In Nias und Sumatra hatte Gott in den Anfangszeiten der Mission den stammelnden Gebeten der Heiden und Christen oft mit auffallenden Gewährungen geantwortet. Dann aber kam die Zeit, wo nicht mehr auf jede Bitte prompt die gewünschte Gabe folgte. Da mußte die Christen die Frage beschäftigen, warum Gott sie nicht mehr so unmittelbar erhörte? Überhaupt das Beten: Welche Bedeutung hat es für das Christenleben? Welche Gebete sind erhörlich? Warum gibt Gott den Seinen gar manchmal nicht, was sie im Glauben erbitten? Um was darf man Gott bitten? Wie kann sich der Allmächtige, der Allweise durch menschliche Bitten beeinflussen lassen? So nötigt das christliche Leben mit seinen erhebenden und demütigenden Erfahrungen zum Nachdenken. Wenn die ersten Gemeindemitglieder sterben, erwacht das Verlangen, über das Jenseits und die christliche Hoffnung gründlicher aufgeklärt zu werden. Schweren Trübsale stellen die Gemeinde vor die beunruhigende Frage: Warum läßt Gott uns, die er doch lieb hat, die er retten will von allem Bösen, und die sich bemühen, ihm zu dienen, so schwere Wege gehen? Was will er uns damit sagen? Das alte Hiobproblem bewegt immer wieder die Gemüter: Warum geht es den Gottlosen wohl, und die Gerechten müssen leiden? Wir verstehen, wie Paulus und Petrus ihren Gemeinden so viel über das Leiden zu sagen haben. Es ist ein Zeichen gesunden Lebens, daß die Heidentchristen diesen Problemen nachsinnen. Wir begrüßen es als ein erfreuliches Kennzeichen

wendig ist, warum habt ihr es nicht eher verkündigt? Warum ist Christus so spät gekommen? Warum hat er zugelassen, daß so viele Tausende vor seiner Menschwerdung verloren gingen? (Hauck, a. a. O. II, S. 364)

1) Das wird oft drastisch so formuliert: Warum schlug Gott den Teufel nicht tot, da er doch wußte, welches Unheil er anrichten würde? So fragen die Bataks oft. Auch die Kongoneger sagten zu Missionar Richards: Wenn Gott mächtiger ist als der Teufel, und wenn Gott uns liebt, warum vernichtet er dann den Teufel nicht? (A. M. B. 1902, S. 438)

geistiger Gesundheit, wenn unsere Kinder uns mit ihrem unersättlichen Warum? verfolgen. Bei den meisten heidnischen Völkern, auch wenn sie sonst geistig regsam sind, fällt es auf, daß kaum Bedürfnis vorhanden ist, über religiöse Dinge ernst nachzudenken. So wenig die Heiden früher von den zahlreichen Inkonssequenzen und Widersprüchen innerhalb ihrer väterlichen Religion angefochten wurden,¹⁾ so lebhaft ist bei den Christen das Bedürfnis, Harmonie in der neuen Gedankenwelt zu finden, die in Gott ihren Mittelpunkt und damit das Postulat harmonischer Einheitlichkeit hat.

So entsteht ein lebhaftes Verlangen nach Unterweisung, nicht nur darüber, wie man sich den Anforderungen des Lebens gegenüber als Christ zu verhalten hat, sondern auch über Denkprobleme.²⁾ Die Belehrung darf sich nicht auf Äußerungen ex cathedra beschränken, die den Knoten durchhauen. Jede auftauchende Frage muß in den vollen Zusammenhang der Christusgemeinschaft, des neuen Verhältnisses zu Gott gestellt, mit dem bisherigen geistigen Besitzstand verbunden und so überzeugend geklärt werden. Darin eben unterscheidet sich der Christ vom Heiden, daß er sich nicht begnügt mit dem Anlehnen an Überliefertes, vielmehr nach eigener Einsicht strebt und fähig wird, jedermann, der Aufklärung über den Christenglauben fordert, Rechenschaft geben zu können (1. Petr. 3, 15). Bedenkt man, wie dringend nötig die Belehrung durch den Geist für die sich eine neue Welt aufbauenden Christen ist, dann verliert der Ausdruck „Lehre“, dem wir bei Paulus öfter begegnen,

1) Der Animismus weist eine Menge unerträglicher Widersprüche auf; z. B. hofft man von den Geistern Förderung und Segen für Familie und Feld, und glaubt sie doch gleichzeitig kläglich abhängig von den lärglichen Opferspenden der Lebenden; man glaubt mit innerster Überzeugung an das festgelegte Fatum und ist doch empflicht auf Bauberei, die drohendes Unheil abwenden kann. Der Heide stößt sich an diesen Inkonssequenzen nicht; der Christ lernt sie sehen und in der Polemik mit Geschick verwerten.

2) Sehr stark tritt dieser Zug bei den Wagandachristen hervor. Es herrscht ein geradezu erstaunlicher Durst nach Erkenntnis bei Taufenden. Es hat sich wohl noch keine Mission im Afrika einer ähnlichen Lernbegeisterung gegenüber gefunden (Richter, Uganda, S. 260 ff.). Die Christen vieler Missionsgebiete bezeichnen sich mit dem charakteristischen Namen „die Lernenden“. Der Lernerstreiter der Christen in Madagaskar nötigte die Jesuitenpatres, die Bibel zu übersetzen. Ähnlich ging es auf den Gesellschaftsinseln (A. M. B. 1892, S. 397).

den dogmatizierenden Beigeschmac (1. Tim. 1, 10: heilsame Lehre; 4, 6: gute Lehre; 4, 16; 6, 1, 3; Tit. 1, 9; 2, 7, 10; Röm. 6, 17; 16, 17). Paulus ermahnt oft, zu wachsen in der Erkenntnis (Eph. 1, 17f.; Phil. 1, 9; Kol. 1, 9, 11; 2, 2; 3, 10), und freut sich der wachsenden Erkenntnis in den Gemeinden (Röm. 15, 14; 1. Kor. 1, 5; 2. Kor. 8, 7). Besteht doch die Rettung in der Erkenntnis der Wahrheit (1. Tim. 2, 4; cf. Joh. 8, 32; 17, 3). Es ist Aufgabe und Vorrecht des Christen, in die göttliche Weisheit einzudringen (1. Kor. 2, 6ff.), und nicht Kinder am Verständnis zu bleiben (1. Kor. 14, 20; Röm. 16, 19). Mit dem Wachstum in der Gnade ist dasjenige in der Erkenntnis Jesu Christi verbunden (2. Petr. 3, 18).

Die jungen Christen sind vielen Gefahren ausgesetzt: es tauchen entweder in der eigenen Brust oder hervorgerufen durch eine verführerische Umgebung Zweifel auf, die das Gewonnene wieder zu erschüttern drohen. Irrlehrer verwirren die Unerfahrenen. Die durch das große Erlebnis erregten Seelen können der Schwärmerei anheimfallen; das Erleben des Glaubens ist nicht immer gleich abgeklärt. Das sind Fälschungen, die alsbald die erste christliche Generation umringen. Sie häufen sich im Laufe der Jahre. Auf jedem Missionsfeld kommt (analog den Erfahrungen der alten Kirche) mit der dritten und den folgenden Generationen eine kritische Periode. Die Frische des religiösen Erlebnisses ist abgebläft, es fehlt der klärende Gegensatz gegen offenbares Heidentum. Große Zeiten werden oft abgelöst durch eine Reaktion, weitgehende Erschlaffung, selbstbetrügliche Sattheit. Gewohnheit tritt an Stelle des Erlebens, eine neue Tradition betrügt um die eigene Entscheidung. In den kommenden Jahrzehnten werden unsere Missionsgebiete viel über solche Erscheinungen zu klagen haben. Man muß sich beizeiten darauf gefaßt machen und durch Vertiefung christlicher Erkenntnis und Einführung in die christliche Wahrheit vorbeugen.

Bei seinem Bruch mit der Vergangenheit hat der Heidenchrist energisch alles, was ihm als heidnisch bewußt war, weggeworfen und das Heidentum völlig ausgelehrt. Er ahnt aber selbst nicht, wie vieles aus seiner Vergangenheit in das neue Leben hineinragt. Er bringt ein mehr oder weniger reiches Erbe mit. Wenn jeder

Mensch zum guten Teile ein Produkt der Einflüsse ist, die von seiner Umgebung aus ihn gefüllt und geformt haben, dann das Glied einer kommunistischen sozialen und kultischen Gemeinschaft in besonderem Maße. Seine Weltanschauung, sein Denken, Wollen, Empfinden setzen sich zusammen aus Bausteinen, die ihm seines Volkes Geschichte und Religion geliefert haben. Der Heidenchrist kann und darf nicht den Zusammenhang mit der Vergangenheit seines Volkes verlieren.¹⁾ Sonst bleibt das Christentum etwas Exotisches. Ein nachdenksamer Heidenchrist, der in seinem Volke wurzelt, wird ernstlich bemüht sein, Verbindungslinien zwischen der überkommenen Gabe Jesu und seinem Erbe zu ziehen. Der Missionar wird oft genötigt sein, diese Linien anzudeuten. Die heidnischen Religionen haben ehrwürdige Traditionen oder heilige Bücher. In irgendeiner Weise muß die junge Christenheit zu ihnen Stellung nehmen. Der Mohammedaner wird, wenn Christ geworden, irgendwelche Linien zum Koran ziehen. Der Hindu wird über seine Veden den Scheinwerfer des neuen Gottesglaubens gleiten lassen. Der chinesische Christ fühlt das Bedürfnis, an Konfuzius und die klassischen Bücher den Maßstab seines christlichen Glaubens zu legen. Chinesisches christliches Denken darf an den Höhepunkten chinesischer Religiosität nicht vorübergehen.²⁾ Zu dem Erbe, mit dem das christliche Japan und China Zwiesprache zu halten haben, gehört der Ahnendienst. Natürlich kann von Ahnenverehrung bei Christen nicht die Rede sein. Aber die Lösung muß doch in einer Weise vollzogen werden, welche das Pietätsgefühl nicht verletzt. Unter animistischen Völkern darf das Verbot des Ahnendienstes den Familienzusammenschluß und die Sippentreue nicht gefährden. Würde die Mission das nationale Empfinden ignorieren oder verurteilen, so würde unter der christlichen Oberfläche heidnisches Gut weiter vegetieren,

1) „Um verständlich und überzeugend auf die religiöse Natur der Hindu zu wirken, müssen wir versuchen, unsere große Botchaft mit der religiösen Vergangenheit Indiens zu verbinden, und sie darstellen nicht als etwas ihrer Gedankenwelt Fremdes, sondern als die Erfüllung dessen, was sie selbst ernstlich gesucht haben“ (W. M. C. IV., S. 194).

2) Als ein chinesischer Kaufmann einen tiefen Eindruck vom Neuen Testamente erhalten hatte, sagte er sofort: „Das ist ein gutes Buch, das muß irgendwie mit Konfuzius zusammenhängen.“

und die Gefahr des Synkretismus wäre viel größer, als wenn die Auseinandersetzung mit sicherer Hand öffentlich vollzogen wird. Man erhielte ein christlich redendes, aber heidnisch empfindendes Volk. Der Heidenchrist darf nicht, wie jener Chinesen von sich sagte, zwei Herzen haben, ein christliches und ein konfuzianisches, die unvermittelt nebeneinander bestehen und fortwährend in Konflikt geraten. Wenn die buddhistischen Mönche in China so unpopulär sind, so ist es nicht nur ihre untätige Lebensweise, die den betriebsamen Chinesen abstößt, sie haben auch den Fehler begangen, daß sie die Verbindungslinien mit den Schäßen der Vergangenheit Chinas, die in den Klassikern niedergelegt sind, nicht zu ziehen verstanden. Das ist für ihren Einfluß verhängnisvoll geworden und gibt zu denken für die Art, wie das Christentum sich auswirken muß. Es wird, wenn es Volksreligion werden soll, lernen, die Schäze des alten China dem Volke zu erhalten und mit den christlichen Gedanken zu verbinden.¹⁾

In weit stärkerem Maße jedoch erweist sich das Volkserbe als hemmend und gefährlich für das Christentum der jungen Bekennner. Der Animist bringt seine animistischen Seelenvorstellungen, seine fatalistische Denkweise, seinen Mangel an Willenskraft und Verantwortlichkeitsgefühl mit. Dem Hindu haftet auch nach der Befahrung noch die Wertschätzung des Unpersönlichen, der Mangel an Verständnis für Geschichte,²⁾ die Überordnung des Denkens über das Handeln und Wollen an.³⁾ Sein Pantheismus wird auch auf seinen Glauben noch abfärben. Er ist in Gefahr, den Glauben in Kontemplation aufzulösen. Von Heiligkeit gewinnt er schwer die christliche Vorstellung. Die Kastenunterschiede hemmen die Entfaltung der christlichen Liebe. Das im Karma grausam sich

1) Hackmann, Der Buddhismus in China, Korea und Japan, S. 36 f.

2) „Geschichte ist für den Hindu gleich Kaviar, und ein ihm dargebotener Glaube, der sich auf historische Tatsachen gründet, auf die sich seine Grundwahrheiten direkt stützen, ist schon bei seinem Anfang ernstlich bedroht.“ „Das größte intellektuelle Hindernis ist unzweifelhaft der Mangel an historischem Sinn und an Sinn für Realitäten. Die einzige Realität für den indischen Geist ist geistiges Leben; Tatsachen sind nur zufällige Erscheinungen. Ein Gedanke hat größeren Wert als eine Tatsache“ (W. M. C. IV., S. 166 f.).

3) „Für den okzidentalischen Geist ist wirklich, was existiert; für den Geist des Hindu ist wirklich, was er sich denkt“ (Stosch, A. M. B. 1891, S. 270).

auswirkende Kausalitätsprinzip stellt sich verdüsternd vor das christliche Gottesbild. Das väterliche Erbgut erweist sich auf der einen Seite als förderlich, wenn es gepflegt und veredelt wird, andererseits als lockende Hemmung. Die volkliche Eigenart und Vergangenheit stellt dem christlichen Leben die Aufgaben und dem christlichen Denken die Probleme. Gilt es auf der einen Seite bestimmte Gefahren, die gerade diesem Volke drohen, zu meiden, so sind andererseits positive Güter dem Christentum zwar nicht zuzuaddieren, wohl aber zu assimilieren. Wenn auch noch nicht in der ersten christlichen Generation, so tauchen doch später synkretistische Neigungen auf. Darum müssen sofort die Weichen richtig gestellt werden.

Vor der Aufgabe der Auseinandersetzung mit dem Schatz einer reichen Vergangenheit stand als erste die jüdenchristliche Gemeinde. Es ist des Apostels Paulus Verdienst, konsequenter als die anderen Jünger, als diese vor der Inventur noch zurücksehuten, vom neuen Glauben aus den mitgebrachten Besitz durchgeprüft und scheidend oder verbindend an der Gabe und Person Christi abgewogen zu haben. Beim Judenchristen lag die Sache schwieriger als beim bekehrten Heiden, der in seiner von Gott losgelösten Vergangenheit bereitwillig Irrtum und Fehlentwicklung erkennt, während der christliche Jude aus einer von Gott geoffenbarten Religion herkommt und kritische Prüfung ihm als Pietätlosigkeit, wenn nicht Sünde gegen den Offenbarungsgott, erscheinen könnte. Es mußte eine Zertrümmerung des jüdischen Frömmigkeitsideals vor ausgehen (Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer), ehe Paulus, Lüherer und scharfschauender als die Genossen, es wagen konnte, das in Christo empfangene Neue zum Alten in Beziehung zu setzen und die Religion der Väter mit dem neuen Lichte zu durchleuchten. Auch als Christ ist er stolz darauf, dem Volke Gottes mit seinen Heilsgütern anzugehören (Röm. 9, 3ff.; 2. Kor. 11, 21f.; Phil. 3, 4f.), das nun einmal nach Gottes Bestimmung der Träger der Offenbarung sein durfte (Röm. 3, 2). Daß das gottbegnadete Volk in seiner Mehrzahl sich verstözt, wird ihm zu schwerem Anstoß. Denn was Gott einmal geredet hat, bleibt bestehen, kein Tüttelchen vom Bund und Gesetz kann hins fallen. Wie Paulus im Alten Testamente lebt, zeigen seine Briefe mit ihren

reichen Hinweisen auf alttestamentliche Gottesworte und Geschichte. Die Gottesgnade in Christo hat ihre Wurzeln im alten Bund. Daß die Briefe verhältnismäßig wenig von der erfüllten Weissagung reden, hat seinen Grund in den größtenteils heidenchristlichen Lesern, für welche dieser Beweis nicht die Zugkraft hatte wie etwa für die Leser des Hebräerbriezes oder die Gemeinde des Matthäusevangeliums.

Es bedeutet keinen Mangel, daß Paulus auch als Heidenmissionar in seiner Gedankenwelt jüdenchristliche Betrachtungsweise vielfach beibehält. Nur auf Kosten der Originalität könnte ein Missionar seine Herkunft verleugnen. Die Geschichte der Menschheit ist für Paulus die Geschichte des jüdischen Volkes mit den Haupttypen Adam, Abraham, Moses. Die Begriffe, in welche seine Bekündigung gefaßt ist, gehören großenteils der alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte an und sind Griechen nicht ohne weiteres verständlich. Die Formen, in denen er das Kommen des Gottesreiches vom Himmel auf die Erde und die Wiederkunft des Messias schaut, sind der jüdischen Erwartung entlehnt. Die Rechtfertigungslehre kann ihren jüdischen Untergrund nicht verleugnen. Der gläubige Christ ist ihm der wahre Jude, der wahre Nachkomme Abrahams (Röm. 2, 28f.; 4, 10f.; cf. die Parallele Joh. 8, 39. 42).

Ein Vergleich mit Philo ergibt, daß es ein Vorzug ist, wenn Paulus im Boden des echten Judentums wurzelt. Philo will Philosophie und jüdische Frömmigkeit vereinigen, wobei letztere die Kosten bezahlt. Er legt in die griechische Philosophie mosaïsche Gedanken hinein und in das mosaïsche Gesetz philosophische Ideen. Moses wird zu einem Philosophen. Wie wenig wird er mit dem hineingetragenen Dualismus zwischen Gott und Materie der erhabenen alttestamentlichen Vorstellung von Gott und seiner Offenbarung gerecht. Paulus deutet das Alte Testament nicht um, ehe er es dem Christenglauben gegenüberstellt. Er begreift beides, daß im Alten Testamente Gottes Offenbarung vorliegt, die ewig Geltung behält, und daß doch von Christus aus ein neues Verständnis für den ersten Bund als einen in seiner Hinführung auf Christus über sich selbst hinausweisenden gewonnen werden muß. Von allen Aposteln versteht er am besten Jesus, der diese beiden Gedankenreihen aus-

spricht, wenn er sagt: Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Einerseits: Es wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe vom Gesetz (Matth. 5, 18), und andererseits: Ich aber sage euch.

Der ehemalige Pharisäer erfäßt den christlichen Glauben in alttestamentlichen Kategorien. In Jesus sah er zunächst den Messias. Er hat wie alle ernsten Juden seiner Zeit ein Idealbild des Messias in sich getragen, das in lebhafte apokalyptische Farben getaucht war. Aber bald korrigierte er sein Phantasiegemälde an dem Christus, welcher der Erneuerer seines Lebens, seine Rechtsfertigung und Heiligung wurde. Das, was für die Züge seines Christusbildes bestimmend wird, ist das innere Erlebnis. Die lebhafte eschatologische Erwartung wird ihm Postulat des Glaubens, der dauernde Verbindung mit Christus verlangt. Das religiöse Erlebnis führt den Apostel hoch hinaus über das bei seinem Volke beliebte Bild von dem Befreier und Herrscher, von dem man die Heraufführung des goldenen Zeitalters für Gottes Volk forderte.

Riesengroß stand vor dem christlichen Juden die Frage nach der Wertung des Gesetzes. Wir können in Pauli Briefen verfolgen, wie dies Rätsel ihn aufs tiefste beschäftigte. Zunächst steht ihm fest: das Gesetz ist Offenbarung des Gotteswillens, daher gut und heilig; aber es wird nicht gehalten, kann nicht gehalten werden und ist nicht als Rettungsmittel gegeben; damit weist es über sich hinaus. Es ist ein Erziehungsmitel, es sollte Israel wie unter einem Pädagogen während der Zeit der Unmündigkeit leiten (Gal. 3, 24; 4, 3), bis die Zeit der Freiheit käme. Ein andermal sagt er: Durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde (Röm. 3, 20; 7, 7); einmal wagt er die paradoxe Behauptung: Am Gesetz entzündet sich die Lust zur Übertretung (Röm. 4, 15; 7, 8); so ist es Aufgabe des Gesetzes, die Sünde zu mehren und die naiv begangene Sünde zur bewußten Übertretung des heiligen Gotteswillens zu steigern, ihr häßliches Angesicht zu entfleieren (Röm. 7, 9, 13; 5, 20). Christus ist des Gesetzes Ende (Röm. 10, 4). Gnade und Gesetz, Glaubensgerechtigkeit und Gesetzesgerechtigkeit stehen im Gegensatz (Röm. 3, 21 ff.).¹⁾ Er stellt Moses Jesus gegenüber,

1) Vergl. die Parallele bei Johannes: Das Gesetz ist durch Moses gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesus Christ worden (Joh. 1, 17).

dem Vertreter des alten Bundes den des neuen, den belebenden Geist dem ertötenden Gesetzesbuchstaben (2. Kor. 3, 7ff.). Es ist das durch „Glauben“ wiedergegebene Herzensverhältnis zu Gott durch Jesus, von dem aus helles Licht auf die alttestamentlichen Erziehungsmittel und Güter fällt. Der Glaube hebt das fordernde und richtende Gesetz innerlich auf; er macht das alte Bundeszeichen, die Beschneidung, hinfällig (Röm. 2, 25ff.; 1. Kor. 7, 19; Gal. 5, 6; 6, 15), schafft das Opfer ab, setzt alle Mittler außer Jesus aufs Altentheil. Schon die alttestamentlichen Frommen (Abraham, David) schätzten Gnade und Glaube über Gesetz und Tun. Abraham, das Frömmigkeitsideal der Israeliten, führte ein Glaubensleben, ehe es noch ein Gesetz gab. Paulus wagt es, ihn den Vater, das Vorbild aller Gläubigen zu nennen (Gal. 3, 7; Röm. 4, 11f.).¹⁾ Die vergebende Gnade Gottes in Christo macht der Apostel klar an dem Bilde des Deckels der Bundeslade (Röm. 3, 25).

Es ist für den Missionar lehrreich, auf wie viel Unverständ und Widerstand Paulus bei der Abrechnung mit dem Alten Testamente, insonderheit mit dem Gesetz, bei seinen christlichen Landsleuten stieß. Es ist nur wenigen gegeben, in so schwierige Probleme, wie die Auseinandersetzung mit dem väterlichen Erbgut sie mit sich bringt, klar und folgerichtig zu sehen. Die Menge neigt immer zu Halbhheit und ungenügenden Kompromissen. Wir müssen uns also darauf gefaßt machen, daß in China, Japan, Indien und je länger je mehr auch bei animistischen Völkern das christliche klare Denken mit seiner scharfen Scheidung zwischen Einst und Jetzt bei der urteilschwachen christlichen Menge auf Widerstand stoßen wird. Nie darf entscheidend sein, was die Menge will und billigt. Der engherzigen Judaischen wird es immer und überall mehr geben. Wenn dann nur Gott Männer mit der Geisteskraft eines Paulus aus den christianisierten Völkern heraußholt, die mit Vollmacht die Abrechnung vollziehen.

Die Hauptschwierigkeit lag für den Christ Gewordenen in der Tatsache des Todes Christi, die dem Juden zum schweren Ärgernis, dem Judenchristen zum brennenden Problem werden

1) So auch im Johannesevangelium, cf. 8, 39 (die echten Abrahamskinder); Paulus führt nur Jesu Andeutungen aus.

mußte. Jesu Kreuzestod ist der Angelpunkt des paulinischen Denkens, denn der Gekreuzigte und Auferstandene ist das Heil der Welt geworden. Von verschiedenen Seiten sucht Paulus der Frage beizukommen. Bald sieht er im Tode Jesu einfach einen Liebeserweis Gottes (Röm. 5, 8; Eph. 5, 2. 25; Gal. 2, 20), bald ein Opfer oder die Verurteilung der Sünde (Röm. 8, 3; 2. Kor. 5, 21), das Absterben für das Gesetz (Gal. 4, 4), die Vollendung des Berufsgehrsam (Phil. 2, 8), das Ende der alten Menschheit (Röm. 5, 12ff.), die Sühne oder Versöhnung, durch Gott gewirkt (2. Kor. 5, 18f.; Röm. 5, 10f.; Eph. 2, 16; Kol. 1, 22, anschließend an Matth. 20, 28). Jesus wurde durch den entehrenden Tod am Kreuz zum Verfluchten, zur Sünde (Gal. 3, 13), die er so stellvertretend trug und beseitigte. Für das rettende Tun Gottes, der den gläubig zu ihm kommenden Sünder in Gnaden annimmt, braucht Paulus den Ausdruck Rechtfertigung.

Die paulinische Auseinandersetzung mit Judentum und Judaismus ist für die Heidenmission nicht nur interessant als historisches Dokument, aus dem man lernt, sie beansprucht überall da eingehende Beachtung, wo sich ähnliche Entwicklungen vollziehen. In rein heidenchristlichen Gemeinden werden manche Gedankengänge des Römer- und Galaterbriefes noch wenig verstanden, weil sie Situationen beleuchten, die, zunächst wenigstens, unbekannt sind. Wo aber, wie das leider ihre Gelegenheit ist, die römische Propaganda sich in die evangelischen Missionsgebiete ein drängt, da gewinnen jene Ausführungen Leben und Bedeutung. Dann muß aus dem Evangelium heraus die Unhaltbarkeit der Werkgerechtigkeit, die Nichtigkeit umständlichen Zeremoniells entwickelt und die rettende Kraft des Glaubens an den, der den Sünder in Gnaden annimmt, weitausholender beleuchtet werden, als es gegenüber dem naiv glaubenden, von der Gnade überwältigten Heidenchristen zunächst angebracht scheint. Ist es doch auf vielen Missionsgebieten heute eher angezeigt, mit dem Ernst des Jakobusbriefes den Finger darauf zu legen, daß der echte Glaube sich tätig auswirken muß. Am kräftigsten und gefährlichsten lebt die judaistische Verführung wieder auf im Mohammedanismus, der die Religiosität in das äußere Verhalten verlegt und damit für Heiden

und schwache Heidenchristen zu einem verführerischen Tertum wird. Da ist der Galaterbrief die beste Quelle der Belehrung.¹⁾ „Eine Fülle judaistischer Fräumer, die wir vielleicht als eine abgetane Sache anzusehen uns heute gewöhnt haben, lebt im Islam fort und hält in neuem Gewand Einzug bei den Völkern. Dadurch wird z. B. der Kampf, den Jesus gegen den Pharisäismus führte, und die lichtvolle Ausscheidung aller christushindernden Gesetzlichkeit, welche das Lebensanliegen eines Paulus war, auch uns aufgenötigt. Auch der Mohammedaner sagt uns, was der Jude so gern einem Paulus zurief: Wir sind die Gewissenhaften, ihr seid die Leichtsinnigen.“²⁾ Wenn auch in den meisten heidenchristlichen Gemeinden zur Zeit des ersten Glaubens die Versuchung zur Abirrung weniger in der Richtung selbstgerechter Werkgerechtigkeit liegt, so werden doch im Laufe der Geschichte nominalistische Missverständnisse nicht ausbleiben. Denn der natürliche Mensch hat immer das Bestreben, sich vor Gott durch Verdienste zu decken. Die Überschätzung der guten Werke in der römischen Kirche beweist ebenso wie der auf seine Sittengebote stolze Mohammedanismus und der moralistische Konfuzianismus, daß mit der reichlichen Ermahnung zum Gutestun keineswegs die ethische Leistung gesteigert wird, sondern nur der Hang zum Ritualismus, weil die Kraftquelle des Guten, Gott, in den Hintergrund gerückt wird und Früchte erwartet werden, wo die Wurzeln fehlen. So werden die scheinbar auf kleine Kreise beschränkten Kämpfe Pauli mit den Judäisten, in denen er des Heidenchristen Besitz oft mit Waffen aus jüdischen Arsenalen gegen jüdische Verführer verteidigt, der Heidenmission und Mohammedanermission zu nie überholten Vorbildern.

Bei einem Nachdenken wird es nicht befremden, daß gewöhnlichen Heidenchristen das den Juden verständliche Bild von der Rechtfertigung wenig sagt; es hat die Schulung am Gesetz und die Fragestellung: Wie werde ich vor Gott gerecht? zur Voraus-

1) „Im Kampf der apostolischen Zeit mit dem Judentum haben wir im Prinzip denselben Kampf, wie er heutigen Tages von unseren Missionaren in den Ländern des Islam geführt wird, der den Kern des Judentums in arabische Länder verpflanzt hat“ (W. M. C. IV., S. 216 f.).

2) Simon, Islam und Christentum, S. 467.

sezung.¹⁾ Luther, der es mit ähnlichen Gegnern wie Paulus zu tun hatte, und selbst durch eine gesetzliche Periode hindurchgegangen war, konnte in dieser Formel die zentrale Wahrheit des Evangeliums zusammenfassen und sie zum Lösungswort gegen die römische Werkgerechtigkeit, den Schaden seiner Zeit, erheben. In ähnlichen Lagen wirkt dieser Begriff in seiner pointierten Formulierung klärend. Wenn in Christengemeinden, deren Glieder aus dem Islam gekommen sind, gesetzliche Neigungen naiv mitgebracht werden, dann wird dieses Trutz- und Schutzbudogma lebendig und belebend. „Viele schleppen ihre Hoffnung auf die Verdienstlichkeit mit in das Christentum hinein. Wir bemerken unter den Mohammedanerchristen immer wieder die Neigung, die christliche Ordnung, die Sonntagsfeier, das Gebet vor dem Essen, den Besuch des Gottesdienstes, besonders auch den Besuch des heiligen Abendmahls als eine Leistung anzusehen, die Gott lohnen müsse. Es ist das sehr begreiflich. Der Islam hat das Vertrauen auf die menschliche Leistung, das beim natürlichen Menschen immer Resonanz findet, tief ins Herz gegraben.“²⁾

Gottes Leitung hat die apostolische Missionsepoke zu einer typischen gemacht, in der schon die meisten der Gegner und Kräfte die Bühne betraten, welche später Kirche und Mission immer wieder beschäftigten. Als die den unersahnen Heidenchristen in mancher Beziehung überlegenen Judäisten die evangelische Wahrheit trüben wollten, stellte ihnen der Herr der Kirche einen Lehrer gegenüber, der ähnliche Klippen selbst hatte umschiffen müssen und die Versuchungen, die an den Judentochristen herantraten, selbst niederge rungen hatte. Die lockendsten Verführungen, die den jungen Gemeinden drohen, stammen nicht immer aus dem feindlichen Lager des umgebenden Heidentums. Heute haben die Christengemeinden Indiens und Japans ihre schlimmsten Feinde an den modernen Ideen des Westens. In solchen Lagen zeigt es sich, daß es doch gut ist, wenn ein überlegener europäischer Missionar, dessen Wirksamkeit sonst durch die innere Distanz von den Eingeborenen mancherlei Hemmungen erfährt, Führer der jungen Kirche ist. Er ist nach allen

1) Der Ausdruck Rechtfertigung „ist die christliche Antithese gegen die jüdische Verkehrung des Grundverhältnisses des Menschen zu Gott“ (Feine, S. 59).

2) Simon, Islam und Christentum, S. 427, Anm. 3.

Seiten hin gewappnet und erkennt den Feind, wo die harmlosen, unerfahrenen Heidenchristen vielleicht Freunde zu sehen wähnen. Es ist allgemeine Erfahrung, daß junge Christen damals wie heute allzuleicht der Verführung durch Irrlehrer anheimfallen. Würden sie dann nur von vertrauensseligen eingeborenen Seelsorgern beraten, dann könnte heillose Verwirrung die Folge sein, wie man an der äthiopischen Bewegung und an heidenchristlichen Kirchen, die sich ganz überlassen sind, beobachten kann. Ein durch größere Einsicht ausgezeichneter, an den Erfahrungen der Kirchengeschichte geschulter Missionar, der vielleicht selbst durch Zweifel sich hat durchringen müssen, ist dann am Platze und kann mit unbefangenem Blick das Lautere vom Unlauteren, das Gesunde vom Schädlichen scheiden.

Es könnte auffallen, daß Paulus in seinen vornehmlich an Heidenchristen adressierten Briefen so reichlich das Alte Testament verwertet. Hat denn nach der Zeit der vollen Offenbarung Gottes in Christo das Alte Testament neu entstehenden Kirchen noch etwas zu geben? Man könnte meinen, daß man mit einem Gang durch den alttestamentlichen Vorhof dem Heiden und Christen den Weg zu Christus erschwere. Hier sind wieder die Erfahrungen der neueren Heidenmission lehrreich. Der Missionar entdeckt in Predigt und Unterweisung, daß eine Fülle alttestamentlicher Gestalten und Gedanken den notwendigen Unterbau der neutestamentlichen Offenbarung bilden: die Botschaft von der Schöpfung und Weltregierung durch Gott, von Sündenfall und Gesetzgebung, die Erlebnisse der Patriarchen mit Gott und die des israelitischen Volkes geben dem Heiden und Heidenchristen die Bausteine zur Gotteserkenntnis, durch sie bekommt für ihn der erste Artikel Inhalt und Farbe; durch sie gewinnt er das Gottesbild, das den Gliedern der alten Christenheit längst innerer Besitz geworden ist. Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit, Langmut, daß er den Menschen zugänglich, ihr Freund, nicht weltentrückt ist, daß er Gebete erhört, daß er die Sünde strafft und dem Reuigen vergibt, Mitleid hat mit menschlicher Schwachheit, das alles und noch viel mehr geht dem Heiden auf durch die alttestamentlichen Geschichten.¹⁾ Jesus würde ihnen ohne diesen propädeutischen Anschauungsunterricht kaum verständlich. Ein Volk findet in

1) Lebenkräfte, S. 243 ff.

dieser, ein anderes in jener Periode der Offenbarungsgeschichte, was ihm zeitweise vor allem heilsam ist. Im Anfang der Verkündigung werden die Geschichten der ersten Blätter der Bibel hohes Interesse; sie stürzen das gesamte bisherige Welt- und Gottesbild um. Für Andere gewinnen das Gesetz, die Psalmen, die Propheten Bedeutung. Bei Vernachlässigung des Alten Testaments würde in der Heidenchristenheit das volle Verständnis für die neutestamentliche Offenbarung nicht gewonnen. Den Heidenchristen prägt sich die Bilderschrift des alten Bundes tief ein. Predigt und Unterricht werden sie stets mit Gewinn für die Entfaltung des christlichen Lebens verwerten. So werden den Lernenden die neutestamentlichen Hinweise auf die alttestamentliche Offenbarungsgeschichte zu erwünschten Erläuterungen und Ergänzungen ihrer christlichen Erkenntnisse.¹⁾ Dies alles um so mehr, als sich durch das gesamte alttestamentliche Gotteswort wie ein roter Faden hindurchzieht der Kampf gegen das versuchliche Heidentum Agyptens, Kanaans, Assurs und Persiens.

Nicht nur für den Heidenprediger, der Haken sucht, an die er seine Botschaft anhängen kann, sondern erst recht für den Gemeindespädagogen und für die geförderten eingeborenen Christen erhebt sich die Aufgabe, Fäden zu knüpfen zwischen der großen Gabe Christi und dem Volksempfinden, seinem Denken, Suchen, Fragen. So weit tunlich, muß die christliche Lehre Form und Farben dem Vorrat jedes Volkes an Bildern, Vorstellungen, Begriffen entnehmen. All unser Reden und Denken vom Übersinnlichen bedient sich der Bilder, welche die Umgebung unserem Geiste darreicht. Mit ihnen allein können wir das Geistliche vergleichsweise uns vorstellig machen und Anderen davon reden. So muß der Lehrer der Heiden die Denksormen dem kultischen, sozialen, ethischen Bildervorrat seiner Pfleglinge entlehnen. Er hat sich davor zu hüten, daß er nicht den ihm geläufigen, jenen fremden Bilderlasten aufstut. Paulus stand freilich nicht wie die Missionare der Neuzeit scharf ausgeprägt

1) Ein heidnischer Chines, der fleißig im Neuen Testament geforscht hatte, kam zu einem Missionar mit der Bitte, er möchte ihm doch auch das andere Buch geben, von dem das Neue Testament rede, und das ihm zum Verständnis nötig sei.

ten Religionen, sondern einer Mischung von Gedanken und Formen gegenüber, die der Originalität und Kraft entbehrte. Zudem nötigten ihn die judaistischen Gegner, die von ihnen beliebten Kategorien auch in die jungen Gemeinden hineinzutragen. Aber er bemüht sich, Bilder und Formen der Welt seiner Christen zu entnehmen, um ihnen die Gottesbotschaft aus ihrem Anschauungskreise heraus nahezubringen. Jesus entnimmt seine Bilder teils der Natur, teils den einfachsten, sich überall und immer gleichbleibenden menschlichen Verhältnissen. Paulus ist ein Kind der Stadt, er hat auf vielen Reisen vielerlei gesehen, was ihm zur Veranschaulichung seiner Gedanken dienen kann, das Rechtsleben, die Spiele, Soldatenstand, Sklaverei, Bauwesen, Handwerk, Handel. Es ist nur natürlich, daß er in Griechenland die Kampfspiele der Arena zum Gewand seiner ernsten Gedanken wählt (1. Kor. 9, 24ff.; 2. Tim. 4, 7); des Siegers Krantz wird ihm zum Bilde der vollendeten Gottesgabe im Himmel (Phil. 3, 14), des Christen Leben zum Kampf (Eph. 6, 10ff.; 1. Thess. 5, 8; 1. Kor. 9, 7; 2. Kor. 10, 3ff.; Phil. 2, 25; 1. Tim. 1, 18; 2. Tim. 2, 3ff.). In einer Umgebung, wo man fortwährend die Sklaverei mit ihrem Elend vor sich hatte, lag es nahe, den der Sünde Verpflichteten als Sklaven zu bezeichnen (Röm. 6, 16. 20; Gal. 4, 1f.; 5, 1; Tit. 3, 3; cf. Joh. 8, 34), auch als Sklaven der Göthen (Gal. 4, 8f.), und die Befreiungstat Jesu begreiflich zu machen als die Loskaufung aus der Sklaverie der Sünde (Röm. 6, 17. 22) und des Gesetzes (Gal. 4, 5; 5, 1). Deizmann erinnert an die damalige Sitte der safralen Sklavenbefreiung. Man konnte einen Sklaven in der Weise freilassen, daß man ihn fiktiv von einer Gottheit kaufen ($\alpha\gammaοράζειν$) ließ. Der Herr kam mit dem Sklaven in den Tempel, verkaufte ihn dort dem Gott und erhielt aus der Tempelflasche den Kaufpreis, den der Sklave vorher aus seinen Ersparnissen hinterlegt hatte. Damit wird der Sklave Eigentum des Gottes, sein Schützling; seinem bisherigen Herrn gegenüber ist er nun ein Freier.¹⁾ An diesen Brauch knüpft Paulus an, wenn er sagt, daß

1) A. Deizmann, Licht vom Osten, S. 240 ff. Eine solche Loskaufsurkunde lautet: „Es verkaufte N. N. dem Pythischen Apollon einen männlichen Sklaven, namens X. Y., um einen Preis von soundsoviel Minen, zur Freiheit (oder unter der Bedingung, daß er frei ist)“.

Christus uns freigekauft hat: Um einen Preis hat uns Christus gekauft (1. Kor. 6, 20; 7, 23), zur Freiheit seid ihr berufen (Gal. 5, 13). Die Befreiten können nicht mehr Sklaven der Menschen werden, weil sie Christusläden, in die Sklaverei Gottes, der Gerechtigkeit gekommen sind (Röm. 6, 18, 22). Nun ist der Losgekaufte ein ἀπελεύθερος χριστός, ein Freigelassener des Herrn (1. Kor. 7, 22), oder Christusläde (Gal. 1, 10; Eph. 6, 6).¹⁾ Auch das Bild von der Durchstreichung der Schuldhandschrift ist dem Rechtsleben entnommen (Rö. 2, 14).²⁾

Man kann überall da, wo Sklaverei besteht, das Verhältnis zur Sünde und zum Teufel nicht anschaulicher einkleiden als in diese Bilderreihe. Sklavische Furcht ist die Folge der Gottentfremdung (Röm. 8, 15), kindliches Vertrauen die Gabe Gottes. Welch einen bezaubernden Klang hat für den Götzendiener, dessen Leben durch Furcht verdüstert ist, die Botschaft von der Freiheit! Statt Sklaven sind sie nun Kinder. Der Apostel malt das neue Verhältnis zu Gott gern als Kindesannahme, Adoption (*πιοθεσία*), aus (Röm. 8, 14f. 17; Gal. 4, 5f.). Das kam damals oft genug vor, und jedermann verstand das Bild. Mit der Adoption ist Einsetzung in die Kindesrechte verbunden (Röm. 8, 17); die Kinder Gottes sind damit Erben der göttlichen Herrlichkeit, Mäterben Christi, des erstgeborenen Sohnes. Unter Völkern, wo Adoption Sitte ist, wird dies Bild das neue Verhältnis zu Gott anschaulich machen (China).

Auch Versöhnung und Sühne sind juristische Bilder, die wohl

1) „Volkstümlicher konnte er den armen Heiligen zu Korinth, unter denen sicher Sklaven waren, Werk und Wirken des Herrn nicht illustrieren“ (a. a. O., S. 247). — Eine an solchen Loskauf erinnernde Sitte besteht in Zbu (Afrika). Dort hat ein mißhandelter Sklave das Recht, sein Verhältnis zu dem harten Herrn durch Anrufen eines der großen Fetische zu lösen. Er sucht dessen Priester auf und bittet den Fetisch, ihn als seinen Sklaven anzunehmen. Nachdem ihn der Priester mit Weihwasser besprengt hat, ist er tatsächlich frei und kann gehen, wohin er will, sofern er es nicht vorzieht, Sklave des Priesters zu werden, was gewöhnlich der Fall ist (Flügel, Das Ich und die sittlichen Ideen, S. 242; nach Globus 1890, S. 124).

2) Wenn Paulus sagt, daß Christus die Schuldhandschrift ans Kreuz genagelt habe, so deutet er damit vielleicht auf einen Brauch hin, der bei der Tilgung einer Schuldhandschrift vorgenommen wurde, indem sie kreuzweise durchstrichen wurde (Deissmann, a. a. O., S. 250).

überall verstanden werden. Von Sühnen und Versöhnungen war in den orientalischen Kulten viel die Rede, und auch die Religionen Afrikas und anderer Völker kennen das Bedürfnis, die beleidigte Gottheit durch Gaben und Bittgebete zu versöhnen. Freilich gibt das Evangelium dem Bild einen neuen Inhalt, wenn es, entgegen aller bisher bekannten Versöhnungspraxis, Gott den Versöhnenden sein läßt, den, der das menschlicherseits verschuldete Missverhältnis durch einen Gnadenakt ändert.

Zu allen Zeiten haben heidnische Religionen Opfer dargebracht, welche entweder als Gabe an die zu beschwichtigende oder gewinnende Gottheit gedacht sind, oder als Mahlzeiten, in denen die opfernden Menschen die Geister oder Götter zur Teilnahme am Mahle, dem Medium der Gemeinschaft, einladen. Wir finden dieses scheinbar so brauchbare Bild von Paulus wenig verwertet. 1. Kor. 5, 7, wo Christus das für uns geopferte Osterlamm genannt wird, handelt es sich um eine Erinnerung an den jüdischen Kult. 1. Kor. 10, 16—21 wird auf das heidnische Opfer als gemeinsame, verbindende Mahlzeit (des Teufels Tisch) im Gegensatz zum Abendmahl, als die Gemeinschaft mit Christus besiegt, angespielt. Eine Erinnerung an das Opfer ist es auch, wenn es von Jesus heißt, daß er sich für uns hingegeben habe Gott zu einer Gabe und zu einem süßen Geruch (Eph. 5, 2). Die heidnischen Opfer der damaligen Zeit schienen Paulus wohl so inhaltsleer, daß er sie als Spaliere für christliche Gedanken unwert fand. Heute wird sich ein Missionar den Opferbegriff für seine Verkündigung nicht entgehen lassen, indem er Christus als das vollkommene Opfer gegenüber den ärmlichen und vergeblichen Opfern des Heidentums darstellt.¹⁾

Viele heidnische Religionen suchen Mittler, da die Gottheit in unerreichbarer Ferne thront und die Geister leicht zu verletzen sind. Bei Paulus kommt dieses Wort (abgesehen von Gal.

1) Auf eine charakteristische Schwierigkeit stößt die Vorstellung von dem sich für die Menschheit opfernden Gottessohn bei den Japanern. Der Gedanke des Sichaukopfers ist bei ihnen hoch entwickelt. Daß ein Untergebener für einen Vorgesetzten leidet oder stirbt, kommt häufig vor als Äußerung der ritterlichen Vasallentreue; aber die Vorstellung, daß ein Höherstehender für einen unter ihm Stehenden leiden oder sterben soll, liegt völlig außerhalb ihrer Gedankenwelt; dergleichen ziemt sich einfach nicht (W. M. C. IV., S. 106).

3, 19f., wo es sich nicht auf Christus bezieht) nur einmal vor (1. Tim. 2, 5): ein Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus (der Gedanke ohne das Wort in Röm. 8, 26: der Geist vertreibt uns; vergl. 1. Joh. 2, 1, der Fürsprecher, und die Stellen vom Parakleten im Johannes-Evangelium). Es liegt im Wesen des Heidentums, daß es Mittler sucht, da die Fühlung mit Gott selbst verloren ist. Wo kein persönliches Verhältnis zu Gott vorhanden ist, schiebt man zwischen sich und Gott, dem man aus dem Wege gehen möchte, Mittelpersonen, seien es Engel oder Heilige oder Priester. Auf diesem Bedürfnis beruht die Macht der Priester in fetischistischen und auch höheren Religionen. Wo der Missionar ein ausgebildetes Priestertum vorfindet, wird er Werk und Bedeutung Christi als des einzigen gültigen, vermittelnden Priesters, der jede weitere Vermittlung überflüssig macht, darstellen können, ähnlich wie der Hebräerbrief diesen Begriff auf Christus anwendet, mit dem jede weitere Mittlerschaft aufhört.

In vielen heidnischen Religionen wird der Mittlergedanke gut verstanden. Der König der Barotse, der über das Leben seiner Untertanen willkürlich verfügte, hatte einen Minister, dessen Aufgabe es war, den Zorn des Königs zu besänftigen. Wenn er einen Gefährdeten in seine Hütte aufnahm, war dieser geborgen.¹⁾ Wie

1) Schlunk, Coillard, S. 123. Von den Bantuämmen in der Nähe von Livingstonia wird berichtet, daß sie die Notwendigkeit eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen fühlen. In der Form des dort heimischen Gebetes bittet der Bettsteller den Geist eines Verwandten A, daß er zu B (dem Geist von As Vater) beten möge, daß er zu C (dem Geist von Cs Vater) beten möge, damit dieser zu dem großen Gott spräche (W. M. C. IV., S. 27). — Ein Evangelist der Schambala erinnerte seine Christen an ihre frühere Sitte, bei einem Rechtsstreit dem Häuptling eine Ziege zu bringen. „Heute müssen wir eine Silbertrupie aufs Bezirksamt bringen, wenn wir wollen, daß ein Prozeß geführt wird. In der alten Zeit habt ihr Opfer gebracht, habt Schafe und Ziegen geschlachtet, um eure Ahnen zu versöhnen, habt Zauberhütten gebaut und zu den ledernen Opferstaschen gebetet, aber hat euch das geholfen? Seht, jetzt ist die neue Zeit da! Wie ihr zum Bezirksamtmann nicht kommen dürft ohne die neue Rupie, so ist es bei dem lebendigen Gott auch. Mit den alten Opfern und Bräuchen können wir nicht kommen. Aber das Silberstück ist da, Jesus, der Sohn Gottes, den er für uns gesandt hat. Haben wir den, dann werden wir angenommen, dann sieht Gott unsere Schuld nicht an; denn Jesus hat uns durch seinen Tod mit Gott versöhnt“ (E. M. M. 1912, S. 401).

plastisch werden diesen Leuten die vom Born Gottes redenden Bibelstellen, und wie leuchtet es ihnen ein, daß Jesus als Mittler vom Born Gottes errettet (Röm. 5, 9; 1. Thess. 1, 10; Eph. 2, 3). Hoffmann erzählt von Neuguinea: Wenn die Papua vor einen Beamten der Compagnie zitiert wurden, zitterten sie vor Angst; konnten sie sich doch nicht mit ihm verständigen und fürchteten, dem Europäer gegenüber den Kürzeren zu ziehen. Da wandten sie sich gern an den Missionar und atmeten auf, wenn dieser bereit war, mit ihnen zu gehen und ihr Fürsprecher zu sein. Wenn Hoffmann an der Hand dieser Parallele seinen Papua Jesus als den Fürsprecher beim Vater ausmalte, der für uns eintritt, so daß wir uns nicht mehr zu fürchten brauchen, durfte er sicher sein, verstanden zu werden. Auch der Mohammedaner hat ein lebhaf tes Bedürfnis nach einem Führer, der ihm vor Gott hilft, wie er das von Mohammed erwartet.¹⁾

In jener Zeit der Religionsanleihen hielt man viel von Reinigungen und Waschungen, die symbolisch die Reinigung des Herzens veranschaulichen sollten. Es ist wohl möglich, daß Paulus an solche Rituale gedacht hat, wenn er von der Abwaschung in der Taufe spricht (1. Kor. 6, 11; Tit. 3, 5); doch ist das auch alttestamentliches Bild (Psalm 51, 4. 9; Jes. 4, 4; Jer. 4, 14). Selbst da, wo man keine rituellen Waschungen kennt, wird das Bild verstanden.

Der Gegensatz von Fleisch und Geist, von innerem und äußerem Menschen, war den Hellenisten seit Plato geläufig. Da die Gegenüberstellung auch im Alten Testamente beliebt ist und von Jesus in tieferem Sinne gebraucht wird, ist es nicht nötig anzunehmen, daß Paulus durch die Berührung mit griechischer Philosophie zu seinen entsprechenden Gedankenreihen angeregt ist. Man muß sich wundern, daß der große Missionar die platonische Gedankenwelt nicht mehr heranzieht. Sie lag so verführerisch nahe.²⁾ Wenn wir heute in Indien es für unsere Pflicht halten, die Irrgänge der Vedantaphilosophie gründlich zu studieren und uns mit ihrem populären Niederschlag bekannt zu machen, so vermissen wir ähnliches

1) Int. Review, 1912, S. 282 f.

2) Z. B. Platons Bild von den beiden Rossen, dem von Begierde gefolterten, und dem nach der Welt der Ideen aufstrebenden, die von dem Wagenlenker Berufung mit Mühe und Gefahr auf dem steilen Wege zum Licht emporgetrieben werden.

Bemühen bei Paulus. Ein moderner Missionar hätte sich gewiß die prophetische Gestalt des Sokrates nicht entgehen lassen. Trotz aller hellenistischen Bildung ist Paulus eben dem Wesen des Hellenismus fremd geblieben.¹⁾ Sein Ablehnen der Weltweisheit macht ihn misstrauisch gegen alles, was aus diesem Lager kommt. Die Energie und Durchschlagskraft seiner Botschaft hat bei solcher Einseitigkeit nicht gelitten.

Wenn Paulus — absichtlich oder unbewußt — stoische Gedanken verarbeitet, so reklamiert er damit die edelsten Güter der damaligen Denker für das Christentum. Er schreibt mit der Stoa der außerchristlichen Menschheit eine natürliche Gotteserkenntnis zu, vertritt und vertieft die Lehre von der Einheit des Menschen-geschlechts, betont die sittliche Freiheit des Individuum, spricht vom Pneuma als von der Kraft der Gestaltung der Welt.²⁾ Damit kaufst er aber nicht Neuerwerbungen aus dem Warenlager der Philosophie. In das, was jene Weisen ahnten, legt er Gedanken, die erst dem, der Gott hatte, zu Realitäten und erneuernden Kräften wurden. Das Christentum hat eben alle die Güter, nach denen sich die edelsten Denker und Charaktere aller Zeiten gestreckt haben. Alles, was außerhalb der Sphäre des Christentums edel und gut ist, kann das Evangelium nur anerkennen, sonst würde es dem eigenen Wesen widersprechen.

Wenn das Christentum den griechischen Geist mit seinem lebhaften Erkenntnisbedürfnis gewinnen und halten wollte, dann mußte es sich auch als Weisheit ausweisen. Paulus scheint das abzulehnen, indem er derb und herb der griechischen *oορια* die göttliche *ποντια* entgegenstellt. Er verurteilt aber nur die griechische Gnosis, eine Afferweisheit, die sich nicht unter Gott beugen wollte. Den Wert

1) Harnack erinnert daran, wie die Streitschrift des Porphyrius eine starke Antipathie gegen den so ungriechischen Apostel verrät. „Erst aus den Widerlegungen des Porphyrius lernt man, was die Eigenart des Paulus hochgebildeten Hellenisten zu tragen gegeben hat“ (S. 354 f.) Die apologetische Theologie nach Paulus suchte bald alles auf, was dem Christentum in Sokrates, Plato und den Stoikern entgegenkam. Diese Auseinandersetzung wurde unvermeidlich, „wollte man nicht eine kleine Sekte bleiben, die sich um Kultur und Wissenschaft nicht kümmerte“ (Harnack, S. 174).

2) Feine, N. Theol., S. 253 f.

wahrer Erkenntnis betont niemand so energisch wie Paulus (1. Kor. 1, 5. 24. 30; 2, 6ff.). Er stellt der falschen eine wahre Gnosis gegenüber. Daß in Christo auch alle Schäze der *σοφία* und *γνῶσις* verborgen liegen (kol. 2, 3), ist eine Wahrheit, die ein Missionar der Hellenen und Hellenisten bezeugen mußte, so wie er heute in Indien, dem klassischen Lande der Denker und Philosophen, im Evangelium die wahre Sophia aufzeigen muß. Ein Christentum, das nicht Kraft der in ihm liegenden Weisheit imstande ist, die heidnische Philosophie aus dem Sattel zu werfen, könnte Indien nicht regenerieren. Freilich wird der Missionar die fruchtlosen religiösen Spekulationen den *στοχεῖα τοῦ κόσμου* zuzählen. Aber er wird, wenn das Evangelium dem Hindugeist vertraut werden soll, nicht umhin können, die Botschaft von Jesus als die wahre, tiefe, nie auszuschöpfende Weisheit Gottes, in der sich alle Rätsel des Denkens lösen, darzustellen. Es gibt zu denken, daß von allen biblischen Schriften das Johannesevangelium den Hindu weitaus am meisten anzieht.

Im Blick auf die Heidenchristen der Urgemeinde wagt Johannes,¹⁾ den Christus aus dem engen Rahmen des jüdisch-nationalen Bildes herauszunehmen und ihn den Logos zu nennen, mit welchem Begriffe viele Denker der damaligen Zeit ihre Gottes-

1) Schlatter betont, daß Johannes dem griechischen Denken entgegengekommen sei. Der Griech hat kein klares Bewußtsein von dem Bösen als Schuld. „Ihm wird daher das Gut vorgehalten, das ihm durch die Erkenntnis des Sohnes Gottes gegeben ist, damit er von hier aus die Abstoßung des Bösen gewinne und damit auch die Einsicht erreiche, daß er schuldig ist. Er bewegt sich nicht aus dem Bewußtsein der Schuld hinauf zum Glauben, sondern aus dem Glauben zur Erkenntnis der bösen Art der Welt und nimmt die Finsternis dadurch wahr, daß er in die Gemeinschaft mit dem gebracht wird, der Licht ist. Der Griech braucht Licht, und Johannes sagt ihm, Jesus sei und gebe es, da er durch ihn die Botschaft vom Vater erhält, den er nicht kennt“ (Neut. Theol. II, S. 153 f.). Vielleicht ist die Vermutung richtig, „daß Johannes erwartete, er verdeutliche durch den Begriff ‚Wort‘ den Griechen die Einheit Jesu mit dem Vater und erleichtere ihnen das Verständnis dafür, warum ihr Zutritt zu Gott durch den Glauben an den Menschen Jesus geschieht. Denn die, die an der griechischen Bildung teilhatten, konnten mit der Formel, ‚Logos‘ den Gedanken an die alles durchwaltende göttliche Regierung verbinden und mit ihr aussprechen, was an der Natur und am Menschen göttlich sei“ (S. 157).

ahnungen umschrieben. Ihnen konnte dieser Ausdruck die Person Jesu nahebringen, bot er sich doch damit an als die Lösung des Rätsels, dem sie nachgrübelten. So wurde das Evangelium Gegenstand ihres Interesses, so wie Jesus mit einem Schlag das Problem einer Synagogengemeinschaft werden mußte, wenn er ihr vorgestellt wurde als der Messias Gottes. Neuerdings haben chinesische Christen es gewagt, den Anfang des Johannesevangeliums zu übersetzen: „Im Anfang war das Tao.“¹⁾ Das Tao ist nach der Lehre Laotses das Eine, Große, Undefinierbare, der Urgrund des Seins, das die Menschheit zu suchen hat und doch nie wird ergründen können. Ich weiß nicht, ob ein Missionar in Indien dieselbe Kühnheit besitzt, den Prolog des Johannes dem Hindu dahin zu interpretieren: „Im Anfang war das Brahman.“ Er gäbe damit dem Hindu das-selbe, was Johannes den alexandrinischen Philosophen anbot: neue Güter in vertrauter alter Schale, Lebensbrot in Körben der Heimatkunst. Wenn der Missionar dem Chinesen Christus als das wahre Tao, den wahren „Weg“ anbietet, muß er natürlich, ausgehend von den Vorstellungen, die man vom Tao hat, zeigen, wie die Schätze, die in Jesus verborgen sind, über den chinesischen Begriff weit hinausgehen. Und wenn das Brahman, der Urgrund des Seins, das über allem Vergänglichen und Wechselnden ewig Bleibende, dem Hindu die Formel für das Höchste der Gottheit ist, darf es dann nicht der christliche Lehrer auf Jesus anwenden und sagen: Alles, was ihr vom Brahman Gutes und Großes ahnt, und noch viel mehr, ist in Jesu Christo?²⁾

Jeder sinnvolle Gedanke einer heidnischen Religion, jeder inhaltreiche Ritus kann einer Gabe oder Wahrheit des Evangeliums zum Gefäß werden. Der Bataf hat eine eigenartige Zeremonie, das „Fortsfliegernmachen des Fluches“, wobei ein nach der Diagnose des Zauberers mit einem Fluche behafteter Mensch diesen Fluch

1) J. Ross, The original religion of China, S. 242.

2) Von der alten Vorstellung wird dabei freilich schließlich ebensowenig übrig bleiben wie vom alexandrinischen Logos. Im Upanischad heißt es: Im Anfang war dieses Brahman; es erkannte sich selbst: „Ich bin das Brahman“. Daher wurde es zum Weltall. Wer das erkennt: „Ich bin das Brahman“, der wird zu diesem Weltall (A. M. B. 1910, S. 65).

auf eine Schwalbe überträgt und unter Opfern und Gebeten mit ihr fortfliegen läßt. Gibt das nicht ein allen verständliches einheitliches Gleichnis für die Tat Jesu, der für uns zum Fluche ward, um ihn von der Menschheit zu nehmen? Die Gefolgstreue der Wadschagga gegen ihren Fürsten ist wohl geeignet, dem Verhältnis des Gläubigen zu seinem Herrn als Gleichnis zu dienen.¹⁾ Wo sich Sühnezeremonien im Heidentum finden, kann an ihnen Christi Werk veranschaulicht werden. Gutmann vergleicht seinen Wadschagga Jesus gern mit einem Schmied, der das brüchige und schlackige Eisen in der Schmiedehütte zu reinem Metall macht: Der alte Schmied Malan machte aus plumpen Hacken schlanke Speere; von da an begann der Aufschwung im Lande, die guten Waffen schufen guten Mut. So tut Gott mit denen, die sich ihm anvertrauen. Das Werk Christi als ein Kampf mit dem Teufel dargestellt, veranschaulicht den Befreiten die Erlösungstat, ist ihnen doch die Knechtschaft unter die Geisterwelt noch in lebhafter Erinnerung.²⁾

Die volkstümliche Einkleidung der Gottesbotschaft ist nicht

1) Der Fürst gilt als Hirt und Richter. Es empfiehlt sich, Jesus vorzustellen als den Fürsten der Menschheit, als den Vermittler zwischen Menschheit und Gott, den Verleiher unvergänglicher Güter, den Vorkämpfer seines Volkes (A. M. Z. 1911, Beibl. S. 77 f.). Ähnlich war es bei den Germanen.

2) Auch unsere Vorfahren haben Jesus ähnlich angesehen. Indem Jesus (nach der Darstellung des Heliand) starb und auferstand, bezwang er die Dämonen, zerbrach die Riegel des Höllentors und bahnte den Weg zum Himmelreich. Der Sänger des Christ führt aus: „Jesus kämpft mit dem Satan in dessen eigener Heimat, der Hölle, dem Todesort; er überwindet ihn im Einzelkampf und bindet ihn, daß er den Menschen nicht mehr schaden kann; er führt sodann die Verstorbenen aus der Hölle heraus in das Himmelreich; so siegt er über den Tod“ (Hauß, II, S. 715). — Auch zur Einführung guter christlicher Sitten empfiehlt sich kluge Anknüpfung an früheren Brauch. Die heidnischen Neger am Njassa hatten die Sitte, daß man einem Verstorbenen eine Kuh weihte, die dann unantastbar war. Die Missionare haben nun ihren Christen nahegelegt, anstatt den Verstorbenen, Gott eine Kuh zu weihen. Hin und wieder kommt ein Christ und bringt eine Kuh Gott zur Gabe (Bechler, In alle Welt, S. 13). — „Wir müssen die froh machende Botschaft wie einen Magneten gebrauchen, der alle guten Elemente aus den fremden Sitten an sich zieht und zu neuen Klangfiguren gruppiert unter dem vibrierenden Leben, das die Gründung einer Missionskirche erzeugt“ (Sächs. Jahrbuch 1912, S. 61).

nur bei der Heidenpredigt angezeigt, wo auch Anknüpfungen mit zufälligen Ähnlichkeiten gestattet sind, sondern erst recht in der Verkündigung an die Gemeinde, wo nach Annahme der Gabe Christi auch über das Wie? der Gabe und ihrer Wirkung nachgedacht wird. Das Fragen nach dem Verhältnis von Ursache und Wirkung ist dem Menschen angeboren. Beim Sinnen über Bedeutung und Wirkung des Todes Jesu für die Menschheit wird der mystisch Veranlagte eine anders nuancierte Antwort brauchen als der Dialektiker oder der Mann des starken Willens. Alter und Urteilsreife bestimmen dabei mit, auch Volksindividualität. Ein gotischer Dom paßt nicht nach Samoa, und eine Pagode nicht ins Wuppertal.

Wichtiger noch als das Einkleiden der christlichen Lehre in volkstümliches Gewand ist es, daß man sie einstellt auf die eigentümlichen Bedürfnisse und Mängel jedes Volkes. Dem Mangel muß die entsprechende Gabe gegenübergestellt werden. Da heißt es bei denen in die Lehre gehen, die mit der offiziell herrschenden Religion nicht zufrieden sind. Das sind oft die Sектen. So glaubt die Schin-Sekte in Japan an ein erlösendes Gelübde des Amida Buddha, der um der Menschheit willen litt, auf die Seligkeit verzichtete und so den Menschen einen Weg zum Paradies eröffnete.¹⁾ Auch bei den Chinesen ist dieser Amida (Amitabha) populär geworden. Man verehrt ihn als den Beherrisher des „westlichen Paradieses“, in welches einzugehen der Gläubige glühend hofft.²⁾ Hier verraten sich tiefe religiöse Bedürfnisse, die sonst in dem diesseitig interessierten China und Japan nicht an die Oberfläche kommen. Sie rufen an wie der Schatten zukünftiger Güter, wie eine Weissagung, auf deren Erfüllung hinzuweisen die christliche Lehrerentwicklung nicht versäumen darf.³⁾ Die Ausbreitung des Buddhismus in China verrät das Vorhandensein religiöser Forderungen im Chinesen, die der trockene Konfuzianismus nicht be-

1) W. M. C. IV., S. 76 f; cf. A. M. J. 1906, S. 338; Hackmann, Der Buddh. in China, Korea, Japan, S. 71 f.

2) Hackmann, Buddh. in China, S. 9; cf. W. M. C. IV., S. 40. 57.

3) „Amida ist nur ein Schreien nach dem Licht; Christus ist das Licht der Welt“ (W. M. C. IV., S. 99).

ſriedigt.¹⁾ Trotz alles philosophischen Pantheismus und praktischen Polytheismus hat die Frömmigkeit Indiens stets nach persönlichen Gottheiten Umschau gehalten, mit denen man jetzt und nach diesem Leben Gemeinschaft haben kann.²⁾ Das Buch, welches mehr als alle anderen zu den frommen Instinkten der Hindu spricht, ist die Bhagavad-Gita. Man findet darin die anziehendste Auslegung einiger grundlegender Begriffe der Hinduphilosophie und Anweisung, wie vollständige Befriedigung erlangt werden kann. Es ist bemerkenswert, daß, während die Philosophie pantheistisch ist, die Frömmigkeit einen göttlich-menschlichen Helfer sucht, und so die Sehnsucht des indischen Herzens nach einem menschgewordenen Gott verrät.³⁾

Als des Apostels Fuß die Länder des Imperiums durchwanderte, hatte ein starkes Verlangen nach Erlösung die Gemüter ergriffen. Paulus hätte nicht Missionar sein müssen, wenn er dieses religiöse Bedürfnis nicht bemerkt und verwertet hätte. Für die einen Erlöser suchende Welt der Hilflosen mußte Jesus sich auch in der Gemeinde als Retter, Heiland darstellen, ein Begriff, dem die Nacht der heidnischen Furcht, des Fatum, der sittlichen Verwahrlosung und religiösen Hoffnungslosigkeit einen kräftigen Hintergrund gab. Die Seelen waren auf diese Melodie eingestimmt. Die Sehnsucht der Zeit äußerte sich in Anlehnung an platonische Gedanken als Verlangen nach Erlösung vom Irdischen, vom Leibe als dem Kerker der Seele. Sie steigerte sich bis zur Askese. Auch der Neuplatonismus zeugt vom Verlangen nach Erlösung.⁴⁾ Wie konnte diesem Geschlecht Jesus fäßlicher dargestellt werden, als

1) „Aus der Umgestaltung, die der Chinesen dem Buddhismus hat widerfahren lassen, schließen wir mit Sicherheit auf das Vorhandensein eines Sünden-Sühnungsbedürfnisses bei den Chinesen, dem der Konfuzianismus und der Taoismus nicht haben gerecht werden können“ (Piton, A. M. B. 1892, S. 125).

2) A. M. B. 1910, S. 136 f.

3) W. M. C. IV, S. 160. Über gottsuchende Sектen in Indien siehe u. a. J. Richter, Indische Missionsgeschichte, S. 245.

4) Man dachte sich die Erlösung freilich als eine Selbsterlösung des menschlichen Geistes. „Das Göttliche steigt nicht hernieder; der Mensch muß zu göttlicher Höhe und Ferne hinaufstreben, um sich zu vereinigen mit dem Einem vor aller Weisheit“ (Rohde, Psyche, S. 402).

der in die Menschheit eingetretene, gottgesandte Retter (Phil. 3, 20; 1. Tim. 1, 1; 4, 10; 2. Tim. 1, 10 und oft). Was jene Religionen und Kulte verhießen, aber nicht geben konnten, das bringt Jesus. Darum steht er so hoch über der Weisheit der Welt, daß beide ganz incommensurable Größen sind. Die Philosophie will belehren, Jesus will helfen. Der Begriff der *σωτηρία*, für Heidenpredigt ebenso fruchtbar wie für die Gemeindebelehrung, war allgemein verständlich. Denn alle Menschen brauchen einen Retter, so verschieden sie auch den Druck des Joches empfinden. Aber das Christentum vertieft die Erlösung zu einer Erlösung von Sünden. Die meisten heidnischen Herzen verlangen nach Erlösung vom Übel in mancherlei Gestalt.

Während die animistischen Völker einen Befreier aus der Dual der Dämonenklaverei brauchen und annehmen, schaut der Vedantist und Buddhist nach Erlösung vom Leiden des Lebens und seinem endlosen Kreislauf aus. „Das Ideal des Hinduismus ist das der Erlösung vom Übel der Welt durch Vereinigung mit der Gottheit, die man sich erreichbar denkt durch Weisheit, Hingabe oder Werke.“¹⁾ Hier sind es zwei Begriffe, die vielleicht auch für die Ausprägung der christlichen Lehre von Bedeutung werden können, Bhakti und Moksha, Hingabe und Erlösung. Von der Zeit der Upanishads bis auf den heutigen Tag schreit Indien nach Erlösung der Seele in der Vereinigung mit dem höchsten Wesen. Der Begriff muß freilich eine christliche Wiedergeburt erleben; aber vielleicht eignet er sich zum Gefäß neuer Gedanken und Güter. Für die Ausgestaltung des christlichen Typus in Indien ist von hoher Bedeutung die transzendentale, geistliche Art der indischen Religionen.²⁾ Während alle anderen heidnischen Religionen diesseitig

1) W. M. C. IV., S. 156 (Dilger). cf. A. M. Z. 1910, S. 136 f.

2) „Verschieden wie der Platonismus und der Vedantismus in manchen wichtigen Punkten voneinander sind, ähneln sie sich in der scharfen Unterscheidung, die sie zwischen der irdischen und der geistigen, der sinnlichen und der idealen Welt ziehen, und in der Empfahse, mit welcher sie die höchste Realität der geistigen Dinge behaupten und verkünden, daß das wahre Leben nur darin gefunden werden könne“ (W. M. C. IV., S. 217). „Es kann keine Frage sein, daß im Hinduismus die Religion die Hauptangelegenheit für den Geist des Hindu ist und immer gewesen ist“ (S. 186).

interessiert sind und ihre Gottheiten und Geister hauptsächlich darum verehren, weil sie von ihnen irdische Güter einhandeln wollen, achtet der Hindu dies Leben gering, sehnt sich nach Befreiung aus dem Leibe und schaut aus nach geistlichen Gütern. Damit sind der Ausgestaltung der christlichen Lehre die Wege vorgezeichnet, wobei die Gefahr theosophischer Spekulationen zu meiden sein wird. Wenn der Indier mit der ganzen Glut seiner Seele das wahre Sein im Gegensatz zum Scheinsein verlangt, ist dann nicht Jesus der Helfer, indem er die völlige Vereinigung mit Gott bringt, der gegenüber alles irdische Leben ohne Gott den Namen Tod verdient? Was der Buddhist sucht, wenn er vom Willen zum Leben frei werden will, das offenbart ihm erst Jesus, der gesagt hat: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben (Joh. 12, 25).

Wenn der menschliche Irrtum vielgestaltig ist, dann ist die Gnade noch viel mächtiger geworden und weiß dem Irrtum jedes Volkes die entsprechende Wahrheit, seinen Erkenntnisversuchen die zum Ziele führenden Wege entgegenzustellen. Jesus ist reich über alle, die ihn anrufen; alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis liegen in ihm verborgen, und die mannigfachen menschlichen Bedürfnisse werden zu Anlässen, sie zu heben.

Die Völker und die Zeiten haben verschiedene Fragen an Gott, deren Beantwortung das christliche Denken zu leisten hat aus dem Kapitel der göttlichen Offenbarung und der Christusersfahrung. Für viele Christ gewordene Animisten stehen nach meiner Beobachtung zwei schwere Denkprobleme im Vordergrund, das Verhältnis von Gnade und Freiheit, sowie dasjenige von Religion und Sittlichkeit. Der Animist ist in Unfreiheit groß geworden, die sich ergab aus dem Kollektivismus des Stammes, in dem er ein willenloses Glied war, und aus der Abhängigkeit vom Fatum, das ihn der Verantwortlichkeit und Aktivität entband. Die jungen Christen beschäftigt die neugeschenkte Freiheit lebhaft. Ich war in Sumatra Zeuge, wie eindringend der Verstand mancher Heidenchristen sich mühte, die neuentdeckte eigene Willensfreiheit mit der göttlichen Gnade, von der man erfahrungsgemäß alles Gute als Geschenk erwartete, in Einklang zu bringen. Das fatalistische Denken

verleitet dazu, alle Anstöße zum Handeln gedankenlos Gott zu überlassen; aber nun drängt das aus Gott geborene Leben zu Willensentschlüssen, die aus eigenem Urteil geboren werden. Stellen wie Röm. 3, 5—8; 6, 1 ff. gewinnen da Farbe und Wert. Es ist wahrscheinlich, daß auch in den paulinischen Gemeinden der Fatalismus, unter den alle nichtchristlichen Völker gefiechtet zu sein scheinen, mancher Missdeutung der christlichen Wahrheit zugrunde lag. Auch das Verhältnis von Religiosität und Sittlichkeit wird zum Problem des Lebens, in das der sich an Gott orientierende Verstand Licht zu bringen sich müht. Im Heidentum fehlt der Sittlichkeit, die nur Sitte ist, die Bezogenheit auf Gott. Den Christengott hat man zunächst als den ergriessen, dessen Größe sich im Geben und Vergeben erweist. Er muß aber auch als der gebietende Herr des neuen Lebens erkannt werden. Wenn einerseits für das christliche Leben die Gefahr vorliegt, daß der junge Christ unüberlegt weiter sündigt, weil Gott ja doch vergibt, und so aus der Gnade ein Deckmantel für die sittliche Leichtfertigkeit gemacht wird, so führt andererseits das Erwachen des Willens zur Versuchung, in Moralismus einzubiegen und für die Erlangung der Gnade ein gewisses Maß von Gesetzesbeobachtung zur Bedingung zu machen. Nichtbeachtung dieser Klippen wird entweder sittliche Lazheit oder einen kommunen Rationalismus der jungen Christenheit zur Folge haben.

Nicht nur ethische und theologische, auch anthropologische Probleme tauchen auf. Der Mensch wird im Christentum auf die höchste Stufe des Menschentums gehoben, die nicht nur dem Animisten, sondern auch dem Hindu und dem Chinesen neu ist. Der volle Wert der Persönlichkeit, das „höchste Glück der Menschen-finder“, geht erst dem auf, der das rechte Verhältnis zu Gott gewonnen hat. Dieses Gut, dem primitiven Christen ganz neu, muß denkend verarbeitet werden; denn es enthält eine Fülle allmählich zu entdeckender Einsichten und Pflichten. Nach zwei Seiten hin wird die volle Wertung des Menschen bedeutungsvoll: einmal wird er erkannt in seiner Höhe als Person, die Gott liebt, die mit Gott Verbindung gewinnen kann, die darum verantwortlich und frei sein muß, als Seele mit unendlichem Wert, weil von Gott und zu Gott; und zweitens führt die hohe Einschätzung des Men-

ischen zur Erkenntnis dessen, was seinem Wesen, das auf Gott gerichtet ist, widerspricht, d. i. der Sünde, als der von Gott trennenden, die Gemeinschaft mit ihm zerstörenden Macht. Der Besitz Gottes lässt den Menschen sich selbst entdecken und in seinem Wert und Unwert richtig beurteilen. Aus dem Vaterverhältnis des Schöpfer- und Erlösergottes ergibt sich auch die Konsequenz der Einheit des Menschengeschlechtes (Act. 17, 26; Gal. 3, 28; Kol. 3, 11), die überall unter Heidenchristen lebhaft aufgegriffen wird.

Es ist in der jungen Gemeinde sorgfältig zu achten auf die religiösen Probleme, die das Volk in seiner heidnischen Zeit in Atem gehalten haben. Das große Rätsel, an dessen Auflösung Indien sich zerarbeitet, ist das Leiden in der Welt. Es liegt ein beachtenswerter Versuch seitens des englischen Missionars Hogg vor, Jesu Erlösungstat als Lösung dieses Rätsels darzustellen.¹⁾ Die Tatsache des menschlichen Leidens erklärt sich der Hindu damit, daß der Mensch in diesem Leben zu büßen hat für die Verfehlungen früherer Existenzen, die sich in einem Erdenleben nicht auswirken können. So wird er von Wiedergeburt zu Wiedergeburt — man spricht von Millionen — geschleppt. Dies sich mechanisch auswirkende, grausame Kausalgesez (Karma) ist ein selbstgewebtes Fatum, aus dem es auch durch den Tod kein Entrinnen gibt. Wahr ist an dem Karmagedanken die Anerkennung der Verschuldung und das Postulat persönlicher Verantwortlichkeit. Doch ahnt mancher Hindu, wie religiös und ethisch minderwertig diese Lösung ist. Das philosophische Denken sucht daher die Erlösung in der Drangabe der Persönlichkeit, mit welchem Verzicht der Eingang in das wahre Sein gewonnen wird. Statt einer sittlich erziehenden Weltordnung sieht man eine rüchterlich strafende. Nun verurteilt keine Religion das Böse so scharf wie die christliche; aber ihr ist die Strafe nicht Endzweck; Zweck der Schöpfung ist die Erziehung einer vollkommenen Menschheit, wobei auch Strafe und Leiden ihre Stelle haben. Während der Hindu nur verschuldetes Leiden kennt, spricht das Christentum Gott das Vorrecht zu, schuldlos leiden zu können um der Menschen willen. Gottes wichtigste Betätigung ist nicht das Vergelten, son-

1) Karma and redemption, London, Madras 1909; im Auszug mitgeteilt U. M. B. 1910, S. 209 ff.

dern die Menschen dahin zu bringen, daß sie ihn freiwillig lieben. Zu dem Zweck offenbart er sich in der Endlichkeit. Die geschichtliche Offenbarung Gottes in Christus hat das Christentum vor der Versuchung bewahrt, an die Stelle eines handelnden Gottes nebelhafte Abstraktionen zu setzen. Indem Gott seine Liebe in der Selbstopferung für die Menschheit offenbarte, wurde es ihm möglich, die freiwillige Hingabe des Menschen zu erreichen. Er ist gewillt, sich durch das Böse stören zu lassen. Wer Gottes Liebe begreift, kann ruhig eine Welt von Übel gelten lassen, ohne an Gott irre zu werden. Solange sich der Mensch Gottes Zweck widersetzt, fällt er der Strafe anheim. Das Leiden ist einmal die Reaktion auf das Widerstreben gegen Gottes Zweck; das ist das Wahre am Karmagedanken. Über die indische Auffassung hinaus aber lehrt das Christentum, daß es auch ein unschuldiges Leiden gibt, das zur höchsten sittlichen Tat wird, indem es der Liebe Anlaß zu ihrer vollen Offenbarung gibt. Unverdiente Liebe hat erlösende und erneuernde Kraft, besonders wenn sie für den Schuldigen die Strafe mitträgt. Weil Jesus Gott ist, überwindet er leidend unseren Hang zur Sünde, indem er uns fühlen läßt, wie abscheulich und mächtig die Sünde sein muß, wenn Gott sein Außerstes tut, um ihre Macht zu brechen. Wenn Gott sich zu diesem Zweck in einem Menschen verkörpert, wie hoch muß dann der Mensch stehen, und wie schauerlich muß die Sünde sein, da sie Gott selbst so erschüttert. Nur die Erkenntnis der für uns leidenden, sich mit uns identifizierenden Gottesliebe kann die Macht der Sünde in uns überwinden. Die damit von Jesus ausgehende sittliche Kausalität wandelt das starre Karmagesetz. Auch die mittragende Liebe der Jünger Jesu als ärmlicher Abglanz seiner Liebe kann denen, die ihn noch nicht erkannt haben, eine dämmерnde Vorstellung von der Gottesliebe geben, die ihresgleichen auf Erden nicht hat. Gottes Liebe in Christo überwindet den widerstrebenden Sünder, besiegt das Böse in ihm, bringt ihn zu freiwilliger Hingabe und damit zur Gottesfreundschaft. Die Barmherzigkeit siegt über das Gericht. Es sind in der Weltordnung zwei Gesetze wirksam: das des Karma (sittliche Kausalität) und das der Erlösung (Liebe). So wird die Person Jesu zur Lösung des Karmarätsels. Das Leiden, das dem Hindugeist so schweren Anstoß be-

reitet, daß er sich zu den uferlosen Phantasien der Seelenwanderung flüchten muß, wird zur höchsten Offenbarung der Gottesliebe und erweist sich als Kraft, Gott abgewandte Menschenherzen von ihrer Sündhaftigkeit zu überführen und die Liebe zur Sünde aus ihren Herzen herauszureißen. Soweit Hogg.

Man wird von einem solchen Versuch eines Europäers noch nicht erwarten dürfen, daß er ins Schwarze trifft, wird auch in theologischer Beziehung vielleicht manches daran auszusehen haben; aber nur der mit dem Hindudenken vertraute Missionar und der christliche Hindu wird darüber urteilen dürfen, ob eine derartige Theologie positiv aufbauend wirkt. Der Versuch, dem Hindukristen Jesus als denjenigen hinzustellen, der das Rätsel und den Druck seines Volkes löst, indem er durch sein freiwilliges Leiden für Andere das fürchtbare Kausalitätsgebot erfüllt und bricht und so die Gnade über das Recht triumphieren läßt, ist jedenfalls sehr beachtenswert.¹⁾

Für den an Konfuzius gebildeten chinesischen Christen muß das Evangelium auseinandergelegt werden als die über Konfuzius hinausführende Kraft. Konfuzius ist in etwa für China das gewesen, was Moses für Israel bedeutete. Die zähe Kraft des chinesischen Volkes, manche hervorragenden Tugenden, die ihm eignen, Pietät, Sinn für Gemeinwohl, Fleiß, Energie, hat der große Nationalweise seinem Volke entweder anerzogen oder befestigt. Da muß die christliche Unterweisung verbindend, erfüllend, nicht auflösend wirken. Manche der Ausführungen Pauli über Wert und Unwert des Gesetzes sind hier am Platze. Denn es gilt nun, die Erkenntnis zu wecken und zu vertiefen, daß des Konfuzius Moral zwar nützlich ist für die irdischen Beziehungen von Mensch zu Mensch, das nach Gott verlangende Herz aber leer läßt. „Gnade und Wahrheit aber sind durch Jesum Christum geworden.“ Die Auseinandersetzung mit den nichtchristlichen Religionen, die Beantwortung der sie beschäftigenden Rätsel, die Ausfüllung der sie quälenden Mängel

1) Der Hindu kann nicht einsehen, wie der Tod eines Einzelnen, auch wenn er menschgewordener Gott ist, die Folgen menschlicher Handlungen mildern kann, oder wie „die endliche Strafe eines unendlichen Wesens gleichwertig sein kann mit der unendlichen Strafe eines endlichen Wesens.“ Das streitet gegen seine Rechtsbegriffe (W. M. C. IV., S. 168).

soll helfen, die Gabe Christi allseitiger zu ergründen, als eine sich isolierende Kirche das kann. So gewiß die Sündenvergebung das grundlegende Gut ist, das Jesus den Menschen gebracht hat, weil nur sie den Weg zu Gott freigibt, so ist sie doch nicht das einzige. In der Rechtfertigung des Sünder erschöpft sich Gottes Füllhorn nicht. Jesus ist der Erlöser von allem Bösen, von satanischen Mächten, von Furcht, vom Tode, von der Unfreiheit des Willens, vom Willen zur Sünde, von der Gottesferne. Er bringt die vollendete Gemeinschaft mit Gott, schenkt den weltseligen Völkern den Himmel und den asketischen die Erde. Er hebt den Erlösten aus der Masse heraus, macht ihn zur freien Persönlichkeit und stellt das Ebenbild Gottes in ihm wieder her. Er setzt an Stelle des blinden, grausamen Fatums den gütigen, keine persönliche Freiheit hemmenden Gott. Er trägt sittlich und sozial erneuernde Kräfte in eine arge Welt. Dies alles und noch viel mehr ist in Jesu Gabe enthalten. Alle Völker der Erde sollen daran arbeiten, es herauszustellen. Ihre Fragen, ihre Bedürfnisse werden zum Stahl, der aus dem Stein das Feuer herausschlägt. Dazu ist freilich nötig, daß die Hand der fremden Missionare sich nicht ersticken auf das zarte Eigenleben der inländischen Christen legt. Vielfach werden diese von den europäischen Führern und den ihnen geläufigen Gedanken zu sehr in Abhängigkeit gehalten.

Das Christentum bietet sich als die Macht an, welche die Völker adelt, indem es die guten Anlagen erkennt und zur Entfaltung bringt, ihren Einseitigkeiten Gegengewichte schafft, ihre Fehler bekämpft. Keine vorgefundene Gabe wird geknüpft. Jesus ist das Licht, unter dessen Einfluß alle Lebenskeime, die in die Menschen und die Menschheit hineingelegt sind, aufgehen.¹⁾ Den seinen Sinn für das Schickliche, das Wohlverhalten, das Maß hält, wie er den Griechen auszeichnete, nimmt der Apostel der Heiden auf (Phil. 4, 8; Röm. 12, 3; σωφροσύνη, 1. Tim. 2, 9. 15; Tit. 2, 4. 6; 2. Tim. 1, 7). In die wahre Weisheit werden die Griechen durch Jesum eingeführt. Zugleich aber weist sie Paulus ernst hin auf das, was ihrer Art fehlt, die Liebe, die über aller Weisheit steht. Wie ist die germanische Eigenart durch das Evangelium entfaltet und

1) Speer, The light of the world, S. 299 ff.

zur Blüte gebracht worden. Was hat hingegen der Islam aus den kräftigen Völkern des westlichen Asiens gemacht!

Wir stehen heute erst im Beginn der Weltmission und können noch nicht ermessen, wie die Völkerrenaissance sich auswirken wird; aber wir ahnen, daß sich eine Fülle von Leben und Kraft offenbaren wird. Bischof Graves versucht eine Analyse über den zu erwartenden chinesischen christlichen Typus. Er charakterisiert die Chinesen als praktisch, formell, moralisch und sozial interessiert. Religion ist für den heidnischen Chinesen Ausübung der Pflicht gegen die Familie, den Staat und die Ahnen. Tieferes Streben nach Wahrheit und religiöse Gefühlswärme fehlt, hingegen hat der Sinn für das Tatsächliche dahin geführt, die Religion mit dem alltäglichen Leben in engste Verbindung zu setzen. So ist zu erwarten, daß der chinesische Geist das Christentum ausbauen wird in Werken der Menschenliebe und mit praktischem Ergebnis für das Familienleben, Handel und Wandel und Staat. Für theologische Spitzfindigkeiten wird China kein Interesse haben; der chinesischen Theologie wird das mystische Element abgehen.¹⁾ Bei keinem Volk ist der Sinn für sozialen Zusammenschluß so stark entwickelt wie bei den Chinesen; das Recht der Person gilt daneben wenig und wird oft vergewaltigt. Aber in diesem Zusammenschluß liegt auch eine bedeutende Kraft. Es ist klar, daß das auch in der christlich-chinesischen Kirche sich auswirken wird. Sie wird starke Organisationen haben. Wenn christliche Grundsätze einmal im chinesischen Charakter Wurzel gesetzt haben, wird der soziale Zusammenhang des Volkes sie mit dem Volksleben eng verkitten. Es bleibt aber dem Christentum die Aufgabe, der einzelnen Seele ihr Recht und ihren Wert zu sichern. Ein anderer Zug im chinesischen Charakter ist die Fähigkeit der Selbstdentsagung, welcher das Christentum neue Ideale vorhält. Wird China christlich, „so wird der Typus dieses Christentums dem griechischen und jüdischen Christentum so unähnlich wie möglich sein; es wird aber bei seiner Vorliebe für Gesetz und Gewohnheit vieles mit dem lateinischen Christentum gemein haben. Jedenfalls wird es ein harter und dauerhafter Typus sein, und er

1) A. M. B. 1907, S. 74 ff.

wird berufen sein, eine Rolle in der Welt zu spielen.“¹⁾ Hingegen befördern die formelle Gesetzmäßigkeit, die komplizierte Etikette, die Unterwerfung des Einzelnen unter das Ganze toten Formalismus und Überschätzung von Sitte und Gewohnheit ohne tieferen Sinn für Wahrheit. „Die Chinesen sind ebenso sehr das Volk der Form und der Höflichkeit, als die Griechen das Volk der Kunst und die Römer das Volk des Gesetzes gewesen sind.“ Das christliche China wird auf vernünftig geregelte Gottesdienste und ein umständliches Ritual Wert legen; es wird Achtung vor der Überlieferung, vor Gesetz und Ordnung haben. Die Chinesen legen mehr Nachdruck auf das Sittliche als auf das Intellektuelle und Geistliche. Die Tugendlehre des Konfuzius wird der Ausprägung des christlichen Volkslebens zugute kommen, schließt aber die Gefahr in sich, daß man das Christentum einseitig von der moralischen Seite aus werten wird. Die Psalmen, die Briefe Pauli und Bücher wie die Nachfolge Christi sprechen wenig zu den Herzen der Chinesen. Hingegen ist der Chinese groß im standhaften Ertragen von Schmerzen und Leiden. Im Christentum kommt dieser Charakterzug zu edler Vollendung. „Es ist charakteristische Eigentümlichkeit der chinesischen Christen, standhaft und willig Trübsal, ja selbst den Tod für ihren Glauben und um Christi willen zu erleiden.“²⁾

Auch die Japaner sind ein dem praktischen Leben zugewandtes Volk. Ibu ka, ein bekannter japanischer Christ, sagt: „Es ist außerordentlich schwer, vorherzusagen, ob der japanische Geist etwas beizutragen haben wird zu der vollständigen Darstellung des Christentums. Wenn er aber dazu bestimmt sein sollte, dann denke ich, wird es nach der ethischen oder praktischen Seite hin sein, nicht nach der theologischen oder metaphysischen.“³⁾ In Japan ist das Familienleben hoch entwickelt. Jedes Glied einer Familie ist verpflichtet, den anderen zu helfen, muß bereit sein, sein eigenes Wohlergehen, wenn nötig auch sein Leben, der Wohlfahrt der Familie zu opfern. In Gefahr oder dem Tode gegenüber ist der erste Gedanke eines Mannes, wie das Unglück seine Familie berühren wird. Macht er

1) A. M. B. 1907, S. 86.

2) Mott, Entscheidungsstunde, S. 171.

3) Speer, S. 288.

sich einer entehrenden Handlung schuldig, so bringt er Schande über seine ganze Familie.¹⁾ Dabei ist der Japaner empfänglich für hohe Ideale und leicht zu begeistern.²⁾ Christus als Lebensideal wird auf ihn eine starke Anziehungskraft ausüben; Japan sucht eine Religion mit moralischer Kraft. Der Begriff der Vasallentreue kann für das japanische Christentum eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie für das altgermanische. Die orientalische Christenheit wird ihrer ganzen Naturanlage nach ihren besonderen christlichen Typus haben.

Es wird nicht immer leicht sein, daß Orient und Okzident einander verstehen. Indiens Art ist und bleibt kontemplativ. Dem Westländer erscheint der orientalische Geist leicht träge und ohne Initiative, während der westliche Typus dem Osten oberflächlich, unbesonnen, weltselig vorkommt.³⁾ Die christlichen Tugenden der Geduld, Milde, Sanftmut, Ruhe, Selbstbeherrschung, die mehr passiven Tugenden des Christentums, treten beim christlichen Europäer oft in einer den Hindu verleTZenden Weise zurück. Daz Christus sie vorgelebt hat, macht ihn dem Hindu sehr sympathisch.⁴⁾ Manchen von uns scheinen Geduld und stilles Tragen fast wie Schwäche, trotz rhetorischer Anerkennung. Die kontemplative Veranlagung des Hindu wird seinem Christentum entsprechende Farben geben. Für ihn besteht die Gefahr, die Ausgestaltung des Christentums im praktischen Leben zu unterschätzen und zu vernachlässigen. Arbeitet aber das Christentum in Indien an dieser Ergänzung, dann dürfen kommende Geschlechter Großes vom christlichen Indien erwarten.

Es ist zu erwarten, daß die Heidenchristen durch die Frage

1) W. M. C. IV., S. 80.

2) W. M. C. IV., S. 106. Übrigens verdient es Beachtung, wenn der Japaner Kozaki sagt: „Es besteht eine Neigung unter westlichen Gelehrten, zu viel Nachdruck auf die Ähnlichkeiten zwischen Christentum und den nichtchristlichen Religionen zu legen. Die gemeinsamen Punkte sind nicht so zahlreich, wie einige annehmen. Die Unterschiede aber sind so fundamental, daß die Ähnlichkeiten oft mehr scheinbar als wirklich sind.“ Ähnlich drücken sich die Japaner Nemura und Honda aus. (Speer, S. 259).

3) W. M. C. II., S. 210; cf. III., S. 260 f.

4) Man halte daneben den Ingrimm der alten Sachsen, als sie von dem Leiden und der Kreuzigung Christi hörten.

bewegt werden, warum Gott ihnen so lange das Heil vorenthalten hat, und ob die Zeit der heidnischen Verirrung eine Vorbereitungszeit auf die endliche Erlösung bedeutet? Pauli Christen haben sich mit diesem Problem wohl kaum befaßt. Während der Apostel sich über die göttliche Pädagogie im Judentum mit Vorliebe verbreitet, sagt er von den Heiden nur, Gott habe sie ihre eigenen Wege gehen lassen (Act. 14, 16), und sie hätten ihn suchen können und sollen (17, 27). Nicht als ob die geringe Gotteserkenntnis, die ihnen möglich war (Röm. 1, 19ff.), ausgereicht hätte, den Schöpfer- und Heilsgott zu finden; aber das Angelegtsein auf Gott hätte das Bestimmende im Leben der Völker werden sollen. Statt dessen sind sie weiter und weiter von Gott abgeirrt. Nun mußten sie, wenn auch auf anderem Wege, mit den Juden durch die *ἀπειδεῖα* hindurch, ehe sie die Gottesgnade erleben könnten (Röm. 11, 32). Als Christus kam, brachte er den Heiden nicht Erfüllung dessen, wonach sie gesucht hatten, sondern Befreiung aus einer verfehlten Entwicklung. Es mußte bei ihnen wie bei den Juden zur Erkenntnis ihrer völligen Fehlentwicklung kommen. Wo das Heidentum dies Ohnmachtsgefühl noch nicht hat, ist es für die Gabe Christi heute wie damals unempfänglich. Nichts hat der Annahme der Person Jesu in demütigem Glauben mehr entgegengestanden als die Selbstzufriedenheit der Juden. Gottes Heil kann nur als Gnadentat Gottes im Gefühl eigener Unwürdigkeit begriffen werden, sonst würde Gnade nicht Gnade sein (Röm. 11, 6). Das fehlte der Mehrzahl der Juden, sie trachteten, die eigene Gerechtigkeit aufzurichten (Röm. 10, 3); sie suchten die Gerechtigkeit nicht aus dem Glauben, der sich an Gott klammert, sondern aus den Werken des Gesetzes (Röm. 9, 32).

Gott ließ die Heiden wie den verlorenen Sohn ihre eigenen, zum Abgrund hinführenden Wege gehen, damit das Gefühl des Verloreneins in ihnen erwache. Wo Paulus auf solche „Arme am Geist“ stieß, hatte sein Evangelium Eingang. Das Heidentum muß dahin kommen, daß es sich bankrott erklärt. Das ist heute in weitgehendem Maße der Fall. Die Zeugnisse von den Missionsgebieten häufen sich, wo einflußreiche heidnische Männer erklären: Die Religion unserer Väter gibt uns nicht, was wir suchen und brauchen. Durch weite Gebiete hin fühlt das Heidentum seine Ohnmacht und

schaut nach Besserem aus. Damit sind die Völker eben da angelangt, wohin das Gesez Israel bringen sollte, bei der Erkenntnis, daß sie einen Retter brauchen, den Gott selbst senden müsse. Das ist das Große an der göttlichen Weisheit, daß sie die Heiden auch in ihrer Fehlentwicklung an diesem Ziel angelangen ließ: durch Ungehorsam hindurch zur erbarmenden Rettung (Röm. 11, 32).

Gott hat für die Berufung der Völker seine Stunden. Als erstes Volk hat er Israel zum Träger seiner Offenbarung erwählt und weiterhin die geistig höchststehenden Völker am Mittelmeer. Diese Völker bekamen für Ausbau und Ausbreitung des Evangeliums ihre Aufgaben, für die gerade sie qualifiziert waren. Zum zweiten Male war die Zeit erfüllt, als die Germanen und Slaven eingingen. Diese mußten durch eine lange Schulung hindurch, in der auch die Unterklasse nicht fehlte, ehe sie fähig wurden, Werkzeug der Weltmission zu werden. Wir stehen heute an der Schwelle einer großen Zeit, von der wie noch von keiner das Wort von der Fülle der Zeit gilt. Die Völker der Erde aller Weltteile fangen an einzugehen, die einen schnell und scharenweise, die anderen noch zögernd unter erheblichen Widerständen. Das dürfen wir schon heute sagen: Gott „läßt jedem Volk das Evangelium dann anbieten, wenn es in seiner Entwicklung so weit fortgeschritten ist, daß Verständnis und Empfänglichkeit für dasselbe geweckt werden kann“,¹⁾ und wenn es an der Zeit ist, daß dieses Volk zu einer Aufgabe an der Welt von Gott herangezogen werden kann. Gottes Sohn konnte im Volke Israel erst Mensch werden, als eine kleine Schar da war, die ihn aufnehmen, begreifen und dann der Welt predigen konnte. Gottes Stunde für ein heidnisches Volk hat geschlagen, wenn eine durch die Fehlentwicklung vorbereitete Gemeinde vorhanden ist, die sich retten und erziehen lassen will, um fähig zu werden, die Gabe Gottes weiterzugeben.

In den ersten Generationen der Missionskirchen ist die Abstoßung heidnischer Gedanken und die Herausstellung der christlichen

1) Von Schwarz, Probleme der früheren oder späteren Berufung der Völker in die christliche Kirche, A. Ev. luth. K. B. 1912, S. 54.

Güter im Gegensatz zum väterlichen Besitzstand wichtiger als die Verknüpfung. Das mitgebrachte Geisteserbe und die Gewöhnung wirken so stark nach, daß der Gemeinde für Mißverständnisse und Umbiegungen der Heilsgedanken die Augen geöffnet werden müssen. Oft muß gesagt werden, was das Evangelium nicht ist, und worin es die väterlichen Traditionen überragt und bekämpft. Eine solche Aufrechnung junger Kirchen kann auch für die alte Christenheit von Wert sein, indem sie vor Augen führt, was alles wir dem Evangelium von Christo verdanken. Viele seiner Gaben sind uns so selbstverständlich geworden, daß wir ihres Ursprungs vergessen. Was in unserem Leben seine Wurzeln im Christentum hat, was an unserem Kapital Gottesgabe, Offenbarung von oben ist, das hebt sich deutlich heraus, wenn man entweder selbst vom Heidentum herkommt, oder jenes als Maßstab anlegt. Gleichzeitig tritt dann mancher Defekt im christlichen Leben peinlich hervor, der sich als heidnischer Rest entpuppt. Die christliche Gemeinde ist heute noch mit heidnischem Ballast beschwert.

Es ist ein allen außerchristlichen Religionen gemeinsamer Zug, daß sie das Heil suchen in der Form und Formel, während das Evangelium die Gesinnung, den Geist betont. So war es im hellenistischen Heidentum; bei den Mysterien wird Reinhaltung der Gesinnung koordiniert mit Beobachtung von Formalitäten.¹⁾ Der Schwerpunkt in der Religionsübung des Animisten liegt in der exakten Beobachtung des Ritus. Äußere Waschungen reinigen im Verkehr mit den Gottheiten; die Opfer sind stereotype Zeremonien, deren überlieferte Formen genau innezuhalten sind, wenn sie Wirkung haben sollen. Wird ein Fehler im Zeremoniell gemacht, dann ist das Opfer wirkungslos; auf die Gesinnung des Opfernden kommt nichts an. Die Gebete werden als magisch wirkende Formeln gehandhabt. Ein Gebet aus Herzensnot geboren,

1) Eine Tempelordnung aus der Zeit Hadrians fordert: „Wer nach Gebrühr das Heiligtum betreten will, muß zuerst und vornehmlich die Hände und Gesinnung rein und gesund erhalten und ein gutes Gewissen haben. Von äußeren Sägungen aber muß er folgendes beobachten: An drei Tagen keine Linsen essen, an drei Tagen kein Ziegenfleisch, an einem Tage keinen Käse, vierzig Tage von Verdorbenem, vierzig Tage von häuslicher Trauer sich enthalten, ebenso vom ehelichen Geschlechtsverkehr“ (Heinrich, Hellenismus, S. 10).

ein Ausschütten des Herzens vor der Gottheit, ist dem Animisten unbekannt oder höchstens seltene Ausnahme. Im Verkehr mit den Gottheiten sind rituelle Verhaltungsmaßregeln zu beobachten: man darf gewisse heilige Orte nicht betreten, gewisse heilige Speisen nicht essen. Manche Pflanzen (z. B. die Drazäne) haben wunderbare Kräfte und sind bei religiösen Zeremonien unentbehrlich; heilige Tage müssen beobachtet werden. Weitverbreitet ist die Magie, die Kunst, durch zauberische Handlungen Wirkungen hervorzurufen, die Menschenkraft übersteigen. Die Zauberei ist hochgeschätzt, weil sie über Geheimmittel verfügt, mit denen man Geister und Seelen beeinflussen kann. Mit Formeln zwingt man auch die Götter. Mord und Ehebruch sind leicht mit Geld zu sühnen, aber Vernachlässigung der religiösen Formen wird noch im Jenseits bestraft. Auch im Christentum vermutet der Heide magische Kräfte.¹⁾

Bei dem geistig hochstehenden Hinduismus mit seinem sublimen Pantheismus sollte man Freiheit von der Form erwarten. Aber auch dem Hindu ist das Opfer eine magische Handlung, bei der nicht die Gesinnung, sondern die äußere Haltung und die Askese dem Opfernden Macht über die Götter verleiht. Da wird das Opfer zum Zaubermittel.²⁾ Genau schreiben die Vedantaphilosophenschulen ihren Schülern vor, was sie zu beobachten haben, um zum Urgrund des Seins zu gelangen, neben Kontemplation und Askese Formen und Gebärden. Der Hindu ist ein gewissenhafter, fleißiger Beter. Aber sein häufiges, von Waschungen unter-

1) Eine Frau kam zu einem Missionsarzt und bat ihn um die Arznei, die den schlechten Charakter und die böse Zunge ihrer Nachbarin geheilt hätte. Andere glauben, daß die Ursache im Taufwasser oder in Brot und Wein des Sakraments liege (W. M. C. IV., S. 50). Der Heide vermutet in der Bibel der Christen ein Zauberbuch. Der Barotse-Häuptling Sekelatu wollte nicht lesen lernen, aus Furcht, daß „die magische Macht des Buches ihn nötigen würde, der Polygamie zu entsagen“ (A. M. B. 1892, S. 21).

2) „Absolut fehlerlos muß ein solches Opfer vor sich gehen, völlig fehlerfrei muß das Opfertier beschaffen sein, nicht eine falsche Wortbetonung darf beim Hymnus vorkommen, nicht ein einziger Tropfen aus irgend einer Schale verschüttet werden — sonst freilich ist alles vergebens.“ Das Opfer „bittet überhaupt nicht, sondern gebietet, zwingt mit der Formeln und Zeremonien Unfehlbarkeit, und die Götter müssen gehorchen wie Sklaven“ (E. Lehmann, Der Buddhismus, S. 19).

stüchtes Gebet erschöpft sich im Hersagen von Formeln. Er betet zu dem Devata (Göze oder Gottheit) nicht im eigentlichen Sinne des Wortes, er versucht ihn zu beschwören, zu zwingen, mit ihm zu unterhandeln, ihm zu schmeicheln. Das Verfahren ist magisch, indem gewisse Resultate von selbst gewissen Zeremonien folgen müssen. Bei einer Choleraepidemie taten sich Hindu und Mohammedaner zusammen, um durch Beschwörung und Magie die feindliche Macht von ihrem Dorfe abzuwehren. Ergeindein Erratum beim Hersagen der Formeln und Hymnen macht diese unwirksam oder ist direkt schädlich. Die viel gerühmte Kraft der Andacht und Buße, durch welche die Erleuchteten die Götter in ihre Gewalt bekommen, ist im Grunde magisch gedacht und vielleicht nicht weit entfernt von den Zaubersprüchen der Animisten. Einen Gözen, der den gewünschten Regen nicht sandte, bewarf man, nachdem man ihn seines Schmuckes beraubt hatte, mit Lehm, in der Hoffnung, daß er nun vielleicht Regen schicken werde, um sein beschmutztes Gesicht zu waschen.¹⁾ Die Parseen in Indien sagen auf das pünktlichste die vorgeschriebenen Gebete her, aber in der alten Zendsprache, die selbst ihre Priester nicht mehr verstehen.²⁾

Kenner des heutigen Buddhismus berichten, wie in Ceylon, Hinterindien, China und Tibet Form und Formel den Geist gefnebelt haben. Die Gebetsmühlen sind keine Sagen. Der Wanderer, der

1) A. M. B. 1906, S. 168 (Manley). Ein intelligenter Hindu (Sikh) gab auf die Frage, was seine Idee von Religion sei, folgende Antwort: „Ich glaube an einen Gott, und ich wiederhole meine Gebete jeden Morgen und Abend. Diese Gebete machen sechs gedruckte Seiten aus; aber ich kann sie in wenig mehr als zehn Minuten durchbeten. Ich habe auch eine Pilgerreise nach einem heiligen Brunnen bei Amritsar gemacht, in dem 85 Stufen zum Wasser hinabführen. Ich stieg hinab und badete mich in dem heiligen Wasser, dann stieg ich wieder eine Stufe hinauf und wiederholte meine Gebete in ungefähr 10 Minuten. Darauf stieg ich wieder hinab und badete mich und stieg bis zur zweiten Stufe heraus, wo ich wieder meine Gebete sprach. Zum drittenmal stieg ich hinab und badete mich, um dann zur dritten Stufe emporzusteigen, und so ging es weiter, so daß ich im ganzen 85 Stufen erstieg, 85 Bäder nahm und 85 Gebetswiederholungen ausführte. Ich brauchte dazu genau 14 Stunden, von 5 Uhr nachmittags bis 7 Uhr morgens“ (Ev. Missionen 1911, S. 287).

2) Flügel, a. a. D., S. 248.

Händler, der Hirte sichern sich in jeder Lebenslage Glück und Ge-lingen durch Hersagen der Formel om mani padme hum (das Kleinod in der Lotosblume), das man an Wänden, Häusern, auf Gebirgs-pässen, auf Werkzeugen und Sätteln geschrieben findet.¹⁾ Keinem der Tausende von buddhistischen Mönchen kommt der Gedanke, daß die rechte Gejinnung wichtiger ist als Riten und hergeleitete Phrasen. Das heilige Wort, Bana, wird von buddhistischen Mön-chen in Ceylon bei Krankheiten vorgelesen und soll zauberhafte Heiltwirkung haben; es gilt als Zaubermittel, das durch bloße Ver-lesung und Hören Segen bringt, Krankheiten abwehrt, Geister bannt, auch wenn der Laie es gar nicht versteht. „Es gibt einen eigentümlichen Brauch, Pirit genannt, der darin besteht, daß Laien zur Beschwörung irgendeiner Gefahr oder zur Gewinnung guter Einstüsse eine Anzahl Mönche veranlassen, in dem Predigtraum eines Klosters oder einem anderen hergerichteten Gebäude längere Zeit Tag und Nacht ununterbrochen Bana zu lesen, gewöhnlich sieben Tage lang. Die Mönche lösen sich dabei ab, doch so, daß nicht die geringste Pause eintritt, wodurch der Zauber gebrochen wäre. Eine Buddhareliquie liegt auf dem Platz der rezitierenden Mönche, und ein heiliger Faden wird ausgespannt um das ganze Gebäude, anfangend bei dem Orte der Rezitation und wieder dahin zurück-führend, indem so die Wirkung materiell zusammengehalten wird. Außer den zwei zurzeit gerade Bana lesenden Mönchen sind gewöhn-lich noch andere im Gebäude versammelt, welche mit murmeln und dabei den Faden halten, der den heiligen Bezirk umschließt. Mit einer Prozession und mythologischen Aufführung endet die Feier, bei der oft viel äußerer Aufwand gezeigt wird. Hier hat man ganz offenkundig das Wort der tieffinnigen Lehre des Buddha zum ma-gischen Zauberwerk herabgedrückt. Das entspricht aber nur der allgemeinen Auffassung des singhalesischen Volkes.“²⁾ In China zeigt der Buddhismus dasselbe Gepräge, man schätzt fürs tägliche Leben seine magischen Kräfte. Die Meditation in den chinesischen buddhisti-

1) Man vergl. Sven Hedins lebensvolle Mitteilungen in Trans-himalaja. Bd. II, S. 174 ff.

2) Hackmann, Der südliche Buddhismus, S. 22. 27 f.

schen Klöstern besteht aus äußerlichen Exerzitien.¹⁾ Ähnlich ist das Bild in Japan. Es handelt sich um äußere Leistungen, Askese, Anbetung in Tempeln, Wiederholung heiliger Formeln, Geldopfer, Unterstützung von Mönchen, Anhörung von Predigten, Fasten, Wallfahrt. Ein verdienstliches Werk ist es unter anderem, durch das enge Loch einer Säule im Nara-Tempel durchzultreichen.²⁾ In den größeren Tempeln hat man drehbare Bücherschreine mit heiligen Schriften. Es gilt als ein verdienstliches Werk, den Behälter mitamt den Büchern einmal herumzudrehen. „In den Augen des Volkes ist das Drehen der Bücherschreine so gut, als wenn man die Texte gelesen habe, und erwirbt viel Kunst und Segen.“ Auch die Gebetszyliner sind wie in Tibet so in Japan weit verbreitet.³⁾

Nach einem minutiös ausgearbeiteten Ceremoniell spielen sich die Opfer ab, die in China der Sohn des Himmels einmal jährlich dem Himmel und einmal der Erde bei Peking darzubringen hat.⁴⁾ Welche Bedeutung Konfuzius und mit ihm China dem Formenwesen auch im religiösen Leben zuschreibt, ist bekannt. Hier ist die rechte Form alles, und der Geist, der Inhalt, Nebensache.⁵⁾

Der Mohammedanismus verrät auch darin seinen heidnischen Grundzug, daß er allen Wert auf das Ritual und Äußerlichkeiten legt. Umständliche Waschungen, bestimmte Haltung beim Gebet, Verneigen, Handausstrecken, Wendung nach Mecka, Fasten,

1) „Jetzt setzen sich alle in bestimmter Haltung nieder, einige Minuten herrscht absolute Stille, dann wird eine fromme Formel gemeinsam geäußert, hierauf springen bei einem gegebenen Zeichen alle auf und umwandeln in Reihen einen in der Mitte stehenden Tisch mit Götterbildern. Das Wandeln wird schneller und schneller, bis zum Laufen; ein Aufseher steht mit einer Art Geißel dabei und treibt die Säumigen an, — plötzlich, bei einem Glockenton, eilt jeder wieder auf seinen Platz und setzt sich still nieder“ (Hackmann, Buddhismus in China, S. 19).

2) Hackmann, a. a. O., S. 74.

3) Hackmann, Der Buddh. in China, Korea, Japan, S. 59.

4) B. M. R. 1911, S. 84 ff., J. Ross, The original religion of China, S. 269 ff. 295 ff.

5) „Bei keinem Volke hat das Ceremoniell im Leben und das Ritual im Gottesdienst mehr Aufmerksamkeit erforderd als in China“ (Ross, S. 229). Es gab eine vorgeschriebene Art, sich zu setzen und aufzustehen. Anweisungen, wie man sich zu Bett legt und zur Mahlzeit niedersetzt, zur Tür hereintritt, wie man grüßt, Gäste empfängt und dergl.

unverstandene Gebetsformeln in arabischer Sprache, das ist die Signatur der Frömmigkeit des Mohammedaners in Ostasien, in Sumatra, Java, Borneo, China. Er kann Ehebrecher, Meineidiger, Dieb und Lügner sein, das ist nicht schlimm; solche Vergehungen kann man mit einer Waschung abspülen; aber an einem der Fastentage Speichel herunterschlucken, eine falsche Wendung beim Gebet machen, ist schwere Sünde. Die Koransprüche sind Zauberformeln, die man nicht zu verstehen braucht. Als Amulett um den Hals gefragten, schützen Koranverse im Kriege und auf Reisen. Der Koran ist zum Zauberbuch degradiert. Das Glaubensbekenntnis von dem einen Gott wird zur schützenden Formel gegen böse Geister. Die Magie steht, wenigstens in Indonesien, hoch im Kurs. Das Waschwasser heiliger Männer wird sorgfältig aufgehoben, oder gar getrunken, weil es Lebenskräfte enthält.¹⁾ In solchen toten Formen erstarrt das religiöse Leben der Seele zu Eis, in dem jedes Sehnen und sittliche Empfinden erstickt. Der Animist hat mehr Verlangen nach Gott als der Mohammedaner.

Schon durch die alttestamentlichen Schriften zieht sich die Aufforderung zum Kampf gegen eindringenden heidnischen Sauerteig als ein Leitmotiv hindurch: Erst der Kampf gegen größten Polytheismus, der von Ägypten, Kanaan und Babylon her auf Israel eine unbegreiflich anziehende Kraft ausströmte, dann die Warnungen der Propheten vor äußerlichem Gottesdienst, der sich in korrekten Opfern, Beobachtung des Ritualgesetzes, peinlich genauem Fasten u. dergl. erschöpft, an das Herz aber keine Forderung stellt. An dieser heidnisch depravierten Frömmigkeitsart scheiterte Jesu Liebe. Ihr gilt auch Pauli Kampf. Was er an den Judentümern mit ihrer Rückkehr zu Buchstabe und Form auszusehen hat, ist echt heidnisch, auf dem Boden des gottentfremdeten Herzens erwachsen. Darum gilt die Polemik des Apostels allzeit der heidnischen Formseligkeit und allen Richtungen in der christlichen Gemeinde, die in sie einbiegen. Dieser Kampf des ersten Missionars ist zu allen Zeiten modern.

1) Simon, Islam u. Christentum, S. 74 ff.; 126 ff.; 222 ff.; 302 ff.; Klamroth, Ostasien. Islam, V. M. 3. 1910, S. 486 ff. 545. Daher überwindet der Islam den Animismus nicht, auch wenn dessen Bekänner übertreten.

Auf das heidnische Opfer, bei dem keines Teilnehmers Sinn den Flug zur Höhe nimmt, bezieht sich Paulus, wenn er mahnt: „Begebet eure Leiber zum Opfer, das da lebendig, heilig, Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst“ (Röm. 12, 1; cf. 1. Petr. 2, 5). Aufgehen in der Form ist vernunftwidriger Gottesdienst; es ist eben das Gegenteil von Gottesdienst; innere Hingabe an Gott ist vernünftig. Das Gott Wohlgefällige wird sich immer mit dem Vernünftigen decken. Wenn der Mensch Gott den Rücken kehrt, wird er unvernünftig. „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“ (2. Kor. 3, 6), das gilt nicht nur vom mißverstandenen Amt und Gebot des Alten Testaments, ebenso vom Buchstabendienst des Mohammedaners, des Hindu, des Chinesen, des Tibetaners, des Negers. Der Buchstabe braucht nicht auf Papier geschrieben zu sein, um zum Thramen zu werden. „Dienen, nicht im alten Wesen des Buchstabens, sondern im neuen Wesen des Geistes“ (Röm. 7, 6), das ist der Unterschied der Frömmigkeit des an Gott gebundenen Christen vom Heiden, der sich Gottes in Formeln erwehrt. Nichts tödlicher für das Verhältnis des Menschen zu Gott (auch für die Beziehungen der Menschen untereinander), als wenn man durch Formen und Formeln sich über die innere Spannung wegtäuscht. Der Geist ist es, der Leben vermittelt; Jesu Worte sind Geist und darum Leben (Joh. 6, 63). Die Form, der Kultus, die Gebärde darf nur das keusche, zurückhaltende Gefäß des Geistes sein, macht sie sich breit und wichtig, dann wirkt sie ertötend, auch wenn sie sich in ästhetisch schöne Liturgien kleidet und in stilgerechten Domänen ihr Domizil auffschlägt.

Der gefährlichste Buchstabe ist der der Überlieferung. Man betet und opfert nicht aus eigenem Trieb, um Gott zu finden, sondern „weil es immer so war“. Der Buchstabe der Sitte, möge sie auch gute Elemente enthalten, tötet das eigene religiöse Wollen, macht er doch ein persönliches Verhältnis zu Gott überflüssig. Der Hunger der Seele nach dem lebendigen Gott erstickt, und damit die Empfänglichkeit für das Göttliche. Der Traditionalismus ist der Mörder der Persönlichkeit. Beim Heiden, der sich bekehrt, schafft Gott zum zweiten Mal einen Menschen, der ihm gleich sei. Während die Religion dem Heiden eine Art vererbter Zauber ist, durch den man

schwer zu erreichende Dinge erlangt und unheimliche sich fernhält, begreift der Christ die Religion als Verhältnis der Gemeinschaft mit Gott; sie wird ihm aus einem nützlichen Mittel zum höchsten Gut. Während ihm Opfer und Gebet bisher Münze für Tauschhandel waren, wird ihm das Gebet nun zur selbstverständlichen, freudigen Betätigung seines Verhältnisses zu Gott, zu einem Vorrecht, zum Höhepunkt seiner Frömmigkeit. Er lernt begreifen, daß Ort und Form des Gebetes irrelevant ist (Joh. 4, 23f.), daß es auf die Berührung des Herzens mit Gott ankommt. Es ist der äußerste Gegensatz zur heidnischen Auffassung des Betens, wenn Paulus Gott das Seufzen des Herzens hören und deuten läßt, auch da, wo es sich nicht zur klaren Bitte verdichtet hat (Röm. 8, 26f.).

Nun ist der Weg zu Gott nicht mehr kompliziert: kein Priester ist mehr nötig, kein Mittler; kein umständliches Zeremoniell erschwert oder verlegt den Zugang zu Gottes Thron. Dieses Haben Gottes, das Verbündensein mit ihm nennt die Schrift Leben, während jenes Gebanntsein in Formen Tod heißt. „Geistlich gesinnt sein ist Leben“ (Röm. 8, 6). „Wenn Christus in euch ist, so ist der Geist Leben“ (8, 10). Christus ist das Leben des Glaubigen (Kol. 3, 4; Phil. 1, 21; Gal. 2, 20).¹⁾ Da wird die Form bedeutungslos. Die subjektive Seite des Gottesbesitzes nennt die Schrift (besonders Paulus und Johannes) Glaube, der die Religion ganz ins Innere verlegt. Alles äußere Tun, Beschneidung, Fasten, Opfer, heilige Orte und Zeiten, sind nebensächlich, ja irreführend, wenn sie von der Hauptsache, dem persönlichen Verhältnis zu Gott, ableiten. Dem Heiden ist diese Innerlichkeit der Religion völlig unsäglich. Er ist bereit, neue Gebote auf sich zu nehmen, schwerere Opfer zu bringen, strengere Zeremonien zu beachten. Wenn er zum Islam übertritt, zahlt er willig Steuern über Steuern, lernt im Schweiße seines Angesichts unverstandene Koransprüche auswendig, hält gewissenhaft das Fasten ein, verzichtet auf das geliebte Schweinefleisch, beobachtet korrekt die Gebetsstunden; das alles ist ihm konigenial; denn er bleibt damit auf der vertrauten Linie. Aber ein

1) Vergl. die johanneischen Sprüche: Wer den Sohn hat, der hat das Leben, Joh. 3, 15; 6, 54; 17, 3; 5, 24; 6, 40; Leben ist bei Johannes und Paulus Gotthaben.

innerlich neues Verhältnis zu Gott erstreben, mit Gott in persönliche Verbindung treten, eine Änderung des Geistes erleben, das ist ihm unendlich fremd. Wenn es dennoch zu einem lebhaften starken Glauben kommt, so ist das ein Sieg des Geistes über die Form, den nur die durch Jesus hergestellte Verbindung mit Gott ermöglicht.

Für die Heidenchristen wird der gewohnte Grundzug der bisher geübten Frömmigkeit leicht zu einem Gewicht, das den Neuling nach unten zieht. Sie neigen gar sehr zur äußerer Übung der Gottseligkeit (1. Tim. 4, 8). Ganz von selbst tritt der Schein des gottseligen Wandels, seine nach außen gefehrte Form (2. Tim. 3, 5) in Gebärde, Haltung, Beobachtung der neuen Gebräuche an Stelle der Gotteskraft. Man ist gewissenhaft im Besuch der Gottesdienste, man geht zum Tisch des Herrn, hält über dem Tischgebet, beobachtet streng die Sonntagsruhe und glaubt damit seinen Verpflichtungen gegen Gott nachgekommen zu sein. Zeremonien und Formeln gewinnen eine verführerische Bedeutung. Damit aber hält das, was wir als Aberglaube ablehnen, der Glaube an eine magische Beeinflussung der Elemente und an das Berührtwerden durch sie, wieder seinen Einzug in die christliche Gemeinde. Bald nach der Apostel Zeiten hängen sich magische Erwartungen an die Sakamente. Tertullian schildert, wie die Gattin ihr Bett und sich selbst mit dem Kreuze zeichnet, um sich vor dämonischer Beslechtung durch den Gatten zu schützen, wie sie etwas Unreines von sich wegbläst, das sie als von dem heidnischen Gatten ausgehend fürchten muß, wie sie vor dem Essen heimlich einen Bissen vom Abendmahl in den Mund steckt und darum ihrem Gatten Grauen vor der unheimlichen Mahlzeit oder gar Angst vor Gift einflößt.¹⁾ Die christlichen Apologeten unterschätzten leider, indem sie gleichzeitig den Polytheismus bekämpften, den daneben gehenden Aberglauben, diese „Religion zweiter Ordnung“. „Dieser häusliche Aberglaube schien ihnen wohl zu unbedeutend, oder sie rechneten darauf, daß er von selbst dem Sturz des öffentlichen folgen werde“²⁾. Dieselbe Tendenz wird von den christianisierten Franken und Sachsen berichtet: An die Stelle des freigewählten Wortes tritt die Formel. Glaubensbekennnis, Vater-

1) Weinel, Die urchristl. und die heutige Mission, S. 31.

2) Harnack, S. 211, Anm. 2.

unser und Segen werden wie Zauberformeln geschäkt. Die Formel schirmt das Getreidesfeld, den Obstgarten, das Schwert, die Ernte, die Speise. „Bei unzähligen Gelegenheiten bezeichnete man sich mit dem Kreuze. Ehe man ausging, sprach man eine Segensformel; es gab keine Krankheit, deren Kraft man nicht hoffte durch eine solche Formel brechen zu können; der Zeidler schützte durch sie die ausfliegenden Bienen, und der Gärtner vertrieb durch sie die Raupen vom Kohl“.¹⁾ Vor den unholden Mächten fürchteten sich auch die Christen. Das Vaterunser wurde auf das trockene Gerstenbrot geschrieben, das der Angeklagte verzehren mußte. Man ließ den Angeklagten in der Gerichtsmesse kommunizieren. Die Kirche eignete sich das Gottesgericht an. Das tägliche Leben war umspunnen von heidnischen Gebräuchen. Man achtete auf Vorzeichen, Unglücksstage, Mondwechsel, man glaubte an die Macht des Zaubers. „Man schützte den eigenen Leib, indem man Amulette trug, und die Saat, indem man an Stangen Papierstücke über sie aufhing; die Glocke wurde getauft, damit ihr Schall gegen den Hagel schütze, und durch die seltsamste Weise brach man den Zauber, der den Regen verhinderte.“ „Der Vater kroch, um dem fieberkranken Kind zu helfen, durch ein Erdloch, das er danach mit Dornen verschloß,“ usw.²⁾

Mit derselben Neigung, mit der äußerlichen Religionsübung sich zu begnügen und heidnische Begriffe von Magie und Zauberei an das Christentum heranzutragen, kämpfen wir heute auf allen Missionsfeldern. Manche Christen auf Sumatra legen in Krankheitsfällen das Neue Testament neben ihr Lager oder unter das Kopftissen. Man hebt das Brot vom heiligen Abendmahl auf, um es in Krankheitsfällen als Medizin zu gebrauchen. Man legt übertriebenen Wert auf äußere Gebräuche.³⁾ Von Togo berichten christliche Erwachsener, daß die Heidenchristen noch vielfach das Wesen des Christentums in der Erfüllung gewisser Gebräuche suchen. Heidnische Stammesbräuche machen ihnen noch viel zu schaffen. Viele glauben, daß, wenn gewisse Riten nach der Geburt nicht beobachtet

1) Hauck, a. a. O. II., S. 692.

2) Ebenda, S. 681 f.; 696.

3) Bergl. Landgrebe, Reste heidnischen Aberglaubens in unseren Gemeinden, A. M. 3. 1912, Beibl. S. 69 ff.

werden, das betreffende Kind sterben oder blödsinnig wird. Auf ein großartiges Begräbnis wird Wert gelegt; da das heidnische Schießen und Trommeln nicht mehr erlaubt ist, so wird Singen, Posaunenblasen und feierliche Grabrede als wesentlich für den Frieden des Toten erachtet. Die Totenklage ist schwer auszurottten. In einer Gemeinde soll der Lehrer den Abendmahlsszettel in den Sarg des Verstorbenen gelegt haben, damit der ihn Gott vorzeige.¹⁾

Die heidnische Mütigkeit zeigt dem Seelsorger und Lehrer die Wege, die er zu gehen, die Klippen, zwischen denen er das Schiff hindurchzusteuern hat. Alles, was dem Formalismus Vorschub leisten könnte, muß gemieden werden. Bilder und Kreuzifixe können in vielen jungen Gemeinden schaden. In manchen Missionsgebieten liegt in einer ausgebildeten Liturgie eine nicht geringe Gefahr; der Dienst am Altar kann gar zu leicht im Sinne mechanisch wirkenden Zeremoniells mißdeutet werden. Die Christen müssen zu innerer Freiheit erzogen werden, nur dann werden die Gottesdienstformen zu Gefäßen kostlichen Inhalts. Das ist ja das Große am Christentum, daß seine Gläubigen frei sind; sie stehen, weil mit Gott verbunden, hoch über aller äußerlichen Bindung.

Paulus erhebt sich im Gegensatz zu der formalistischen Asterrömmigkeit bei Juden und Heiden zu einer Kühnheit der evangelischen Freiheit, die jeden verblüfft, der in Gefahr steht, den Formen, auch den läblichen, zu viel Wert beizulegen. Gesetze betreffend Speisen, heilige Tage usw. weisen auf die kommenden wahren Güter hin, sie sind im besten Falle vorausschallende Schatten der Realitäten, die Christus gebracht hat (Röml. 2, 16 ff.). Ob man einen Tag vor anderen heilig hält, das hat jeder nach seinem persönlichen Verhältnis zu Gott mit dem eigenen Gewissen auszumachen (Röml.

1) A. M. Z. 1911, Beibl. Nr. 3. Vergl. Lebenskräfte, S. 322 ff. Dort noch mehr Belege; A. M. Z. 1883, S. 260 f.; 338. Noch ein Beispiel kraassen Überglaubens: Zu Moffat kam eines Tages ein schwarzer Christ, der ihm traurig erzählte, daß ein besonders mutiger, im Kampf gegen wilde Tiere erprobter Hund ihm verdorben sei, und zwar durch ein Neues Testament! Er habe nämlich ein solches in Stücke zerrissen und mehrere Blätter aufgefressen: „Der Hund war so grimmig und brauchbar im Kampf gegen wilde Tiere, das Neue Testament ist aber so voll Liebe und Sanftmut; nachdem der Hund einige Blätter davon gefressen hat, wird alle Kampflust von ihm gewichen sein.“

14, 5f.); nur aus seiner Stellung zu Gott heraus soll er solche Fragen entscheiden. Selbst die Feier heiliger Tage ist nicht nötig zum echten Gottesdienst. Darauf kommt es an, daß das innere Verhältnis zu Gott das rechte ist (V. 6—8). Wo die christliche Frömmigkeit in Gefahr ist, zur traditionellen Formsfache herabgewürdigt zu werden, da muß man sich energisch auf die evangelische Freiheit von der Form besinnen. Was für reife Christen als eine seine äußerliche Zucht Wert hat, wird dem Heidenchristen leicht zur Hauptfache und damit zu Gift¹⁾

Es ist nicht weise, daß der Missionar unbesiehen alle Formen, in denen heimatliche Frömmigkeit es sich bequem gemacht hat, den Missionskirchen als Danaergeschenk mitbringt. Sie nehmen sie meist gern an, die Liturgien, Formulare, Verfassungen, und glauben damit in einen Wagen gesetzt zu sein, der geradenwegs in den Himmel fährt. Formen sind nur dann heilsam, wenn das christliche Leben aus originaler Frömmigkeit heraus sich in ihnen eigenartige Äußerungen geschaffen hat. Zur Gott wohlgefälligen Eheschließung gehört nicht notwendig Brautkranz, Schleier und Ringwechseln;²⁾ der inländische Pastor, auch der Missionar, braucht keinen schwarzen

1) In Sumatra sind die Heiden oft, ehe sie zum Christentum übergetreten, bereit, allgemein die Sonntagsfeier einzuführen und einzelne Glieder der Familie zum Gottesdienst der Christen zu entsenden. Junge Missionare glauben darin ein Zeichen beginnender Herzensänderung zu sehen. Heilige Tage sind dem Heiden geläufig; mit der Beobachtung des Sonntags glaubt er dem mächtigen Christengott seine Höflichkeit zu beweisen. Es ist begreiflich, daß das einzige Gebot des Christentums, das sich den Fernerstehenden auf eine Form zu beziehen scheint, als erstes, weil ihren Begriffen von Religion scheinbar entgegenkommend, angenommen wird.

2) Wer je einer Trauung bei den Batak beigewohnt hat, bekommt den lebhaften Eindruck: hier sind den Christen Formen aufgenötigt, die ihnen fremd und zum Teil anstößig sind. Ehe die Brautleute die Hände ineinander legen, bedarf es langen Drängens seitens des Missionats und manches kräftigen Zurufes aus dem Publikum heraus. Daß die beiden nebeneinander auf einer Bank vor dem Altar sitzen, empfinden sie geradezu als unschicklich. Und doch hat man diese Formen eingeführt. Das heidnische Zeremoniell bei der Eheschließung hat etwas so Anziehendes, daß man davon für die christliche Trauung hätte lernen können. Vergl. dem gegenüber, was in den Nachr. d. Ostafr. M. (1912, S. 26 ff.) von einer christlichen Trauung in Ruanda erzählt ist, wo man den christlichen Inhalt mit einer volkstümlichen Form aufs glücklichste verband.

Talar, um sein Amt würdig verwalten zu können. Es ist nicht nötig, daß draußen der Verlauf des Gottesdienstes und der Kasualien ganz derselbe ist wie bei uns. Beim Abendmahl kann man statt Wein Palmwein nehmen, wo das Volk am Wein Anstoß nimmt (Indien). Händefalten und Knieen sind nicht die unerlässlichen Gebärden des Betenden.

Die evangelische Freiheit bewahrt sich auch darin, daß sie manche Volksritte tragen kann, die dem Europäer vielleicht nicht sympathisch ist, wenn sie nur nicht mit dem Glaubensleben im Widerspruch steht. Der Zabane wird auch als Christ seiner Volksritte gemäß das Kopftuch beim Beten aufzuhalten und zu dem Höherstehenden nur in hockender Stellung sprechen. Sirikauen, Zähneseilen, Tätowieren (soweit dergleichen nicht nachweislich mit dem heidnischen Kult in Verbindung steht) wird dem inländischen Christen nicht zur Sünde gemacht. Die lutherische Mission in Ostafrika duldet sogar die Mannbarkeitsriten bei ihren Christen samt der Beschneidung, natürlich unter Beseitigung alles heidnisch Anstoßigen.¹⁾ Ebenso halten es die französischen Missionare unter den Basuto, da ein unbeschnittener Jüngling nicht als Mann gilt. Schon Zinzendorf wollte nicht darauf bestehen, daß ein Heide bei der Taufe alle seine Weiber bis auf eine entlassen müsse. Die Gemeinde kann in der Übergangszeit die niedere Form der Ehe tragen.²⁾ Solche Freiheit in den Lebensformen kann keine außerchristliche Religion gewähren, weil bei ihnen allen das Heil in der Form liegt.

Die groben Irrgänge der heidnischen Religionen, auch für blöde Augen abschreckend, sollen die Christenheit warnen, daß sie nicht die Schatten der Güter mit dem Wesen verwechselt (kol. 2, 17;

1) „Aus dem ursprünglich heidnisch obszönen Fest ist ein schönes christliches Fest geworden, das darin besteht, daß die Verwandten zusammenkommen, die Eltern des Kindes beschenken und ihre Segenswünsche bringen. Eine vom Missionar oder Katecheten gehaltene Andacht vereinigt alle, und im Gebet wird Gott Dank gesagt für die Gnade, die das Kind erfahren hat bisher, und um Bewahrung vor Versuchung gesleht.“ (Matthes, Jahrb. d. Sächs. M. R. 1912, S. 46)

2) „Die Vielweiberei ist ihnen zu wehren, wenn sie erst vorkommen soll: Wo sie aber schon Weiber haben, da behalten sie solche, bis auf weitere Anfrage. Denn dabei kan viel Ungerechtigkeit und Partheylichkeit vorgehen“ (Roy, A. M. Z. 1892, S. 371).

Hebr. 8, 5; 10, 1). Die Gefahr, Gefäß und Inhalt zu vertauschen, droht auch uns fortgehend beim Kirchengehen, in der Vereinstätigkeit, bei den Sakramenten, ja selbst bei der innigsten Auferung des christlichen Lebens, dem Gebet. Bis zum Aberglauben ist's oft nur ein kleiner Schritt. Worte, die in Formen und Formeln gebannt werden, legen sich wie Lavablöcke über das geistliche Leben. Sind solche Neigungen in jungen Missionskirchen, denen noch die Gierjochalnen ihrer Herkunft anhängen, begreiflich, in einer über tausend Jahre lang geschulten und gereiften Christenheit werden sie zur furchtbaren Anklage gehemmten Lebens. Kinderkrankheiten sind bei Erwachsenen viel verderblicher als bei Kindern. Da hilft nur der heilige, innerlich erneuernde Geist. Wo der Geist des Herrn ist, nur da ist Freiheit (2. Kor. 3, 17).

Mit dem Formalismus hängt eine andere Bestimmtheit des Heidentums zusammen, die Gesetzlichkeit. Die heidnischen Religionen erschöpfen sich in Geboten, das Christentum ist Gabe. Dort Leistung, hier Empfangen; dort menschliches Tun, hier göttliches; dort Verdienst, hier Gnade. Wo wir uns in den außerchristlichen Religionen umsehen, tritt uns ein Komplex ungezählter Gebote und Verbote entgegen. Bei den animistischen Völkern sind die Gebote freilich nicht kodifiziert; aber die ängstlich gehütete Tradition macht sie allen Generationen zur drückenden Fessel, und die Furcht vor den rächenden Gottheiten und Ahnen duldet keine erleichternde Abschleifung im Laufe der Jahrhunderte. Man lese z. B. nach über die Waganda in Zentralafrika, wie zahllose Gebote das Leben des Individuums und der Gesellschaft einengen von der Geburt an, wie selbst der sonst allmächtige König unter ihrem Bann steht.¹⁾ Man denke an die Tabuvorschriften der Südseeinsulaner, die alle religiös motiviert sind, oder an die vielen mit dem Begriff des Totem verbundenen Gebote und Verbote. Wer sich unverfehrt durch die Wirrsale des Lebens zu bringen sucht, hat eine solche Fülle von Gebräuchen zu beobachten, eine solche Menge von Verboten zu respektieren, daß man nicht begreift, wie einfache Menschen

1) Roscoe, The Baganda, an account of their native customs and beliefs. Ebenso ist es bei den Stämmen der Delagoabai (Junod, The life of a South African Tribe. Bd. I u. II).

das alles in Erinnerung behalten können.¹⁾ Der Opferdienst, die Ahnenfeiern, der Totenkult spielen sich nach bestimmten Vorschriften ab. Dem Opfer liegt allgemein die Vorstellung zugrunde, daß man etwas hingibt, um dafür Wertvolles wiederzuempfangen. Die Geneigtheit der Götter und Geister wird durch menschliche Gaben erkauft. Hat man längere Zeit die Opfer vernachlässigt, dann melden sich die Geister und senden Unglück. Hier liegt die größte Form der menschlichen Leistung vor: man bietet den gefürchteten Geistern oder Göttern etwas Materielles an, Speise, Blumen, Blut, tierisches oder menschliches Leben, um dafür das zu empfangen, was menschliche Kunst nicht beschaffen kann. Meist steht die Gabe in keinem Verhältnis zu der erwarteten Gegenleistung. Es handelt sich bei den Opfergaben um ein regelrechtes Tauschgeschäft, bei dem die Menschen die Götter gelegentlich zu hintergehen suchen. Es herrscht allgemein der Glaube, daß man sich die Gunst der übersinnlichen Mächte durch materielle Güter erkaufen könne. Auch bei der Beobachtung der Volksriten schiebt man nach denen, die ihre Nichtinnehaltung heimsuchen. Der Gedanke, daß eine Gottheit ohne Bestechung den Menschen Gutes tut, ist dem niederen Heidentum fremd. Wo aber die Gottheit als freundlich oder gutartig vorgestellt wird, da kümmert man sich nicht um sie; man hat es ja nicht nötig; Opfer und Gebete wären überflüssig.

Die feinere Form der Leistung ist die moralische, die aber vielfach mit jenem groben Tauschhandel vermengt ist; die moralische Leistung niedrigster Stufe legt das Hauptgewicht auf die Innehaltung des Zeremoniells. Das klassische Land für diesen Frömmigkeitstypus ist China. Die konfuzianische Religion ist ein System von Vorschriften ethischer, ritueller und sozialer Art. Das Zeremoniell ist aber die Hauptsache. Mit der Beobachtung vorgeschriebener Regeln erkauft man sich das Wohlergehen. Der Mangel an Vorschriften im Christentum ist vielen Chinesen geradezu anstößig. „Der Konfuzianismus ist angefüllt mit Regeln über die Lebensführung. Das Buch der Riten gleicht einem verwirrenden Netzwerk von solchen Regeln, die für einen Fremden gleichzeitig unverständlich und un-

1) Bischofer, Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern, II.

erträglich sind. Für China sind sie das Wesentliche. Der Konfuzianer ist an Regeln gewöhnt, nicht an Grundsätze. Das Christentum gibt viele Grundsätze, aber nur wenig Regeln. Wenn ein Chinese das Neue Testament liest, so findet er in ihm keine Regeln, er fühlt sich durch den Gegensatz verwirrt und zurückgestoßen.¹⁾

Brahmanismus und Buddhismus bauen sich auf dem Gedanken der menschlichen Leistung auf. Das Evangelium vom Heil aus Gnaden ist dem Hindu eine unbegreifliche Torheit. Ist doch die Vergeltung für ihn das oberste Gesetz. Das Trachten nach Verdienst, wodurch man sich ein höheres Dasein erkaufst, ist das Motiv des sittlichen Handelns. Verdienst durch gesteigerte Leistung sammelt der Asket und Büßer, nicht wenig Stolz auf den erlangten Grad von Heiligkeit; Verdienst erwirbt der Laie durch Tempelbesuch, Weißen von Lämpchen und Blumen, Schenkung von Nahrung und Kleidung an faule Mönche, Anhören der Verlesung heiliger Schriften, Erbauung von Tempeln und Klöstern, Stiftung von Bildern und Glocken.²⁾ Der Buddhismus predigt Selbsterlösung des Menschen aus einer endlosen Kette unheilvoller Folgen. Im Buddhismus Ceylons herrscht der Begriff des Verdienstes und der äußereren Leistung vor. Durch Tempelbesuch, Stiftung und Blumenopfer, Lämpchen, Gaben an die Mönche erwirkt man sich Verdienst, womit Übel abgewendet wird.³⁾ Der Buddhismus hat allerdings eine Reihe moralisch wertvoller Gebote, kämpft auch gegen den Ritualismus. Das Kapitel Mettajutta findet schöne Worte über das Wohlwollen.⁴⁾ Seine zehn Gebote lauten: Nicht töten; nicht stehlen; keinen Ehebruch begehen; nicht lügen; sich nicht herauschenken; sich unzeitiger Mahlzeiten enthalten; sich öffentlicher Schauspiele enthalten; sich kostspieliger Kleidung enthalten; kein

1) W. M. C. IV., S. 45. Für religiöse Kraftanstrengungen als Leistungen ist der Chinese zu haben. Es gibt chinesische Mönche, welche die Askese so weit treiben, daß sie sich Finger abbrennen, sich einkerkern und lebendig begraben lassen (Hadmann, Buddh. in China, S. 23).

2) A. M. J. 1908, S. 296 ff. „Gute Werke werden vollbracht, um Verdienst zu erwerben, durch das man sein Los in einer künftigen Geburt zu verbessern hofft.“

3) Hadmann, Der südl. Buddhismus, S. 28 f.

4) Lehmann, Buddhismus, S. 164 f., 168 f.

großes Bett haben; kein Gold oder Silber annehmen. Aber ihre Einnehmung geschieht nicht aus innerem Trieb, sondern erhöht nur das Verdienst. „Nicht so sehr Rücksicht auf das Wohlergehen Anderer hat man im Auge, sondern vor allem die eigene Erlösung. Man erwirbt sich dadurch Verdienste. . . .“¹⁾ Alle diese Religionen wissen sehr schön über Tugenden zu reden und zu moralisieren, ohne daß die Redner selbst Ernst machen mit der Befolgung ihrer Predigten. Zur Zeit Pauli gab es unter Stoikern und Sophisten viele Tugendprediger, denen aber Paulus Röm. 2, 1 ff. entgegenhält²⁾: Das Richten Anderer und Räsonieren nützt dir gar nichts; denn Gott richtet nach dem Tun, nicht nach den Reden.

Die moschmedanische Religiosität rotiert um den Begriff menschlichen Verdienstes. Gewisse gute Handlungen öffnen dem Gläubigen das Paradies, wobei er freilich immer noch abhängig bleibt von Allahs Laune. Schon die Nennung von Allahs Namen, das Hersagen des Bekennnisses, das Zahlen der Steuer ist verdienstlich. Das rituell richtig rezitierte Gebet löscht die Sünde aus. Verdienste erwerben Fasten, Teilnahme am heiligen Krieg, Almosengeben, Waschungen usw.³⁾ Die kleinlich kasiistische Gesetzlichkeit wird im Islam zum Tode wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit. Den Moschmedaner stößt am Christentum dessen Armut an Gesetzesvorschriften geradezu ab.⁴⁾ Aus der Leichtigkeit, mit welcher der Heide den Islam annimmt, ist zu ersehen, daß diese auf Gebote gestellte Religiosität ihm congenial ist, obgleich sie schwere Fesseln auf ihn legt.

Es ist nicht nötig, diesen Grundzug heidnischer Frömmigkeit mit Beispielen zu belegen.⁵⁾ Höchstens im japanischen Amida

1) Lehmann, Buddhismus, S. 174.

2) Der Anfang von Römer 2 ist restlos klar, wenn man ihn mit Weber an moralisierende Heiden adressiert sein läßt (die Beziehungen von Römer 1—3, S. 68 ff.). Paulus ist in seiner Missionstätigkeit vielfach auf diese seichten Moralphilosophen gestoßen, deren sittliches Urteil nicht übel war, wenn sie nur selbst danach sich benommen hätten!

3) Simon, Islam und Christentum, S. 196 ff.

4) Int. Review 1912, S. 286.

5) Ein Professor an einem indischen College bezeugt, daß er in der Auseinandersetzung mit dem Hinduismus immer klarer zu der Überzeugung gekommen sei, daß es das innerste Wesen des Christentums ist, mit der Auffassung des mensch-

Buddha wird etwas davon geahnt, daß freie Gnade über der menschlichen Leistung steht. Man beachte auch hier, wie dasjenige, was wir bei Jesu und Pauli kämpfen als spezifisch jüdisch anzusehen pflegen, das Pochen auf die Leistung Gott gegenüber, vom Heidentum herstammt. An den Höhepunkten alttestamentlicher Frömmigkeit gemessen, ist jene das Verhältnis zu Gott von Grund auf verkehrende Auffassung eine Entartung, ein Rückfall ins Heidentum, der Israel, das Gott besser kennen mußte, schwere Schuld aufbürdet. Indem es die nie verstummende Mahnung zur Änderung des Herzens und zur persönlichen Stellungnahme zu Gott überhört, verfällt es in den Irrtum, mit ethischen und rituellen Leistungen Antrecht auf Gottes Anerkennung erwerben zu wollen. So werden Jesu Worte über die Gesetzlichkeit und Pauli harter Streit mit dem entarteten Judentum zu einer Kriegserklärung gegen heidnische Religiosität, wo immer sie sich findet.

Dieser heidnische Grundzug bedeutet eine schwere erbliche Belastung für jeden Heidenchristen. Der Trieb, Gott etwas leisten zu wollen, wurzelt fast unausrottbar im natürlichen Menschen. Trotz Paulus, den man hoch verehrte, schlich sich der Nomismus frühzeitig in die Kirche ein. „Man gibt dem Alten Testamente und seinem Gesetz merklichen Einfluß auf die Ausgestaltung des eigenen Gemeindelebens. Man beginnt sogar aus den Herrenworten eine Art neuen Gesetzes für die Gemeinde zu machen.“ In der nachapostolischen Zeit kommen zwei wöchentliche Fastttage auf, der Mittwoch und Freitag, ein dreimal täglich zu sprechendes Stundengebet wird festgelegt; die Neigung zur Askese nimmt zu.¹⁾ Bald etablierte sich die Kirche als Gesetzeskirche und kehrte zu dem Gesetz zurück, obgleich man gegen die jüdische Gesetzlichkeit kämpfen wollte. „Das Neue Testament als Ganzes hat überhaupt in der Mission

lichen Verdienstes als eines leitenden oder zutückhaltenden Einflusses auf Gottes Handeln mit dem Menschen von der Wurzel bis zur Krone zu brechen. Gott behandelt die Menschen immer besser, als sie es verdienen, und verleiht jedem Menschen, er sei dessen auch noch so unwürdig, die allergrößte Gabe, zu deren Benutzung er geistig fähig ist. Der hinduistischen Auffassung des Karma gegenüber ist dies die wesentliche Botschaft des Christentums (W. M. C. IV., S. 207).

1) Dobschütz, Das apostol. Zeitalter, S. 62.

Warned, Paulus im Lichte der heutigen Heidenmission.

und in der Kirchenpraxis nicht die Rolle gespielt wie das Alte Testament.“¹⁾ Gesezliches Wesen drang reichlich in die mittelalterlichen Kirchen Deutschlands ein. Man war schon bei den christianisierten Sachsen der Meinung, daß das Verhältnis des Menschen zu Gott auf Leistung und Verdienst beruhe. „Man sah selbst im Gebet eine Leistung, die Gott erzeigt wird, nicht minder in der Messe; besonders die zahllosen Seelenmessen sind durch diese Anschauung hervorgerufen und verstärkten sie wieder. So war beides naiv nebeneinander, das Gefühl der eigenen Unvollkommenheit und der Verdienstbegriff, die Notwendigkeit der Gnade und der Wert der eigenen Leistung.“²⁾ Nichts hat die Kirchen Europas so bis auf den Grund erschüttert wie der Kampf der Reformation mit der heidnischen Werkgerechtigkeit.

Auch heute ist in den jungen Missionskirchen kaum eine Gefahr dringlicher als das dem jungen Christen unbewußte, kaum ausrottbare Verlangen, Gott mit Leistungen und guten Werken zu gewinnen. Man will immer wieder aus dem Evangelium, der großen Gabe, ein neues Gesetz machen. Es war mir unangenehm auffallend, wie unsere christlichen Bataik auf Sumatra nach christlichen Lebensregeln und Gesetzen in den Gemeinden verlangten; zum Teil aus dem Bedürfnis nach sittlicher Orientierung heraus, die sie nicht immer allein finden konnten, mehr aber noch, was der Seelsorger nicht immer gleich anfänglich erkennt, aus Neigung, in die gewohnte Gesezlichkeit zurückzufallen. Das Christentum wird gern „das neue Recht“, „das neue Gesetz“ genannt. Eingeborene Prediger und Lehrer führen, wo sie freie Hand haben, gern ein gesetzliches Regiment um sich herum ein, und die Christen sind's ganz zufrieden. Die meisten Missionskirchen weisen den gleichen Zug auf. Die Missionare müssen ängstlich bemüht sein, den Eindruck eines neuen Gesetzes beim Evangelium nicht aufkommen zu lassen und ihrerseits nicht durch gesetzliches Regieren die Gemeinden in diesem Irrtum zu bestärken.

1) Harnack, S. 209 f.

2) Hauck, II., S. 703. Es war verhängnisvoll, daß der germanische Bußbegriff sich behauptete; man glaubte mit Buße die Sünden zu füñnen. „Jede Buße wurde als Schadenersatz, zum mindesten als eine Gott dargebrachte Leistung gedacht.“

Man möchte angesichts solcher Neigungen bei Christen, die eben dem Joch harter Sklaverei entronnen sind, mit Paulus klagen: „Mich wundert, daß ihr euch sobald abwenden laßet von dem, der euch berufen hat in die Gnade Christi, zu einem andern Evangelium“ (Gal. 1, 6). „Lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen“ (5, 1). Wir dürfen im eigenen christlichen Leben den gesetzlichen Hang nicht mit einer großartigen Geste auf die Kirche Roms abwälzen. Er schlummert tief in der menschlichen Brust. Züge der Entartung im Christentum, die eintreten, sobald das persönliche Verhältnis zu Gott getrübt oder zerstört ist, weisen immer auf heidnisches Erbgut zurück, das mit einer Zähigkeit ohnegleichen seine Ansprüche nie aufgibt. Die gegen das Heidentum, mit dem Israel kostkerte, gerichteten Strafreden der Propheten bleiben auch heute gültig. Die neutestamentliche Antithese: nicht Leistung, sondern Gnade, ist ein Feldgeschrei, das die Welt beschäftigen wird, so lange sie steht.

Die Gesetzlichkeit, die das Heil sich selbst erarbeiten will, sei sie leichtsinnig gefärbt oder von selbstquälischer Ehrlichkeit, führt immer zum Bankrott des religiösen Lebens. Sie bringt Gott nicht näher; denn sie kann nur Gesetzesübertretung wirken. Im besten Falle zeigt sie Ideale, die unerreichbar bleiben. Kein Chinese kann des Konfuzius Tugendlehren innehalten. Kein indischer Büßer findet den ersehnten Frieden. Kein ernster Mohammedaner vermag all den widerspruchsvollen Geboten des Koran nachzuleben. Es ist Tatsache, daß die Religionen, die so viel von Leistung reden und der Gottheit Gunst durch Tugend gewinnen wollen, ihre sittlichen Ideale nicht erreichen. Die ehrlichen unter ihren Bekennern gestehen das ein. Die Tabubovschriften haben ohne Frage ihr Gutes für die Gesellschaft, helfen Ordnung und Sitte aufrecht erhalten, stützen die Autorität der Regierenden; ohne sie würde die Menschheit sich zerfleischen. Aber das Verhältnis zu Gott fördern sie nicht, weil sie Gott Münze anbieten, die er nicht annehmen kann. Sie befördern entweder sinnlose Gewohnheit oder Nasuistik, die ein Beweis von Mangel wahrer Moral ist. Und doch täuscht die Gesetzlichkeit den Menschen vor, sie seien fromm. Sie erzeugt eine dem Beobachter geradezu lächerliche Selbstdgerechtigkeit, nicht nur

bei den Jüngern des Konsuzius und Buddha, sondern auch unter Menschenfressern, Mörtern, Ehebrechern.¹⁾ Selbstzufriedenheit ist bei der Menge das Korrelat der Gesetzlichkeit und damit das schwerste Hindernis wahrer Religiosität, die sich vor Gott niedrig einschätzt. Der Bettelstolz des Moralisten steht meist in peinlichem Gegensatz zur Fämmelichkeit und Armut des inneren Lebens.

Die judaistischen Befürger fanden nur darum so bereitwillige Aufnahme in den heidenchristlichen Gemeinden, weil diesen selbst derartige Entgleisungen nahelagen. Es ist Pauli Hauptanliegen, von der Wertlosigkeit menschlicher Leistung Gott gegenüber, von der Nutzlosigkeit, durch Einhalten von Geboten Gott näherkommen zu wollen, zu überführen. Kein Mensch kommt durch Beobachten von Gesetzen in das rechte Verhältnis zu Gott (wird vor ihm gerecht, Röm. 3, 28; Gal. 2, 21; 3, 11); kein Gesetz kann lebendig machen (Gal. 3, 21), auch nicht, wenn das Gesetz an sich gut (Röm. 7, 7. 12. 14. 16; 1. Tim. 1, 8), von Gott selbst gegeben ist. Das Gesetz ist eben kein Lebensprinzip, es besteht aus einzelnen Sätzen (Eph. 2, 15); es ist zur Erziehung der Menschheit zwischeneingekommen. Der Gesetzlichkeit stellt Paulus ein ganz anders geartetes Verhalten zu Gott gegenüber, das des Glaubens, der Gottes Gabe dankbar annimmt, der eigenen Unwürdigkeit vollbewußt, und aus Gottes Gnade schöpft, nicht aus sich selbst. Das ist vor allen heidnischen Religionen das Neue am Evangelium, das allen Menschen so schwer eingeht: ein Gott, der schenkt, freiwillig gibt, ohne durch menschliche Leistung dazu willig gemacht oder genötigt zu sein. „Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gabe“ (2. Kor. 9, 15). Das höchste Gut, das die Schrift Leben nennt, ist Gottes Gabe, nicht Frucht menschlicher Anstrengung; es folgt nicht nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung aus der menschlichen Leistung, wie der Tod, der kausal notwendig aus der Sünde folgt (Röm. 6, 23). Die Gnade zerreißt den Kausalzusammenhang. Dass ihr selig geworden seid, ist Gottes Gabe allein (Eph. 2, 8). Gott schenkt umsonst die Gerechtigkeit (Röm. 3, 24; 5, 17), das ewige Leben (Röm. 6, 23), Vergebung der trennenden Sünden; er versöhnt, nicht der Mensch (2. Kor. 5, 19); er erneuert das Herz, indem er den Menschen wieder-

1) *Lebensstrafte*, S. 155.

gebirt, neu schafft (Tit. 3, 5; 2. Kor. 5, 17; 1. Petr. 1, 3),¹⁾ lebendig macht und ihm himmlische Art, die er bisher nicht hatte, gibt (Eph. 2, 5; Röm. 6, 13). Der Geist, der den Menschen neu macht (Tit. 3, 5; cf. Joh. 6, 63; Röm. 8, 2), ist Gottes freie Gabe (Röm. 8, 15; 2. Kor. 1, 22; Eph. 1, 13f.). Alles tut Gott, und nur so ist dem Menschen das Heil gesichert: Er hat zuvor ersehen, zur Kindschaft bestimmt, er beruft, er macht gerecht und vollendet (Röm. 8, 29f.). Wer sich so von Gott begaben lässt, kann in den Triumphgesang am Schluß des 8. Kapitels mit einstimmen: weil Gott selbst das Band der Verbindung mit dem Menschen geknüpft hat, ist es durch nichts zu zerreißen. Die Gabe Gottes aber ist zusammenfassend Jesus Christus (Röm. 8, 32; Gal. 1, 4; 2, 20; 1. Tim. 2, 6; Tit. 2, 14). Im Heidentum schenkt der Mensch kostbares oder Minderwertiges den Göttern, um sie zu gewinnen; im Christentum umgekehrt: Gott schenkt den Menschen sein Teuerstes, seinen Sohn, um die Entfremdeten zu gewinnen, zu retten. Dort Selbstsucht des Gebenden, hier absolute Selbstlosigkeit.

Wenn Paulus sagt: Christus ist des Gesetzes Ende (Röm. 10, 4), so gilt das nicht nur vom alttestamentlichen Gesetz. Nachdem die Menschen sich vergeblich abgemüht haben, hat Gott das Heil der Menschen selbst in die Hand genommen. Früher konnten sie nicht anders, als durch Beobachten von rituellen und moralischen Vorschriften den unbekannten Gott suchen und gnädig zu stimmen versuchen. Diesem Suchen und Irren hat die in Christo Mensch gewordene Gottesliebe ein Ende bereitet. Gott ist zu den Menschen gekommen, hat denen, die wollen, Leben und Gemeinschaft mit sich geschenkt und hebt sie damit ein für allemal hinaus über alle die mechanischen und ethischen Mittelchen, mit denen die Menschen die Führer nach Gott ausstrecken. Jesus ist der Weg zu Gott geworden. Wer nun an ihn glaubt, der ist gerecht, der hat das rechte Verhältnis zu Gott; der denkt nicht mehr an Leistung. Wer an ihn glaubt, hat das Leben; wer sich mit Askese, mit frommen Werken oder Zeremonien abquält, der sucht es. Des Konfuzius Gebote haben in Christus ebenso ihr Ende wie diejenigen Mosis, indem die wertlosen als solche erkannt werden, die gehaltvollen aber den Chri-

1) Dieselben Gedanken unterstreicht Johannes 3, 3. 5. 6.

stusgläubigen nicht mehr Aufforderungen zur Kraftleistung sind, sondern als natürlich wachsende Frucht hervorgebracht werden. Jene Mauer von Tabus und Gesetzen, die das Leben der Primitiven einengt und von Gott scheidet, legt Christus nieder. Er bricht ab den Zaun, nämlich das Gesetz, das in Geboten gestellt war, hüben und drüber, bei Juden und Heiden (Eph. 2, 15). Was sich aber von ethisch wertvollen Anweisungen und Gedanken in heidnischen Religionen findet, wird in Christo veredelt. Er ist ja nicht gekommen aufzulösen, sondern allem Guten, zu dem Gott die Keime in die Menschenbrust und in die Nationen gelegt hat, zum Leben zu verhelfen. Von allem Wertvollen, das im Heidentum eingekapselt ist, kann kein Lüttelchen vergehen, weil es in Gott seinen Urheber hat.

Das Verhältnis des Menschen zu Gott kann nur ein gänzlich freiwilliges sein. Da ist Zwang, wie ihn heidnische Religiosität auflegt, völlig nutzlos. Christus hat die, die unter dem Gesetz waren, erlöst und an Stelle des Zwanges, der Gott nie ganzherzige Verehrer zu führen kann, das freie Kindschaftsverhältnis gesetzt (Gal. 4, 5; 5, 1). Das Gesetz ist geradezu ein Fluch (Gal. 3, 10, 13), weil es an Stelle der freiwilligen Hingabe an Gott das durch Drohungen gestützte Gebot stellt. Die von Gottes Geist Regierten sind nicht mehr unter dem Gesetz (Gal. 5, 18); wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit vom Gebot als Zwang. Was bedeutet das für einen Heiden in Indien, China, Sumatra, Afrika, für einen Mohammedaner, wenn er frei wird von dem ertötenden „du sollst“, und statt armeliger Tauschversuche aus Gottes Hand nehmen darf Gnade, Vergbung der Schuld, Friede, Freude, ein neues, Gott mit Freuden dienendes Herz. Er braucht nun nicht mehr vor Angst zu vergehen, daß Opfer unterlassen, Tabus überschritten, Zeremonien falsch gemacht, Missgriffe begangen sind. Der Weg zu Gott ist frei. Nicht menschliche Kraftanstrengung überwindet Schuld und Hang der Sünde, sondern die vergebende Gnade Gottes (Röm. 5, 20f.). Das belegt die Missionsgeschichte hundertsach. Denn nicht Beugung unter den Dekalog macht aus rohen Menschenfressern und selbstgerechten Hindu neue Menschen, sondern die freie Güte Gottes, die ein düsteres Leben voll Schuld und Blut durchstreich. Gnade besagt, daß Gott sich zum Menschen neigt, weil der

Mensch nicht zu Gott aufsteigen kann. Einen gnädigen Gott kennt keine außerchristliche Religion. Allah wird allerdings der Allerbarmer genannt; aber er weiß nichts von der Gnade des Christengottes, der in selbstloser Liebe sich selbst hingibt, um die Menschen zu retten. Allah ist jeder Zoll ein orientalischer Despot, der aus Laune heute herablassend Geschenke austeilt, morgen die Beschenkten mit Fußtritten behandelt. Er ist nicht gnädig, sondern willkürlich, ein Abbild der Tyrannen Asiens und Afrikas. Die Botschaft von einem gnädigen Gott ist den Heiden so groß und neu, daß sie sie zunächst entweder als etwas Selbstverständliches hinnehmen, dessen Größe sie nicht ahnen, oder darüber spotten, weil sie ihnen abgeschmackt däucht.

Wenn heute viele den Schwerpunkt des Christentums in das Verhalten des Menschen gegen Gott legen wollen, dann tun sie das nicht im Einklang mit dem ursprünglichen Evangelium, wie es Johannes, Paulus, Petrus und der Hebräerbrief einmütig verstanden haben. Hätten sie recht, dann ziele der einschneidendste Unterschied des Christentums von heidnischen Religionen hin, dann müßte aber auch zugegeben werden, daß die Botschaft der Apostel einen Rückschritt gegenüber besserer Einsicht der Nichtchristen bedeutete. Denn das wußten nicht nur die Philosophen Griechenlands und die Ehrenmänner Roms, daß der Mensch mühsam zu den Göttern emporzuklettern habe; darauf kommt auch die Religiosität des Papua und Hottentotten hinaus. Dann ist das Christentum apostolischer Fassung ein reaktionäres Element und hat das Wesen der Religion verfehrt. Rätselhaft bleibt dann nur sein Sieg über die heidnischen Religionen, die ihm doch in der Erkenntnis des Weges zum Heil voraus waren. Die Geschichte der christlichen Kirche ist dann eine Fehlentwicklung. Tatsache ist aber, daß, wo die neuere Mission in den Herzen Einzelner oder unter Stämmen und Völkern Siege feiert, ihr das nur durch die Botschaft von der freien Gnade in Christo Jesu gelungen ist.

Läßt sich das Verhalten Gottes zum Menschen zusammenfassen in dem Begriff Gnade, dann das des Menschen zu Gott in dem Worte Glaube. Wer Gnade im Glauben erfaßt hat, der hat das ganze Evangelium. Der Glaube anerkennt, daß er Gott nichts

zu bieten hat und nur aufs Nehmen angewiesen ist. Damit werden alle bisherigen Begriffe von Frömmigkeit umgekehrt. So wird der Glaube zur gewaltigsten Tat des sich befehrenden Heiden. Die Botschaft vom Glauben an den gnädigen Gott stellt den Menschen vor die schwerste Entscheidung seines Lebens. Im Glauben ist der Wille des Menschen nicht ausgeschaltet; Glaube ist erst möglich, wenn der Wille unter der Anbietung der Gottesgabe kraftvoll erwacht ist; Selbstverzicht und Selbstbehauptung ist im Glauben gegeben; er ist Gehorsamstat (Röm. 1, 5; 15, 18), Hören auf die einladende Stimme Gottes („sie hören meine Stimme“, Joh. 10, 16). Diesen Glauben will Gott am Menschen, den rechnet er ihm zur Gerechtigkeit (Röm. 4, 3f.), in diesem Glauben ist der Mensch, wie ihn Gott haben will, bereit und fähig, sich helfen, sich lieben zu lassen, ohne durch erbärmliche Lösegelder Gott zu beleidigen. Der Glaube der bei Gott Hilfe suchenden Schädeljäger auf Ritas, der Glaube der haitischen Erstlinge, der Glaube der Wagandia, der Madagassen usw. überholt die Christenheit, wenn sie zu der Gerechtigkeit zurückkehrt, die aus dem Gesetz kommt. Wenn irgendwo, dann kann man an den sich befehrenden Heiden die überwältigende Wirkung der Gnade beobachten. Das „aus Gnaden seid ihr selig geworden“ erfährt der Heidenthrift, der Gott gar nichts anzubieten hat als eine Vergangenheit voll Schuld und Schande, in massivster Weise. Der Glaube an den gnädigen Gott kann noch mit Unreife der Erkenntnis und mit Fehlern des sittlichen Standes behaftet sein. Und doch hat er das Wesen des Evangeliums voll erfasst: er setzt seine Hoffnung ganz auf die Gnade und tritt mit der herzhaftesten Bitte, sich erlösen und erneuern zu lassen, an Gott heran. Er sieht Gott mit den rechten Augen als den Retter, den Gnädigen, der sich zu Sündern herablässt, um sie zu sich heraufzuziehen.

Es hat den heidnischen Religionen verschiedener Zeiten und Völker nicht an Gedanken über Gott und göttliche Dinge gefehlt. Das Übersinnliche hat das Denken der Menschheit von ihren Urbeginnen an mehr beschäftigt als irgendein anderes Problem. Beim Studium der primitiven Völker staunt man über die Denkarbeit, die sie religiösen Fragen zuwenden. Sie quälen sich in ihrer Weise ab mit den großen Rätseln des Lebens und den Fragen der Seele. Animis-

mus ist fast eine primitive Philosophie, der Versuch einer Welt- und Gotteserkenntnis. Wie viel intensive Geistesarbeit ist von den gebildeten Völkern auf das Durchforschen der religiösen Probleme gewandt worden, von Babylon und Agypten an bis auf Indien und China. Man ging aber dabei immer von der Voraussetzung aus, daß das wahre Wissen den Menschen vom Bösen befreie und den Weg zur Gottheit erschließe. Indessen das Denken brachte die Menschen Gott nicht näher, es ist nicht der Weg zu Gott. In Griechenland führte es zum Skeptizismus und Sophismus, der das Philosophieren über die Religion zum geistigen Sport herabwürdigt und für die Annahme des Heils unempfänglich macht. In Indien kam man zur maßlosen Überhebung des Denkens, das sich selbst Schöpfung und Erlösung zuschreibt. Während ein Goethe nur glauben kann: im Anfang war die Tat, ist dem Hindu die Tat bedeutungslos; der Gedanke ist ihm mehr als alles Handeln und Geschehen. Der Mensch braucht aber für sein Herz etwas anderes als Gedanken, er braucht Leben, einen handelnden Gott, an den er sich lehnen kann.

Darum betont Paulus gegenüber einer Philosophie, die mit den religiösen Problemen oft mehr spielt als ringt, den Gott der Geschichte. Nicht Spekulieren über Gottes Wesen, sondern die Tatsache des Kreuzestodes heilt die Welt von ihrem Jammer. Was Paulus zu verkündigen hat, ist Weisheit von Gott selbst, daher Kraft (1. Kor. 1, 18. 24; 2, 5). Nicht die Erkenntnis führt zu Gott, sondern das Leben aus Gott führt zur Erkenntnis; johanneisch ausgedrückt: Nicht das Licht war das Leben der Menschen, sondern das Leben war das Licht der Menschen. Nach neutestamentlicher Auffassung ist das Leben, das in der Gotteserkenntnis, im Erschauen Gottes besteht (Joh. 17, 3), eine freie Gabe Gottes (Röm. 6, 23); nicht Weg, sondern Ziel. Das Missverständnis, das Christentum könne durch ein gewisses Maß von Wissen angeeignet werden, liegt jungen Heidenchristen und Katechumenen nahe genug, und aus der neuen Religion wird leicht eine „Lehre“ gemacht. Lehre vom Leben, Biologie, ist noch nicht Leben.

In Indien stößt diese Art des Christentums noch mehr ab als in Griechenland. Weil seine Güter geschichtlich vermittelt sind, kann sich der Hindu nicht damit befriedigen. Er hat ganz und gar

kein Verständnis für Geschichte.¹⁾ Ist doch die Erscheinungswelt nur Illusion (Maja). Die Welt ist Täuschung, das Leben ein buntes, reizvolles Spiel, aber ohne jede Bedeutung. Die Geschichte hat keinen Sinn und Zweck, sie ist nur die Addition von vielen zufälligen Einzeldaten. Kein Mensch kann den anderen beeinflussen, kein noch so bedeutender Geist auf Andere einwirken im Guten oder im Bösen. Höchstes Gut des Menschen ist dem Vedantaphilosophen „der Zustand des traumlosen Tieffisches, oder vielmehr ein Zustand, der mit Bezug auf quietistische Bewußtseinslosigkeit noch jenseits des traumlosen Tieffisches liegt.“²⁾ Da wird es Aufgabe der christlichen Unterweisung, das Verständnis für den geschichtlich wirkenden Gott zu schaffen. Eine schwere Aufgabe; denn daß Gott in die Menschheit eintritt, um sie zu erlösen, daß er litt, starb, auferstand — eine Botschaft, welche die animistischen Völker gewinnt —, ist dem Hindu ganz unvorstellbar und macht ihm die Gottheit minderwertig. Wohin eine Religion kommt, die den festen Boden der Tatsachen verschmäht, dafür ist der Hinduismus das klassische Beispiel, sie versteigt sich zu den absurdesten Abstraktionen und bringt es dahin, daß ein ganzes, früher tatenfrohes Volk den Trieb zum Leben als das große Unglück des Menschen ansieht. Dabei kann sie nicht einmal dem groben Götzendienst in bizarrster Form wehren. Derselbe Hindu, der in schwindelnden Phantasien dem reinen Sein erkennend näherkommen will, läuft wie der Jetischist in die Gözentempel und beugt seine Kniee vor häßlichen, mit widerlichen Attributen ausgestatteten Fräßen. Religiöse Gedanken haben nirgends den Polytheismus überwunden. Der Kirche Christi ist Indien eine Warnung, den Boden der Tatsachen und der Geschichte nicht zu verlassen und zu meinen: der Gedanke stehe über der Tat, während er doch nur der Gottesstat nachgehen kann. Wir verließen das Christentum nicht, wenn wir die Offenbarungsgeschichte in Gedanken und Ideen auflösen. Es ist allen Weltreligionen gegenüber der große Vorzug des Christentums, daß es sich aufbaut auf dem, was Gott getan hat, und auf diesem Fundament des in Gott verankerten

1) „Sie würden ebenso gut eine Chronik des Spieles der Wolken oder der Sonnenuntergänge geschrieben haben“ (A. M. Z. 1908, S. 467).

2) Dilger, Erlösung, S. 6.

Heils gewiß wird. Dem erlösenden Tun Gottes nachzugehen und daran die eigenen Gedanken zu korrigieren, sich in Gottes Heilsplan zu versenken, das ist wahre *sophia*, in welcher der Christ zu wachsen hat. Die Gnosis hingegen will über das hinaus, was Gott in seinem Wort geoffenbart hat. Sie möchte phantasieren und Dinge kennen lernen, über die Gott den Schleier gedeckt hat. Das ist das Wesen der Gnosis, gegen die schon Paulus zu kämpfen hatte; denn die Ansänge gnostischer Missverständnisse reichen schon ins apostolische Zeitalter hinein und sind seitdem immer eine Gefahr für die Christen gewesen.¹⁾ Was die Menschheit braucht, ist nicht Weisheit, sondern Kraft zur Errettung.

Die Erlösung erfolgt dem Hindu durch denkendes Ergreifen des Unpersönlich-Göttlichen. Dem gegenüber zeigt sich der christliche Glaube als Willensakt; er ist unendlich viel mehr als eine denkend gewonnene Überzeugung; er ist die Zuwendung der ganzen Person mit ihrem Wollen, Fühlen, Denken und Handeln zu Gott. Auch in Japan wird dem Denken des Verstandes in ungebührlicher Weise der Vorzug gegeben.²⁾ Dem Hindu haben die Ermahnungen des Jakobusbriefes viel zu sagen: Auf zur Tat! Der Glaube ist ein geschäftig, kräftig Ding, das sich im Leben handelnd auswirken muß. Der Glaube als Verstandeskraft ist es nicht, der vor Gott gerecht macht. Wo die Frömmigkeit sich erschöpft in Verstandesarbeit, in Definitionen und Abstraktionen, legt sie sich lähmend auf das christliche Leben.

Das christliche Gottesbild tritt in scharfen Gegensatz zur heidnischen Überlieferung. Daß Gott ist, braucht man allerdings nirgends zu sagen; daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar (Röm. 1, 19). Alle Menschen glauben an Gottheiten, und bei vielen Völkern lebt die Idee eines über allen Gottheiten erhabenen Gottes. Aber mit den Zügen, welche die Jahrhunderte diesem Bilde an-

1) Bergl. Lütberts Untersuchungen: Freiheitspredigt und Schwarmgeister in Korinth; die Irrlehren der Pastoralbriefe; Amt und Geist im Kampf.

2) Man verwechselt augenblicklich in Japan, auch unter manchen japanischen Christen, Denken mit Glauben, Aufklärung des Verstandes mit Pflege des religiösen Gemütes. Das ist begreiflich in einem Lande, dessen totale Umwälzung so plötzlich und so erfolgreich durch die Annahme der Gedankenwelt des Westens perfekt geworden ist (B. M. R. 1912, S. 67).

gedichtet haben, muß sich der Heidenchrist auseinandersezten. Wir haben keine Vorstellung davon, welche Umdenktung ein christlicher Hindu lernen muß, für den bisher Unpersönlichkeit selbstverständlich als höchstes Prädikat der Gottheit galt. „Indien ist nie so tief gesunken, daß es an einen persönlichen Gott glaubte.“¹⁾ Die Gottheit ist ein Neutrum, das Brahman, das Sein, das Nichtnichtsein, das Undefinierbare, unter dem man sich alles und nichts denken kann.²⁾ Von Abstrakten — Gesetz, Kausalität, Sein, Nichtnichtsein, Brahman — kann der Mensch nicht leben. Wenn das Christentum Gottes Persönlichkeit anthropomorphisch erfaßt, so ist das recht verstanden kein Schade; denn anders als menschlich projiziert können wir die Gottheit nicht begreifen. Aber wenn man aus Gott ein lediglich negativ umschriebenes Neutrum macht, dann wird eine Leiche daraus. Indien selbst hat gegen diese Abstraktionen immer wieder reagiert. Das beweist der von niederen und höheren Kräften lebhaft kultivierte Gözendienst. Die Taufende von Gözentempeln sind ein Protest der Volksseele gegen den blutleeren Pantheismus. Auch die Heldenverehrung und die Mythen von den

1) Zitat aus dem „Hindu“, der führenden indischen Zeitschrift in Madras, W. M. C. IV., S. 196.

2) „Das Selbst wird nicht geboren, niemals stirbt es,
entspringt aus keinem, ihm entspringt auch keiner;
gebürtlos ist's auf ewig und von jeher.
Wenn man den Leib erschlägt, wird's nicht erschlagen.
Wer schlagend glaubt, den andern zu erschlagen,
und wer geschlagen meint, er wird erschlagen,
die beide haben nicht das wahre Wissen:
Das Selbst erschlägt nicht und wird nicht erschlagen.
Kleiner als klein und größer als das Große
liegt still das Selbst im Innern des Lebend'gen.
Wer willenlos, schaut neidlos diese Größe,
Das Selbst bei heit'r Ruh'e seiner Sinne.
Indem es ruht, geht's in die weite Ferne,
im Schlafe wandert es nach allen Seiten.
Wer außer mir vermag sie zu erkennen,
die stets aufs neue freudetrunk'ne Gottheit?
Selbst ohne Leib, ist es in allen Leibern,
unwandelbar in allem Wandelbaren.“

(Dilger, Erlösung, S. 82.)

Infarnationen Krischnas decken den Hunger der Seele nach göttlichen Persönlichkeiten, zu denen man beten, mit denen man in Verkehr treten kann, auf. Von Buddhas Abstraktionen konnte seine Gemeinde nicht leben; das heiße Verlangen nach einem greifbaren Helfer führte dahin, daß man Gautama selbst Tempel und Statuen errichtete und sich an ihn als eine menschlich nahegerückte Gottheit wandte. Nur so konnte der Buddhismus erfolgreiche Propaganda in anderen Ländern treiben. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß gerade die auf die Spitze getriebene Regierung einer persönlichen Gottheit die Führer des Hinduismus nötigte, in ihr Pantheon Götter mit menschlich derben Zügen einzuführen bezw. zu dulden, um verlorenes Terrain wieder zu erobern. Die Menschen hungern nach Personen, von denen Leben ausgeht. Vielleicht ist das Anbeten einer Götzenfigur oder ein robuster Geisterglaube religiös wertvoller als die Dämmerung des alles auflösenden Pantheismus.

Indiens Philosophie will die Gottheit erkennen, wie sie ist. Das will das Christentum nicht. Niemand hat Gott je gesehen (Joh. 1, 18; 6, 46; 1. Joh. 4, 12); Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16). Erst in der Ewigkeit werden wir Gott sehen, wie er ist (1. Joh. 3, 2). Jetzt ist unser Erkennen Stückwerk, wie durch einen trüben Spiegel (1. Kor. 13, 9. 12). Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen (2. Kor. 5, 7). Dieser ehrliche Selbstverzicht des Christentums erhebt es über alle Religionen und Philosophien, die der Gottheit Wesen ergründen wollen und dabei über farblose Negationen nicht hinauskommen.¹⁾ Wohl aber

- 1) „Ruhig, selbstherrlich atmete das Eine,
und außer diesem Einen war kein Andres . . .
. Dunkel im Anfang war, gehüllt im Dunkel,
ununterschieden, alles ein Gewoge.
Als rings umhüllt von Höhe war das Leere,
da durch der Büßung Macht entstand das Eine,
zuerst entwickelte sich die Begierde,
sie war des Geistes früheste Befruchtung . . .
Woher ist sie geworden, diese Schöpfung,
ob sie geschaffen ward, ob nicht geschaffen,
der davon Zeuge war im höchsten Himmel,
er weiß es wohl; oder weiß auch er es nicht?“

(Dilger, Erlösung, S. 153.)

Kann der Christ in Christo erkennen, was Gott uns ist, daß er uns liebt, hilft, trägt, reinigt, heiligt. Alles, was wir von Gott wissen müssen, nicht um ihn zu begreifen, sondern um den Weg zu ihm zu finden, sagt uns das Evangelium.

Die pantheistische Gedankenwelt bleibt auch für den indischen Christen eine Klippe. Seine religiöse Begriffswelt muß gänzlich umgekehrt werden. „Auf dem Boden des Glaubens an eine unpersönliche Gottheit ist kein Raum für die persönliche Offenbarung Gottes in Jesu Christo, kein Raum für den gottmenschlichen Erlöser und Versöhnner des apostolischen Evangeliums.“ „Unter dem Einfluß der brahmanistischen All-Ginslehre müßte die Christologie unmittelbar einem pantheistischen Doketismus oder Sabellianismus verfallen. Die Person Jesu Christi wird tatsächlich in den Händen monistischer Erklärer in Indien zu einer aus dem Meer des Unpersönlichen auftauchenden und in ihm wieder versinkenden Welle, wie jede andere Einzelseele auch.“¹⁾ Von dieser Seite hat weder die Missionspredigt in Indien noch die Theologie der Kirche Anregung zu erwarten. Der Pantheismus hängt auch dem christlichen Hindu noch an, denn die Vorstellung von der Welt als einer Täuschung und vom Göttlichen als erhaben über die Schranken der Persönlichkeit ist dem Hindu zu sehr zur Natur geworden, als daß er sie wie ein Kleid ablegen könnte. Dr. Weitbrecht aus Lahore erzählt von Katechumenen, welche im Taufunterricht nach erläuterten: „Unser früherer Lehrer hat uns so gelehrt: Es gibt nur ein wahres Wesen; um es zu erkennen, muß man den besten Guru nehmen, den man findet. Wir haben Jesus als den besten Guru erkannt und sind deshalb seine Jünger geworden; aber Gott ist doch in allen vorhanden, und alle Wege haben das gleiche Ende.“²⁾

In der Aneignung des christlichen Gottesbildes liegen schwere Aufgaben für die christliche Theologie in Indien. Das kann nur ge-

1) Dilger, A. M. Z. 1910, S. 132 f.

2) A. M. Z. 1906, S. 369. Mit dem Pantheismus hängt der Mangel an Wahrheitsinn zusammen, der dem Hindu eigen ist. Denn Wahrheit in Wort und Tat hat keinen Wert, wenn die sogenannte Wirklichkeit nur Täuschung ist. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des christlichen Lehrers, die ethische Notwendigkeit der Übereinstimmung zwischen Überzeugung und Handlungsweise dem Hindu zur Geltung zu bringen.

schehen von der Person Jesu aus, in dem Gott sich der Welt offenbart hat. Eine große, herrliche Aufgabe für die christlichen Denker, dem indischen Volke nahezubringen, wie Jesus Gott offenbart als Persönlichkeit, die willig ist, an die Menschen sich hinzugeben, wie in der Berührung mit diesem Gott das wahre Leben zu finden ist, nicht in der Auflösung, sondern in der Bejahung, und wie diese auf und ab wogende Persönlichkeit mit dem alle Erlebnisse spiegelnden, verarbeitenden Selbstbewußtsein das Herz reich und das Leben glücklich macht. Die Freude am Leben, an der Eigenperson, am Handeln, das alles wird Indien mit dem in Jesus geoffenbarten lebendigen Gott geschenkt.

Während der Heide sich umringt glaubt von Geistern und Dämonen, ist die Gottheit seinem Bewußtsein fern. Wo man von wohlwollenden Göttern spricht, denkt man sie weit weg, ohne Teilnahme für die Menschen; daher sind sie auch den Menschen kein Gegenstand des Interesses. Zwischen Gott und Mensch hat man eine Menge Geister und Dämonen eingeschoben, um deren Gunst die Menschen sich ängstlich zu mühen haben. Es ist ein allgemein heidnisches Bestreben, sich die Gottheit fernzuhalten und die Berührung mit ihr zu meiden. Der Heide liebt das Halbdunkel um die Gottheit. Das ist nicht nur bei den Animisten so; Konfuzius sagt: Verehre die Götter, aber aus der Entfernung. Auch der Neukonfuzianismus, die Religion vieler gebildeten Japaner, weiß nichts von einem persönlichen Gott. Der „Himmel“, von dessen Willen sie leben, ist ein blasses Abstraktum. Die Verehrung, die man dem „Himmel“ bezeigt, besteht darin, daß man den Kaiser ehrt und die menschlichen Pflichten und Tugenden erfüllt.¹⁾

Es werden Mittler zwischen Mensch und Gottheit eingeschoben, Priester, Heilige, Ahnen, Geister. Diesem Trieb, direkte Berührung mit Gott zu meiden, kommt der Islam entgegen, indem er die Propheten und Mohammed zwischenschiebt. Mohammed wird allgemein als der überweltliche und sündlose Mittler verehrt,²⁾ desgleichen die Heiligen.³⁾ Je größer die Zahl der Zwischengötter,

1) A. M. 3. 1906, S. 373.

2) A. M. 3. 1910, S. 159. 229.

3) W. M. C. IV., S. 128.

um so rücksichtsloser setzt man Gott aufs Altenteil. Paulus betont energisch, daß Gott nahe ist, nicht ferne von einem jeglichen unter euch (Act. 17, 27). Einst ohne Gott und ferne, sind die Gläubigen nun nahe geworden durch das Blut Christi (Eph. 2, 13). Durch die Menschwerdung Christi ist Gott den Menschen nahe gekommen. Der Geist ward Fleisch; er ward gleich wie ein Mensch, geboren vom Weibe, dem Tode unterworfen. Nun haben wir direkten Zugang zu Gott (Röm. 5, 2; Eph. 2, 18; 3, 12). Das ist die große Offenbarung, deren Wahrheit der Heide erlebt, wenn er sich befehlt: Gott kommt zu ihm, er kann mit Gott selbst in Verbindung treten, ohne Mittler, ohne Umwege.

Im allgemeinen ist hier wenig Gefährdung des Glaubens der Heidenchristen zu befürchten. Die Botschaft, daß Gott nahe, zugänglich ist, mit den Menschen Verkehr pflegt, sich anrufen und bitten läßt, überwindet das heidnische Gottesbild gründlich. Die Glaubenden erleben ihn, der sich in der Geschichte offenbart hat, wie er ihnen menschlich nahe tritt und sie von seiner Liebe, seiner Barmherzigkeit, seiner Heiligkeit, seiner Langmut überführt. Der Gott, den ihnen das Evangelium bringt, kann sehen, hören, mitempfinden, kann strafen, vergeben, retten, tragen, lieben und zürnen. Er läßt sich versuchen, man kann ihn interessieren für die eigenen Sorgen, Nöte und Freuden. Das Gebetsleben der Heidenchristen ist Zeuge des Sieges des christlichen Gottesgedankens. Wo aber das eigene Erlebnis fehlt, wird sofort wieder der Hang kräftig, Mittelpersonen vor Gott zu stellen: „Rede du mit uns, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben“ (Ex. 20, 19). Daß die Träger des geistlichen Amtes als Vermittler des Verkehrs mit Gott angesehen werden, ist unterchristlich. Denn es ist heidnisch, den Verkehr mit der Gottheit auf die Priester abzuschieben.

Das Christentum macht Ernst mit dem Glauben an die Macht Gottes, wenn er auch dem Heidentum nicht ganz fremd ist. Manche heidnische Religionen schreiben Gott die Weltgeschöpfung und eine gewisse Macht über Natur und Geister zu. Neben Gott aber, meistens unabhängig von ihm, steht das Fatum, in Indien wie in Griechenland, in China und bei den Animisten. Das Zeugnis, daß Gott

allmächtig ist, gehört zu den Elementen der Heidenpredigt (Act. 17, 24), und wird oft durch Erleben des mächtigen Gottes bekräftigt. Auf der Überzeugung von Gottes Macht, der nichts zu groß und nichts zu klein ist, beruht die Kraft des christlichen Bittgebetes. Wo sie erschüttert wird, hört die Gebetskraft auf. Die Mission macht uns Gottes Allmacht wieder groß. Wir zweifeln sie theoretisch nicht an, stellen den Glauben an sie aber nicht in unser Leben ein. Was der Glaube an den Gott, dem nichts unmöglich ist, vermag, lehren zahlreiche Erfahrungen der Heidenmission.

Allerdings halten viele Heidenchristen an dem Glauben fest, daß neben Gott noch mancherlei Geister existieren, die in das Leben des Menschen eingreifen können. Als ein christlicher Ewe-Lehrer im Taufunterricht behauptete, daß es keine Gözen gäbe, sah ihm ein ergrauter Mann erstaunt an und antwortete: „Gewiß gibt es Gözen; aber der Gott der Christen ist mächtiger als sie alle.“ Man bezweifelt die Wirkung von Zauber und Zauberkraft, Hexen und bösen Geistern nicht. Die Besten trösten sich mit den Worten: „Gott ist mächtiger, und ich bin Gottes, deswegen können sie mir nicht schaden.“¹⁾ Es gehen hier oft Reste der heidnischen Weltanschauung neben einem kindlichen Vertrauen an den Christengott, dem wir die Echtheit nicht absprechen dürfen, her. Der junge Christ gewinnt nicht gleich die rechte Stellung zur Natur; er fühlt sich noch durchaus als ohnmächtiges Geschöpf gegenüber den unheimlichen Mächten der Umgebung. Frühere Animisten glauben noch an die Existenz von Werwölfen, an besiegelte Tiere, an den Einfluß von Hexen. Träume, Vogelgeschrei, Vorzeichen haben ihnen noch Bedeutung.²⁾ Das gibt natürlich manche Entgleisung und Konflikte, wo das Gottvertrauen unterliegt. Aber allermeist fühlt der Christ für seine Person sich in Gottes Hut geborgen. Hier liegen noch ernste

1) A. M. B. 1911, Beibl. S. 46 f.

2) Ein Ewechrist wollte eines Tages einen Besuch machen in einem Nachbardorfe. Unterwegs stieß er mit dem Fuß an einen Stein an und kehrte um. Gefragt, warum er so bald zurückgekehrt sei, antwortete er, der Anstoß des Fußes habe ihm nicht gut gedeucht, deswegen sei er umgekehrt. In einer Gemeinde rief der Kirchenälteste alle Glieder zusammen und ließ sich ihre Träume erzählen (A. M. B. 1911, Beibl. S. 46 f.).

Aufgaben für die Gemeindeunterweisung. Nur der Christ, der das wahre Gottesbild im Herzen hat, wird Herr des Aberglaubens in jeglicher Gestalt. Kampf gegen den Aberglauben in seinen hundertsachen Auszerrungen bleibt ein wesentliches Stück der Gemeindeunterweisung. Wenn irgendwo, dann sind hier Gebote nutzlos. Der Aberglaube muß erkannt werden als innerlich unvereinbar mit dem Gottesglauben. Gräbt der junge Heidentchrist diese Wurzeln nicht aus, dann wuchern sie nach Art der Quecken weiter und ruinieren die edle junge Pflanze. Der Glaube an den allmächtigen Gott, der die von ihm gesetzten Zwecke machtvoll durchführt, überwindet auch den indischen Karmabegriff.¹⁾ Nicht blinde Kausalität, sondern eine Weltordnung, hinter welcher der lebendige, mächtige Gott steht, regiert das Menschenleben. Am schwierigsten wird bei Christen aus den Animisten und Mohammedanern der Glaube an das blinde Fatum auszurotten sein.²⁾ Wenn sie neuerdings statt Fatum Gott sagen, so bleibt die Sache doch ziemlich dieselbe. Aber ein wiedergeborener Mensch, in dem eine Macht lebt, die in Gott ihren Ursprung hat, erfährt, daß etwas anderes als das Fatum in sein Leben eingegriffen hat. Der junge Christ durchschaut oft die Unvereinbarkeit altheidnischer Gedanken mit dem Christentum noch nicht, täuscht aber den Missionar, der diese Feinde vielleicht nicht ahnt, durch christliche Phraseologie. Nur wer die heidnische Psyche kennt, ahnt die innerlichsten Feinde des Heidenthüters.

1) Im Hinduismus ist der Vergeltungsgedanke, der sich im Glauben an die Seelenwanderung äußert, zum Fatalismus geworden. Das Karma wirkt sich als unerbittliches Naturgesetz aus. Das Gesetz der Vergeltung ist nicht an Gott gebunden, wenigstens im heutigen Indien nicht, es ist in und mit der Welt einfach da und setzt sich von selbst durch. In der altindischen Anschauung waren es die Götter, welche die Vergeltung in Lohn und Strafe vollzogen (Dilger, A. M. B. 1908, S. 285).

2) Von den Franken und Sachsen zur Zeit Karls des Großen berichtet Hauck, wie bei den Christen noch vielfach der Fatalismus nachklingt. Das Schicksal ist von Gott losgelöst und erscheint als eine selbständige Macht. Selbst im Heliand bildet die Gewißheit, daß das irdische Geschehen von Ewigkeit her fest bestimmt ist, den Hintergrund der Anschauung. Das Schicksal („Wort“) ist von den Deutschen lange Zeit fast als ein persönliches Wesen gedacht worden. „Es war ein Sieg des Christentums, daß das Wort Schicksal jenes alte Wort verdrängte“ (Hauck, II., S. 677 f.).

In schärfsten Gegensatz gegen den heidnischen Gottesbegriff tritt die Aussage des Evangeliums, daß Gott die Liebe, und daß die Liebe das Zentrum der Frömmigkeit sei. Die meisten heidnischen Religionen halten ihre Götter für gleichgültig, vielleicht schreiben sie ihnen eine gewisse Gutmütigkeit zu. Manche Gottheiten sind neidisch gedacht oder willkürlich, launisch, unbekümmert um der Menschen Wohl und Wehe. Das Bestimmende in der animistischen Religiosität ist die Furcht vor dem Heere der Geister, das dem Menschen übel will. Dieser Gegensatz stellt erst den Reichtum des Christentums ins helle Licht. Furcht als Motiv der Religion ist ein Krankheitssymptom, das Gegenteil echter Frömmigkeit.¹⁾ Das Hingegebensein an die Furcht ist die Strafe für die Gottentfremdung. Nirgends erwartet man von der Gottheit, daß sie die gequälten Menschen von der Furcht erlöst. Auch der Gott Mohammeds weiß nichts von Liebe. Unnahbar thront er über den Menschen, die ihn in tiefster Scheu und Furcht meiden und sich lieber an Mohammed halten. Es ist die knechtische Furcht vor Gott, welche die islamische Religiosität bestimmt. Wo außerchristliche Frömmigkeit bei Gott ankllopft, will man entweder einen gleichgültigen Gott gewinnen, oder einen zürnenden versöhnen, selten für empfangene Gaben danken. Man gibt, opfert, betet, um zu empfangen; die Gottheit ist eine fremde Macht, mit der man sich gut zu stellen, deren Ungunst man zu vermeiden hat. Ein innerliches Verhältnis von Herz zu Herz wird weder geahnt noch angestrebt.

Das Evangelium hat eine neue Botschaft: Gott liebt die Menschen, die verlorenen, von ihm abgewichenen, ihm feindlichen Menschen (da wir noch Feinde waren, Röm. 5, 8); er hat die Menschen zuerst geliebt (1. Joh. 4, 19), nicht durch ihre Vorzüge und Tugenden angezogen (Tit. 3, 5); sein Herz drängt ihn zu seinen Geschöpfen, die er retten will. Liebe ist sein Wesen (2. Kor. 13, 11; 1. Joh. 4, 16). Da wir tot waren in Sünden, hat uns seine große Liebe lebendig gemacht (Eph. 2, 4f.). Diese Liebe hat er mit der Tat bewiesen; aus der Sendung und dem Sterben seines Sohnes kennen wir sie (1. Joh. 4, 9f.). Aber seine Liebe ist nicht Gutmütig-

1) Bischofer, Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern, II., S. 244 f.

keit, sie übersieht nicht die Unreinheit, die Sünde der Menschen. Sie muß sich gegen das Böse kehren. Gott hat sich seine Liebe zu den Menschen etwas kosten lassen. Christi Liebe, die sich für uns dahingegeben hat (Eph. 5, 25), offenbart Gottes Liebe. Die Tatsache der Menschwerdung erschließt überführend Gottes Liebe. Nie und nirgends kommt der Mensch von selbst auf den Gedanken, daß Gott ihn liebt, und zwar so, daß diese Liebe ihn aufs tiefste erschüttert. Dazu bedarf es einer Selbstmitteilung von Gott, die das Unglaubliche verbürgt. Der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündigt (Joh. 1, 18). Nun sind die Christen Geliebte Gottes (1. Thess. 1, 4; Röm. 1, 7). Die Liebe Gottes erfüllt ihre Herzen, umgibt und trägt sie (Röm. 5, 5; 8, 35).

Es genügt nicht, daß der Heide von der sittlichen Hoheit Jesu ergriffen wird, auch nicht, daß er die Macht und Überlegenheit Gottes über die gefürchtete Geisterwelt erlebt und darüber seine Gözen verbrennt, so echt und ehrlich auch diese erste Zuwendung zu dem allmächtigen Gott sein mag. Erst wenn ihn die Liebe Gottes in Christo ergreift, wird er ein wahrer Christ.¹⁾ Die Durchmusterung der Heidenchristen auf ihre Erneuerung hin ergibt mit Evidenz, daß nur das Ergriffensein von Gottes Liebe die früheren Menschenfresser, Lügner, Diebe befähigt, einen gottgefälligen Lebenswandel zu führen. Die Geliebten sind die Heiligen (kol. 3, 12). Nur ein Gott, der durch Liebe überwindet, kann auf die Heiden solchen Einfluß gewinnen, daß er beherrschender Mittelpunkt ihres Lebens wird.

Um begreiflich zu machen, wie Gott die Menschen liebt, zieht die Schrift das schönste menschliche Gemeinschaftsverhältnis zum Vergleich heran, indem sie Gott Vater nennt. Man wendet auch in einigen heidnischen Religionen dieses Wort auf Gott an, aber mehr im Sinne der Abstammung.²⁾ Meist heißtt er Herr, Großvater (Niederl. = Indien, in Analogie mit den Fürsten), Himmel (China), Geist (Amerika). Aber im Christentum ist das Verhältnis nicht ein natürliches. Gottes Kind muß man werden, man ist es nicht von Natur. Man muß seine Art anziehen; nur die von ihm Wieder-

1) Vergl. Lebenskräfte, S. 278 ff.

2) So manche Stämme Südostaustraliens; W. Schmidt, Ursprung der Gottesidee, S. 118 ff.

geborenen, die seinen Geist als den Atem der göttlich gearteten Seele empfangen haben, die sind seine Kinder (Röm. 8, 14) durch eine zweite Geburt. Durch den Geist des neuen Lebens wird man sein Kind. Christus ermöglicht es, der Anfänger der neuen Menschheit, deren Erzeuger Gott ist, weil sie Leben aus ihm beseelt. Die Gotteskindschaft bedeutet eine göttliche Wesensbestimmtheit der Seele. Die Botschaft von Gott dem liebenden Vater ist dem Heiden überraschend;¹⁾ mehr noch, daß Gott nach Gegenliebe verlangt. In ergreifenden Tönen wirbt Gott schon durch seine Propheten um Gegenliebe (Jes. 62, 2; Jer. 3, 12f.; 31, 20; Hosea 2, 19f. Kap. 11; Mal. 2, 2—6). Dem Heidenthristen wird es der Höhe-

1) E. Young erzählt, welchen Eindruck die Bekündigung von Gott dem Vater auf die Indianer am Nelson-Flusse gemacht habe. Unter anderen redete ein alter, wild aussehender Mann: „Ihr saget eben: Unser Vater“. „Ja, ich sagte unser Vater.“ „Das ist für uns sehr neu und süß zu hören. Wir haben den großen Geist nie als unseren Vater angesehen. Wir hörten ihn im Donner, wir sahen ihn im Blitz, im Sturm und Schneetreiben und fürchteten uns. Wenn ihr nun vom großen Geist als von unserem Vater redet, so ist uns das kostlich.“ Einen Augenblick zögernd stand er da vor mir, ein wilder, malerisch aussehender Indianer. Ich fühlte mein Herz in tiefer Teilnahme und Liebe zu ihm hingezogen. Seine Augen zu den meinigen erhebend, sagte er wieder: „Darf ich noch mehr sagen?“ „Ja“, sagte ich, „redet weiter.“ „Ihr sagt Notawanan. Ist er euer Vater?“ „Ja, er ist mein Vater.“ Mit einem Blick und einer Stimme, worin sich sehndendes Verlangen nach der Antwort ausdrückte, fuhr er fort: „Soll das heißen: Er ist mein Vater, des armen Indianers Vater?“ „Ja, o ja,“ rief ich aus, „er ist auch dein Vater.“ „Euer Vater, des Missionars Vater, und des Indianers Vater auch?“ wiederholte er. „Ja das ist wahr,“ antwortete ich. „Dann sind wir also Brüder?“ rief er fast jubelnd aus. „Ja wir sind Brüder,“ erwiederte ich. Die Aufregung, die in der Zuhörerschaft entstand, war ganz merkwürdig, als mein Gespräch mit dem alten Manne diesen Punkt erreicht und in einer so unerwarteten und so herzbewegenden Weise die große Wahrheit klargemacht hatte, nicht nur, daß Gott unser Vater ist, sondern daß alle Menschen untereinander Brüder sind — die Wahrheit von der Einheit des Menschengeschlechts; die Leute konnten die Ausbrüche ihrer Freude nicht zurückhalten. Doch der alte Mann war mit dem, was er sagen wollte, noch nicht zu Ende; ruhig gebot er den Lebhaften, sich still zu verhalten, dann wandte er sich wieder zu mir und sagte: „Darf ich noch mehr sagen?“ „Ja, rede weiter, sag alles heraus, was dein Herz erfüllt.“ Nie werde ich seine Antwort vergessen: „Nun, ich möchte nicht unhöflich sein, aber es will mir scheinen, daß ihr, meine weißen Brüder, lange Zeit gebraucht habt, um mit diesem großen Buche und seiner wunderbaren Geschichte zu euren roten Brüdern in die Wälder zu kommen.“ (Im Birkenfahn, S. 97 f.)

punkt des christlichen Lebens: nicht nur Gott dienen, ihm gehorchen, ihm Ehrerbietung darbringen, sondern ihn lieben. Damit, daß der Gott des Evangeliums von den Menschen geliebt sein will und in Wort und Tat um ihre Gegenliebe wirbt, erhebt sich das Christentum himmelhoch über alle Religionen. Gott lieben ist das Höchste, dessen der Mensch fähig ist, darin liegt die Kraft für alles Gute. Man kann nach ihrem Verhältnis zu Gott die Religionen in aufsteigende Klassen einteilen: auf der untersten Stufe ist Gott den Menschen zu fern und gleichgültig, als daß sie sich um ihn kümmerten, da bedeutet er für das religiöse Leben nichts. Etwas höher ist das Gottesbild da, wo man Gott eine gewisse Gutmütigkeit zuschreibt, manchmal zu ihm betet, im allgemeinen aber ihn vernachläßigt. Ehrfurcht vor der Erhabenheit Gottes überwiegt in der alten chinesischen Religion und in den altindischen Vorstellungen über Varuna und Indra. Die indische Gottesidee mit ihrem Ziel für den Menschen, in der Gottheit aufzugehen, würde die höchste außerhalb des Christentums erreichte Stufe darstellen, wenn ihr nicht durch die blasse Unpersönlichkeit Leben und Wärme genommen wäre. Wenn der Vergleich mit der Ehe, als der innigsten menschlichen Gemeinschaft, erlaubt ist,¹⁾ dann glichen die ärmsten heidnischen Religionen der Ehe mit mehreren Frauen, wo Liebe und Herzengemeinschaft ausgeschlossen ist; andere Religionen niederer Stufe der Ehe, wo Mann und Frau einander zu ihren Zwecken brauchen; wieder andere jener Ehe, die nur Interessengemeinschaft ist; während die höchste Stufe der Religion derjenigen Ehe entspricht, wo beide Teile geben und empfangen, und herzliche Liebe, gegenseitiges Verstehen und Vertrauen beide reich und einander wert macht.

Liebe steht über dem Glauben (1. Kor. 13, 2. 13); denn durch sie kann der Mensch Gott etwas geben, was wertvoll ist. Sie ist nicht auszuschöpfen und überragt alles Erkennen (Eph. 3, 19), ist wertvoller als Wissen und Einsicht (1. Kor. 8, 1f.; 13, 2). Das ist auf dem Gebiete der Religionen eine ganz neue These. Schon in irdischen Verhältnissen steht Liebe hoch über Wissen. Ein liebendes

1) Das Alte Test. braucht ihn (Hosea 2, 19 f.; Hes. 16, 8); auch Paulus (Eph. 5, 25. 29 ff.).

Weib verbreitet mehr Glück um sich als ein Kluges. Religion ist Leben; des Lebens einziges, wahres Glück aber ist die Liebe. Die Liebe dringt in die Tiefen der Gottheit, nicht erkennend, sondern Leben und Seligkeit schöpfend. Mit der Gottesliebe erschließt sich dem Heidenchristen eine ungeahnte Welt.

Von Gott geliebt sein und Gott wieder lieben, diese Doppel-erfahrung strahlt naturnotwendig auf die Mitmenschen aus und schafft um den Begnadigten eine Atmosphäre von Wärme. Wer Gott liebt, muß auch den Bruder lieben; aus der Gottesliebe fließt die Menschenliebe (1. Thess. 4, 9). Sie ist das Band der Vollkommenheit (Rö. 3, 14), die Erfüllung aller Gebote (Matth. 22, 39; 1. Tim. 1, 5); Glaube ohne Liebe ist tot (Gal. 5, 6; Röm. 13, 8 usw.). Wir begegnen in einigen heidnischen Religionen dem Gebot der Menschenliebe; aber die Barmherzigkeit, die der Buddhismus auftreift, ist weit entfernt von der Liebe; denn das Herz des Weisen darf sich durch Liebe oder Haß nicht aus seiner Ruhe bringen lassen, das würde ja den Willen zum Leben nähren. Wie ist aber Liebe möglich, wenn nicht das Herz dabei bis in seine Tiefe aufgewühlt wird? Das Almosengeben des Islam fließt nicht aus Liebe zum Mitmenschen, sondern ist die wohlseile Münze, mit der man sich den Eintritt ins Paradies erkaufst. Das ist der Unterschied zwischen der Humanität des Christen und der des Heiden, die sich hier und da, selten genug, findet: im Christentum muß alles aus dem Verhältnis zu Gott wachsen, sonst ist es wertlos (1. Kor. 13, 1 ff.; Matth. 6, 1 ff. 5 ff. usw.). Das korrekte Einhalten der numerierten Beziehungen, in die der Mensch laut Konfuzius gestellt ist, genügt nicht vor Gott, und gelegentliches Gute tun, mit dem man Einzahlungen in die himmlische Bank macht, um seinerzeit Kupons schneiden zu können, ist nur schlecht versteckte Selbstsucht. Auch heidnische Religionen sagen mehr oder weniger deutlich, was der Mensch zu tun hat, um „edel, hilfreich und gut“ zu sein; sie weisen einen guten Weg, aber sie verfügen über keine Kraft, die den Menschen auf diesem Weg vorwärts treibt. Die Liebe aber, mit der Gott den Menschen umfaßt, die dankbare Gegenliebe entzündet, gibt Kraft; sie gleicht dem Feuer, das der kalten Maschine den Dampf liefert, der ihre Räder in Bewegung setzt. Die Liebe überwindet die Selbstsucht, gegen die keine

heidnische Religion zum Kampf aufruft, die Lüge, die furchtbarste Macht des Heidentums, die Sinnlichkeit und Trägheit. Daß die Liebe nicht gleich in ihrer Tiefe ausgeschöpft und nach allen Seiten hin gelebt wird, liegt auf der Hand. Wir alle studieren daran. Aber sie ist als Ferment in die heidenchristliche Gemeinde gelegt und bestimmt in ihr geworden.

Der Begriff der Heiligkeit Gottes ist speziell christlich. Das Tabu primitiver Völker, welches um gewisse Menschen, Gegenstände und Handlungen einen Zaun der Absonderung zieht, hat mit Heiligkeit nichts zu tun; es hat vielmehr soziale Bedeutung. Wohl aber kennen viele heidnische Religionen kultische Heiligkeit. Wer mit den Göttern in Berührung kommt, muß sich Zwang der Etikette auflegen. Da gibt es geweihte Gewänder und Geräte, nur beim Gottesdienst zu gebrauchen, geweihte Menschen, Priester, Tempeljungfrauen (Befestalinnen, auch in Uganda),¹⁾ geweihte Zeiten, umständliche Zeremonien. Diesem kultischen Begriff des Heiligen liegt der Gedanke zugrunde, daß das Alltägliche mit der Gottheit nicht in Berührung gebracht werden darf. Es fehlt aber die sittliche Bestimmtheit. Die Berührung einer Leiche oder einer menstruierenden Frau verunreinigt, in Indien der Verkehr mit einer anderen Kaste, das Töten eines Tieres, nicht aber unreine Gesinnung. Wo die Beeinflussung der überirdischen Welt als magisch gedacht wird, muß dieser Begriff der Heiligkeit sich einstellen. Man verlebt die Gottheit, wie man einen orientalischen Fürsten beleidigt, wenn man die Zeremonien des Hofs nicht imnehält, und man führt den Etikettenfehler durch rituelle Büßungen.²⁾ Seltener hören wir im Heidentum, daß Verlezung der sittlichen Gebote den Weg zur Gottheit — wo überhaupt ein solcher gesucht wird — verlegt. Höchstens dämmert die Ahnung, daß die Gottheit erhaben und leicht zu verleben, daher vorsichtig zu behandeln ist.

Eine Ahnung davon, daß in Gott die Normen des Sittlichen liegen, haben einige heidnische Religionen des edleren Typus. Das

1) J. Roscoe, S. 275 f.

2) Selbst bei den Hindu wird die verlebte Heiligkeit durch die unsinnigsten und widerlichsten Mittel, Kuhmist, Kuhharn, wiederhergestellt. Bei vielen Völkern gilt das Abreiben mit Zitronensaft für entsündigend.

alte China hat Jahrhunderte vor Konfuzius in dem obersten Gott Schang ti den Hüter der Gerechtigkeit verehrt. Man glaubte, daß er das Gute belohne und das Böse bestrafe.¹⁾ Die Kaiser regierten das Land in seinem Auftrage, waren ihm verantwortlich und hatten daher nur so lange Anrecht auf den Thron, als sie Gerechtigkeit handhabten. Miszwachs, Dürre, Hungersnot wurden als göttliche Strafen angesehen, unter die Fürst und Volk sich bußfertig beugten. Auf dieser Höhe hat sich Chinas Gottesvorstellung aber nicht gehalten. Heute ist das Ritual beim Opfer an den Himmelsgott umständlicher als sonst irgendwo in der Welt. Auch dem altindischen Gott Varuna wurden sittliche Attribute und eine Kontrolle über das Tun der Menschen zugeschrieben.²⁾ Man sah in ihm die Gerechtigkeit verkörpert. Das ist im Laufe der Jahrhunderte freilich anders geworden. In den alten vedischen Hymnen kommt Sünden- und Schuldbewußtsein zu Worte. Das Böse wird als Sünde gegen die Gottheit empfunden. Man richtet Bitten um Sündenvergebung an Abiti, Varuna und Agni.³⁾ Die Sünde gilt in diesen alten Liedern als Übertretung der Gesetze des Varuna. Ihm entgeht keine Übertretung, er rächt sie alle. In den Spekulationen der Upanischad tritt aber das Bewußtsein von der Sünde ganz zurück. „Der Begriff der Sünde wird in ihrem Gedankenleben mehr und mehr von dem des Übels aufgesogen.“⁴⁾ Das Übel aller Übel wird die Seelenwanderung. Das Böse ergibt sich aus den beiden niederen Grundsubstanzen, Rajas und Tamas, Leidenschaft und Finsternis. Je nach ihrer Beimischung ist der Mensch besser oder schlechter. Mehr und mehr wird dann die Sünde, das Böse,

1) Vergl. J. Ross, *The original religion of China*.

2) A. M. B. 1912, S. 38. *Anthropos*, 1911, S. 179 ff.

3) Gebet an Varuna:

Erlasse uns der Väter Missataten,
erlasse die uns, die wir selbst begangen! (Rigb. VII, 86.)

Nicht möcht ich, König Varuna, zum Haus von Erde jetzt schon gehn:

Erbarm dich, Herrscher, und vergib! . . .

Weil schwach die Kraft war, hab ich wohl, o Reiner, gegen dich gefehlt:

Erbarm dich, Herrscher, und vergib! usw.

Rigb. VII, 89 (Dilger, *Erlösung*, S. 248 ff.)

4) Dilger, *Erlösung*, S. 256.

vom Menschen weg in die Gottheit verlegt. Der Mensch ist seinem Schicksal gegenüber ohnmächtig. Damit wird das ethische Gefühl zerstört. Für den Weisen, der zur Erkenntnis der absoluten Identität durchgedrungen ist, hört jeder Unterschied zwischen gut und böse auf.¹⁾

Auch bei primitiven Völkern begegnen uns vereinzelte Spuren, die darauf hinweisen, daß man bei den Göttern das Recht sucht.²⁾ Der Schwur ruft bei vielen animistischen Völkern die Rache der Gottheit auf den Meineidigen herab. Das Gottesurteil weist auf ähnliche Vorstellungen hin: Gott soll darüber entscheiden, wer Recht hat. Der Krieg wird vielerorts als Gottesurteil gedacht. Manche Völker kennen ein Gericht über die Toten, wo freilich nicht nur nach sittlichen Maßstäben geurteilt wird. Für die Religiosität des täglichen Lebens und für die sittliche Führung macht das alles freilich wenig aus. Im allgemeinen lebt man der Zuversicht, daß die Götter sich um den Wandel der Menschen nicht kümmern, wenn sie nur das vorgeschriebene Maß ritueller Verehrung empfangen.

Als Urheber dessen, was für recht und unrecht gilt, werden bei vielen Völkern die Ahnen gedacht. Unrecht ist, was die von jenen

1) Ebenda, S. 256. 272. 277 ff. Von den heutigen Zuständen sagt Dilger: „Rechtschaffene Leute in Indien halten einen, der sich als Vedantist bekennt, von vornherein für einen sittlich zerrütteten Menschen, den man nicht mit sich und den Seinigen verkehren lassen darf, wenn man nicht von seiner sittlichen Fäulnis angesteckt werden will. Gewiß, der brahmanistische Monismus hat Verwüstung genug im sittlichen Bewußtsein und im sittlichen Leben des indischen Volkes angerichtet“ (A. M. Z. 1910, S. 134 f.).

2) A. C. Kruyt schreibt von den Eingeborenen des indischen Archipels: „Wenn ein Vergehen gegen die Götter begangen worden ist, wird ein Büffel getötet, den zuvor alle Bewohner des Dorfes berührt haben müssen, um damit ihren Anteil an dem Opfer zu bezeugen. Auch geschieht jedes Jahr ein Abwaschen der Schuld gegen die Götter.“ Die Eingeborenen glauben an einen Hauptgott, der mit seinem Auge (der Sonne) alles sieht; er erhält die Welt; er weiß alles; er bestraft Blutschande und Meineid; er vergilt Lüge und Diebstahl. Dem Lügner schlägt er ein Krokodil; den Dieb erschlägt ein Baum; Blutschande wird durch langanhaltende Dürre und furchtbare Stürme bestraft; anderen Übertretungen gegenüber äußert sich sein Zorn durch Erdsturz und Bodenverschiebungen, die oft große Reisfelder vernichten (W. M. C. IV., S. 27 f.). Auch bei australischen Stämmen wird die Gottheit als die Hüterin gewisser moralischer Regeln gedacht (Schmidt, Ursprung der Gottesidee, S. 128 f. 298. 390 f.).

eingeführte Sitte verlebt. Die Gottheit wird heute so wenig sittlich interessiert gedacht,¹⁾ daß Opferfeste oft in Orgien auslaufen, die niemand rügt. Die Fruchtbarkeitskulte mit ihren unzüchtigen Riten beweisen, wie wenig den Feiernden der Gedanke kommt, die Gottheit könne an den Obszönitäten Mißfallen haben. Wo Laster verurteilt oder Tugenden respektiert werden, holt man nicht von Gott die Maßstäbe des Urteils.²⁾ Der Mensch ist das Maß aller Dinge geworden.³⁾ An Stelle des Sittlichen ist die Sitte getreten. So bei allen Animisten, so auch in Indien⁴⁾ und China, dem klassischen Lande versteinerter Sitte. Im Islam geht Moral und Religion auseinander. Ein Mohammedaner kann fromm sein und doch lasterhaft. Es fehlt die Verbindung des Sittengesetzes mit Gott.⁵⁾

Ernst und rein hebt sich auf diesem Hintergrunde das neutestamentliche Gottesbild ab: Gott der absolut Reine, der Feind und Richter des Bösen, nicht nur des offenkundigen, sondern auch dessen, das sich in den Herzen verbirgt. Wir sagen den nachdenkenden Heiden etwas von ihnen als ganz neu Empfundenes, wenn wir ihnen vom heiligen Gott sprechen, der gerecht, rein, gut ist und über die menschliche Verfehlung zürnt. Dies gehört zur grundlegenden Missionspredigt. Paulus hat die Katechumenen von Thessalonich mit diesem Gott sogleich bekannt gemacht (1. Thess. 4, 6) und in Athen von dem Richtergott geredet (Act. 17, 31). Die neue Wahr-

1) „Die feilen Dirnen der Bordelle haben ihre eigene Göttin, und die Diebe ihren Gott, den sie anbeten und dessen Hilfe sie suchen“ (W. M. C. IV., S. 41, China).

2) Von dem höchsten Wesen, dem Brahman, von welchem ausgesagt wird, daß es das wahre Sein, das Licht und selige Wonne ist, können keine ethischen Aussagen gemacht werden, ist es doch ein unpersönliches Wesen, jenseits von gut und böse. Wenn es das Licht heißt, so ist damit rein intellektuelles Leuchten gemeint, kein ethisches (A. M. Z. 1910, S. 70. 73).

3) Konfuzius stellt den negativen Satz auf: „Das, was du nicht willst, daß dir die Menschen tun, das tue auch du ihnen nicht“ (A. M. Z. 1906, S. 372).

4) In Indien ist die Sitte eine furchtbare Macht, oberster Grundsatz ist, an der Sitte der Väter festzuhalten. Der Widerstand gegen alle Einflüsse von außen durch strengstes Festhalten an der väterlichen Sitte wurde eine Haupt-eigentümlichkeit der indo-arischen Gesellschaft. Die Kaste wurde mit einer Schutzwehr alter Sitten umgeben (A. M. Z. 1908, S. 460).

5) W. M. C. IV., S. 134.

heit muß aber den jungen Christen mit Ernst immer eingeprägt werden, damals wie heute. Wer der Heiligung nicht nachjagt, kann nicht in Gottes Gemeinschaft bleiben (Eph. 1, 4; 5, 3; Kol. 3, 12; 2. Kor. 7, 1; 1. Thess. 4, 3 f.; Hebr. 12, 14). Gott dienen wollen und gleichzeitig seinen Leib verunreinigen oder lügen oder stehlen ist unvereinbar (1. Kor. 6, 13 ff.; 1. Thess. 3, 13; 4, 7; Eph. 4, 24). Dies muß denen vorgehalten werden, die aus einer Vergangenheit kommen, wo zum Gottesdienst keine sittlichen Qualitäten erforderlich waren.

Im Christentum ist Gott Urheber und Norm des Sittengegesetzes. Gut ist, was Gott will, böse, was Gott verabscheut. Daraus folgt eine neue Wertung der Sünde, nicht Verfehlung gegen das Ritual, nicht Überschreiten der Sitte, Verlezung dessen, was jedermann als recht zugibt, sondern Konflikt mit Gott. „An dir allein habe ich gesündigt“. Es kostet schweres Umlernen, ehe der Animist ein sieht, daß das Übertreten eines Tabus, Berührung eines Toten, Vergessen eines heiligen Tages, Betreten eines heiligen Ortes Mächtigkeiten sind. Erst die Berührung mit dem lebendigen Gott, der sich dem Gewissen als den Heiligen bezeugt, gibt den neuen, sicherer Maßstab. Dies Umdenken wird besonders dem indischen Pantheisten schwer, da er auch das Böse in Gott verlegt,¹⁾ aber auch dem Japaner, dem Religion und Ethik getrennte Gebiete sind.²⁾

Paulus bemüht sich, seinen Christen die Sünde in ihren vielfachen Äußerungen widerwärtig zu machen, indem er sie immer auf Gott verweist. Gott will nicht, daß ihr euch der Hurerei ergebt, Gott will eure Heiligung, Gottes Geist ist betrübt, wenn ihr Übles tut; Gott verabscheut die Diebe, Gott kann nicht Gemeinschaft haben mit den Geizigen. Das Gemeinschaftsverhältnis mit Gott zeigt dem Menschen nicht nur, was unrecht ist, nämlich alles, was gegen Gottes Willen und Art ist, es macht ihm auch die Sünde widerlich, daß er sich aus ihren Bänden heraussehnt. Die sittlich höher stehenden Religionen und Menschen geben natürlich am unliebstesten zu, daß

1) Der Pantheismus verwischt den Gegensatz zwischen gut und böse und damit die Basis der Ethik, denn was er sündigt, das tut die Gottheit in ihm, und „an dem Mächtigen hastet keine Schuld“ (A. M. B. 1906, S. 397).

2) Munzinger, Die Japaner, S. 187 f.

man ohne Gott über gut und böse im Unklaren sei. Wer nun Gott zum Zentrum seines Lebens und zur Norm seines Handelns macht, den nennt die Schrift heilig. Gott ähnlich werden (Matth. 5, 48; Kol. 3, 10), oder Christus, in dem Gott sichtbar geworden ist, ähnlich werden (Phil. 2, 5; 1. Thess. 1, 6; Röm. 8, 29), das ist die hohe Aufgabe des Christen.

Die Heidenchristen haben sich ernstlich vor Unterschätzung der Sünde zu hüten. Es ist eine Hauptaufgabe der christlichen Unterweisung, ihnen die Sünde verabscheuenswert zu machen durch Pflege ihrer Gemeinschaft mit Gott dem Heiligen. Wer in bleibender Lebensgemeinschaft mit Jesu steht, der sündigt nicht mehr (1. Joh. 3, 6. 9; 5, 18); das mußten schon die Apostel ihren Christen einschärfen. Sie lernen, um Gottes willen einen neuen Wandel zu führen: sie gehorchen der Obrigkeit um des Gewissens willen, halten den Leib unbefleckt, weil er ein Tempel Gottes ist, lernen Demut, weil Christus demütig war, lieben einander, weil Christus ein Vorbild in der selbstlosen Liebe gegeben hat, meiden das Lügen, Betrügen, den Zorn, weil das den Geist Gottes betrüben würde. Sie stehen unter dem Wort: Seid heilig, denn Gott ist heilig. Daß die christliche Moral Religion und Sittlichkeit zusammenbindet, weil sie gut dasjenige nennt, was Gott will, und böse, was ihm mißfällt, das hebt sie über das Schwanken der Tagesmeinungen und Zeitsströmungen heraus. Gott ist dem Christen das Maß aller Dinge. Das Heidentum hält der christlichen Kulturmenschheit vor, daß eine festverankerte Sittlichkeit, die auch gegen angeborene Fehler, gegen Massengeschrei und Zeitgeist feststeht, nur von der Verbindung mit Gott ausgeht. Wo man im alten oder modernen Heidentum die Maßstäbe für das Gute dem Menschen entnahm, ist der Erfolg immer sittlicher Rückgang gewesen. Christus ist uns auch insofern zur Gerechtigkeit gemacht, als wir in ihm, dem menschgewordenen Gott, sehen, was gut und gerecht ist — Demut, Selbstlosigkeit waren ohne ihn der Welt unbekannt — und durch ihn die Verbindung mit Gott gewonnen haben, die es uns ermöglicht, gerecht, gut, edel, selbstlos, treu, wahrhaftig, vollkommen zu werden.¹⁾

1) Pandita Ramabai: „Während die alten Hinduschriften uns einige schöne Vorschriften der Liebe gegeben haben, gibt uns diese neue Botschaft Christi die Gnade, sie in die Praxis umzuführen.“

Mit Ausnahme des Hinduismus sind alle heidnischen Religionen nur diesseitig interessiert. Der Animist beobachtet seine Zeremonien, Verbote, Opfer darum so ängstlich, weil er sich damit irdische Güter sichern will, Feldseggen, Viehreichtum, Gesundheit, Macht.¹⁾ Dieser Zug der Weltseligkeit, welcher den Gottesdienst herabwürdigt zum Mittel der Makrobiotik, eignet nicht nur den primitiven Religionen. Das lebensfreudige Hellas und das machthungrige Rom nahten sich den Altären, um Werte für den Kampf des Lebens einzuhandeln. Der Chinese verfolgt bei der Ahnen- und Geisterverehrung materielle Ziele: Gewinn für Geschäft und Familie, Bereicherung des Lebens, Sicherung der Gesellschaft.²⁾ Vom Japaner hören wir: „Die äußere Welt der greifbaren Wirklichkeit steht ihm über der inneren Welt der Herzensideale, das praktisch-sittliche Leben über der Mystik. Das Ziel des Japaners ist nicht, den Menschen zu sich selbst in Harmonie zu setzen, sondern das Verhältnis des Menschen zu seinem Nebenmenschen, des Gatten zur Gattin, des Kindes zum Vater, des Schülers zum Lehrer, des Untertanen zum Herrscher, des Freundes zum Freunde genau zu bestimmen.“³⁾ Des Mohammedaners Religiosität zielt ab auf sinnlich materielle Vorteile. Wenn er mit seiner Eschatologie über das Heidentum hinauszugehen scheint, so tut er es in der Weise, daß er sich für das jenseitige Leben diejenigen Genüsse und Güter versprechen läßt, die hier sein Begehrn reizen, durchweg sinnliche.

Man muß diese Diesseitigkeitseligkeit des Heidentums als Hintergrund in Erinnerung behalten, wenn man Pauli harte Aussagen über die Welt und ihre Versuchlichkeit für den Christen richtig abmessen will. Der Apostel scheint wenig Sinn für die Schönheit

1) Lebensträfte, S. 135 ff.

2) „Die Religion wird nur als eine andere Form des Erwerbs angesehen. Die Klassiker werden studiert und die Götter verehrt hauptsächlich in der Hoffnung auf irdischen Nutzen.“ „Das, was gesucht wird, ist materielle Befreiung und Hilfe; das Geistliche ist völlig abwesend. Das ist in der Tat das Charakteristikum der chinesischen Gottesverehrung. Sie hat ihren Wert nicht um der geistlichen Hilfe und des Trostes willen, sondern wegen der materiellen Güter, die sie in der Form von Gesundheit, Wohlstand, langem Leben und Nachkommenchaft gewährt“ (W. M. C. IV., S. 40 f., 42 f.).

3) Munzinger, Die Japaner, S. 187.

der Erde und die an ihrer Indienststellung sich regulierenden Aufgaben der Menschheit zu haben. Die griechische Kunst läßt ihn kalt, über die Kultur seiner Zeit verliert er kein Wort. Die Kunstschäze Athens hat er wahrscheinlich mit keinem Auge angesehen; im Welt-Hafen Korinths suchte sein Auge nur die Menschenseelen, die sich retten lassen wollten. Eins ist wichtig: Christum gewinnen, alles andere ist Arot (Phil. 3, 8). Diese Welt ist eine arge (Gal. 1, 4), aus der wir errettet werden müssen; der Christ ist ihr abgestorben, gekreuzigt (Gal. 6, 14). Die Zeit, die wir auszu kaufen haben, ist viel zu kurz und zu vielen Gefahren ausgesetzt, als daß wir sie vertändeln dürften, indem wir uns irdische Ziele und Ideale stecken (Eph. 5, 16). Der Christ darf die Weltgüter wohl gebrauchen, aber nicht in ihrem Gebrauch sich verlieren (1. Kor. 7, 29 ff.), nur brauchen, soweit sie zur leiblichen Notdurft notwendig und geeignet sind als Mittel zu himmlischen Zwecken, nicht um ihrer selbst willen. Hat doch der Christ sein Leben in Christo und seine Bürgerschaft im Himmel (Phil. 3, 20). In der Freude über das, was er in Christo hat, und im furchtbaren Ernst des Wettkampfes um das ewige Heil hat der Apostel kein Auge für die Blumen am Wege.

Man begreift diese Einseitigkeit, wenn man es mit Menschen zu tun hat, die aus einer Sphäre kommen, wo nur Sinn für das materiell Genießbare größerer oder feinerer Art vorhanden ist. Gegenüber der heidnischen Welttrunkenheit muß mit geslissentlicher Einseitigkeit die untergeordnete Stellung der Weltgüter betont werden. Bringen doch auch die Konvertiten ihre Begriffe von Religion als einer Versicherungsanstalt für das irdische Leben mit ins Christentum hinein. Sie sind gewöhnt, zu erwarten, daß den Frommen Gottes Segen Kisten und Körbe fülle. Da tut kräftiges Betonen der überweltlichen Güter in Christo not. Nicht die Kulturantriebe, die zweifellos im Christentum liegen, sondern „das transzendentale Element des Christentums wird die nichtchristlichen Nationen überwinden.“¹⁾ Kommen aber Zeiten übergeistlicher Schwärmelei, wo die Geisterfüllten meinen, schon über dieser Erde zu schweben, da ist es angezeigt, sie mit beiden Füßen auf den Erdboden

1) Mott, Entscheidungsstunde, S. 169. „Erst der entschlossene Verzicht auf die Welt macht die Christen fähig und stark, auf sie zu wirken“ (Harnack S. 71).

zu stellen und ihnen klar zu machen, daß, wer in dieser Welt lebt, auch an ihr seine Aufgaben hat. Mancher Heidenchrist, der sich gern von Christus aus dem Elend des Heidentums hat herausretten lassen, vermag auf die Dauer der Anziehungskraft der Erde keine überwindende Kraft entgegenzustemmen. Die zu Jesus kommen, weil sie „Brot gegessen haben und satt geworden sind“, mehr aber von ihm nicht haben wollen, halten's bei ihm nicht lange aus.

Die weltelige Religiosität vieler Heidentümer und die hier liegende Gefahr für die Heidenchristen, Gott und Religion zum Mittel herabzuwürdigen, ist eine Warnung für die christliche Kirche, durch die Wertung der irdischen Güter aus Ehrfurcht vor der gesteigerten Kultur und ihren achtungswerten Leistungen sich nicht den Blick für die Schätzung des Vergänglichen und des Ewigen verschieben zu lassen. Gewiß können alle irdischen Güter durch die Beziehung auf Gott den Geber verklärt und geheiligt werden; wenn wir dafür danken (1. Tim. 4, 4 f.) und darum bitten, werden auch sie zu Gliedern der Kette, die uns an Gott bindet. Oft aber werden sie überschätzt und ziehen den Christen herunter. Der Zug zu Gott und zum Überweltlichen muß im Christenleben so stark vorherrschen, daß nicht nur das gröbere, sondern auch das feinere Materielle darüber unwichtig und die darin liegende Versuchung erkannt wird. Nicht nur die Leiden, auch die Güter dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden.

Eine von allen anderen Religionen abweichende Wertung des Transzendentalen zeichnet Hinduismus und Buddhismus aus. In beiden ist der Zug zum Überseimlichen das Beherrschende. Die Sinnentwelt ist Schein und Trug, das Leben Täuschung. Von ihr loszukommen, die Liebe zu ihr auszurotten, ist die Aufgabe des Frommen. Manche Aussprüche der Bibel: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust“, „die Welt liegt im Argen“, könnte der Hindu sich anzeigen. In der Umrahmung der diesseitstrunkenen Religionen klingen diese Töne sympathisch, wenn ihre Bekennner ernst machen mit der Ablehnung der Welt, in die Einsamkeit gehen und mit dem heiligen Ernst des Gottsuchers für das Heil ihrer Seele alles drangeben. In der Geschichte des Christentums selbst ist je und je von kräftigen Persönlichkeiten eine ähnliche Schätzung der Welt ge-

handhabt und bis in die äußersten Konsequenzen durchgeführt worden. Die Gefahr, Welt und irdisches Leben dualistisch dem Geistlichen und Göttlichen gegenüberzustellen, liegt dem Christen nahe genug. Aber das Evangelium Jesu und seine Auslegung durch die Apostel steht der asketischen Weltflucht ebenso fern wie der heidnischen Weltseligkeit. „Wo asketische Neigungen hervortreten — und welche Bedeutung hat die Askese in den hellenistischen Religionen! — da stellt er (Paulus) sich ihr ebenso entschieden entgegen wie Jesus, den das Volk als Fresser und Weinsäufer mit dem asketischen Johannes dem Täufer verglich. Und wo benutzt er die Endhoffnung, um religiöse Neugier zu befriedigen und Begehrlichkeit zu wecken?“¹⁾ Paulus weiß, daß die Welt vergeht, wird aber nicht Asket, sondern tut seine Arbeit an ihr. Denn dieselbe Welt, die der Heide für seine Zwecke mißbraucht, ist der gottgegebene Ort der Betätigung des christlichen Lebens, selbst in den Leiden, die sie dem Menschen einträgt, dem Gotteskind fördertlich. Beides wird in ihr geübt: Entzagung und Tatkraft, Leiden und Arbeiten. Das Leben in der Welt soll die Sehnsucht nach oben nähren, aber nicht zum Überdruß am irdischen Leben führen, dessen Schöpfer und Herr Gott ist. Mit gesundem Sinn für das Gegebene stellt Paulus die Welt ein in den Erziehungsplan Gottes, während das Denken des Hindu und jedes Asketen in ihr nur Widerspruch und Hemmung sieht. Pauli Christentum ist nicht weltoffen, aber auch nicht weltfremd. Die Welt ist düster, aber die Gottessonne leuchtet darüber und verklärt mit ihren Strahlen, was ohne sie trübe und farblos ist. Die Freiheit des Christen gilt auch der Welt gegenüber: Alles ist euer. Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist (1. Kor. 3, 21; 10, 26); aber alles zu Gottes Ehre! In Zeiten starken geistlichen Erlebens tritt naturgemäß die Freude an der Kultur zurück vor dem Überweltlichen. Der Apostel weiht seine Christen ein in ihre durch die neue Stellung zu Gott gegebenen Pflichten an der Welt, auch hierin ein verständnisvoller Jünger des Meisters, der die ganze Welt zu gewinnen für Schaden erachtet, wenn die Seele dabei darbt, und der doch die Seinen Licht und Salz dieser Welt nennt.

1) Heinrich, Paulus als Seelsorger, S. 26.

Warner, Paulus im Lichte der heutigen Heidenmission.

Die Geschichte hat den Beweis geliefert, daß der Jenseitigkeitsmensch der Weltverbesserer ist. Als man im alten China der Gottheit weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung des Herrscherideals und der Gesellschaft einräumte, blühte die Kultur auf. Je mehr seit Konfuzius rein irdische Werte in Kurs gesetzt wurden, versteinerte der Kolos. Hellas hat zwar seine Städte mit Statuen und Tempeln geschmückt, und Rom die Welt unterworfen; aber die Weltseligkeit führte zum Weltüberdruß. Das Elend der Menschheit mindern konnten beide nicht. Die Anhänger der animistischen Religionen führen das elendste menschliche Dasein trotz ihres Hungers nach Glück. Welche Kräfte der Weltverbesserung hat das Christentum entfaltet: ihm entstammt der Humanitätsgedanke, ihm verdankt die Welt die Krankenhäuser, die soziale Fürsorge, die Aufhebung der Sklaverei, die Hebung des weiblichen Geschlechtes,¹⁾ die Achtung vor dem Kinde,²⁾ die Volksbildung, lauter Güter, deren Genesis wir heute auf jedem Missionsgebiete außer Neue erleben. Nicht die Kultur auf ihrem Siegeszuge durch die Welt bringt den heidnischen Völkern jene innerlichen Güter — man studiere nur die Geschichte der Berührung der Kultur mit fremden Völkern — sondern die Mission. Der wahre Christ, der in der Weltzeit nur einen durch die Sünde vergifteten Löw sieht, dem bessere folgen werden, genießt ihre Güter am reinsten und bebaut und unterwirft sie am gewissenhaftesten.

Einer pessimistisch gestimmten Welt bringt das Evangelium gesunden Optimismus, weil Gott, den Urheber des Guten. Es ist auffallend, zu beobachten, wie pessimistisch das Denken der

1) Alle heidnischen und mohammedanischen Religionen weisen der Frau einen Platz tief unter dem Manne an. Auch in China, Japan und Indien. Im Jahre 1891 gab es in Indien 14000 Witwen unter 5 Jahren; beinahe jede fünfte Frau in Indien ist Witwe und damit zu einem traurigen Los verdammt.

2) Herrlich zeigt sich die Überlegenheit des Christentums vor allen anderen Religionen in der Stellung, die es dem Kinde anweist. Das Christentum ist die einzige Religion, die etwas bietet aus der Kindheit ihres Gründers, und die etwas Besonderes für die Kinder hat. Das Christentum lehrt, daß Kinder ein Geschenk Gottes sind und anvertraute Pfänder, für welche die Eltern verantwortlich sind, daß Kinder in ihrem Vertrauen und in ihrer Sorglosigkeit Vorbilder für die Erwachsenen sind (Speer, The light of the world, S. 349 f.).

meisten heidnischen Religionen ist. Der Hindu verzweifelt völlig am Wert des Lebens. Es ist ja Leiden, die Welt eine verfehlte Emanation aus dem Urgrunde des Seins, unwahr und trügerisch.¹⁾ Trübselig schaut der Unimist um sich; der Bataf erklärt sich mit voller Überzeugung für den elendesten aller Menschen. Bei der ständigen Furcht, in welcher der Neger, Malaie, Polynesier, Papua lebt, nimmt das nicht wunder. Das Jenseits verspricht keine Besserung, das Diesseits häuft Not und Schmerz. Die ganze Trübseligkeit wird bei Sterbe- und Unglücksfällen sichtbar. Jesus bringt den rechten Optimismus in die Welt, indem er Gott bringt. Paulus ist sein Interpret an eine greisenhaft abgelebte Menschheit. Töne wie Römer 8 findet keine heidnische Religion. An ergreifenden Klagen fehlt es dem Buddhismus,²⁾ den Vedantaphilosophen, den Weisen Griechenlands und auch den tiefstehenden Völkern³⁾ nicht. Durch Predigt, Seelsorge und Unterricht in einer Missionskirche muß fröhlicher Optimismus klingen, Siegesgewißheit einer verderbten Welt gegenüber, die Überzeugung, eine Kraft zu vertreten, die allem Bösen gewachsen ist, allem Guten zur Entfaltung hilft. Nur eine optimistische Gemeinde ist kraftvoll; eine pessimistische verunehrt Gott.

1) Die Lehre von der Seelenwanderung drückt dieser Religion den Stempel des Pessimismus auf. Sie raubt der Seele die Hoffnung auf endliche Befreiung. Der Durchschnittshindu glaubt an 8400000 Wiedergeburten. (A. M. B. 1906, S. 400).

2) Vergl. A. M. R. 1912, S. 7 ff.

3) z. B. Fries, Niassische Klage, Rundbrief 1908, S. 2 f.; zitiert Lebenskräfte, S. 137, Anm. 1.

2. Abwehr störender Einflüsse.

Zahlreich sind die Feinde, welche die jungen Christengemeinden bedrohen. Paulus hat den Ephesern vorausgesagt: „Es werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen. Auch aus euch selbst werden auftreten Männer, die da verkehrte Lehre reden, die Jünger an sich zu ziehen“ (Act. 20, 29f.). Es sind nicht nur die aus der heidnischen Vergangenheit mitgebrachten Gedanken und Gewohnheiten, welche die neu erworbenen Güter der Christen zu entwerten beflissen sind, nicht nur die angeborenen Mängel und Fehler, die gegenwirken, nicht nur die heidnische Umgebung, welche Anziehungskraft ausübt, nicht nur der natürliche Hang aller Menschen, das Göttliche ins Menschliche herunterzuziehen und zu verschütten. Auch im Schoße der Gemeinden erwachsen bedenkliche Richtungen und Neigungen, die durch Verführer außer dem Lager noch reizvoller gemacht werden. Da gilt es für Gemeinleiter und Christen, nicht nur die Kelle zu führen, sondern auch das Schwert in der Scheide zu lockern.

Es ist demütigend, wie leicht junge Heidenchristen von irrlichternden Schwärmern zu betören sind. Leute, die eschatologische Phantastereien auskramen, werden gern gehört, und Schwärmerien, wenn sie mit Selbstbewußtsein vorgetragen und mit einigen Süßigkeiten vermengt sind, für bare Münze angenommen. Man muß sich wundern, daß Pauli Christen, mit denen ihn so innige Bande des Glaubens, der Liebe, der Leiden verbunden, sich von unklaren Köpfen allzu leicht irreführen ließen. Nach gewaltsamer Abkehr vom Heidentum befindet sich der junge Christ in einer starken inneren Spannung, ist Mißverständnissen leicht ausgesetzt, Übertreibungen zugänglich. An starke religiöse Bewegungen hesten sich gern Übertreibungen und Schwärmerien an, wie die Wieder-

täuferbewegung an die Reformation. Wie leicht können Begriffe wie Glaube und Gnade mißbraucht werden. Wie nahe führt oft der Pfad der Wahrheit an Abgründen vorbei. So begreift man, daß die Korinther sich an Pneumatikern berauschten und Talmi mit Gold verwechselten; daß in Thessalonich aufgeregte Geister die Berufsarbeit vernachlässigten, weil sie Schaum für Geist hielten, mit den Allüren von Propheten orakelten und die Gemeinde nervös machten.¹⁾ Es keimten unreife Freiheitsgelüste auf, Sklavenemmanzipation und Frauenemmanzipation.²⁾ Es ist denen, die von so großen Erlebnissen überwältigt sind, keine kleine Aufgabe, die hochgehenden Wogen der Seele unter strenger Kontrolle zu halten, wenn geschickte Agitatoren das Wasser auf ihre Mühle leiten.

Auch die heutige Heidenmission hat schmerzlich darüber zu klagen, daß die jungen Christen geneigt sind, ihr Ohr törichten Schwäzern, die im Gewande selbstföchtiger oder überspannter Propheten einhergehen, ihr Ohr zu leihen. In Sumatra treten je und je Leute auf, die Wunderkräfte zu besitzen vorgeben und auch unter den Christen vereinzelte Anhänger finden. Schon Williams hatte es auf Raiatea mit Schwarmgeistern zu tun, die sich besonderer Offenbarungen rühmten und die Gemeinde beunruhigten.³⁾ Im Jahre 1900 kam es in madagassischen Gemeinden zu schwärmerischen Erscheinungen. Man schrieb den Führern der Bewegung die Kraft der Gebetshilung und Teufelsaustreibung zu, man stellte die Handauflegung der „Apostel“ über Taufe und Buße, gefiel sich in unchristlichem Richten, versicherte Heiden und Ausgeschlossene ohne weiteres der Vergebung und gab sich chiliaistischem Enthusiasmus hin. Alles Böse, Sünde und Krankheit, kam vom Teufel; wer Christo angehörte, würde von alle dem frei. Die Missionare galten nicht als rechte Jünger. Dem weisen Verhalten der norwegischen Missionare

1) „Statt der Arbeit um Broterwerb gibt sich ein großer Teil der Gemeindemitglieder einer unruhigen Tätigkeit in der Gemeinde hin, treibt Evangelisation und Seelsorge, versäumt darüber die Arbeit ums Brot und beansprucht, von der Gemeinde unterhalten zu werden“ (Lütgert, Die Enthusiasten in Thess., S. 75 f.; 88 f.).

2) Lütgert, Freiheitspredigt, S. 130; Ders., Die Irrlehrer der Pastoralbriefe, S. 40 ff.

3) Strümpfel, J. Williams, A. M. Z. 1904, Beibl. S. 24.

ist es zu verdanken, daß die Bewegung mit ihren starken religiösen Impulsen in gesunde Bahnen geleitet wurde. Mit Hilfe der treuen eingeborenen Pastoren gelang es, das Schwärmerische zu überwinden und die geistlichen Kräfte der Bewegung fruchtbar zu machen, so daß das Glaubens- und Gebetsleben, der Eifer für die Gottesdienste und die sittliche Kraft zunahmen. Es zeigte sich, von welchem Segen in dieser gefährlichen Zeit die festgefügte Organisation der Gemeinden mit ihrem tüchtigen Stand eingeborener Pastoren war. Ihre Kanäle erwiesen sich als stark genug, das überschäumende Wasser zu halten und zu leiten, bis es sich klärte.¹⁾

1) Kopp, A. M. Z. 1904, S. 177 ff. — Mehrfach wird beobachtet, daß, wo das Christentum anfängt, eine Macht zu werden, das Heidentum schwärmerische Bewegungen erzeugt, in denen Heidnisches, Evangelisches, Katholisches von zügelloser Phantasie zusammengelöst wird. Als unter den Batak Tausende Christen wurden, entstand in Toba die wunderliche Sekte der sogen. Parmalim. Ihr Oberhaupt, „der jüngere Bruder des Herrn“, predigte gegen die Bielgötterei, verkaufte biblische Bilder als Amulette, verbot den Genuss von Schweinefleisch, betete zur Jungfrau Maria: „Einziges Frau Maria, herrlich und heilig, nicht zu übertreffende Sängerin.“ Er wollte Kranke heilen und Tote wieder lebendig machen. Über seine Anhänger hatte der Prophet eine suggestive Gewalt. Die Christen wurden von der Bewegung, die auch politischen Einschlag hatte, kaum berührt (Fünfzig Jahre Batakmision, S. 154 f.). — Man denke auch an die Taipingrebellion in China mit ihrer bösen Verquiskung geistlicher und politischer Gedanken. — Eins der traurigsten Beispiele dafür, wie leicht Heidenchristen Phantasieren anheimfallen, besonders wenn die Bewegung mit politischen Motiven durchsetzt ist, liefert die sogenannte Hauhau-Bewegung in Neu-Seeland i. J. 1860. Es brach ein Krieg der Maori gegen die Engländer aus, von denen man sich vergewaltigt glaubte. Einem im Kampfe gefallenen Kapitän und seinen Soldaten schnitt man die Köpfe ab und trank das warme Blut; es ging die Rede, der Engel Gabriel sei den Kriegern erschienen und habe ihnen befohlen, des Kapitäns Kopf wieder auszugraben und zu trocknen; durch Vermittlung desselben würden sie Gemeinschaft mit Jehova unterhalten können. Die Anhänger der Sekte stellten sich unter den Schutz des Engels Gabriel, der sollte ihnen helfen, alle Europäer und die ungläubigen Maori zu vertreiben; es würden Himmelsboten heruntersteigen und die Maori in europäischen Künsten und Wissenschaften unterweisen. Man glaubte an die dauernde Gegenwart der Jungfrau Maria, aber auch Stücke aus dem Wesleyanischen Bekenntnis, dem anglikanischen Prayer-book und dem Alten Testamente, sowie mormonische und spiritistische Elemente wurden durcheinander gerührt. Die schlimmsten Gebräuche aus den Tagen des Kannibalismus lebten wieder auf. Es ist nicht ganz ersichtlich, inwieweit

Zu den störenden Kräften, die energische Abwehr heischen, weil sie die gesunde Entwicklung der jungen Kirchen gefährden, gehört ein verfrühter Drang nach Unabhängigkeit, der sich leicht in illegitimer Weise äußert. Psychologisch ist das wohl begreiflich: nach der Unselbständigkeit eines kommunistischen Gemeinschaftslebens ist die eigene Persönlichkeit erwacht. Der junge Christ hört, daß in Christo alle Unterschiede der Rasse und des Standes aufgehoben sind. Die Gemeinde wird zur Selbständigkeit in Verwaltung und Ausbreitung angehalten. Der Most kommt zum Gären, die junge Gemeinde reift sich und meint, auf eigenen Füßen stehen und der fremden Führer entbehren zu können. Solche Neigungen treten am gefährlichsten da auf, wo die Missionare ihre jungen Christen zu fest am Gängelbande halten und die berechtigten Regungen eigenen Lebens unterdrücken. Es bedarf oft nur selbstbewußter Führer, um die glimmenden Funken zum hellen Feuer anzufachen. Paulus hatte schwer an den jungenhaften Allüren mancher Gemeinde zu tragen. Die Galater ließen sich beschwören, Paulus sei gar kein Apostel im Vollsinne des Wortes, man warf ihm Härte im persönlichen Verkehr vor, scheute sich sogar nicht, seine Ehrenhaftigkeit anzutasten. Auch unsere Missionare erleben den Widerspruch: einerseits ein Verhältnis herzlicher Liebe und reinen Vertrauens zwischen Hirte und Herde, und daneben verlebende Äußerungen unreifen Freiheitsdranges. Solche Bestrebungen werden oft noch verschärft durch Rassengegensätze und politische Konstellation. Da man den kolonisierenden Europäer auf dem Gebiet der Politik und der Kultur als den Überlegenen widerwillig gelten lassen muß, so will man um so mehr auf religiösem Terrain sich der fremden Leitung entziehen und täuscht sich dabei über die eigene geistliche Reife.

Ein lehrreiches Beispiel verfrühten Selbständigkeitstranges ist die Bewegung, welche der javanische Christ Sadrach in Mitteldie christliche Gemeinde sich an dieser Bewegung beteiligte; aber offenbar haben sich ihrer viele irreführen lassen. Nur die eingeborene Geistlichkeit blieb treu. Unter den Maori sind auch noch andere Irrlehren entstanden: ein Häuptling erklärte Christum für einen bloßen Menschen und Weissagte, die Insel werde wieder den Maori gehören. Andere folgten einem Propheten Te Witi, der sich und die Seinen für Israeliten hielt, ja Gott und Satan in einer Person zu sein behauptete (Gundert, Die evangel. Missionen, S. 545 f.).

java seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervorgerufen hat.¹⁾ Sadrach hatte als Katechet viele Javanen dem Christentum zugeführt, Taufende sind durch ihn getauft worden. Er war ein geborener Führer. Leider ist er in seiner Eigenart nicht geschickt behandelt worden. Es kam zur Separation, und es gingen Taufende mit ihm zu den Irvingianern über. Sadrach behauptete, geheimnisvolle Kräfte zu besitzen, was ihm die Javanen, die viel auf ngelmu (Zauberwissenschaft) geben, nur zu gern glaubten; besonders zwei Künste sollte er besitzen: die Ehe durch seinen Segen fruchtbar zu machen, und Frieden ins Herz zu geben. Seine Anhänger sahen in ihm Christus auf Erden erschienen. Es ist ein typischer Fall, wie ein hervorragend begabter Inländer die Unreife seiner Landsleute und ihre europäerfeindliche Stimmung ausnutzt, um in die Höhe zu kommen. Der malaiische Christ ist nur zu leicht geneigt, sich solchen anzubauen, die ihm Früchte vom Baum der Freiheit versprechen.²⁾ Ein weiteres Beispiel für solche Emanzipationsgelüste, bei denen geistliche, soziale und politische Motive durcheinandergemengt sind, ist Daud Birsa, der falsche Prophet von Tschota Nagpur, der christliche Gedanken vermischt mit sozialpolitischen Wühlereien und einen beklagenswerten Aufstand inszenierte.³⁾

In beinahe allen von den westlichen Kolonialmächten beherrschten Völkern der Erde gärt heute das Verlangen nach Unabhängigkeit. Wie gern solche politisch-nationalen Bestrebungen auch aufs religiöse Gebiet übergreifen, dafür ist die äthiopische Bewegung in Afrika ein warnendes Beispiel. Bei den religiös leicht erregbaren Negern muß politische Agitation ein religiöses Fähnchen heraushängen. In Südafrika erstrebte man eine unabhängige afrikanische Kirche ohne Bevormundung seitens der Missionare. „Das hat nicht nur für die unwürdigen Glieder der Kirche, sondern auch für die echten Christen etwas Bestechliches. Die Bewegung hat dazu gedient, das bisherige Vertrauen der Schwarzen zu dem weißen Mis-

1) Coolsma, De zendingseeuw in Ned. Indie, S. 157 f.; 171 ff.; 196 ff.; A. M. B. 1894, S. 39 f.

2) Eine vorsichtige Beurteilung der Bewegung und ihres Führers gibt Stursberg, A. M. B. 1906, S. 230 ff.

3) Eb. M. M. 1896, S. 91 f.; 1900, S. 193 ff.

zionar zu untergraben, und sie führte gelegentlich, wenn sie mit Politik verquickt wurde, zu gefährlichen Ausschreitungen, die durch die Regierung unterdrückt werden mußten.“ In ganz Südafrika hat die Spannung zwischen der weißen und schwarzen Rasse zugenommen und äußert sich sowohl in der Kirche wie im öffentlichen Leben.¹⁾ Erfreulicherweise nimmt in den meisten Gemeinden die Bewegung immer mehr ab. Sie wird auf rein politisches Gebiet gedrängt und zu einer „südafrikanischen sozialdemokratischen Propaganda“.²⁾ Wo man den eingeborenen Christen gehörenden Anteil an der Verwaltung und Leitung ihrer Kirche einräumt, richten die Heiligen nicht viel aus.³⁾ Immerhin wird es noch geraume Zeit dauern, bis die ausgestreute Saat des Misstrauens zerstört sein wird.

Am lockendsten erkönnt der Ruf nach kirchlicher Emanzipation heute in Ostasien, besonders in Japan, wo nach den großartigen politischen Erfolgen auch auf kirchlichem Gebiet die Devise: Los vom Westen! proklamiert wird. Hier sind es nicht einzelne Irrlehrer, die Schaum schlagen, sondern das empfindliche Nationalbewußtsein häuft sich gegen Bevormundung auf. Manchen Missionar mögen ähnliche Gefühle bewegen wie Paulus, wenn diejenigen, die er durch Predigt und Unterricht gewonnen hat, ihren geistlichen Vater von der Leitung der Gemeinden verdrängen möchten, wenn japanische Synoden den Missionaren allenfalls noch die Teilnahme an ihren Beratungen gestatten, aber das Stimmrecht versagen. Die Missionare haben aufgehört, Führer und Leiter zu sein, so in den Kumiai-Gemeinden, aber auch in manchen Missionskirchen. Man hat hier und da verlangt, daß der Missionar, um volles Mitglied der Gemeinde zu werden, erst in aller Form aus seinem heimischen Kirchenverbande ausscheiden müsse. Die Missionare der Methodisten sollen wohl das Recht haben, am Jahreskongreß der japanischen Christen teilzunehmen, aber nur unter demütigenden Beschränkungen. Über ihre Zulassung zur japanischen Kirche wird nach ihrem schriftlichen Antrag vom japanischen Bischof entschieden.⁴⁾

1) Mott, S. 24.

2) A. M. B. 1908, S. 580 ff.

3) z. B. in der Pariser Basutomission, A. M. B. 1910, S. 41.

4) A. M. B. 1910, S. 256 f.; B. M. R. 1910, S. 22 ff.

Man will aber nicht nur Selbständigkeit in der Verwaltung der Kirche, man proklamiert auch volle Freiheit der Lehre. Leute, die kaum soviel vom Christentum sich angeeignet haben, um mit dem Heidentum zu brechen, werfen mit unverdauten Schlagwörtern um sich, spielen sich als Reformatoren auf und fühlen sich berufen, über alle Kirchen des Okzidents abzuurteilen und das wahre Wesen des Christentums herauszuschälen. So steht in einem Artikel der Zeitschrift „Michi“, dessen Verfasser Matsumura vermutlich ein Christ ist: „Laßt es jedermann wissen, daß, wenn Leute Lust haben, sich bis zu einem Glauben an Erbsünde, an das Sühnopfer und die wunderbare Geburt Christi und an die Inspiration der Bibel führen zu lassen, so mögen sie es tun; aber wenn andere da sind, die in unzweideutiger Weise alle diese Lehren verwerfen, so haben sie volle Freiheit, das zu tun. Christus hat nur vier Dinge gelehrt: Glaube an Gott, Nächstenliebe, Tugendpflege und ewiges Leben. Wenn wir uns nicht ermannen können, völligen Gehraus zu machen mit den dem jetzigen japanischen Christentum anhaftenden Gebrechen, so ist die Sache hoffnungslos. Das alte Christentum muß sterben, damit ein neues werde.“¹⁾ Auch synkretistische Neigungen spielen mit.²⁾

Der bekannte, allzu independentische Kanso Utschimura schießt über das Ziel hinaus, wenn er sagt: „Däß es hier Christen gibt, die nicht durch Missionare oder deren Gehilfen bekehrt wurden, die zu keiner Kirche gehören, nichts von Dogmen, Sakramenten und kirchlichen Ordnungen wissen, und doch von Herzen an Gott und Christus glauben, ist eine, scheint mir, wenig bekannte Tatſache; und dennoch ist sie unbestreitbar. Es gibt ein Christentum

1) A. M. Z. 1910, S. 254.

2) Ein Doctor Takagi äußert sich: „Wir erhielten unser Christentum von Europa und Amerika, deshalb ist es ganz natürlich, daß wir in vielen Städten mit demselben unzufrieden sind. Es muß also geändert werden. . . . Als Japaner wünscht ihr natürlich das Christentum japanisch aufzufassen. Ja noch mehr, wir wünschen gewisse konfuzianische und buddhistische Elemente mit dem Christentum zu verbinden. . . . Das Christentum der Zukunft in diesem Lande wird eine Mischung von westlichen und östlichen Ideen sein, von buddhistischen, konfuzianischen und christlichen Elementen. . . . Ihr habt es in eurer Macht, der Welt einen neuen Typus der Religion zu geben“ (A. M. Z. 1910, S. 255; nach A. M. Z. 1910, S. 26).

außerhalb der Kirchenmauern, und dies schlägt immer tiefer Wurzel im Volk, mehr als die Missionare wissen. Die abendländische Vorstellung, daß eine Religion sich auch in einer organisierten Form präsentieren müsse, um überhaupt als eine Religion anerkannt zu werden, liegt den Japanern ganz fern. Für uns ist die Religion mehr Familienache als Staats- oder Gesellschaftsache. Und ich bin überzeugt, das Christentum wird langsam aber stetig für die Japaner die Stellung einer Familienreligion, die jetzt der Konfuzianismus innehat, einnehmen. Die neue, von meinen Landsleuten angenommene Form des Christentums wird aber weder orthodox noch unitarisch sein. Derlei Begriffe gehören dem Westen an, und sind das Resultat hitziger Streitfragen, die uns wenig oder nichts angehen.¹⁾ Daß in Organisation und Form das östliche Christentum seinen eigenen Typus herausarbeiten muß, werden wir gern zugeben; auch daß die Lehrentwicklung ihre Fragestellung zum Teil von der heidnischen Vergangenheit und von der Volksart sich vorschreiben lassen muß. Wir begreifen, daß Japan und China nicht die Scheidung von Lutherischen und Reformierten, von Anglikanern und Methodisten in ihr Land getragen würschen; auch wir würschen das nicht. Aber die Gefahr ist die, daß man mit Unwesentlichem, Beiläufigem auch kostbaren Inhalt wegwirft und sich einen Abguß vom Christentum zurecht macht, der nur Spülwasser ist. Die Überhebung der jungen Missionskirche gegen die Lehrer und Kirchen, die ihnen das Heil gebracht haben, ist kein gutes Zeichen. Auch den Ostasiaten gilt das Wort: Gehorchet euern Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen. . . . auf daß sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut. Man darf ihnen wohl die paulinische Warnung entgegenhalten: „Rühme dich nicht wider die Zweige. Rühmest du dich aber wider sie, so sollst du wissen, daß du die Wurzel nicht trägst, sondern die Wurzel trägt dich. . . . Sei nicht stolz, sondern fürchte dich“ (Röm. 11, 18. 20). Es ist für Ostasiens Hirten wertvoll, daß der größte Missionar in seinen Gemeinden ähnliche Emanzipationsgelüste abzuwehren hatte.

Die erste heidenchristliche Generation ist radikal in der Ablehnung des Heidentums; da sind Kompromisse kaum zu fürchten.

1) Evang. Missionen 1910, S. 118.

Bei Paulus haben wir noch keine Hinweise auf drohenden Synkretismus, so sehr die Heiden seiner Zeit auch dazu neigten. Hang zum Bermischen ist in der ersten heidenchristlichen Generation nicht groß, weil sie aus Leuten besteht, die mit vollem Bewußtsein den Bruch mit der als verfehlt erkannten Vergangenheit vollzogen und dafür oft schwer gelitten haben. Es besteht wohl die Möglichkeit, daß unbewußt heidnische Vorstellungen mitgenommen und der Auswirkung des neuen Lebens hinderlich werden, aber kaum die Neigung, mit der Religion der Väter Tauschgeschäfte zu machen. Das heutige Indien und Japan zeigen, daß synkretistische Tendenzen eher von Seiten solcher Heiden zu erwarten sind, die den Früchten der christlichen Religion ihre Anerkennung nicht versagen können und sie gern ihrem Volke zuwenden möchten, ihre Wurzeln aber nicht kennen. Sie möchten Christus, Konfuzius und Buddha koordinieren und von jedem auswählen, was ihnen passend scheint. Der christlichen Gemeinde wird der Hang zum Synkretismus meistens erst nach Verlauf einiger Generationen gefährlich. Dann kann es geschehen, daß man, rückblickend auf die Religion der Väter, diese idealisiert, während gleichzeitig die Kräfte des Evangeliums nicht mehr so unmittelbar erlebt werden. Die Epigonen legen gern in die alte Religion mehr hinein, als tatsächlich darin war, und vermeinen, daß Christentum zu bereichern, indem sie es entleeren. Die Neigung zu nachträglichem Bermischen wird da am stärksten hervortreten, wo die Abrechnung mit dem Heidentum nicht rechtzeitig erfolgte, als die Eindrücke noch frisch und die Gemüter für eine gründliche Säuberung empfänglich waren.

Auffallend früh hingegen zeigt sich Neigung zum Synkretismus in Japan, wo man von Haus aus synkretistisch denkt, und wo manche durch die Fülle der zu bewältigenden neuen Ideen berauscht sind.¹⁾ Man kann dort schon betörenden Sirenenengesang hören von christlichen Japanern, die meinen, daß das Christentum durch die Blüten des Buddhismus und Schintoismus bereichert werde: „Es wird von dem Konfuzius viele seiner moralischen

1) Charakteristisch ist die Antwort einer japanischen Christin, die, wegen Anbetung der alten Götter zur Rede gestellt, sagte: „Der Gott, den ich anbete, achtet auch andere Götter“ (B. M. R. 1911, S. 207).

Lehren entlehnen; es wird dem Buddhismus zu Dank verpflichtet werden für Ideen, durch welche dieser viel mehr zur Erleuchtung und Emphase getan als das Christentum, es wird von dem Schintoismus solche Elemente annehmen, welche ein integrierender Bestandteil des japanischen Nationalbewußtseins sind. Diese Form des Christentums wird wenig Ähnlichkeit haben mit derjenigen, in der es in Europa und Amerika ursprünglich eingeführt worden ist. Alle Spuren von Engherzigkeit, Bigotterie, Dogmatismus, Intoleranz gegen andere Meinungen, die in der Geschichte des westlichen Christentums eine so große Rolle spielen, werden ausgetilgt, und für das Christentum wird eine neue Erde und ein neuer Himmel geschaffen werden."¹⁾ Selbst in dem Organ des christlichen Vereins junger Männer in Japan wird ausgeführt: „Die Sicherheit des Christentums in der Zukunft beruht darauf, daß seine Anhänger anerkennen, daß das Christentum kein Monopol der Wahrheit und der Tugend habe. Es muß vielmehr möglichst weitherzig umgestaltet werden, so daß es alles, was in den verschiedenen Glaubensformen gut ist, sich aneignen kann.“²⁾

1) A. M. B. 1907, S. 544 (Japan, Weekly Mail).

2) A. M. R. 1912, S. 65. Dr. Utika spricht im „Michi“ die Hoffnung aus, „daß es dahin kommt, daß alle religiösen Leute einander respektieren und wömöglich miteinander in ihren verschiedenen Kultusgebäuden anbeten. Wir würden Almen und Halleluja den Buddhisten in den Mund legen und die Christen in buddhistischen Tempeln buddhistische Gebetsformeln sprechen lassen. Wenn die Gläubigen des Buddhismus und des Christentums anfangen, gemeinsam in ihren Gotteshäusern abwechselnd zu beten, dann erst wird die törichte Idee verschwunden sein, die so lange im Westen geherrscht hat, daß die Christen allein zivilisiert und erleuchtet seien, und daß alle nichtchristlichen Nationen nicht besser als Barbaren seien“ (Jahresber. d. A. Ev. Prot. M. B. 1909, S. 26 f.). Der Herausgeber des „Michi“, der Reformer Matsumura Kaiseli, fordert sogar eine neue Bibel: alles, was für die heutigen Leser ungeeignet oder anstößig ist, müsse entfernt und dafür dem Buche Aussprüche des Konfuzius, Sokrates und anderer Weisen eingefügt werden. Er hat auch den Versuch unternommen, seine Reformideen in die Tat umzuführen, indem er eine „Japanische Kirche“ (Nippon Kyokwai) begründete, deren Glaubensbekenntnis sich in vier Punkten zusammenfassen läßt: 1. Glaube an Gott; 2. moralische Selbstkultur; 3. Nächstenliebe; 4. ewiges Leben. Diese neue japanische Religion hofft Matsumura zu einer Weltreligion zu machen (A. M. B. 1912, S. 522).

Diese Stimmen, wie sie vorläufig fast nur aus Japan kommen, deuten kommende Trübungen an. Alle synthetistischen Tendenzen wollen die Offenbarungs- und Erlösungsreligion in eine rationalistische Morallehre umändern. Leise Stimmen flüstern heute bereits unter den christlichen Vatañ der zweiten und dritten Generation, die Religion der Väter sei doch nicht übel gewesen, man könne manches davon wieder einführen. Die Zeiten werden kommen, wo man in heidenchristlichen Kirchen die verschütteten Altertümer wieder ausgräbt und dann rostige Trümmer für Gold ausgibt. Daher die unabsehbliche Pflicht, bald eine gründliche Abrechnung mit dem Erbgut der Väter zu halten.

Zu den Feinden im eigenen Lager kommen Verführer von außen. Paulus hat schwer unter solchen leiden müssen. Sie kamen teils aus Judäa und spielten sich als die Hüter des Gesetzes Gottes auf, teils aus der Diaspora und verkündeten höhere Weisheit. Ihre Lockungen waren um so verführerischer, wenn sie ererbten Instinkten schmeichelten. Gegen diese Irrlehrer ist des Apostels Polemik außerordentlich scharf. Er nennt sie Wölfe, Feinde des Kreuzes Christi, falsche Apostel und trügliche Arbeiter, Diener des Satans, verführerische Geister, Lügenredner. Daß solche Leute geneigte Ohren fanden und so viel Abwehr forderten, ist ein betrübendes Zeichen der Unreife der ersten Gemeinden; uns aber ist es heute bei ähnlichen Erfahrungen tröstlich, daß der Abstand unserer Christen von denen der apostolischen Gemeinden doch nicht gar so groß ist.

Wenn Paulus redet von „falschen Brüdern, die sich miteingedrungen und nebeneingeschlichen waren“ (Gal. 2, 4), so liegt eine neuzeitige Parallele nahe genug, nämlich die Praxis der römischen Mission, die sich planmäßig in die Erntefelder der evangelischen Mission eindrängt und die Gemüter verwirrt. War es jenen „falschen Brüdern“ darum zu tun, des Apostels Werk zu zerstören und nicht Mission, sondern Propaganda für das eigene Kirchentum zu treiben, so macht es die römische Mission trotz aller entrüsteten Proteste gegen die Anklage der Evangelischen ebenso. Die Missionsgeschichte Madagaskars, Ugandas, Samoas, unter den Kols, neuerdings in den deutschen Kolonien, wo ein schiedlich-friedlich durch jene trotz aller Abmachungen immer wieder vereitelt wird, redet

eine überzeugende Sprache.¹⁾ Wenn sie sich immer wieder gerade neben die evangelischen Gemeinden einmischen und aus ihnen Seelen zu fangen versuchen auf allerlei, nicht immer lautere Weise, so kann sich ein evangelischer Missionsarbeiter darüber ebensowenig freuen, wie Paulus dem Eindringen der Irrlehrer in Korinth und Galatien ruhig zusah. Wo Rom in die evangelischen Missionskirchen den Kampf hineinträgt, da müssen die Christen über die Unterschiede der Konfessionen aufgeklärt werden; da muß die biblische Lehre von der freien Gnade ausgebaut und den Herzen eingeprägt werden. Die Missionare unter den Kols befestigen ihre Christen in dem, was unveräußerliches evangelisches Gut ist. Bedroht von katholischen Seelenfängern, vertiefen sich die madagassischen Christen in der Wahrheit des Gotteswortes. So sehr es zu beklagen bleibt, daß Roms Unbrüderlichkeit die unreifen Heidenchristen in den Streit hineinzieht, so kann diesen doch Segen und Förderung daraus erwachsen. Die Kämpfe Pauli mit den Verführern seiner Gläubigen haben ihn selbst in tieferes Nachdenken getrieben und der christlichen Kirche die Schätze seiner Briefe beschert. Heidenchristliche Kirchen, denen jede Reibung erspart bleibt, werden leicht schlaff und genießen die christlichen Wahrheiten als etwas Selbstverständliches. Meist ist die Auseinandersetzung mit der römischen Kirche den Gemeinden eher nützlich als schädlich, so schmerzlich ihre Notwendigkeit auch von den Missionaren empfunden wird, die ihre schwachen Kindlein lieber geschont führen und dem machtvollen Aufmarsch der

1) Belege dazu liefert die moderne Mission leider viele. Vergl. G. Warneck, Prot. Beleuchtung. — Die Katholiken, welche in die Goßnersche Mission unter den Kols eingedrungen sind, schämen sich nicht, Protestanten und Heiden mit Geld zu gewinnen. „In einer Gegend ist von unserer Seite nachgefragt worden, wieviel sie bekommen hätten, und es stellte sich heraus, daß 191 Familien 1443 Rupien erhalten hätten, also pro Familie fast 10 Mark. Ein Bruder fragte seine Katholiken, ob sie in ihren Bezirken wohl einen römischen Christen wüßten, der nicht durch Geld erkaufst sei, und erhielt die glatte Antwort: nein.“ Die römische Mission erlaubt ihren Christen den Genuss von Alkohol; auch gestattet sie die Beibehaltung der Kaste (A. M. Z. 1905, S. 94 ff.). Das allerneuste Beispiel liefert Deutsch-Ostafrika, wo der Bischof Spreiter dem Inspektor der Berliner Mission bei einer gegen frühere Abmachungen verstörenden Grenzüberschreitung einfach erklärte: in Rom anerkenne man solche Abmachungen nicht (A. M. Z. 1913, S. 32 ff.).

römischen Streitkräfte gegenüber die Armutlichkeit ihrer Mittel und Kräfte empfindlich beklagen.

Durch die Mission wird die Arena, in der sich die Auseinandersetzung zwischen evangelischem und römischem Christentum entscheiden wird, die Welt. Wohl hat die katholische Propaganda viel Verwirrung angerichtet, besonders wenn wie in Madagaskar die weltliche Macht ihren Arm lieh; aber es ist bei der Schwäche und Urteilsunreife der jungen Christen doch auffallend, daß im Ganzen nur wenige sich verlocken lassen, das Bekenntnis zu wechseln. Das ist um so bemerkenswerter, als die katholische Kirche den Übertritt leicht macht und durch ihre vielen Zeremonien und ihren reichen Kult eigentlich auf Leute, die aus dem Heidentum kommen, anziehender wirken müßte als der evangelische Glaube, der alles in die Gesinnung verlegt. Aus den Kollegemeinden sind allerdings manche hinübergegangen, es waren aber minderwertige Elemente, solche, von denen Johannes sagt: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns“. Von Korea¹⁾ und Deutsch-Südwestafrika²⁾ wird bezeugt, daß der Verlust an die römische Kirche nur gering ist. Bei den schon einigermaßen gegründeten evangelischen Gemeinden sind die Römischen u. a. darum nicht beliebt, weil sie dem Bedürfnis der Heidenchristen nach Belehrung nicht entgegenkommen.

Macht die Spannung zwischen Romanismus und Protestantismus ein Gegenarbeiten seitens der römischen Kirche, die in uns ja Abgesallene sieht, begreiflich, so berührt um so peinlicher die Konkurrenz mancher Denominationen, die Bundesgenossen sein sollten. Es ist das eine traurige Erscheinung auf dem Missionsfelde — Gott sei Dank eine vereinzelte —, daß einige Sekten und Missionen die Rolle der eingeschlichenen Brüder spielen und, anstatt das Netz durch das Völkermeer zu ziehen, im Karpfenteich fischen. So schmerzlich die Dazwischenkunst der Unruhestifter den Gemeindehirten ist, so wollen wir doch gern, wenn sie dabei Seelen dem Heilande zu führen, mit Paulus sagen: „Was tut's? Wenn nur Christus verkündigt werde allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darinnen, und will mich auch freuen“ (Phil. 1, 18).

1) A. M. 3. 1903, S. 462.

2) Jahresber. der Rh. M. G. 1910, S. 21 f.; 1911, S. 25.

Die heutigen Missionskirchen haben sich energisch eines Gegners zu erwehren, der Verderben in die heidnischen Länder und schwere Versuchung in die heidenchristlichen Gemeinden hineinträgt, das ist der moderne Unglaube Europas, der besonders in Asien eine lebhafte Propaganda treibt. Dieselben Schiffe, auf denen Missionare und Bibeln hinausgehen, tragen Tausende von atheistischen Schriften nach Indien, China und Japan, die dort verschlungen werden. Haeckels und Spencers Schriften sind in indische Sprachen übersetzt und werden massenweise vertrieben. Der Atheismus beginnt im Osten ein mächtigerer Gegner des Christentums zu werden als das Heidentum in irgendeiner Form. „Aus vielen Teilen der nichtchristlichen Welt kommen Berichte über die weitreichende Aussaat agnostischer, atheistischer, materialistischer und sozialistischer Literatur, die aus dem Westen eingeschleppt wird. Ströme dieses Einflusses ergießen sich heute über China, sowohl direkt aus dem Westen wie auch von Japan her. Haeckels, Huxleys und Spencers gottesfeindliche Schriften, die im Original oder übersetzt aus europäischen Blättern herübergenommen werden, kursieren nicht nur in Indien, sondern auch in so kürzlich erwachten Ländern wie China und der Türkei. Die Zeitschriften der nichtchristlichen Religionen lassen es sich angelegen sein, in ihren Artikeln angebliche Fehler der Bibel nachzuweisen und die Schlüsse einer zerstörenden Kritik zu ziehen. Ingersoll und Bradlaugh werden in Flugschriften gegen den christlichen Glauben ausführlich zitiert, und die schärfsten und absurdesten Argumente gegen das Christentum, in denen sie geschwelt haben, werden in die Landessprachen übersetzt und haben selbst in den Dörfern Verbreitung gefunden. Die agnostische Literatur wird ganz systematisch unter den Studenten und in Volksbibliotheken verbreitet. Schmutzige französische Romane finden starken Absatz im fernen wie im nahen Osten. Das alles hat dazu gedient, den Menschen jeden Halt zu rauben und sie christentumsfeindlich zu beeinflussen.“¹⁾ „In China ist jetzt das Schlagwort vieler Gebildeten: Wissenschaft ohne Religion. Das Streben nach neuen Kenntnissen scheint den chinesischen Geist nur auf die materialistische Anschauung unserer

1) Mott, S. 36 f.

modernen Zivilisation zu führen. Die Chinesen nehmen schnell die agnostischen Erklärungen des Weltalls an, und die Anschauung, daß Religion zum Leben einer Nation nicht nötig sei, findet bei ihnen williges Gehör.“¹⁾

In den unteren Klassen der Bevölkerung Japans herrscht noch der krasseste heidnische Aberglaube, in den oberen Schichten vielfach religiöse Gleichgültigkeit, zum Teil Atheismus. Die Lehrer werden in den Regierungsseminaren meist mit religionsfeindlichem Geiste durchtränkt. Man will Kultur und Wissen an Stelle der Religion setzen. Es ist ebenso anmaßend wie betrübend, wenn die Japan Times erklärt, Japan müsse erst eine Religion suchen, welche sich für ein so weit fortgeschrittenes und intelligentes Volk eignen würde.²⁾

Der Missionar in Indien muß heute mit der monistischen Gedankenwelt ebenso vertraut sein wie mit den *Beden*. Ein Heide, der zäh an der Religion seiner Väter hängt, ist gewiß schwer für das Evangelium zu gewinnen, aber der Hindu oder Chine, der wissenschaftlich überführt zu sein glaubt, daß es keinen Gott, kein göttliches Sittengesetz, kein Jenseits gibt, ist ein viel schwierigeres Objekt für die Mission; denn er hat seine Überzeugung schon einmal gewechselt und glaubt nun im Besitze der Wahrheit zu sein, wie sie die klügsten Männer der Welt herausgearbeitet haben.³⁾ Von allen

1) Mott, S. 39.

2) A. M. 3. 1904, S. 267 f. „In keinem Lande der Erde kann man so unvereinbare Elemente beieinander finden als im heutigen Japan. Hier finden wir Leute, welche noch nicht das Steinzeitalter überschritten zu haben scheinen, welche Tiere und Pflanzen oder Sonne, Mond und Gestirne anbeten, die inmitten von anderen leben, welche an nichts mehr glauben als an Dampf, Elektrizität und moderne Technik. In derselben Straße wohnen Christen und Agnostiker, Anhänger Nietzsches und Anhänger Tolstois, Schüler von Karl Marx und philosophische Atheisten. Einige preisen die westliche Zivilisation, andere reden dagegen, wieder andere reden von einer Verschmelzung der besten Bestandteile in der okzidentalen und der orientalischen Kultur. In der Politik, Religion, Ethik, Philosophie gibt es keine Übereinstimmung“ (Zeitung *Taiyo*, in A. M. R. 1911, S. 69 f.).

3) In einem interessanten Aufsatz: „Warum ich kein Christ bin?“ bezeugt ein hochgebildeter Hindugelehrter, Venkala Rao, daß die moderne Bibelkritik und der Rationalismus bezw. Unglaube des Westens ihn davon abhalte, das Christentum anzunehmen, da es ja mit allen Resultaten der Naturwissen-

der Mission entgegenwirkenden Strömungen ist die atheistische Propaganda weitaus die schlimmste. Und zwar kommt sie aus denselben Ländern, die sich christlich nennen, und bietet sich an als die höchste Stufe der Menschheitsentwicklung, die das Christentum überwunden habe. Jeder Gottesglaube droht hinweggespült zu werden. „China ist in Gefahr, den Glauben an die Gottheit zu verlieren.“¹⁾ Atheismus ist für ein Volk viel schlimmer als Götzendienst. Art und Methode der Mission muß sich dieser Sachlage anpassen, und nur kühner Glaube wird angesichts dieses neuen Feindes den Mut nicht verlieren. Man darf auch für die heidenchristlichen Gemeinden den Einfluß der atheistischen Invasion nicht unterschätzen. Sie dürfte mit ihrem wissenschaftlichen Nimbus gefährlicher sein als die Versuche des Mohammedismus, durch Schikanen einzelne Glieder der christlichen Gemeinde abzusprengen. Spielt sich dieser Unglaube draußen wie bei uns doch als Resultat gediegenen, wissenschaftlichen Forschers auf. Bei der Begier, mit der heute alles Wissen des Westens in Ostasien eingesogen wird, um seiner selbst willen oder als Mittel zur Macht, ist es begreiflich, daß die reklamehaft angepriesene Ware willige Abnehmer findet. Wird damit dem Menschen doch der schwere Weg der Buße und Umkehrung erspart. Auch die Christen hören die Stimme der falsch berühmten Kunst in Tageszeitungen, auf Hochschulen, in gelehrten und belletristischen Büchern und bald genug auch auf der Gasse.

Bis heute ist — wenigstens in Indien — von dem Einfluß jener atheistischen Propaganda innerhalb der Christengemeinden nicht viel zu spüren. Doch werden kommende Generationen der

schaft im Widerspruch stehe und heute nicht mehr haltbar sei. Merkwürdigerweise bleibt nun derselbe Gelehrte mit unbegreiflichem Konservatismus an der indischen Kaste hängen und erkennt in ihr die Macht, welche das indische Leben zusammenhält. Die Stärke des Hinduismus sei die, daß er kein Dogma und keine Orthodoxie habe (A. M. B. 1910, S. 358 f.).

1) W. M. C. IV., S. 67 f. Pandita Ramabai klagt: „Die meisten Glieder der höheren Klassen erhalten die religionslose Bildung des Westens, welche ihren Glauben an die Religion ihrer Väter untergräßt. Es wird ihnen nichts Besseres gegeben, was die Stelle der entthronnten Götter in ihren Herzen einnehmen könnte, sie sind nun gottlos, hoffnungslos, christuslos, sie gehen sozial und moralisch zugrunde und werden durch und durch irreligiös“ (Mott, S. 40).

Missionskirche mit dem neuen Feinde die Klinge zu kreuzen haben. Schon heute wird man der Pflicht nicht ausweichen können, die Auseinandersetzung wenigstens vorzubereiten, wenn auch manchem die darauf verwandte Kraft verloren dünnen mag. In China hat sich die Berliner Mission veranlaßt gesehen, das Signal gegen den neuen Gegner zu blasen. Inspektor Glüer hat einen Hirtenbrief an die „Mitarbeiter im Predigtamte Kanton Unter- und Oberland“ geschrieben. Es ist zu hoffen, daß ein solches augenblicklicher Not entsprungenes Sendschreiben tiefere Furchen in den Gemütern der betreffenden Christen reißen wird als gut übersetzte oder imitierte heimatliche Erbauungsliteratur.¹⁾ Vielleicht wäre die Epistel noch

1) „Liebe Brüder in Christo! Aus einem Berichte Tschin Muck tzes ersehe ich, daß ihr nicht mehr bloß mit dem alten Heidentum, sondern auch mit westländischem Unglauben zu kämpfen habt. Tschin jui schreibt uns, daß die Gelehrten eures Landes am liebsten solche Bücher lesen, die die Entstehung der Welt aus sich selbst und die Abstammung des Menschen vom Affen lehren, und daß darum auch die Prediger solche Bücher lesen müssen, um mit den Heiden disputation zu können. Sie müssen sich aber dazu viel Weisheit von Gott erbitten, denn die Bücher seien einleuchtend, wie wenn man die Wahrheit sehe. . . . Ich wünsche, liebe Brüder, daß ihr wißt: alle solche Bücher, die die Entstehung der Welt aus sich selber lehren, entsprechen nicht der westlichen Wissenschaft. In westlichen Ländern werden solche Bücher von den wahrhaft gelehrt Männern sehr gering geachtet, denn sie behandeln mit großer Leichtfertigkeit sehr schwere Fragen und täuschen die Leser, als habe die Wissenschaft bereits alle Rätsel des Lebens aufgelöst. . . . Er (Haedel) und seine Gesinnungsgenossen führen ihren Kampf gegen das Christentum nicht wegen der Wissenschaft, sondern wegen ihrer ungläubigen und gottfeindlichen Weltanschauung. . . . Wir können nicht verstehen, wie aus einem Reisstorn eine Reispflanze werden kann, und da gibt es Leute, die geben vor, sie könnten verstehen, wie aus wirbelnden Atomen eine geordnete Welt werden könnte ohne eine ordnende Hand, ohne eine vorbedenkende, planende, schöpferische Intelligenz. . . . Wer das glaubt, der muß mehr Unbegreiflichkeiten glauben als der abergläubischste taoistische Zauberpriester. . . . Wir glauben nicht darum an Gott, weil wir ihn in der Natur sehen könnten. Aber wenn wir ihn erkannt haben an seinen heiligen Forderungen im Gewissen und an der Seligkeit seiner Liebe und Gnade in unserem Herzen, dann wissen wir auch, daß hinter den Wundern der Welt, die sonst unbegreiflich wären, seine Allmacht und Weisheit steht. Lasse sich niemand verführen durch atheistische Bücher, die tief scheinen, und in Wahrheit so oberflächlich sind. Nur oberflächliche Menschen können meinen, daß sie alles verstehen, alles begreifen, alles wissen könnten, und daß die Welt keine Rätsel mehr für sie habe. Sagt es euren Bücherlesern: Die volle Ahre neigt ihr Haupt, und in den westlichen Ländern sind die Gelehrten um so bescheidener,

eindrucksvoller, wenn sie von einem den Chinesen persönlich bekannten und geschätzten Missionar verfaßt wäre. Jede solche Auseinandersetzung gibt den Bedrängten brauchbare Waffen in die Hand und hilft, die im Evangelium verborgenen Schätze zu heben. Die jungen Christen sehen, daß das Christentum nicht nur ihre chinesischen Fragen beantwortet, sondern allen Anstürmen, von wo immer, gewachsen ist. Dieser Kampf nach mehreren Fronten hin stellt freilich an die Elastizität und Leistungsfähigkeit der Gemeindeleiter keine geringen Ansprüche, wirkt aber für Führer und Geführte bereichernd. Einen starken Gegner überwinden ist eine Ehre. Apologetik nach rechts und links hat noch immer Theologie und christliches Leben bereichert. Wir würden es freilich unseren jungen Gemeindlein gönnen, daß sie noch einige Jahrzehnte mit diesen Feinden verschont blieben. Wenn nun aber Gott es zu läßt, daß gleichzeitig mit dem Sauerteig des Evangeliums andere gärende Stoffe in den Völkerteig geworfen werden, und daß Heidentum und Altheismus sich gegen seine Botschaft an die Welt verbünden, dann wird es wohl so heilsam sein und zu Gottes Ehre dienen müssen.

Zu den störenden Einflüssen, denen heute in den Missionsgemeinden gewehrt werden muß, gehören auch manche Kulturwirkungen, Begleiterscheinungen der Kultur, wie sie die lebhafte Berührung der Völker mit sich bringt. Das Hereinschlüpfen der Kultur über ein primitives Volk, das gar nicht vorbereitet ist, bedeutet selten ein Glück; mancher Stamm bezahlt die Überfülle der neuen Güter mit seinem Leben oder mit seiner Gesundheit;¹⁾

je tiefer sie in die Wissenschaft eingedrungen sind. . . . Und nun, liebe Brüder in Christo ermahne ich euch, daß ihr nicht nur treu das Evangelium predigt, sondern auch selbst nach den Lehren des Evangeliums lebt" (Mission u. Pfarramt 1911, S. 88 ff.).

1) Ein lehrreiches Beispiel dafür ist die kleine Insel Engano westlich von Sumatra, deren Bevölkerung seit der Berührung mit der Kultur rapide ausstirbt. — „Die australische Kolonisations- und Missionsgeschichte zeigt leider auf das deutlichste, daß überall da, wo die Papua mit der euroäischen, irreligiösen oder religiös indifferenten sogen. Kultur in Berührung kommen, dies arme Geschlecht dem Untergang geweiht ist. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu erkennen. Ein so herabgekommenes, durch Laster und Krankheit entnervtes Volk nimmt aus der sogen. Kultur nur die zerstörenden, niemals die belebenden Elemente auf und beschleunigt dadurch seinen Untergang“ (Buchner, A. M. Z. 1892, S. 219).

oder die zu schnell hereinbrechende Kultur versegzt ein einfaches Volk in einen gewissen Taumel, der manche üble Erscheinungen zeitigt. Ein guter Teil gesunder Volkseigenart erstirbt unter dem harten Griff der überlegenen Zivilisation. Es bildet sich ein Proletariat, in dem gute Anlagen und Entwicklungsmöglichkeiten verkümmern. Es ist immer kritische Zeit, wenn die Zivilisation über ein Land plötzlich kommt, nicht langsam erarbeitet, eine ihrer Gaben nach der andern zögernd enthüllend, sondern wie ein Platzregen.¹⁾ Wohl einem Lande, wenn das Evangelium vor dieser Periode festen Fuß gefaßt hat! Die jungen Gemeinden erschüttern unter diesem Ereignis, und manches, was nicht fest war, bröckelt ab. Missionsarbeiter, auch wenn sie Kulturfreunde sind und ihrem Volke alle Segnungen derselben gönnen, wünschen meistens, daß die Missionierung vor der Kultivierung stattfinden möge. Dann sind die Motive des Übertretts lauterer, es erblüht ein gesundes Leben in den Christengemeinden, das nachher gegen die Gifte der Kultur immun macht. Wo Kultur und Christentum gleichzeitig ihren Einzug halten, gibt es leicht ein irreführendes Durcheinander, und die Missionsarbeit wird komplizierter. Die Ausbreitungsgeschichte der christlichen Kirche erhebt ihre warnende Stimme, Kultur und Christentum weder zu verwechseln, noch zu einer einheitlichen Größe („Kultukirche“ nennt sie Martin Rähler) zu verschmelzen. Sie warnt uns vor der Gefahr, die Kirche Christi „mit dem Menschheitsfortschritt zu verwechseln.“²⁾ Die Kultur bessert das Christentum nicht, bereitet ihm auch nicht den Weg.

Ohnehin gräbt die Kulturüberlegenheit der christlichen Völker eine tiefe Kluft zwischen Missionierten und Missionierenden. Der Abstand zwischen den Leitern der Gemeinden und ihren oft eben erst der Barbarei entrissenen Pflegebefohlenen wirkt lähmend auf die Entfaltung eingeborenen Lebens. Erst die Missionierung

1) Das gilt auch von Ostasien. Die Fülle der neuen materiellen Güter überschwemmt wie eine Sturmflut das Land und reißt manches Gute mit fort. Man klagt heute über emanzipierte chinesische Mädchen, welche Zigaretten rauchen, sich Liebesbriefe mit „Freunden“ schreiben, Heiratsanträge an junge Herren stellen und durch solch freies Auftreten öffentliches Ärgernis erregen (A. M. B. 1910, S. 51).

2) M. Rähler, Dogmatische Zeitfragen (Angewandte Dogmen) S. 394.

und Christianisierung durch inländische Vertreter des Christentums wird diesem den Geschmack des Exotischen nehmen.¹⁾

Der trennende Graben wird noch verbreitert durch das Rassenproblem mit seinen Folgen für das gesellschaftliche und politische Leben. Das Christentum hat sich damit auseinanderzusetzen. Wir erkennen die Verschiedenartigkeit der menschlichen Rassen und die damit gesetzte Über- und Unterordnung als gottgeschaffen an. Ein Weißer bleibt ein Weißer, und ein Neger ein Neger, und es gibt gewisse Dinge, wo sie sich bei aller christlichen Liebe scharf unterscheiden. „Das einzelne Individuum mag aus diesem in dem Unterschied der Rassen gegebenen Kreis herausbrechen können, der einzelne Weisse mag dem Neger ein Neger werden, Rasse gegen Rasse werden in Bezug auf Gefühle und Anschauungen immer tiefgreifende Unterschiede bleiben, die oft genug zum Gegenstand sich gestalten. Es ist mir fast unzweifelhaft, daß es keinen Weißen gibt, der nicht doch im letzten Grunde — nicht jeden einzelnen Neger, zumal den Christen — wohl aber die Neger in ihrer Gesamtheit, die ganze schwarze Rasse, als Menschen, die etwas tiefer stehen werden als er und seine Rasse, ansieht, und wenig Schwarze, die — nicht gegen jeden einzelnen Weißen, zumal nicht gegen jeden Missionar — wohl aber gegen die Weißen als solche, gegen die ganze weiße Rasse ein tiefes Misstrauen haben. Jedenfalls ist natürlich, daß der Rassenunterschied gerade dann am schärfsten hervortreten wird, wenn die einheimische Rasse beginnt, sich allmählich selbstständig zu machen und zum Volksbewußtsein zu gelangen.“²⁾

Die Sache läge verhältnismäßig einfach, wenn der Missionar als der einzige Vertreter der weißen Rasse ungestört die Brücke christlicher Bruderliebe schlagen könnte. Aber im Kampfe der Völker um den Platz an der Sonne gibt es Reibungen und Wunden. Die schwächeren Rassen werden im geschichtlichen Verlauf zu den Heloten

1) In Indien äußert sich auch in der christlichen Kirche der Widerwillen gegen das Regieren durch Europäer. Die Hindu fordern heftig größere Selbstständigkeit. „Die Unterordnung, zu der sie heute verurteilt sind, ist ihnen so verhaft, daß sie die Mission mithassen“ (Mott, S. 24).

2) Buchner, A. M. S. 1899, S. 314 f.

der höheren degradiert. Kann das Christentum die sich hier auftuenden Abgründe überbrücken? Wird die Predigt von der allgemeinen Vaterschaft Gottes und der Gleichheit aller Menschen vor ihm nicht zur übel angebrachten Phrase? Wenn auf der einen Seite das Herrenbewußtsein den gleichen Himmel für alle ablehnt, ist's zu verwundern, wenn unter den Farbigen der Rassenhaß giftige Früchte zeitigt und Parolen ausgibt, die das Feuer hell auflodern lassen?

Hier steht der Missionar zwischen zwei Feuern. Man denke an die schwierigen Verhältnisse in Südafrika, wo es unmöglich ist, Farbige und Weisse in einer Kirche zu vereinigen. In Deutsch-Südwestafrika ist der Farbige der Kuli des Weißen, dem das tägliche Brot allerdings nicht fehlt, den aber der Europäer als tief unter sich stehend ansieht, als einen Menschen niederer Gattung, wenn überhaupt als Menschen. Steht das nicht mit Gottes Wort in Widerspruch, und muß es der Schwarze nicht als unausgeglichenen Widerspruch empfinden? Dazu kommt erschwerend, daß manchem Europäer seine Herrenstellung ein Freibrief für schimpfliche Zügellosigkeit ist. Der Vertreter der mit dem Stolze des Überlegenen auftretenden weißen Klasse ist aber gleichzeitig der Repräsentant des Christentums, gilt wenigstens dafür, auch wenn sein Benehmen davon wenig verrät. So wird die farbige Gemeinde vor schwere Zweifel und Konflikte gestellt, nicht nur da, wo der Weisse sich Brutalitäten gestattet, sondern auch in geordneten Verhältnissen, wo die Reibung, wie in der Kapkolonie, durch das Öl parlamentarischer Formen gemildert wird. Bis heute haben die christlichen Weißen und Neger Nordamerikas die rechte Stellung zueinander nicht gefunden.

Das sind Probleme, mit denen die alte Kirche verschont blieb. Heute hat das Christentum unter erschwerenden Umständen alle die Worte der Schrift einzulösen, wo von der einen Kirche, der einen Herde, der in Christo geeinten Menschheit die Rede ist. Wenn das Christentum die Menschheitsreligion werden soll, dann muß es die Kraft haben, den Gedanken der Menschheitskirche, in der vor Gott alle gleich sind, ebenso in der Welt zur allgemeinen Anerkennung und Anwendung zu bringen, wie es den Humanitätsgedanken durchgesetzt hat. Wir müssen es lernen, unsern Blick auf die Welt zu

richten und unserem Glauben das Höchste zuzumuten. Hier ruft die Mission die Christenheit zu harter Arbeit auf, in der die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite steht.

Wo die heidenchristlichen Gemeinden dem Ansturm des Islam ausgesetzt sind, ist auch für die Christen dieser kräftige Fertum nicht gefahrlos. Absall aus dem christlichen ins mohammedanische Lager ist zwar nicht häufig, kommt aber vor. Wohl nie freilich infolge Wechsels der Überzeugung, sondern entweder als Ergebnis vieler Quälereien und Wühlereien seitens der Mohammedaner, die kein Mittel unversucht lassen, um ihre christlichen Verwandten zu sich herüberzuziehen, oder weil die sittliche Zucht in der christlichen Gemeinde als lästig empfunden wird. Anschauliche Belege dafür bieten die Gemeinden in den südlichen Batakländen, wo Christentum und Islam einen harten Strauß fechten.¹⁾ Die Versuchungen, die an die kleine Christenschar herantreten, sind nicht gering. Die Mohammedaner machen ihnen das Leben so schwer, wie sie nur irgend können, verwickeln sie in Prozesse, stoßen sie aus dem Familienverbande, schädigen sie durch Verleumdungen und Ränke, kränken sie durch mähsame Verachtung. Die Gefahr innerer Überführung ist nicht groß. Allermeist weiß der zum Islam abfallende Christ, daß er den Weg des Verderbens geht.²⁾ Von einem Heidenchristen, der zum Mohammedanismus abfällt, weil er dort die Wahrheit zu finden hofft, habe ich nie gehört. Dennoch hält das stete Reiben mit diesem skrupellosen Feinde die Gemeinden in Spannung mit zweifacher Wirkung: die aufrichtigen Christen werden gefestigt und müssen stets zur Verantwortung sowohl wie zum Leiden für ihren Glauben bereit sein; die schwächeren Elemente, die in normalen Gemeinden von der christlichen Gesamtheit gestützt und gehalten werden, sehen sich vor Entscheidungen und Versuchungen gestellt, denen sie nicht immer gewachsen sind. Mit tiefem Schmerz erfährt der Missionar, wie mancher hinübergezogen wird, in dem vielleicht die Möglichkeit christlicher Entwicklung gelegen hätte.

1) Fünfzig Jahre Batakmision, S. 186 ff.

2) Ein solcher äußerte sich: „Der gute Same ist bei mir unter die Dornen gefallen und von ihnen erstickt worden. . . Ich bin nicht Mohammedaner geworden, weil ich die Religion der Mohammedaner etwa für gut finde. Ich weiß, daß der Herr Jesus lebt und sitzt zur Rechten Gottes im Himmel“ (Ebenda, S. 200).

Für den Bestand der Gemeinde ist die grobe Lüge des Mohammedanismus keine ernste Gefahr. Die vom Islam umringten Gemeinden Sumatras sind durchschnittlich geförderter und kräftiger als die in christlicher oder heidnischer Umgebung. Die mohammedanische Gemeinde ist der Abzugskanal für alles, was nicht lauter ist. Auch Gefahren der Trübung der christlichen Wahrheit innerhalb der Gemeinden sind vom Islam her nicht zu fürchten. Vielfach regt er den christlichen Eifer vielmehr an. Von Ostafrika wird berichtet, daß die Christen sich dem Islam gegenüber auf ihre Missionspflicht besinnen. In Uganda ist ein Missionsverein inländischer Christen gegründet, der sich die Aufgabe stellt, einen Damm gegen das Vordringen des Mohammedanismus zu errichten, und die Christen am Kilimandscharo planen ähnliches. Bei der Schlaffheit des animistischen Heidentums, die sich den Übertritt zum Christentum neuerdings gar zu bequem macht, gewinnt die islamische Gegenmission für die Kräftigung der jungen Gemeinden Wert. Sie sorgt für den Sturm, der das junge Bäumchen nötigt, seine Wurzeln tief ins Erdreich zu senken.

Die heimatliche Christenheit aber, nachdem sie die Bedrohung der Weltmission durch den rapide sich ausbreitenden Mohammedanismus erkannt hat, muß ihre Waffen und Kräfte revidieren. Mohammeds Angriff nötigt zur Eile und soll mithelfen, die trümmende Christenheit aufzurütteln und zu gesteigerter Tätigkeit aufzuspornen.¹⁾ Starke Feinde sind dem Christentum weniger zum Verderb geworden als Zeiten träger Ruhe. Alle jene störenden Faktoren werden die Veranlassung, daß die Christen da Kraft suchen, wo sie wirklich ist, und in ernster Arbeit aus der Tiefe das Eisen herausholen, aus dem sich scharfe Waffen schmieden lassen.

Endlich sei noch auf eine mit dem wachsenden Einfluß des Christentums zunehmende Gefahr von außen her hingewiesen. In Ländern

1) Die fieberhafte Missionstätigkeit des Islam in Ost- und Westafrika ist bekannt; in Niederl.-Indien gewinnt er jährlich Terrain. Englisch Indien erfährt eine Neubelebung des Mohammedanismus, der seine Propaganda mächtig verstärkt. Bezeichnend ist es, daß er jetzt eifrig sich müht, die niederen Kästen und die Ausgestoßenen an sich zu ziehen. In einigen Teilen des Landes sind Scharen der unterdrückten Klassen und viele aus den Bergstämmen zum Islam übergetreten (Mott, S. 48).

mit starkem, nationalem Empfinden kommt es zu ähnlichen Konflikten mit dem Staat wie zur Zeit des römischen Imperiums. Man ließ in Rom die Christen unbefehligt, bis man in ihnen Feinde des Staatsgedankens witterte. Ähnliche Schwierigkeiten liegen heute in Japan vor. Die Japaner respektieren im allgemeinen das Christentum als eine segenbringende moralische und soziale Kraft. Aber die Exklusivität, mit der es Gott in den Mittelpunkt stellt, stößt fanatische Patrioten ab. Der Glaube an einen allmächtigen Gott scheint dem loyalen Japaner unvereinbar mit der Treue gegen den Kaiser.¹⁾ Die Churfürcht vor dem Kaiser und den kaiserlichen Ahnen ist das Fundament des staatlichen Lebens. Das geht so weit, daß es für einen Japaner schwer ist, die unbedingte Hingabe an Christus nicht als eine Untreue gegen sein Vaterland zu empfinden. Vaterlandsfreunde, besonders führende Männer, argwöhnen, daß etwas Unvereinbares zwischen dem Christentum und ihren heiligsten Staatstraditionen besteht. Das Christentum wird gleichzeitig angeklagt, es sei zu individualistisch und zu sozialistisch. „Das offizielle Japan ist schrecklich bange vor dem Sozialismus.“²⁾

Neuerdings wird die Schintoreligion mit ihrer Ahnen- und Kaiserverehrung in Japan durch den Staat künstlich wieder belebt, als ein Hilfsmittel moralischer Erziehung und der Pflege nationaler Gesinnung. Man will durch Verehrung in den Schintotempeln die nationalen Ideale pflegen. An eine christliche Missionsschule wurde die Anforderung gestellt, ein paarmal im Jahre ihre Schüler zu den Schintotempeln zu führen und über Ort, Zeit und Beteiligung genau zu berichten. Die betreffende Schule lehnte es zunächst ab, kam dann aber doch dem Befehl nach, „indem man das Gewissen durch die Ausrede zufriedenzustellen suchte, es sei ein Spaziergang dieser Schule, und der Tempelgang diene zur Pflege des geschichtlichen und nationalen Sinnes.“ In einem Städtchen

1) W. M. C. IV., S. 88. 111.

2) W. M. C. IV., S. 89. Wie nervös Japan heute in dieser Beziehung ist, zeigen u. a. die neuerdings erhobenen Anklagen gegen christliche Koreaner, in denen man durchaus Verschwörer sehen will. Die Verurteilung koreanischer Christen scheint nicht das Resultat einer unparteiisch gerechten Untersuchung zu sein. Man zweifelt leicht an der Untertanentreue der Christen (A. M. 3. 1913, S. 36 ff.).

Hiratsuka verursachte die Weigerung eines christlichen Predigers, seine Kinder an dem Tempelgang der Schule teilnehmen zu lassen, große Aufregung. Freilich wird diese Auffassung der führenden Kreise nicht von allen Japanern geteilt. Viele wollen nicht, daß die Lehrer der Religion Werkzeuge in den Händen der Beamten seien, sondern sich als selbständige Führer erweisen. Es wird noch Kampfs kosten, ehe Japan gelernt hat, daß christliche Frömmigkeit gut vereinbar ist mit echtem Patriotismus.¹⁾ Hier liegen für die christlichen Gemeinden und ihre Führer Probleme, die bis heute nicht gelöst sind, wo die Urteile über Schinto, ob er überhaupt eine Religion ist, auch im christlichen Lager auseinandergehen.²⁾ Das Christentum hat wie einst in Rom den Beweis zu erbringen, daß es die Staatsautorität nicht bedroht, sondern stützt; gleichzeitig aber Japan den Grundsatz begreiflich zu machen, daß Staat und Religion getrennte Gebiete sind, und daß in gottesdienstlichen Dingen der Staat keine Autorität sein kann. Ehe das nicht erkannt ist, bleibt die Proklamierung der Religionsfreiheit ein höfliches, bei Konflikten aber versagendes Altenstück. Obiges Beispiel zeigt, wie leicht die Christen an Klippen geraten und dem Kaiser mehr geben, als ihm gebührt.³⁾

Wie nötig brauchen die jungen Missionskirchen und ihre Leiter die Waffenrüstung Gottes, um in Angriff und Verteidigung aller von innen und außen drohenden Gegnern so begegnen zu können, daß die Gemeinden unbehelligt gebaut werden können. Wie nötig ist da klare Erkenntnis und lehrhafter Ausbau der christlichen Wahrheit.

1) Z. M. R. 1912, S. 55.

2) Vergl. dazu Raeder, Rundschau über Japan, A. M. Z. 1912, S. 466 ff.

3) Der ehemalige Ackerbauminister Baron Oura schreibt: „Im Westen wird die Gesellschaft zusammengehalten durch das Christentum allein, und wenn dessen Einfluß schwindet, so schwinden auch die staatserhaltenden Mächte dahin. Anders in Japan. Hier nimmt das Kaiserhaus den Platz der Religion ein, und darum ist der japanische Staat stärker als jeder andere“ (Z. M. R. 1911, S. 272).

3. Das Evangelium und die Völkerwelt.

Wenn eine geistig bedeutende Religion aus den Grenzen ihres Geburtslandes heraustritt, dann wird sie entweder in der Berührung mit anderen starken Religionen und Nationalitäten an eigener Originalität und Reinheit verlieren, oder sie muß in der Auseinandersetzung mit jenen Tiefen und Kräfte offenbaren, deren Vorhandensein selbst ihre Anhänger bisher kaum geahnt hatten. Jede Religion rein menschlichen Ursprungs wird nach einem allen irdischen Körpern anhaftenden Gesetz durch Abgabe von Wärme an ihre Umgebung an Eigenwärme verlieren, bis der Temperaturunterschied zwischen ihr und der Umgebung auf ihre Kosten ausgeglichen ist. Die beiden Religionen, die neben dem Christentum Universalreligionen sein wollen und missioniert haben, Buddhismus und Islam, haben bei der Ausbreitung innerlich verloren. Der Buddhismus veränderte sich bei der Berührung mit dem animistischen Heidentum Hinterindiens und Tibets sowie mit der aus Konfuzianismus, Animismus und Taoismus gemischten Religion Chinas und auch in Japan von Grund aus. Alle Kenner sind darin einig, daß der Buddhismus in China, Korea, Japan, Tibet, Mongolei, Siam, Barma, Annam, Ceylon heute wenig gemein hat mit dem, was sein Stifter wollte. Aus der götterlosen Religion Gautamas ist die götterreichste geworden; Buddha selbst ist zum Idol gemacht. Der Buddhismus ist überall eine Ehe mit den Religionen anderer Völker eingegangen und hat nirgends Kraft genug gehabt, die tieferstehenden Natur- und Geisterreligionen zu überwinden. Der Animismus, der Glaube an Dämonen und Gespenster, wurde beibehalten; der Glaube wurde zum Abergläuben, Kultus und Gebet zur Magie; man kann sich nicht genug tun mit Festen und Prozessionen, mit Lampen und Fahnen, mit Musik und Tänzen. Die Schar der Mönche ist zu einem

sozialen Übel geworden. Auf Ceylon gehört den Klöstern der dritte Teil der Insel. Die Mönche führen in Nichtstun ein behagliches Schmarotzerleben. Sie sind zu Zauberern und Rezipiatoren der Formeln geworden; nur weil man sie als Magier im Kampf mit den gefürchteten Geistern und Dämonen braucht, gönnt man ihnen Existenzrecht.¹⁾

„Obwohl bei fast allen der Buddhismus irgendwie in ihr Leben hineinspielt, so hat doch diese Religion ganz und gar nicht die Kraft gehabt, die Laien auch nur annähernd zu ihren Idealen zu erziehen oder mit ihren Anschauungen zu erfüllen. Vielmehr hat das, was vom Buddhismus den Laien zu eigen geworden ist, sehr bedenkliche Entstellungen erfahren, und neben diesem entstellten Buddhismus laufen noch wesentlich andere Linien von gleicher oder größerer Stärke her, Linien religiösen Lebens, welche die Willkür des abergläubischen Gemüts mit jenem zusammenzwingt, wie wir ein solches Zusammenzwingen oder Zusammenfließen verschiedenen Religionsgutes bei fast allen asiatischen Völkern in irgendwelchem Maße beobachten.“²⁾ In Birma ist das ganze Volksleben mit buddhistischen Ornamenten durchdrungen, und doch ist nicht der Buddhismus die eigentlich bewegende Kraft, sondern die Verehrung der Nat, der altbirmanischen Geister, Personifikationen von Naturkräften oder Geistern Verstorbener. Die Furcht vor ihnen beherrscht das tägliche Leben. „Die Verehrung dieser Wesen nun ist für die weit überwiegende Mehrzahl der Birmesen die wirkliche Religion, der sie mit voller, beständiger innerer Beteiligung gehören.“ „Soweit ist der Buddhismus davon entfernt, dieser Volksreligion Herr geworden zu sein, daß vielmehr auch das Mönchtum bis zu einem bedenklichen Grade von jenen Vorstellungen beherrscht wird.“ „Bei Nat-Festen werden die Mönche mit herangezogen, sie müssen die Nat an Kranken- und Sterbebetten beschwören, sie sind beliebte Tätowierer und Wahrsager, Traumdeuter und Tagewähler.“¹⁾ In Siam herrscht unermesslicher Aberglaube aus ver-

1) Falke, Der Buddh., was er ursprünglich gewesen ist usw., A. M. 3. 1908, S. 173 ff.; E. M. M. 1911, S. 497.

2) Hadmann, Der südliche Buddhismus, S. 25.

3) Ebenda, S. 38. 46. 47. 49.

schiedenen Quellen. „Gegen alle solche Strömungen vermochte der Buddhismus selbst in Ländern, wo er sich rein erhielt, keinen Damm zu setzen. Seine volkserzieherische Kraft ist, wenn man auf die Vorstellung- und Gedankenwelt der Menge sieht, außerordentlich gering gewesen.“¹⁾ In Tibet hat sich neben der Götterwelt des Buddhismus der alte Dämonenkultus erhalten. Auch hier gilt das verlesene heilige Wort so wirkungsvoll, daß schon das Rezitieren der Texte Gefahren beseitigt und Dämonen bannt. Das Vorlesen ist Aufgabe der Mönche.²⁾ Der Buddhismus hat allerdings die rohe Bevölkerung Tibets auf ein kulturell höheres Niveau gehoben. Doch zwei religiöse Motive herrschen vor: „Der Wunsch, die Seele vor den Höllen zu erretten und dem Paradiese zuzuführen, ist der eine große Hebel der lamaistischen Frömmigkeit. Der andere, noch viel wirksamere Hebel ist die Furcht vor bösen Geistern.“ Der Buddhismus hat den Aberglauben und die durch das wilde Land schreckhaft angeregte Phantasie und den Dämonenkult nicht nur erhalten, sondern noch gestärkt und sich auß innigste mit ihm verbunden. Was der einfache Mann von seinem Lamasismus verlangt, ist Zauber gegen gefährliche Mächte. Der gewöhnlichste und verbreitetste Zauber ist das Wort.³⁾ Vom chinesischen Buddhismus heißt es: „Chinesisch ist alles geworden, was das Volk sich vom Buddhismus angeeignet hat, so chinesisch, daß vom ursprünglichen Buddhismus dabei nicht mehr viel übrig geblieben ist.“⁴⁾ Der chinesische Ahnendienst hat in den buddhistischen Klöstern Eingang gefunden. Den Seelen der verbrannten Genossen errichtet man in einem Raum des Klosters Ahnentafeln, vor denen feierliche Rituale stattfinden.⁵⁾ In Korea ist der Buddhismus ganz überwuchert durch die ursprüngliche Geisterreligion des Volkes, sowie auch durch die nach chinesischem Vorbild sich abspielende Ahnenverehrung.⁶⁾

1) Hackmann, Der südliche Buddhismus, S. 50 ff.

2) Ebenda, S. 68. Vergl. Sven Hedins Schilderungen von seinen Besuchen in tibetanischen Klöstern.

3) Ebenda, S. 76 ff.

4) E. M. M. 1911, S. 317.

5) Hackmann, Buddh. in China usw., S. 24. Das Volksleben ist wie in Japan so „in allen buddhistischen Ländern mehr oder weniger unter der Herrschaft vorbuddhistischer und unterbuddhistischer Vorstellungen geblieben“ (S. 77).

6) Ebenda, S. 51 ff.

„Wenn solche Erscheinungen während einer Geschichte von mehr als zweitausend Jahren unter den verschiedensten Völkern überall ähnlich wiederkehren, so muß der tiefere Grund dafür in dem Ausgangspunkte, in der Sache selbst liegen. So ist es auch ohne Frage. Alle jene stereotypen Missbildungen des Buddhismus gehen mit Notwendigkeit hervor aus seinem Wesen. Eine Religion, welche das Welträtsel durch eine spezifisch indisch gefärbte, eng umschränkte Philosophie zu lösen unternimmt und den Menschen, damit er den rechten Grund unter die Füße bekomme, herausreißen muß aus allen natürlichen Lebensbedingungen, um ihn zu einer Weltanschauung zu erziehen, für welche keinerlei erkennbare positive Werte mehr existieren, eine solche Religion trägt von vornherein in sich die Keime zu all jenen Schäden, welche wir vorhin erwähnt haben. Die Geschichte hat nur klar herausgestellt, was im System des Begründers schon angelegt war.“¹⁾ Das Feuer, das auf diesem Altar brennt, versagt vor der Kälte und dem Glend der Welt.

Der Islam bezahlt seine starke Ausbreitung unter animistischen Völkern mit der Drangabe seiner wertvollsten Güter. Trotz des nominell Einen Allah hat er den bekehrten Völkern nicht nur ihre Laster, sondern auch ihre Ahnen, den Geister- und Seelenkult, ihre Furcht gelassen. „Im Kampfe mit dem Animismus versagt der Islam völlig.“²⁾ „Statt daß der Islam das Volk hebt, wird er selbst nach unten gezogen.“ Sittlich erzieherisch hat er auf die eroberten animistischen Völker nicht gewirkt, hat ihnen keine Ideale gegeben, hat die sittlichen Notstände des Heidentums nicht gehoben, die Stellung der Frau eher verschlechtert als verbessert. Mohammed wird göttlich verehrt; der Koran, von dem man einige arabische Sprüche rezitiert, ist unbekannt. Die Geister und Vorfahren werden wie in der heidnischen Zeit gefürchtet und verehrt, wo bei die moslemmedanischen Priester mittun. Die Religion ist zum Zaubermittel degradiert. So ist es in Niederl.-Indien, so in Ostafrika.³⁾ Der Konfuzianismus konnte sich in Japan nur dadurch einbürgern, daß

1) Hackmann, Buddh. in China usw., S. 78.

2) Simon, Islam und Christentum, S. 222 ff.; Klamroth, A. M. Z. 1910, S. 486 ff.

3) Klamroth, Ostafrikanischer Islam, A. M. Z. 1910, S. 477 ff.; 536 ff.

er mit Schinto und Buddhismus sich verbündete, wobei alle drei verwässerten. Alle diese Religionen haben die Luftveränderung mit der eigenen Gesundheit bezahlt. Eine Religion, welche, den beschränkten Kreis ihres Geburtslandes überschreitend, imstande bleibt, dauernd Wärme abzugeben, welche im steten Geben nicht nur nicht abnimmt und erstarrt, sondern in der Berührung mit einer kalten Welt offenbart, welche Fülle von Heilkräften in ihr liegt, die muß Leben aus Gott sein.

Es ist begreiflich, daß die Jünger Jesu vor dem Zusammenprallen ihres Glaubens mit einer gottfremden Welt bange waren. Ahnten sie doch noch nicht, welche Fülle von Kraft der Christusglaube in sich schloß, und daß gerade seine Ausstrahlung auf die Welt den unauforschlichen Reichtum Christi kundmachen sollte. Sie waren auf dem besten Wege, den Baum, der die Welt überschatten sollte, in einen Blumentopf zu pflanzen. Mehrere Male wies Gott die jerusalemische Gemeinde deutlich in die Weite (Act. 8, 1ff.; Kap. 10; 11, 19ff.), aber sie vernahm es nicht. Als die Kunde von den antiochenischen Heidenchristen nach Jerusalem kam, löste sie eher Bedenken als Freude aus. Selbst die Erfolge der ersten kräftigen Missionstat in Kleinasien weckten in Jerusalem Misstrauen und nötigten die Missionare, sich und ihr Werk vor den Aposteln zu rechtfertigen. Der Gedanke, daß die gottlosen Heiden anders als auf dem Weg durchs Judentum zu Jesus kommen könnten, war den palästinensischen Christen ungeheuerlich. Da rüstete Gott einen Mann aus, den er zum Träger des Gedankens machte, daß die neue Religion der Welt gehöre und die Welt ihr. Selbst wenn die Zahl der von Paulus gewonnenen Christen und gegründeten Gemeinden gering wäre, so bliebe ihm die weltgeschichtliche Bedeutung, das Christentum aus der Enge eines jüdischen Konventikels in die Weltarena gestellt, seine Universalität zuerst erkannt und verfochten zu haben.

Damit aber war ungeheuer viel gewonnen, nicht nur für die Ausbreitung des Christentums, sondern auch für das Verständnis seines Wesens. Sobald Paulus das Evangelium der nichtjüdischen Welt anbot, mußte ihm Christus aus dem Rahmen des jüdischen Messiasbildes mit den daran geknüpften landläufigen Erwartungen

der jüdischen Frommen heraustraten. Als ihm der Auftrag wurde, Jesus den Heiden zu predigen, wurde ihm das Evangelium zu einer Botschaft an die Welt, und Jesus offenbarte sich ihm als der Heiland der Menschheit. War es anfangs eine Tat reinen Glaubens und Gehorsams, als er den schweren Weg aus dem jüdischen Lager ging, so durfte er in Kleinasien und Griechenland erleben, daß Gott nicht nur der Juden Gott ist (Röm. 3, 29, eine für den Juden tatsächlich neue These), sondern auch der Heiden Gott, daß Jesus der Weltheiland ist, reich über alle, die ihn anrufen; daß nicht nur die Heiden vor Gott nichtswürdige Sünder sind, sondern auch die Juden, und daß es für beide nur den Rettungsweg der Gnade gibt. Diese Erkenntnis ist ihm nicht durch menschliche Vermittlung gekommen, er nennt sie eine Offenbarung (Eph. 1, 9ff.; 3, 3ff.), sie erschloß ihm neue Tiesen des Evangeliums. So hat die Heidenmission der jungen christlichen Kirche den größten Dienst geleistet. Im Gehorsam gegen des Meisters Missionsbefehl ist ihr das Verständnis gekommen und gereift für seine über Israels Grenzen weit hinausgehenden Gaben; die gehorsame Ausrichtung dieses Dienstes hat sie vor engherziger Isolierung bewahrt, ihr die Größe ihres Heilands erschlossen, ihrem Denken, ihrem Glauben, ihrer Taikraft die höchsten Ziele gesteckt. Seine Arbeit an der Welt machte den Heidenmissionar so weitherzig, daß er den Partikularismus der judenthristlichen Gemeinde tragen konnte, als ihr Horizont für den Universalismus Christi noch zu eng war. Auch heute soll die Mission an der nichtchristlichen Welt der Christenheit helfen, aus der Enge in die Weite, aus geschichtlich gewordener Beschränkung in die Freiheit, in weltweite Perspektiven des Glaubens und der Liebe gestellt zu werden. Die Heidenmission entschränkt die Christenheit, in dem sie Gott der Welt gegenüberstellt und ihn allgerugsam findet.

In der Berührung mit der Völkerwelt zeigt das Evangelium von Jesus seine Kraft, die alles übertrifft, was je eine Religion geleistet und angestrebt hat, die Kraft, zu retten alle, die ihm glauben (Röm. 1, 16). Es ist hier kein Unterschied zwischen Juden und Griechen; der Herr ist reich über alle (Röm. 10, 12; 1. Kor. 12, 13). Der Apostel fühlt sich als Schuldner der Griechen und Barbaren; Gott will, daß allen geholfen werde (1. Tim. 2, 4); es ist erschienen die

heilsame Gnade Gottes allen Menschen (Tit. 2, 11); alle werden in Christo lebendig gemacht (1. Kor. 15, 22); Jesus hat sich gegeben für alle zur Erlösung (1. Tim. 2, 6). Die Missionserfahrung des letzten Jahrhunderts beweist wieder einmal, daß solche Worte keine rhetorischen Phrasen sind: die tiefststehenden Menschen wie die Feuerländer, Papua, Buschmänner verstehen dies Evangelium und werden durch Jesus Gotteskinder, ebenso wie die Germanen, Indier und Chinesen. Die befreiende Kraft der Botschaft vom Heiland muß auch der ehrliche Zweifler anerkennen, wenn er ihre machtvolle Wirkung auf die so verschieden gearteten Glieder der Menschheitswelt beobachtet. Das Christentum ist Menschheitsreligion, denn es paßt für alle Völker.

Nicht alle Christen Europas sind über den Dünkel der ersten Judenchristen hinaus, zu glauben, daß sie allein für das Christentum, die höchste der Religionen, qualifiziert seien. Es fehlt nicht an Stimmen, welche erklären, daß die Völker des Ostens, und noch mehr die Primitiven, für andere Religionen prädisponiert seien. Man belehrt den dogmatisch voreingenommenen Missionar mit wohlwollender Überlegenheit, daß er den inferioren Rassen Afrikas wohl christliche Kultur als Hilfe im Kampf ums Dasein bringen dürfe, daß es aber aussichtslos sei, der anders konstruierten, auf andere Religiosität angelegten Negerpsyche das Evangelium als innerlich befreieende Frohbotschaft zu übermitteln.¹⁾ Pauli Erfahrung vom

1) Rohrbach belehrt die Missionare, daß sie das Evangelium reduzieren müßten in einer Weise, wie sie der Aufnahmefähigkeit der schwarzen Rasse entspräche. Das Motto für den Erfolg der Mission am Neger heißt nicht Lehre, sondern Disziplin, Autorität, Subordination. Unmöglich können die eingeborenen Stämme Afrikas in absehbarer Zukunft soweit emporgehoben werden, daß sie eine so hoch entwickelte und vollständig auf dem Prinzip des religiösen Individualismus beruhende Religionsform, wie es die neutestamentlich evangelische ist, innerlich begreifen und lebendig sich aneignen (Deutsche Kolonialwirtschaft, S. 81). Die Praxis der evangelischen Mission rechnet im Durchschnitt, abgesehen von der Rasseninferiorität des Negers, auch wenig mit der Tatsache, daß unterhalb einer gewissen materiellen Kulturstufe keine verständnisvolle Aneignung der christlichen Grundwahrheiten möglich ist. (!) Der Neger ist ein Mensch, bei dem das sinnliche Element so schlechthin vorherrscht, daß er ein religiöses Prinzip, dessen Kraft gerade in der Unterordnung der Sinnenswelt unter die geistige Welt besteht, unmöglich sich innerlich aneignen kann (S. 91). Die evan-

Evangelium von Jesus als dem kraftvollen Mittel, das Gott gefunden hat, alle Menschen aus ihrem Verderben zu erretten und ihnen die Verbindung mit Gott herzustellen, entspricht das nicht. Wenn behauptet wird: „Das Christentum ist sowohl historisch als auch seinem Wesen nach nicht eine Religion für Barbaren, sondern nur für Kulturnationen, und der Versuch, es auch bei kulturell niedrig stehenden oder degenerierten Völkern einzuführen, hat bisher noch immer zu seinem Schaden geendet“,¹⁾ so widersprechen dem schon die christianisierten Stämme germanischer Rasse, die zur Zeit der ersten Missionstätigkeit echte Barbaren waren, und ebenso die Erfahrungen der evangelischen Mission in Madagaskar, Uganda, unter den Basuto, den Nols, den Bataf, den Südseeinsulanern, Papua (Neuendettelsauer Mission) und vielen anderen, deren Geschichte man kennen muß, ehe man derartige Urteile abgibt. Mit der Christianisierung eines primitiven Volkes kommt ein Ferment zur Geltung, das zwar langsam wirkt, aber, indem es die besten Seiten des Volkscharakters entwickelt und die übeln bekämpft, den Boden für jede vorhandene Entwicklungsmöglichkeit präpariert. Wie weit jene „inferioren Völker“ zur Selbständigkeit berufen sind und in die profane und kirchliche Geschichte dereinst eingreifen werden, darüber lassen sich keine Prophezeiungen aufstellen. Aber das ist sicher, daß auch für die Glieder dieser Völker, so primitiv ihr Denken,²⁾ so im Triebe gezeichnet ihr Gefühlsleben sein mag,³⁾ Christus und Christus allein

gelöschten Missionen werden sich entschließen müssen, auf das Ideal, die Neger zum inneren Verständnis des evangelisch christlichen Prinzips zu bringen, in dem Sinne, daß auch bei ihnen ein selbständiges Weiterwachstum des Christentums erfolgen könnte, zu verzichten (S. 93). Die Mission wird nur dann Früchte ihrer hingebenden Arbeit auf dem afrikanischen Felde ernten können, wenn sie einsichtig und aufrichtig auf das unmögliche Ideal verzichtet, aus den Schwarzen Vollchristen, Vollbürger der christlichen Religionsgemeinschaft machen zu wollen. Es muß genügen, sie bis zur Stufe von Schutzbefohlenen des Christentums zu heben (S. 96).

1) Ebenda, S. 90.

2) Die Denkfähigkeit der Völker Afrikas wird übrigens von vielen weit unterschätzt.

3) Wer von dem Sichausleben der Triebe bei leider nicht wenigen Europäern in den Kolonien etwas weiß, könnte hier auch üble Schlüsse auf die germanische Eigenart und Inferiorität ziehen.

der Weg zu Gott ist. Es handelt sich zunächst nicht darum, wie weit diese Völker dereinst selbständig in die Menschheitsgeschichte eingreifen werden, sondern ob das Evangelium von Jesus sie frei macht von ihren Fesseln und sie innerlich erneuert. Das hat die Kultur nirgends unter Primitiven vermocht,¹⁾ wohl aber das biblische Evangelium. Die Aufnahme des Evangeliums bei den verschiedenen Völkern der Erde bezeugt, daß die Bedürfnisse der menschlichen Seele über die ganze Erde und durch die Jahrhunderte hin dieselben sind. Das hat mit der Höhe oder Tiefe ihrer Kulturstufe nichts zu tun. Religion gehört in ein anderes Schubfach als der Verstand. Es ist wirklich unverstören, Behauptungen wie die obigen aufzustellen angesichts der Hunderttausende Schwarzer und Brauner, die durch das nicht reduzierte Evangelium vom Sünderheiland von Grund auf neue Menschen geworden sind. Man scheint ja vom Christentum sehr hoch zu denken, wenn man es als die Blüte der Geisteskultur nur für die höchstentwickelten Völker reserviert, aber man verwechselt Menschenleistung und Gottesgabe.

Die Berührung des Evangeliums mit dem Heidentum genügte in den Tagen Pauli, um die Unhaltbarkeit der jüdischen Sonderansprüche zu erweisen. Das Evangelium offenbarte sich als eine Kraft, zu retten jeden, der daran glaubte. Die Heidenmission ist die Apologie des Anspruches Jesu auf die Menschheit; sie führt den Tatbeweis, daß das Evangelium aus allen Nöten der Menschheit zu erretten, alle Schäden zu heilen vermag. Es hilft der Frau aus ihrer unwürdigen Stellung, es überwindet den Aberglauen und seine grauenhaften Auflerungen, es beseitigt die Geisterfurcht, die Geißel der animistischen Völker, und das Schreckgespenst des Fatum. Zu Christo bekehrte Heidenchristen aller Weltteile erklären der Lüge und der Unsitlichkeit den Krieg. Die im Volkscharakter liegenden Schwächen und Sünden werden ins Licht gestellt und als Feinde erkannt. Im Papua, im Malaien, im Neger erwacht durch die Berührung mit dem lebendigen Gott die Persönlichkeit und der Wille; dem chinesischen Materialismus setzt das

1) Über fehlgeschlagene Versuche, Wilde durch Kultur ohne Christentum zu zivilisieren, vergl. G. Warner, Die gegenseitigen Beziehungen zwischen moderner Mission und Kultur, S. 216 ff. (Neuseeland, Neuholland, Raiatea).

Evangelium transzendenten Werte und Kräfte entgegen; den Lebenshaß und Pessimismus des Hindu heilt es durch das Geschenk des wahren Lebens im persönlichen Gott. Die Wunden der Menschheit kann Jesus heilen, die sittlichen und sozialen, die offenen und die verborgenen. Wenn man hört, was durch die demütige Arbeit der Brüdergemeine aus den armelosen Bewohnern Nordaustraliens geworden ist, welche Wandlungen das Evangelium unter den Papua von Britisch-Neuguinea oder unter den Eskimo in Labrador hervorgebracht hat, dann sieht man etwas von der Universalität der rettenden Gnade Gottes, die erschienen ist allen Menschen. Wir Christen Europas kennen noch nicht alle Wirkungen des Evangeliums und seine Kräfte des Heilens, Besserns, Rettens.

Alles Gute und Edle, das sich in heidnischen Religionen findet, anerkennt das Christentum und veredelt es, weil es zu seinem eigenen Wesen gehört. Der Sinn für das Schöne und Maßvolle im Griechentum, die Ritterlichkeit des japanischen Bushido, die Ethik des Konfuzius, das Verlangen nach Erlösung im Hinduismus erlangt volle Erfüllung und Entfaltung im Christentum. Die fünf Kardinaltugenden, die von den chinesischen Weisen aufgezählt werden, finden im Christentum ihre Vertiefung: Wohlwollen, Gerechtigkeit, Aufrand, Weisheit, Aufrichtigkeit.¹⁾ Die Vorschriften des Konfuzius enthalten manche Perle, z. B. „Wer das Gute sieht und es nicht tut, verliert einen Schatz.“²⁾ Der Schintoismus hat sich das Ideal gesteckt, das Volk lauter und rein zu machen, eine einfache, ernste, liebvolle Lebensführung zu erzielen, Vaterlandsliebe zu wecken, die Verehrung des Kaisers und den Gehorsam gegen ihn zu fördern. Niemand, der Japans Geschichte kennt, wird leugnen, daß der Schintoismus manche edle Männer und sittlich hohe Charaktere hervorgebracht hat.³⁾ Japan hat einen hohen Pflichtbegriff; die Pflicht steht über dem Leben; erst durch Erfüllung der Pflicht bekommt das Leben Inhalt und Wert.⁴⁾ All diese Tugenden begrüßt das Christentum mit Freuden.

1) W. M. C. III., S. 249 f.

2) E. M. M. 1911, S. 316.

3) A. M. B. 1906, S. 331.

4) A. M. B. 1906, S. 374.

Der überweltliche Zug des Hinduismus, seine Aufgeschlossenheit für die Welt des Übersinnlichen zeichnet ihn vor allen anderen nichtchristlichen Religionen aus. Alles Wahre und Große, das in Indien geahnt wird, hat das Christentum wesenhaft.¹⁾ Der Buddhismus enthält sympathische Züge. Buddha predigt Wohltätigkeit, Liebe, und Barmherzigkeit, Wohlwollen gegen Feinde und Resignation gegenüber den Übeln des Lebens. Aber neben das Christentum gestellt, zeigt er doch seine ganze Mangelhaftigkeit. Seine Ethik ist egoistisch. Was er Liebe nennt, ist eine passive Tugend; wirkliche Liebe mit ihrem Affekt wird als Übel abgelehnt; die Arbeit wird entwertet. Von Feindesliebe ist nicht die Rede, nur davon, daß man die Feinde nicht hassen, sich durch den Affekt nicht beunruhigen lassen soll. Durch die Mönche ist der Laie religiös unselbstständig geworden. Der Buddhismus macht seine Bekenner träge und vielfach unsittlich. Er fördert weder die sozialen Zustände noch die Humanität.

Vielen primitiven Völkern eignet ein lebhafter Sinn für Gemeinschaft und Familie; in der christlichen Gemeinschaft wird er geheiligt. Der Orientale befundet anerkennenswerte Tragfähigkeit im Leiden; im Lichte des Evangeliums verklärt sich das zu einer christlichen Tugend im Dienste Gottes. Manche einfachen Völker verfügen über außerordentliche Fähigkeit der Selbstbeherrschung; sie verraten mit keiner Miene, was in ihrem Innern vorgeht, weder Freude noch Kummer, weder Zorn noch Hass. Wie vermag das Christentum diesen Zug zu adeln, weil die Herrschaft über sich selbst ihm kongenial ist. Andere Tugenden, die sich bei nichtchristlichen Völkern finden, sind Gastfreiheit, hier und da Achtung vor den Alten, Anhänglichkeit, Gefolgstreue, Sinn für Freundschaft. Aber wir finden keine, die das Christentum nicht besäße, keine,

1) „Es kann nicht möglich sein, daß die tiefe Religiosität der indischen Gedanken durch ungezählte Jahrhunderte hindurch, die in die Tiefe und in die Feinheiten eindringende Kraft des indischen Geistes, der sich fortwährend auf die grundlegenden Probleme der Religion richtet, die unerreichte Fähigkeit der India zum Nachdenken und zur Innerlichkeit, ihre wunderbare Hingabe an asketische Zucht — alle die Eigenschaften, um derer willen man die indischen Denker „gotttrunken“ genannt hat — für nichts da sein sollten. Es muß in dieser ungeheuren Erbschaft etwas sein, das bleibenden göttlichen Wert hat“ (W. M. C. III., S. 259).

auf die es mit Neid hinblickte.¹⁾ Alles, was sich an verstreutem Guten über die Welt hin findet, hat das Christentum in einem reichen Strauß zusammengebunden. Es gibt auch in seiner Ethik für alle Religionen den Maßstab, nach dem sie einzuschätzen sind.

Das Christentum enthält aber auch alles das, was den nichtchristlichen Religionen und Tugendlehren fehlt. Dem Buddhismus und Hinduismus mangelt das Verständnis für das Leben mit seinen Pflichten und Freuden. Der praktische Chinesen fragt nicht nach den Gütern, die jenseits der fünf Sinne liegen. Der Animist kennt nicht Wert und Aufgabe der Einzelpersönlichkeit und Verantwortlichkeit. Es fehlt allgemein die Humanität, die Nächstenliebe; fast überall mangelt es an Ehrlichkeit, dort an Mut oder Energie, hier an Wahrhaftigkeit. Beinahe alle Religionen kranken an Pessimismus. Keine außerchristliche Religion besitzt die Kraft, das Gute zu tun, die Fähigkeit, Gott zu ergreifen und zu halten. Konfuzius macht schöne Worte über die Pflicht, Jesus befähigt, sie zu erfüllen; der Hindu philosophiert über die Gottheit, Jesus führt zu Gott. Dort Worte, hier Kraft; dort Gedanken oder Traditionen, hier Leben.²⁾ In der Berührung mit dem Christentum decken sich jedem Volke seine religiösen, sittlichen und sozialen Schäden auf. So wird Jesus zum Gericht über die Welt; er überführt nicht nur jeden Menschen von seinen Sünden, er zeigt auch

1) Es ist bezeichnend, daß bis heute noch niemand diejenigen Elemente ostasiatischer Religionen genannt hat, welche das Christentum zu vervollkommen geeignet sein sollen. Ein Dr. Motoda behauptet, daß „es in der japanischen Natur Elemente der Kraft gebe, welche sicherlich der christlichen Religion, wie sie jetzt in Japan verkündigt wird, Kräfte hinzufügen könnten.“ Er muß dann aber selbst fortfahren: „Wenn ich aber gefragt werde, sie zu nennen, so bin ich dazu nicht imstande“ (Z. M. R. 1912, S. 66). „Wenn irgend jemand in den nichtchristlichen Religionen der Welt große Wahrheiten zu finden denkt als Ergänzung zum Christentum, wird er sie in Japan nicht finden“ (W. M. C. IV., S. 99).

2) Der Japaner Ebina sagt: „Die nichtchristlichen Religionen sind mehr Systeme der Philosophie oder ethische Systeme geworden; Christentum aber ist Leben. . . . Die nichtchristlichen Religionen gehören der Vergangenheit an und haben ihr Werk getan. Dieses Werk macht das Christentum nun vollkommen, und ihm gehört die Gegenwart und die Zukunft“ (Speer, The light of the world, S. 252).

den Völkern und Volksreligionen ihre Defekte, so daß sie sich ihrer Blöße schämen. Und indem das Christentum mit vollen Händen an die Nationen austeilt, büßt es selbst an Kraft nichts ein; im Geben wird es reicher.

Das Christentum ist auch darum geeignet zur Menschheitsreligion, weil es das Volkstum nicht zerstört oder schädigt. Es wirkt nicht nivellierend wie der Islam. Es hilft den Völkern ihre Gaben achten und entfalten. Man kann in der Missionsgeschichte beobachten, wie bei christlich werdenden Naturvölkern Gaben und Anlagen zum Vorschein kommen, die niemand dort ahnte. Das Christentum befriedigt die Besten jedes Volkes. Das will nicht immer heißen: die Gebildeten, aber die nach Wahrheit Suchenden, gegen die Durchschnittsmoral sich Behauptenden. Der Islam gewinnt in Afrika und Indonesien dadurch Boden, daß er den niederen Instinkten der Menge entgegenkommt.

Das Christentum zeigt seine Überlegenheit auch darin, daß es den Fortschritt vertragen kann. Die animistischen Religionen brechen unter dem Druck der hereinflutenden Kultur zusammen. Der Islam ist ein Feind des Fortschritts, wie die neueste Geschichte der Türkei wieder einmal beweist. Der Konfuzianismus war bisher allem Fortschritt abhold. Man darf gespannt sein, wie er sich mit den neuen revolutionierenden Kräften und Gedanken Chinas auseinandersetzen wird. Schon wird bitter geklagt, daß die gute konfuzianische Sitte und Moral zerbröckelt. Der Buddhismus versucht zwar, sich mit neuen Methoden und Gedanken zu beleben; aber er kann seinem Wesen nach am Fortschritt sich nicht erfreuen. Das Christentum bleibt bei allem Vorwärtsstreben der Menschheit was es war; denn an dem, was Jesus der Welt zu geben hat, ändern alle Errungenheiten der Wissenschaft und Technik nichts. Wenn heute manche Kreise glauben, die moderne Kultur werde das Christentum modifizieren oder gar ersezen, so werden sie sich darin ebenso täuschen wie alle früheren Propheten der Kulturfirche. Von anderen Vorzügen des Christentums ist oben schon die Rede gewesen.

Jesus trat mit dem Anspruch auf, das Licht der Welt zu sein, der Welt das Leben zu bringen, die Welt zu retten. Welche Wirkung übt er auf die Welt aus? Die Beantwortung dieser Frage würde kein geringer Beitrag zur Christologie sein; denn sie hat den Beweis der Wahrheit für Jesu Selbstaussagen zu erbringen. Wo Jesus gepredigt wird, da entscheidet sich an ihm die Stellung der Menschen zu Gott. Das Evangelium ist die Kunde von Jesus und fordert Entscheidung für oder wider ihn. Der Glaube an ihn rettet; so wird er zum Richter der Menschen (Act. 17, 31; cf. Joh. 3, 18, 36). Er ist der Inhalt der Heidenpredigt und der Gemeindeunterweisung; er ist die regenerierende Kraft der Völker. So wird er den aufhorchenden Heiden und denen, die sich von ihm haben retten lassen, zum Problem ihres Denkens. Alle Völker der Erde zehren von seinem Reichtum, den doch keins ausschöpft; und die Glieder der Menschheitskirche sollen ihre Erfahrungen und Erkenntnisse von ihm austauschen zur gegenseitigen Bereicherung. Die Lösungen der Fragen, die sie an Jesus stellen, werden Beiträge zum Verständnis des Gottmenschen. Was sehen sie an ihm, wenn sie mit ihm in Berührung kommen? Wofür haben sie ihm zu danken? Was wird Jesus ihnen?

Wir sahen, wie der Blick des ersten Heidenmissionars für Jesu Gabe und Größe sich weitete, als er seine Allgenugsamkeit für eine verlorene heidnische Welt schauen durfte. Der Messias, die Erfüllung der alttestamentlichen Verheißung, wuchs ihm zum Erlöser von Sünde, Welt, Tod, Furcht, Gericht. Er erkannte in ihm den Versöhner, der die trennenden Mauern zwischen Menschen und Gott, zwischen Menschen und Menschen niederlegt; er sah in ihm den, der uns gerecht, heilig, zu Gottes Kindern macht, in dem alle Schäfe der Weisheit und Erkenntnis liegen, die menschgewordene Gottesgnade, das Ebenbild des barmherzigen Gottes, Anfänger und Haupt der neuen Menschheit, Bürger des ewigen Lebens, Erstling der Auferstandenen, Fürsprecher beim Vater. Die Erfahrung der Kraft Christi in der Heidenwelt weiteten dem Petrus und Johannes den Blick, daß sie hinausschauen lernten über die jüdischen Grenzwälle, bis hinein in den Morgenglanz der Ewigkeit. Juden, Kleinasiaten, Griechen, Römer, Nordafrikaner fanden in ihm, was sie zum Leben brauchten.

Das Licht ging auf über der finsternen Welt, und die lichtentwöhnten Augen blinzelten hier schärfer, dort verschwommener in den Gottesglanz. Es ist, als ob sich der Lichtstrahl in das Farbenband des Spektrums zerlegt, wenn wir dem Eindruck Jesu auf die Bekänner der verschiedenen heidnischen Religionen nachgehen. Was sehen die oft noch blöden Augen von ihm, welche Strahlen erfassen sie, wenn sie sich unter seinen Einfluß stellen? Den christianisierten Franken erschien Jesus zunächst nicht als der Verlöner, sondern als der himmlische König. Gregor von Tours sagt wohl, daß Christus die Kirche durch sein Blut erlöst hat, „aber das Bild Christi, das ihm vor der Seele steht, ist nicht das des Gotteslammes, das der Welt Sünde trägt, sondern das des himmlischen Königs: er ist der große Herr, welche in alle Ewigkeit herrscht, der Erbe aller Völker, dem alle Reiche der Erde obssingen, und dieser König ist nun milde und freundlich: er erhört die Bitten derer, die zu ihm rufen, er eilt, denen die Sünden zu vergeben, die sie aufrichtig bekennen. All sein Wirken gilt seinem Volke, oder wie Gregor es auffaßte, seinen Dienstmannen und Haußgenossen: er sorgt für sie, in allen Gefahren steht ihnen sein Schutz, seine Hilfe zur Seite, darum hoffen sie von allen Enden der Erde auf ihn. Wehe aber seinen Feinden: er überwindet sie und übergibt sie dem ewigen Verderben.“ Damit spricht Gregor das Ideal aus, welches diese Völker von einem Könige hatten.¹⁾ Christus erscheint den Franken als ihr Nationalgott; „es ist nicht sowohl das Verhältnis zu Christo, dem Heiland der Sünder, als das zu ihm, dem himmlischen Könige, der unter vielen anderen Gaben auch Sündenvergebung spendet. Ihm hängt man an mit aller Treue und allem Gehorsam, mit aller Freude und aller Begeisterung, und von ihm erwartet und weiß man, daß er sich seiner Treuen annimmt, wie es eines Königs Pflicht ist.“²⁾ So hat Jesus zunächst das Gemütt der Franken erobert. Welche Bedeutung die Person und das Werk Christi etwas später für die religiöse Anschauung der christianisierten Sachsen gewann, zeigen zwei innige altdeutsche Dichtungen, der Heliand und der Krist. Wenn sie auch nicht eigentlich volkstümlich sind, so waren sie doch

1) Hauf, Kirch. Gesch. Deutschlands, I., S. 108 ff. 195.

2) Ebenda, S. 200.

für das Volk bestimmt und lassen „ermessen, welche Umwandlung die theologischen Gedanken erführen, wenn man sie dem Volke vortrug, wenn man religiös, nicht wissenschaftlich durch sie wirken wollte.“¹⁾ Die heilige Geschichte ist in ihnen völlig germanisiert. Christus erscheint als „der König, der seine Dienstmannen um sich schart, der seinen Getreuen Gaben austeilt und für sie kämpft, dem sie in Treue anhangen.“²⁾ Christus der König aber bedeutet Christus Gott. „Er ist der mächtige Gott, der heilige Verwalter des Himmels, der Herr selbst.“ Das Himmelreich wird jedem gegeben, der an Gott gedenkt, an den Heiland aufrichtig glaubt und seine Lehre erfüllt. „Daz das Verhältnis des Menschen zu Gott durch Leistung und Lohn bestimmt wird, das ist die Voraussetzung, von der er überall ausgeht. Nichts ist für ihn so selbstverständlich, als daß der Fromme Gottes Willen wirkt, um Gottes Huld und Lohn zu erlangen. Und nichts ist ihm so gewiß, als daß jedes fromme Werk Gott zu Dank getan ist.“ Trotzdem steht es dem Dichter fest, „daß derjenige, der Gottes Willen erfüllt, damit nur erreicht, daß er einen milden Richter findet.“³⁾ Dabei ist das Bewußtsein der menschlichen Schwäche sehr lebhaft, man muß sich ganz auf die Kraft Gottes verlassen. Gottes Gnade ist unendlich. Verloren geht nur der, welcher sich nicht erlösen lassen will. Es herrscht ein gewisser populärer Fatalismus: das Größte wie das Kleinste ist durch Gott bestimmt. An jedem erfüllt sich das, was von Anfang an über ihn beschlossen war. Auch Jesu Tod steht innerhalb dieser Gedanken: Gottes Schöpfung vollzieht sich in ihm, denn auch über Jesus herrscht ein unabwendbares Verhängnis. Aber Jesu Tod gilt auch als erlösend: indem Jesus starb und auferstand, bezwang er die Dämonen, zerbrach die Riegel des Höllentores und bahnte den Weg zum Himmelreich. Mehr Schwierigkeit macht der Tod Jesu dem Verfasser des Kreist. Aber auch er stellt sich die Sache so vor: „Jesus kämpft mit dem Satan in dessen eigener Heimat, der Hölle, dem Todesort, er überwindet ihn im Einzeltkampf und bindet ihn, daß er den Menschen nicht mehr schaden kann, er führt sodann die Verstorbenen

1) Hauck, Kirchl. Gesch. Deutschlands, II., S. 706.

2) Ebenda, S. 710.

3) Ebenda, S. 711. 712.

aus der Hölle heraus in das Himmelreich: so siegt er über den Tod.“¹⁾ Machtvoll ist das deutsche Gemüt von Jesu Person ergriffen und findet nach dem ihm geläufigen Vorstellungskreise seine Ideale in Jesu verwirklicht.

Fast durchweg wird von den Missionsfeldern berichtet, daß Jesus, längst ehe er in seiner Heilsbedeutung erfaßt ist, im höchsten Grade anziehend auf die Nichtchristen wirkt. Den Animisten erscheint Jesus als der willkommene Retter aus großer Not, als Befreier vom Foch der Dämonen und der Furcht. „Sehr oft findet man, daß Menschen zu Christo gebracht werden durch ein Verlangen nach Hilfe, die bei ihm zu finden ist.“ Die von Furcht und Dämonen gequälten Polytheisten würdigen dankbar eine Gabe Jesu, die wir Kulturmenschen kaum mehr beachten, seine Macht über das Böse und den Bösen, seine erlösende und befreieende Kraft. Sie haben damit noch nicht den ganzen Jesus, aber etwas von ihm, was wirklich eine hervorragende Seite seines Wesens ist, und dadurch geraten sie in Kontakt mit ihm. Sie stellen sich Jesu Erlösungswerk vor als einen siegreichen Kampf mit dem Satan, oder sie sehen in ihm den Mittler, der für sie vor Gott eintritt, oder das Opfer, um dessen willen Gott alles Gute gibt. Den meisten primitiven Völkern ist Jesus der Herr, der König des Gottesreiches, dem man angehört und dient, nachdem er die Gebundenen aus der Sklaverei des Geisterdienstes befreit hat, der dann aber von Stufe zu Stufe diejenigen, die sich seinem Einfluß hingeben, in die Tiefen der Gottesliebe, der Ewigkeitshoffnung und in den Ernst eines neuen christlichen Lebens einführt.²⁾

Auch in China wird Jesus gern als der Erlöser vom Übel und

1) Ebenda, S. 714 f. Bei vielen einfachen Völkern liegen heute die Gedanken in ähnliche Wege ein, wenn das christliche Nachdenken erwacht.

2) Die Bedeutung der Person Jesu für den aus dem Animismus kommenden Heidenchristen habe ich in meinem Buche „Die Lebenskräfte des Evangeliums“ darzulegen versucht. Sehr charakteristisch ist das Urteil Milligans von Westafrika (Gabun): „Jesus wird so unmittelbar durch den Afrikaner verstanden, daß wir oft gefragt wurden, ob Jesus ein Schwarzer gewesen sei“ (S. 254). „Es ist wirklich erstaunlich, wie das afrikanische Gemüt trotz seines rohen Materialismus, beginnend mit der Idee der Liebe, wie sie in Jesus geoffenbart ist, schließlich die geistliche Art Gottes und die geistliche Art wahrer Anbetung begreift“ (S. 232).

von solchen Lastern, die den Menschen verderben, ergriffen. Ist doch die Gebundenheit des Durchschnittschinesen unter Furcht und Dämonen kaum weniger drückend als die primitiver Polytheisten. Dem an Konfuzius' Geboten geschulten Chinesen imponiert die sittliche Hoheit Jesu. Oft wird er von hier aus der Person Jesu näherkommen. „Sein zarter, vergebender Geist, seine Liebe selbst für seine Feinde und seine hohe moralische Lehre beeinflussen alle, welche die wundervolle Geschichte hören und lesen.“¹⁾ Daß Jesus von Sünden erlöst, ist dem Chinesen zunächst weniger wichtig; er will Kräfte sehen; am Christentum und seinen Bekennern schätzt er die moralische Macht, die von Jesus ausgeht. In ihm entdeckt er die Kraft, das zu befolgen, was sein großer Konfuzius als Ideal hingestellt hat. Die Christen leben Güte, Anstand, Hilfsbereitschaft, Geduld, Philanthropie vor.²⁾ An diesem Punkt zeigt sich der Wert der jahrhundertelangen Gesetzeschulung durch die chinesischen Weisen. Das Jesusbild unter diesem Gesichtswinkel ist freilich noch unvollkommen, es fehlen noch wesentliche Züge, welche das chinesische Christentum mit wachsendem Verständnis für das Überweltliche eintragen lernen muß. In seiner Schätzung Jesu wirkt die Gestaltung des chinesischen Charakters durch die großen Morallehrer mächtig nach.

Ahnliches erleben die Japaner. Diesem tatkräftigen, lernbegierigen, für Ideale zu begeisternden Volke imponiert der Charakter Jesu und die ethische Kraft, die von ihm ausgeht. Viele sprechen

1) W. M. C. IV., S. 59.

2) „Solche Männer und Frauen hat China nicht“ (W. M. C. IV., S. 61). — Ein japanischer Konfuzianer Honda kaufte eine Bibel und fing an, sie zu studieren. Als er später um die Taufe bat, sagte er zu Missionar Hail: „Als ich das Neue Testament zum ersten Mal las, dachte ich: Dieser Jesus ist ein Weiser; er kommt natürlich Konfuzius nicht gleich, aber er verdient doch, als Weiser angesehen zu werden. Dann las ich das Leben und die Lehre Jesu, wie es in den Evangelien berichtet wird, wieder und wieder, und verglich es mit dem Leben und der Lehre des Konfuzius. Konfuzius fand nicht in meiner Achtung, im Gegenteil, je mehr ich ihn studierte, desto mehr bewunderte ich ihn. Aber Jesus stieg beständig. Seine Lehre und sein Charakter nahmen mich gefangen. Er nahm zu, bis ich mich zu dem Glauben gezwungen fühlte, daß, während Konfuzius ein Weiser ist, Jesus Christus Gott ist, und nun muß ich mein Leben seinem Dienste weihen“ (W. M. C. IV., S. 108 f.).

mit großer Hochachtung von Jesus. Missionare berichten, daß das Wort „Charakter“ jetzt das populärste Wort in Japan ist.¹⁾ Bei dem japanischen Sinn für Ideale liegt es nahe, daß Christus als Ideal den Japaner anzieht.²⁾ Die Worte Jesu, besonders die Bergpredigt, berühren die Japaner sehr sympathisch. Ein Japaner schreibt: „Ich studierte das Christentum, um Fehler darin zu finden. Nach einem gründlichen Studium Christi und seiner Lehre war ich nicht imstande, einen einzigen Fehler zu finden. Christus hat vielmehr in mir tausend Fehler aufgezeigt, nun will ich mich ihm übergeben für mein ganzes Leben.“³⁾ Für viele japanische Christen wird daher die Ethik des Christentums der Anstoß, weiter zu forschen. Vorläufig überwiegt bei vielen einseitig das moralische Interesse an der Person Christi. Die japanische Gemeinde wird ernst darauf hinarbeiten müssen, daß Jesu Bild nicht zu einem moralischen Vorbild verflacht und seiner Erlösungskraft beraubt wird.

Ganz anders ist es beim Hindu mit seinem weltabgelehnten Sinn. Er hat nicht das praktische Interesse an Jesus wie seine östlichen Nachbarn. Auch ihn zieht Jesu sittliche Höhe an, aber nicht das Vorbild, das darin liegt; ihm ist Jesus mehr die Verkörperung der Idee des Sittlichen. Die Reinheit und Höhe seiner Morallehre ist ihm mehr als ihre praktische Anwendung, und die Verwirklichung des Verkehrs in Liebe mit Gott mehr als die Wiederherstellung der zerstörten Gemeinschaft.⁴⁾ Alle Missionare Indiens bezeugen, daß die reine Person Jesu, sein Leben und sein Charakter auf den Hindu tiefen Eindruck machen. „Die Geschichte von Jesus ist die größte Anziehungskraft, die wir kennen.“ Als besonders anziehend wird angegeben: das sündlose Leben Jesu, seine innerliche Art zu lehren, seine Selbsthingabe für das Heil der Menschen und seine große Geduld. „Es ist wundervoll, zu denken, wie stillschweigend die Größe dieses Charakters allseitig anerkannt wird: seine Sanftmut, Reinheit, Selbstlosigkeit und seine vergebende Art.“

1) W. M. C. IV., S. 105.

2) „Die Japaner haben gewöhnlich hohe Ideale, und wenn man sie überzeugen kann, daß Christus sie zu diesen Idealen emporheben wird, so ist das ein starker Appell an sie“ (W. M. C. IV., S. 106).

3) W. M. C. IV., S. 109.

4) W. M. C. IV., S. 188.

„Ich glaube, daß rein ideale ethische Gemälde von Jesus in den Evangelien hat für die gebildeten Hindu die größte Anziehungs-kraft.“ Gewinnender noch ist das Mystische, das göttlich Geheim-nisvolle, das Transzendentale an Jesus. „Die indischen Philo-sophen fühlen sich besonders durch das Johannes-Evangelium an-gezogen, sie behaupten geradezu, daß sie es richtiger verstehen als die Christen. Hingegen stößt es sie ab, daß Jesus der einzige Heiland der Welt sein will. Für das Historische seiner Person hat der Hindu kein Verständnis.“ „Das hauptsächlichste moralische und intellek-tuelle Hindernis für die Hindu ist nicht die Göttlichkeit Christi, son-dern das Kreuz, die Lehre von der Versöhnung und von der Rech-fertigung durch den Glauben an den Gekreuzigten, welche der Hindu-lehre von den Werken und ihrer Auswirkung in der Seelenwan-derung diametral entgegengesetzt ist.“¹⁾

Noch ein anderes ist hier zu beachten. Wenn die Missionare nachforschen, welche Züge im Bilde Christi und der Christen den Hindu anziehen, so sind es durchweg solche Eigenschaften, in denen der Hindu selbst sich auszuzeichnen strebt, nicht der Mut, nicht die Energie und die Aktivität des Westländers, sondern die Freundlich-keit und Güte, das geduldige Ertragen von Leiden und Schande, die durch nichts zu erschütternde Ruhe des Gemütes, lauter Eigen-schaften, die der Hindu an sich selbst schätzt und übt. Nicht die Taten Jesu, sondern seine stille, sanfte Art ergreifen den Indier.²⁾ Wenn westländische Christen meinen, daß ihre Taten und ihr Charakter anziehende Illustrationen für die Wirkung des Christenglaubens

1) W. M. C. IV., S. 187 ff. „Ich glaube, daß die sogenannte Theorie der Stellvertretung den Inder direkt vom christlichen Glauben abschreckt. Das Gesetz des Karma hat ihn bis zu einem übertriebenen Maße gelehrt, daß die Sünde be-strafst wird, und daß der Übertreter ihr nicht entfliehen kann“ (S. 192). Dilger schreibt: „Das moralische und intellektuelle Haupthindernis für die Hindu ist nicht die Gottheit Christi, sondern das Kreuz oder die Lehre von der Sühne und Rech-fertigung durch den Glauben an den gekreuzigten Christus, die im geraden Gegen-satz zu der Hindu Lehre von den Werken und deren Lohn in der Seelenwanderung steht“ (S. 191).

2) Bezeichnend ist, was einst ein Hindustudent beim Lesen der Berg-predigt einem Missionar sagte über die Stelle: Selig sind die Sanftmütigen: „Der Engländer mag das Erdreich besitzen, aber wenn Sie ihn sanftmütig nennen, wird er beleidigt sein.“

sind, so irren sie sich. Oft sind es gerade Eigenschaften, welche dem Europäer fehlen, die den Indier an Jesus anziehen.¹⁾

Stösch sagt: „Es ist nicht verständig, die Gottheit Jesu zum Ausgang des christologischen Zeugnisses zu machen, sondern vielmehr seine Menschheit. Sehr oft legen mythologische Vorstellungen von den Erscheinungen der Götter in Menschengestalt die Gefahr nahe, daß das Zeugnis von Gottes Sohn in diesem heidnischen Sinne verstanden werde.“²⁾ Die Überzeugung von der Gottheit Christi muß erst erfahren werden. „Fehlt die innere Erfahrung von der göttlichen Hoheit Christi, so würde die Behauptung, er sei Gottes Sohn im Sinne der Wesensgleichheit, Anstoß und Befremden hervorrufen, oder sie würde eine Deutung im Sinne des Aberglaubens erfahren, die auf das Ernsteste vermieden werden muß. . . . Die Erkenntnis der Gottheit Christi wächst aus dem Verständnis seiner Menschheit.“³⁾ Mag der junge Christ von der Erfahrung der Sündenvergebung her, oder überwältigt von der sittlichen Hoheit Jesu, oder beglückt durch die Befreiung aus dem Joch der Geistersfurcht vor Jesu Füßen niederglassen, was ihn Gott in Christo finden läßt ist einmal die Erfahrung: es geht Kraft von ihm aus, und dann der Eindruck: so hat noch nie ein Mensch geredet wie dieser Mensch.

1) *The East and the West* 1910, S. 81 ff. In Nordindien war ein indischer Käthechet, der entlassen werden mußte, weil er durchaus nicht mit Geld umgehen konnte, und seine Rechnungen nicht stimmten. Später kam eine Missionarin in ein entlegenes Dorf. Sie erzählte den armen Leuten, wie Jesus der Freund der Armen war, wie er mit ihnen aß und in ihren Häusern schlief, wie er herumzugehen pflegte, um Kranke zu heilen, wie die Kinder hinter ihm herliefen und sich an seine Kniee klammerten. Da rief jemand aus der Menge: „Wir kennen ihn wohl, er lebt jahrelang unter uns.“ Sie meinten jenen Käthecheten, welcher den alten Leuten Wasser und Brennholz zu holen pflegte; wenn jemand krank war, kam er des Nachts und wachte bei ihm; bei Epidemien pflegte er die Besuchten. In dem alten Manne, der als ungeschickt für missionarische Arbeit entlassen werden mußte, hatten die Leute dieses Dorfes Jesum gesehen (*Eben- da*, S. 88).

2) *A. M. Z.* 1902, S. 105: „Johannes betont den doletischen Auffassungen gegenüber das Bekenntnis der wahren Menschheit Christi als das Schibboleth der göttlichen Wahrheit.“ „Pantheismus und Polytheismus sind in gleicher Weise einer doletischen Auffassung der Person Christi geneigt.“

3) *Eben- da*, S. 107.

Damit tritt etwas ins Leben der Menschen und Völker ein, was bisher nicht darin war, Gott selbst.

Auch der Mohammedaner sieht mit Mohammed voll Bewunderung auf Jesus, den großen Propheten, der freilich von Mohammed übertroffen wird. Jesu Charakter zieht ihn, wenn er ehrlich ist, an;¹⁾ aber seine Göttlichkeit, seine Einzigartigkeit muß er verwerten. Die Lehre von der Gottessohnschaft Christi scheint ihm den reinen Monotheismus zu zerstören. Hier ist es nun Aufgabe der Theologie, auszuführen, wie durch Jesu Verhältnis zu Gott der Monotheismus nicht gefährdet wird. Bei seiner Bekehrung kommt der Mohammedanerchrist durch Christus zu Gott, der Sohn tritt ihm an die Stelle des Propheten.²⁾ Was ihm zunächst an Jesus gewinnt, ist seine Liebe, seine reine Menschlichkeit; er lernt ihm vertrauen. Vor der

1) Es wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß im Charakter Jesu die Heldenhaftigkeit, die Kraft betont werden muß. „Ist es nur mit unserer schlerhaften Darstellung jener Gestalt zu erklären, daß der Mohammedaner, der Jesus Christus jede Güte zuerkennt, sich Mohammed zuzuwenden scheint, wenn er an das Attribut der Kraft denkt? Wahrlich, der Mangel an Kraft ist ein Stein des Anstoßes für den Mohammedaner. Hat unser Bild hier dem göttlichen Original Gewalt angetan? Das ist dieselbe Frage, welche der deutsche Gewaltmensch Nietzsche in unserer eigenen Welt und in unseren Tagen in so ganz anderer Weise der heimatlichen Kirche aufgedrängt hat. Von jenem unwürdigen Verdacht der Schwäche muß jenes Bild gereinigt werden. Seiner göttlichen Tatkraft, unerschöpflichen Stärke und unwiderstehlichen Macht muß der ihnen zukommende Nachdruck gegeben werden: Ecce Vir! — nicht weniger, sondern um so mehr, weil er so unbeschreiblich gütig mit kleinen Kindern, so wahrhaft ritterlich zu Frauen, so verständnisvoll gegen Schwäche und Gefallene und so zärtlich in jedem Verhältnis der Freundschaft und Liebe war: Ecce Homo! Und die Geschichte seiner Leiden darf und soll nicht dargeboten werden als schwächliche Passivität. Vielmehr muß auch bei uns jener eine Zug hervorgehoben werden, welchen die Meisterhand, die das Bild im vierten Evangelium gezeichnet hat, hervortreten läßt, nämlich daß er durch jede und in jeder Einzelheit königlich und göttlich war, als er an seinem eigenen schmählich mißhandelten Leibe dargetan hat, daß die Schwäche Gottes majestätischer und stärker ist als die Stärke des Mannes: Ecce Rex! In der Tat, was anders als nur Kraft hätte das als Hauptindruck nach einer Nacht und einem Tag voller Mißhandlung, die ohne Widerstand ertragen ward, geben und hinterlassen können? Die Tat der Passion! Die Aktivität der Passivität“ (Int. Rev. of Missions 1912, S. 55 ff.).

2) Simon, Islam und Christentum, S. 409 ff. Ders., A. M. Z. 1912, Nr. 10 u. 11 (Der islamische Gottesbegriff und die christliche Trinität).

Anerkennung seiner Göttlichkeit scheuen die Jünger Mohammeds noch lange zurück, aber schließlich ist dies der entscheidende Punkt: Jesus muß als Gott angenommen, Mohammed muß verworfen werden. Von hier aus findet er das wahre Gottesbild.¹⁾

Diese Beobachtungen der Mohammedanermission stimmen mit dem überein, was Stosch über das Christuserlebnis des Heiden ausführt: „Wo die Mission ihre Aufgabe richtig versteht, da wird sie nicht die Gottheit, sondern die Menschheit Christi zum Ausgang ihres christologischen Zeugnisses machen. Wie Paulus in Athen von dem ‚Manne‘ sprach, den Gott von den Toten erweckt hat, wie überhaupt die Apostel den historischen Christus, nicht das Dogma seiner Gottheit, den Heiden verkündigt haben... Daz er wirklich Gottes Sohn sei, gab er solchen zu bedenken, die davon wußten, um welches Grundes willen der Herr hatte sterben müssen.“ „In der Erkenntnis des Menschensohnes liegen die Wege offen zu der Erkenntnis des Gottessohnes.... Der Weg, den die Erfahrung des Glaubens geht, ist für die dogmatische Erkenntnis und Darstellung gangbarer als derjenige, den die Spekulation zu gehen geneigt ist.“²⁾ Wenn nur erst eine Verbindung mit Jesus hergestellt ist, dann werden die Willigen unter den Einfluß seiner Kraft kommen und weiter wachsen.

Eine gewisse Reihe von Gedankengängen der Schrift ist vielen Völkern der Erde weit verständlicher als uns, nämlich diejenigen, wo Paulus Jesus als Haupt der Menschheit hinstellt und alles, was dem Haupte der Menschheit geschieht, der Gesamtheit gelten läßt. Jesus ist der zweite Adam, der Ansänger einer neuen Menschheit (Röm. 5, 12 ff.), der Erstgeborene der wahren Menschheit (Röm. 8, 29), nach dessen Art und Bild die Gläubigen geschaffen sind. Daz ein Einzelner für eine Gemeinschaft eintreten kann, dieser uns Individualisten fernliegende Gedanke, macht dem kommunistisch fühlenden Anarchisten, auch dem Chinesen und Japaner mit seinem Sinn für Familien- und Volkszusammenhang keine Schwierigkeit. Bei vielen Völkern ist das Stammeshaupt Ver-

1) Ebenda, S. 416 ff.

2) A. M. 3. 1902, S. 105. 109.

treter der Gemeinschaft, und der Einzelne wertvoll nur als Glied der Gesamtheit, die für ihn eintritt und ihn trägt. Verfehlt sich ein Mann gegen die Sitte, so ist der ganze Stamm haftbar; kommt ein Diebstahl vor, so wird das ganze Dorf bestraft; selbst wenn man den Dieb kennt, tritt die Gesamtheit für ihn ein und deckt den Übeltäter. Bei Verfehlungen gegen die von den Ahnen eingeführten Sitten und Tabus trifft den ganzen Stamm die Rache der Geister. Diejenigen Gedanken der Bibel, welche die Christenheit als ein Ganzen, als einen Leib darstellen, an dem der Einzelne nur Glied ist, werden dort leichter verstanden als solche, welche die Verantwortlichkeit der einzelnen Person herausheben. Darum wird Christus als das Haupt der neuen Menschheit, dessen Gerechtigkeit den Seinen zugute kommt, ebensowohl begriffen wie die Ausführungen Pauli, welche in Adam den Vertreter der alten Menschheit sehen, durch den wir alle in Schuld und Tod geraten sind.¹⁾ Es ist begreiflich, daß gerade ein Heidenmissionar für die Einwirkung Jesu auf die menschheitlichen Zusammenhänge Verständnis gewann. Handgreiflich steht ihm die Verflochtenheit der nichtchristlichen Menschheit in ererbte Laster und Verirrung vor Augen. Unfrei in seinem Urteil, Teilhaber an einer jahrtausendlangen Fehlentwicklung, verstrickt in verhängnisvolle Folgen, für deren Ursachen er nicht verantwortlich ist, muß der Heide in gesunde, nach oben ziehende Zusammenhänge hineingestellt werden, wenn ihm geholfen werden soll. Wir modernen Menschen betonen die Einzelstellung des Individuums zu stark und sind geneigt, die machtvollen Zusammenhänge der Gemeinschaft zu unterschätzen, deren tatsächlichen Einfluß auf die Einzelnen in Zeitgeist, öffentlicher Meinung, Mode wir doch nicht leugnen

1) Milligan bestätigt das von Westafrika: „Die Gerechtigkeit stelltvertretender Sühne ist dem Afrikaner nicht unglaublich, weil er diese Idee bereits hat. Gemeinsam mit den meisten orientalischen Rassen hat er die Idee menschlicher Solidarität, die der Okzidentale durch übertriebene Betonung des Individualismus verloren hat. . . . Jedes Glied einer Familie oder eines Stammes darf rechtlich verantwortlich gehalten werden für jede Mißtat eines anderen Gliedes.“ „In der Nachbarschaft des Kreuzes wird die Gesellschaft wahrscheinlich die wahre Mitte finden zwischen den Extremen des Individualismus und der sozialen Solidarität“ (Milligan, a. a. D., S. 255 f.).

können.¹⁾ Wo das Gefühl für die Solidarität vorhanden ist, nimmt man an dem Gedanken des für die Menschheit sühnend eintretenden Todes Jesu keinen Anstoß.

Diese Andeutungen zeigen, welche Fülle von Anziehungskräften, welcher Reichtum von Gaben in Jesu der Völkerwelt angeboten wird. Er ist das sittliche Ideal, der Befreier von allem Übel, der Erlöser, der Herr über den Satan und sein Heer, der machtvolle König, dem zu dienen Ehre und Glück ist, der große Weisheitslehrer. In ihm ist Wahrheit, Leben aus Gott, der Weg zu Gott. Den Menschen aller Zeiten und Nationen ist er anziehend und verständlich. Er ist der Menschensohn, in dem jeder Mensch sein Ideal erblickt.²⁾ Die Erfahrung der Mission bringt die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn zur Geltung. Es ist nur natürlich, daß die meisten Völker und Menschen zuerst das menschlich Große in Jesus sehen, um dann von da aus den Weg zu Gott zu finden. Erst wenn das Wort Fleisch wird, kann das menschliche Auge etwas von der Gottesherrlichkeit schauen. Die Berührung der Person Jesu mit den verschiedenen Gliedern der Völkerwelt überführt davon, daß Gott, um die Menschheit zu gewinnen, Mensch

1) „Des Paulus Theorie von der Bedeutung des Todes Christi kann nicht verstanden werden, wenn man sich nicht die für Paulus selbstverständliche, für uns aber nicht ohne weiteres faßbare Voraussetzung von der objektiven Übertragung des an Christus Geschehenen auf die Menschheit gegenwärtig hält. Es schlägt hier deutlich die antike Idee von der Einheit des Stammes oder Volkes und vom Haupt des Volkes als Repräsentanten der Gesamtheit durch. Was dem Haupt geschieht, geschieht allen Volksgliedern, und wiederum handelt das Haupt rechtskräftig und verbindlich für die Gesamtheit. In uns Modernen ist dies innere Zusammengehörigkeitsgefühl nicht mehr so lebendig wie in den Völkern des Altertums, da die geschichtliche Entwicklung uns sowohl über einfache Stammesverhältnisse wie über die Formen der orientalischen Despotie und des römischen Kaiseriums hinausgeführt hat“ (Heine, R. Theol., S. 389).

2) Von den rohen Stämmen Westafrikas bezeugt Milligan: „Es war für mich überraschend, zu finden, wie bereitwillig der Afrikaner in Jesus das menschliche Ideal anerkennt; wie er ihn als den wahren moralischen Maßstab annimmt, nach dem er nun sich selbst beurteilt und ins Licht stellt, was er ist und was er sein sollte“ (S. 242). „In nichts anderem offenbart der Afrikaner seine wirkliche sittliche Natur mehr als in seiner unmittelbaren Anerkennung und Annahme des Charakters Jesu als des menschlichen Ideals“ (S. 254).

werden, den Menschen menschlich nahekommen, ihre Ideale menschlich verkörpern, ihnen menschliche Tugenden greifbar vorleben, göttliche Liebe in menschliches Gewand einkleiden mußte. Nur so kann er sie zu sich hinaufziehen. Nur so kann ihnen die Frage brennend werden: Woher nehmen wir Kraft, zu werden wie dieser Mensch? Es ist wie in Jesu Erdentagen: Man erblickt im Gottessohne zuerst den Helfer in irdischen Nöten, denen er sich nicht entzieht, den Lehrer menschlicher Tugenden, die er vorlebt. Diese reine, vollkommene Menschlichkeit wies über den irdischen Mutterboden hinaus. Denjenigen, die sich nun dem Zauber seiner Person hingaben, seine Worte in seinem, gutem Herzen aufnahmen, in Lebensgemeinschaft mit ihm traten, wurde er der Weg zu Gott, und sie erkannten, daß diese ideale Menschengestalt von oben stammte, bis schließlich allen noch ungelösten Rätseln zum Trost das Bekenntnis sich losrang: Mein Herr und mein Gott!

Aber auch da, wo Jesus als Heiland noch abgelehnt wird, offenbart sich sein Einfluß auf die heidnischen Religionen in bemerkenswerter Weise. In der Berührung mit dem Christentum und der Person Jesu entdecken Hinduismus und Buddhismus ihre Schwächen, die man bisher unbeachtet trug, und sehen sich zu Reformen und Restaurierungen gedrängt, deren Modell sie dem Christentum entnehmen. Es sind starke Reaktionen gegen das Evangelium von Jesus, wobei man doch skrupellos Anleihen bei ihm macht. Was neuerdings in Indien vor sich geht, erinnert stark an die Restaurationsversuche Julians. Man faßt die Reformversuche zusammen in dem Namen Swadeschi= (Unser=eigenes=Land=) Bewegung. Am populärsten ist der Artha=Samadisch,¹⁾ der die Beden rationalisiert und alles Mögliche in sie hineinphantasiert. Er bekämpft indische Schäden, aber ohne religiöse Kraft. Dem Christentum steht er feindlich gegenüber. Zu einer Überbietung des Christentums wollte Vivekananda seinen Neu=Buddhismus machen; der Hinduismus wird dabei vollständig auf den Kopf gestellt und

1) Vergl. Frohnmeyer, Die neueren Reformbewegungen in Indien, A. M. B. 1909, S. 397 ff.; 445 ff.; Mott, S. 44 ff.

willkürlich umgedeutet. Sein Schüler Abhedananda behauptet, daß der Gott der Hindu und der der Christen derselbe, und daß der Hinduismus universal sei; auch er macht starke Alleihen beim Christentum. Der Brahmo-Samadisch will eine Kirche sein, die allen offensteht. Sein Stifter Ram Mohan Roy ist wirklich bei Jesus in die Schule gegangen. Keshab Chander Sen wollte aus Hinduismus, Mohammedanismus und Christentum eine Universalreligion zusammenbrauen. Dabei huldigte er Jesus aufrichtig¹⁾: „Keiner als Jesus, nur Jesus verdient das glänzende, kostbare Diadem Indien, und er soll es haben“; aber er machte aus Jesus einen indischen Asketen. Eine schwärmetische Bewegung mit christlichem Einschlag entstand durch Chhet-Rami im Pandschab. Ein Glaubensbekenntnis an Jesus wird wie eine Bauverformel gehandhabt, die Bibel wird viel gelesen. Diese Bewegungen unterscheiden sich in vielem, aber in dem einen stimmen sie alle überein: sie sind stark beeinflußt vom Evangelium, haben dem Christentum entlehnte Ausdrücke und Arbeitsweisen und dienen der Verherrlichung hinduistischer Anschauungen. Am rührigsten und einflußreichsten arbeitet der Arya-Samadisch. Obgleich seine Leiter manche Bräuche der Hindu verurteilen und viele Grundsätze, Lehren und Methoden des Christentums annehmen, bleiben sie doch im Hinduismus und bekämpfen das Christentum. Die Bewegung wächst zusehends und hat ihre Schulen, Hochschulen, Missionare und Vereine. Sie tritt für Frauenbildung ein, verwirft den Götzendienst und sucht die Zahl der Kästen einzuschränken.²⁾

Das Hindu-Revival ahmt unsere Missionsmethoden nach. Man kopiert die christlichen höheren Schulen und Internate, den Senana-Besuch, die Traktatliteratur, christliche Phraseologie, z. B. das Wort Revival; man hat Vereine für junge Männer, Gebetsversammlungen, Traktate, Katechismen.³⁾ Indische Reformer fordern zur Gründung eines indischen Diaconissenordens auf, wo Hindufrauen dazu erzogen werden sollen, unter ihren Volksgenos-

1) Er sagte einmal: „Christus kam und bewegte unsern orientalischen Glauben, und seither bewegen wir uns“ (A. M. B. 1909, S. 448).

2) Mott, Entscheidungsstunde, S. 46.

3) A. M. B. 1908, S. 478 f.

sinnen zu arbeiten. Man will sogar für den Anfang die Leitung der Anstalt in die Hände einer europäischen Christin legen.¹⁾ Der Kampf gegen das Christentum hat eine neue Literatur geschaffen, welche den Hinduismus gegen die Christen verteidigen und ans Licht stellen will, was für ein herrliches Erbe man in den heiligen Schriften besitzt. Es werden apologetische Vorträge und Straßenpredigten gehalten. Nur sind die Reformer unter sich nicht einig, was eigentlich das Wesentliche am Hinduismus ist. Nur darin stimmen sie zusammen: „Sie wollen von Herzen Hindu sein, aber so viel Reform zulassen, wie nötig ist, um die Religion überhaupt wirksam zu machen, und um so zu beweisen, daß das Christentum überflüssig ist.“ In die moderne Hinduwelt ist viel Christentum eingedrungen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist ein fast christlich klingendes Gebet an „den himmlischen Vater“, mit welchem der letzte indische Nationalkongreß in Kalkutta eröffnet wurde.²⁾ Zweifelhafte Mythen der Purana will man im Sinne christlicher Lehre umdeuten. Man benutzt Psychologie und andere moderne Wissenschaften, um Aberglauben, Götzendienst und Fastenweisen zu rechtfertigen und ihnen einen tieferen Sinn unterzulegen.

Noch phantastischer als jene Reformversuche ist der indische Theosophismus, dessen Gründer und Stützen freilich keine Indianer sind, sondern Olcott, Frau Blavatsky und Frau Besant, letztere die eigentliche Hohepriesterin des Kultus. Ihre Theosophie ist eine abenteuerliche Mischung evolutionistischer Gedanken mit indischer Spekulation, verzuckert mit okkultistischen Geheimlehren.³⁾ Daß auch Christus in dem System einen Platz bekommt, zeigt, „daß es in Indien im Grunde keine Richtung und keine Bewegung ohne Christum machen kann.“ Die magischen Kräfte, mit denen dieser Theosophismus prahlt, geben der Bewegung das Dämmerlicht des Geheimnisvollen und kommen der Neigung mancher Kreise zum Mystizismus entgegen. Manches ist vom Christentum geborgtes Licht und paßt schlecht genug in die indische Gedankenwelt hinein. „Indien war dem Christentum, der westlichen Kultur und Wissenschaft nicht mehr

1) A. M. Z. 1906, S. 389.

2) A. M. Z. 1908, S. 475 f. 477 Anm.

3) A. M. Z. 1909, S. 493 ff.

gewachsen gewesen, es fing an, des alten Glaubens sich zu schämen, und war auf dem Wege zum Unglauben oder zum Christentum. Da kamen bedeutende Leute aus dem Westen, Namenchristen, die nicht nur wie einzelne Orientalisten ein Loblied auf die indische Philosophie sangen, sondern die mit dem ganzen Hinduismus in toto sich identifizierten, dafür kämpften, ihn bezeugten als das Beste, was es gäbe.“ „Dadurch, daß die Sache westliche Leitung hatte, ist es der kräftigste, der beharrlichste und der gefährlichste Versuch geworden, dem Hinduismus aufzuhelfen.“ Neuerdings können christliche Reiseprediger erleben, daß sie höhnisch auf die englische Dame hingewiesen werden, die den Hinduismus über das Christentum stellt. Zu Christus leitet diese Bewegung nicht hin, höchstens „dient sie unbewußt und unwillig dem Christentum insofern, als sie höhere Ideale, im Grunde christliche Ideale, in den Hinduismus hineinträgt.“ Die theosophische Gesellschaft zählte im Jahre 1904 325 Zweigvereine und verfügte über eine halbe Million Mark Einnahme. Die Bewegung ist „ein bequemer Zufluchtsort für Hindu, welche auf Grund ihrer abendländischen Bildung mit dem Götzendienst und Übergläuben ihres Vaterlandes zerfallen sind, aber nicht die sittliche Kraft und nicht Glauben genug haben, um den opferreichen Übertritt zum Christentum zu vollziehen. Sie ist eine moderne Halbwegsstation für Wanderer, die etwas Besseres suchen als den Hinduismus.“¹⁾

Die allgemeine indische Missionskonferenz in Madras im Jahre 1902 erklärte, daß fast alle Reformbewegungen innerhalb des Hinduismus und Buddhismus wenigstens teilweise die Wirkung der christlichen Mission seien, und man daher in ihnen neue Gelegenheiten zur Betätigung der christlichen Kirche sehe.²⁾ Wenn einerseits ein gewisses Tasten nach Gott diesen Erscheinungen ihre Anziehungskraft gibt, so sind sich Kenner Indiens doch darüber einig, daß es im tiefsten Grunde der Widerstand gegen das zunehmende Christentum ist, der den Revivals ihre Kraft gibt.³⁾ „Es gibt keine größere Gefahr für unsere Mission als den Wunsch

1) A. M. B. 1906, S. 481 (S. Richter, Rundschau).

2) A. M. B. 1903, S. 282.

3) Dilger, Erlösung, S. 7.

der Leiter der nichtchristlichen Religionen, die christliche Wahrheit ihren Religionen anzupassen und Christus für ihre Arbeit in Anspruch zu nehmen, ihren Religionen einen christlichen Zusatz anzufügen, ohne grundsätzlich den Glauben und das Leben derer zu ändern, die ihn annehmen.“¹⁾

Auch der Buddhismus wird neuerdings vom Christentum aus seiner Lethargie aufgerüttelt. Christliche Gedanken dringen ein, christliche Lebensäußerungen werden nachgeahmt, um den verloren gegangenen Einfluß auf das Volksleben wiederzugewinnen. In Japan, Barma, Ceylon geht eine große buddhistische Bewegung vor sich. Tempel und Altäre werden wiederaufgerichtet, die Priester entfalten eine eifige Wirksamkeit. Sehr interessant ist die halb christliche Umgestaltung der buddhistischen Methoden und Gebräuche, sogar in gewissem Grade des buddhistischen Denkens. Es gibt jetzt Predigtstellen, wo buddhistische Prediger ihre Lehre verkündigen. Die Zahl buddhistischer Schulen und Hochschulen nimmt zu, besonders auf Ceylon und in Barma. In Tokio wird eine große Hochschule geplant. Buddhistische Vereine für junge Männer und für junge Mädchen und andere Vereinigungen werden gegründet. Besondere Berücksichtigung findet die Arbeit an den Kindern nach Art unserer Sonntagsschulen. Katechismusunterricht und Religionsstunden werden in den Schulen eingeführt. Buddhistische Waisenhäuser werden gebaut, um verlassene Kinder davor zu bewahren, Aufnahme in den christlichen Häusern zu suchen. Die Presse wird stark in Anspruch genommen, Lehrbücher, Traktate, Flugschriften und Handbücher werden in großen Mengen verbreitet. Die Priester erhalten eine bessere Vorbildung, besonders in Japan. Ein großes Seminar zur Heranbildung von buddhistischen Theologen ist in Kioto eingerichtet, und junge Leute aus allen Gegenenden strömen dorthin. Laien unterstützen die Bewegung tatkräftig. Das Erstaunlichste ist, daß der Buddhismus nicht nur bemüht ist, sich zu verteidigen, sondern daß er auch das Christentum angreift. Buddhisten in Japan haben eine Missionsgesellschaft gegründet und ihre Boten auf das Festland von Asien geschickt. Die Jodo-selte beabsichtigt eine evangelistische Bewegung zur Feier ihres

1) Mott, S. 46 f.

700jährigen Bestehens. In Barma hat der Buddhismus unter den Bergvölkern viele neue Anhänger gewonnen.¹⁾ Eine Gesellschaft in Rangun bringt Gelder auf für eine Übersetzung der buddhistischen Schriften aus dem Pali ins Englische, um den Buddhismus in England zu verbreiten und junge Engländer zu bewegen, in die buddhistische Priesterschaft einzutreten. Während der Buddhismus bis etwa 1880 in Südceylon ziemlich untätig war, erlebt er jetzt eine Erweckung. Die Führer bedienen sich der christlichen Redewendungen, sprechen von „unserm Herrn und Heiland Buddha“ und feiern Buddhas Geburtstag. Indessen trotz aller Regsamkeit und trotz der Einführungen von neueren und besseren Methoden und einer geschulterten Propaganda gibt man sich augenscheinlich keine Mühe, den Buddhismus innerlich zu läutern und die eingerissenen Missbräuche zu beseitigen. Die Bewegung ist feindslicher gegen das Christentum als früher und betont, das Christentum sei ausländisch, der Buddhismus national. Dieses Bemühen, den Buddhismus mit dem Patriotismus zu identifizieren und dem Volke begreiflich zu machen, daß Treue zum Lande auch Treue zu dessen Religion bedeute, ist unzweifelhaft ein ernst zu nehmender Zug der buddhistischen Erweckung.²⁾

Wie nötig der japanische Buddhismus eine Wiederbelebung hat, bezeugt ein hochstehender Buddhist Sawahanagi Masataro: „Es gibt schwerlich wirklich Gläubige an Religion in diesem Lande. . . . Daß eine Religion, die so vieles zu ihrer

1) Die Priester der Schwe-Dagon-Pagode, des Heiligtums der vier Haare Gautamas, konnten die Hälfte des Daches der Pagode mit soliden Goldplatten decken, für die man im Handumdrehen $1\frac{1}{4}$ Million zusammen hatte. Das Land unterstützt ohne Murren über 73000 religiöse Bettler. Überall werden neue Pagoden und Klöster errichtet, Glocken und Bilder geweiht. Abendländische Schwärmer haben hier eine Gesellschaft zur Förderung des Buddhismus gegründet, die im In- und Ausland Propaganda treiben will. Dabei werden wie auch sonst überall die Methoden der christlichen Arbeit nachgeahmt, u. a. Schulen und ausgedehnte literarische Arbeit. Es werden in Ceylon Sonntagsschulen gehalten, in denen Strophen aus buddhistischen Schriften gelernt werden, man gründet Waisenhäuser, in Colombo ist eine Predigthalle errichtet, in welcher englische und singhalesische Ansprachen gehalten werden (A. M. Z. 1907, S. 42., 44 ff.).

2) Mott, S. 41 f.

Empfehlung enthält, die auf eine so glorreiche Vergangenheit zurückblickt und solche Schäze heiliger Wissenschaft besitzt, entartet ist zu einem so schmählichen Zustande, in dem wir sie jetzt finden, und soweit gesunken, daß sie nichts mehr ist als eine mechanische Schauspielerei in gedankenlosen, toten Zeremonien, das ist zu traurig, als daß man Worte dafür hätte. . . . Der bloße Gedanke an sie verursacht uns Scham und Schmerz. Niemand, der den Buddhismus kennt, wie er heute ist, kann etwas anderes tun, als seine verlorene Stellung beklagen. Seine Belebung erscheint unmöglich.¹⁾ Trotz der mehr als 700000 Tempel und 100000 Priester in Japan scheinen die Priester weder eine Hoffnung auf eine Belebung ihres Glaubens noch ein Interesse daran zu haben.²⁾ Seit 1888/89 macht der Buddhismus in Japan erneute Anstrengungen, Terrain zu gewinnen und seine Grundgedanken zu vertiefen.³⁾ Vor einigen Jahren wurde ein „Ostasiatischer Kulturbund zur Stärkung der national-asiatischen Kräfte“ gegründet, welcher das Bindeglied zwischen den asiatischen Völkern werden soll. Buddhistische Würdenträger aus Japan, China, Indien und Siam kamen in Tokio zusammen. Man plante sogar eine große buddhistische Universität.⁴⁾ Buddhistische Kreise entfalten eine rege Missionstätigkeit. Es „finden sogar christliche Gefänge Eingang in den Gottesdienst, und in einigen Tempeln werden Eheschließungen mit einer der christlichen Trauung entsprechenden Zeremonie vollzogen.“ Man hat eine Art buddhistische Heilsarmee ins Leben gerufen. In buddhistischen Predigten hört man Gedanken, die der Bergpredigt entlehnt sind.⁵⁾ Während des russisch-japanischen Krieges wurden buddhistischerseits 400000 Mark gesammelt, um der regen christlichen Liebestätigkeit Konkurrenz zu machen und unter den Soldaten Seelsorge zu treiben. Buddhistische Priester zogen als Feldkapläne mit in den Krieg, und es wurde freiwillige Hilfsarbeit in den Lagern und Lazaretten geleistet. In Formosa, Korea und der Mandschurei haben sie Missionsposten

1) A. M. B. 1906, S. 389.

2) A. M. B. 1905, S. 533 f.

3) Hadmann, Japan, S. 56.

4) A. M. B. 1905, S. 487 f.

5) A. M. B. 1912, S. 470 f. (Raeder, Rundschau).

errichtet. Bezeichnenderweise erzählen aber die Kriegsberichterstatter von der Unfähigkeit der buddhistischen Priester, und die einsichtigeren unter den Priestern im Felde beklagten bitterlich die Unwissenheit und Trägheit ihrer Mitarbeiter, welche sie zum Gespött der Soldaten machten.¹⁾ In Korea ist eine japanisch-buddhistische Gegenmission organisiert, und zwar seitens der Schin-Sekte, die manches aus der christlichen Lehre sich assimiliert hat. Es sollen bereits 60—70 buddhistische Missionare nach Korea gesandt und 20000 Befehlte durch sie gewonnen sein.²⁾

So zeigt Ostasien das Bild einer Bewegung, in der christliche Gedanken und Kräfte starken Einfluß gewinnen, ohne daß man das Christentum annehmen möchte. Man setzt christliche Kaiser auf die alten Religionen, in der Hoffnung, ihnen neue Säfte zuzuführen. So entstehen philanthropische Werke größerem Stils, die ihre Wurzeln weder im Buddhismus noch im Konfuzianismus noch im Shintoismus haben, Waisenhäuser, Taubstummenschulen, Krankenhäuser, Hilfsgesellschaften für Gefangene, Temperanzvereine, Schulen für Mädchen und Frauen. Buddhistische Gottesdienste werden im Heer, in den Faktoreien, in Gefängnissen und unter den Armen abgehalten. Japanische Autoritäten geben den Einfluß des Christentums in all diesen Dingen zu.³⁾

Auch animistische Religionen suchen sich aufzuholzen, indem sie Feuer vom Lichte Jesu stehlen. So wird von der Goldküste ein Wiederaufleben heidnischer Kulte berichtet. Im Jahre 1907 hielt von Asante her ein neuer Kult seinen Siegeszug durch manche Gebiete. Man hatte ihn, um ihn annehmbar zu machen, mit christlichem Beiwerk aufgeputzt. Es gab dabei eine Art Liebesmahl; auch Gedanken der christlichen Ethik wurden beigeengt. Die Anhänger der neuen Religion durften dem Nächsten nichts Böses zufügen, sollten begangenes Unrecht bekennen u. dergl.⁴⁾

Ohne Prophet sein zu wollen, kann man voraussagen, daß der Sieg des Christentums durch diese künstlichen Wiederbele-

1) A. M. Z. 1907, S. 182 f.; 1906, S. 339.

2) A. M. Z. 1911, S. 54.

3) W. M. C. IV., S. 78.

4) A. M. Z. 1909, S. 25 (Würz.).

bungen alter Religionen nicht aufgehalten werden kann. Nirgends kann man Trauben lesen von den Dornen. Wahrscheinlich wird in Indien noch manche neue Religion aus den Gewächshäusern der Kunstgärtner hervorgehen; voraussichtlich wird Japan und China seine alten Bäume noch öfter durch Pfropfreiser zu verjüngen versuchen. Aber es wird gehen wie bei Julians Anstrengungen: die frische Lebenskraft des Christentums, das sein Leben aus Gott schöpft, triumphiert über das Absterbende. Diese Erscheinungen sind wioerwillig abgelegte Zeugnisse von der sieghaften Kraft Jesu und seiner Jünger. Das Licht scheint in die Finsternis und deckt alle Schäden unbarmherzig auf. Mit Jesus in Berührung gekommen, öffnen die Völker ihre jahrhundertelang geschlossenen Augen, erkennen ihre Armut und kleben über die Ruinen philanthropisch bemalte Tapeten. Jesus zeigt ihnen, wie innerlich leer Vedantismus, Buddhismus, Schintoismus sind. Wenn der Sauerteig ins Mehl gemengt wird, dann wehrt es sich und gärt. Die heidnische Welt Ostasiens reagiert gegen Christus; aber die Gegenbewegung knetet das Neue bis in alle Winkel hinein.

Die Berührung mit den uns heute nahegerückten Völkern aller Erdteile und die an ihnen gemachten Missionserfahrungen stellen die Christenheit nach langer Zeit selbstsüchtiger Enge wieder auf die höchste Warte und lehren sie, auf Gottes Führungen mit der Völkerwelt zu achten. Gottes Heilsplan umfaßt nicht nur mein und meines Volkes Heil, sondern daß der gesamten Welt. Durch die Mission kann und soll der christliche Horizont weiter werden. Wir lernen große Fragen ins Auge fassen: Warum hat Gott so lange damit gezögert, bis er die Welt seinem Evangelium erschloß? Was will er uns damit sagen, daß er uns heute die Erntesichel in die Hand drückt? Welche Bedeutung hat der Islam, der energischste und kräftigste Feind der Mission, im Völkerganzen, da er doch das Kommen des Reiches Gottes heute wie kein anderer Faktor aufhält?¹⁾ Wie

1) Sehen wir nicht in ihm die Auswirkung einer alten Schuld der Christenheit? Mohammed hat nie Gelegenheit gehabt, echtes Christentum kennen zu lernen. Vielleicht wäre er auf seine das Christentum karikierende Lehre nie ver-

reint es sich, daß das Christentum innerhalb der heidnischen Welt sich heute zu einem Siegeszuge ohnegleichen anschickt, während es in Europa an Boden und Kraft verliert? Schon der erste Heidenmissionar mußte erleben, daß sein Volk Jesum verwarf, während die verachtete heidnische Welt sich von ihm retten ließ. Seine Theodizee (Röm. 9—11) wird für uns wieder brennend. Ein großer Teil der bisherigen Christenheit will von Jesus, dem gottgesandten Heiland, nichts mehr wissen, und immer mehr scheidet sich die kleine „Auswahl“ von der gottentsremdeten Masse, eine ähnliche Situation wie die, welche sich dem Paulus so schwer auf die Seele legte. Die Folgerung liegt nahe, daß vielleicht die Zeit kommt, wo der Schwerpunkt des christlichen Lebens hinausverlegt wird in Völker, über welche die Christenheit sich bisher hoch erhaben dünktet, trotz der großen Gaben, mit denen die europäischen Völker von Gott ausgestattet sind (vergl. Röm. 9, 4. 5). Heute erfüllt es sich wieder in Korea, Sumatra, Niäs, Uganda: „Ich will das mein Volk heißen, das nicht mein Volk war, und meine Liebe, die nicht die Liebe war“ (9, 25); und: „Die Heiden, die nicht haben nach der Gerechtigkeit getrachtet, haben die Gerechtigkeit erlangt“ (9, 30). Noch sind auch heute die 7000 und mehr übrig, aber es ist nur eine Auswahl. Wieder werden neue Reiser auf den Ölbaum gepfropft und alte Zweige verworfen (11, 17 ff.). Eine ernste Gedankenreihe! Die alte Christenheit ist nicht gleich der Mutter, die sich über der Geburt ihres Kindleins, der Weltkirche, zu Tode blutet, sondern sie gleicht dem morschgewordenen Baum, der umgehauen werden muß, um frischem Leben Platz zu machen. Noch ist es nicht so weit; noch ist die alte Christenheit in ihren Gläubigen Trägerin der Lebenskräfte Christi. Aber die Perspektive öffnet sich, daß, während draußen ein Völkertempel zu Gottes Ehre sich erbaut, der alte Dom zur Ruine wird. Erkennt die Kirche aber die Zeichen der Zeit, dann kann die Missionsarbeit an der Heidenwelt ihr zur Gesundung gereichen.

fallen, wenn er von Vertretern echten christlichen Glaubens in dessen Wahrheit eingeführt wäre. Welche verhängnisvollen Folgen für die Zukunft können heute wieder entstehen, wenn Heiden mit einer Form des Christentums zusammentreffen, die seine Kraft und sein Wesen verleugnet! (cf. W. M. C. IV., S. 244.)

Schon manchmal hat eine hervorragende, große Aufgabe einen Menschen oder ein Volk vor dem Verfaulen gerettet.

Die Mission an der nichtchristlichen Welt dient nicht nur den Heiden und Mohammedanern, wir sehen schon heute mit Dank, daß den größten Gewinn von dieser Gehorsamstat die Christenheit selbst hat. Auf dem Gehorsam gegen Gott liegt immer ein Segen. Die Heidenmission lehrt die Christenheit, ihre Waffen prüfen und alle wahren oder vermeintlichen christlichen Güter daraufhin ansehen, ob sie Kraft aus Gott enthalten oder menschliche Umräumungen sind. In der großen Frage unserer Zeit um das Wesen des Christentums, dem Problem, vor das jede Zeit und jedes Volk gestellt ist, soll die Heidenmission ein gewichtiges Wort mitreden. Jeder Missionar sieht sich zunächst in der anfänglichen Verkündigung, die so einfach, so unbelaßt wie nur möglich angeboten werden muß, genötigt, sich auf das Wesentliche zu besinnen und zu beschränken. Aber erst recht in der Auseinandersetzung mit dem Erbgut der Heidentchristen, in der Apologetik, in der Gemeindeunterweisung mit ihren komplizierten Fragen muß das Wesentliche vom Nebensächlichen, das feststehende Göttliche vom schwankenden Menschlichen fortgehend geschieden werden. Tut der Gemeindelehrer das nicht, dann legt er den jungen Christen ein Foch auf, das nicht wie Jesu Foch sanft, sondern nach Art menschlicher Fache hart und drückend ist, eine Last, unter der das Leben aus Gott erstickt wird oder verkümmert. Oder aber er ist in Gefahr, die Wahrheit zu billig zu verkaufen und verderbliche Konzessionen zu machen.

Paulus prüfte die von der jerusalemischen Gemeinde gehüteten Güter sorgfältig durch und fand da manches, was für die Heiden Umweg und Hemmnis bedeutete, was sich im Kampf mit einer gottentfremdeten Welt als Schlafe oder hinderliche Form erwies, deren Zeit abgelaufen war. Dem Judenthristen war der Gedanke, daß durch Jesus die Formen der Vorbereitungszeit aufgehoben seien, noch nicht gekommen; es schadete seiner Frömmigkeit auch nicht, daß er sie darin kleidete. Sein am Alten Testament erzogener Glaube konnte eine solche Mehrbelastung vertragen, wenn ihn das Ceremoniell nicht abhielt, direkt zu Gott zu gehen. Der Heide aber mußte dies Beiwerk mißverstehen, für ihn wurden

die Zutaten nicht nur zu Umwegen, sie mußten ihn geradezu von Jesus abführen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Heidenmission der christlichen Kirche in ihren Werdejahren den großen Dienst geleistet hat, sie zu scharfer Erfassung des geistlichen Charakters des Glaubens an Jesus und zur Freiheit von Formen und Formeln geführt zu haben. Es war nur natürlich, daß die Jünger erschrocken vor der Perspektive, die in manchen Worten Jesu lag, wenn er von neuem Wein und von neuen Schläuchen sprach, wenn er dem ehrwürdigen alttestamentlichen Gebot sein: „Ich aber sage euch“ gegenüberstellte, wenn er auf das Fallen der jüdisch nationalen Schranken hinwies. Gott mußte etwas Außergewöhnliches tun, um die Seinen in die Freiheit der Kinder Gottes hineinzustellen. Die Berührung mit der Heidenwelt war die Operation, in der Gott mit starkem Schnitt das jüdisch Beschränkte abtrennte. Wie schwer den frommen Judenchristen diese Lehre einging, wissen wir. Aber was kraftvoll am Evangelium, was Leben aus Gott war, das bewährte sich in Kleinasien, Griechenland und Rom. Der judaischische Typus des zu eng gefaßten Christentums, auch in seiner edleren Form, mußte, umbrandet von den Wellen der heidnischen Welt, untergehen.

Fort und fort sorgt die Heidenmission dafür, daß Zutaten und Einschränkungen des Evangeliums als solche erkannt und abgetan werden. Wie manche der Lust ausgesetzte Metalle oxydieren, so sezen sich an die göttlichen Wahrheiten immer wieder menschliche Zusätze, die ihren Glanz trüben. Edelrost ist das nicht. In allen Volkskirchen größeren Stils sowohl wie in Denominationen bis hinein in die Konventikel bilden sich geschichtlich verständliche und als solche oft berechtigte Besonderheiten der Anschauung, des Kultus, der Formen des christlichen Lebens. Leicht werden Nebenerscheinungen zu Schibboleths des Glaubenslebens gemacht. Bäume, die zur Zeit ihrer Errichtung Bedeutung hatten, bleiben stehen, auch wenn sie später hindern. Liturgische, homiletische, theologische, kirchenregimentliche Besonderheiten, in ihrem Geburtslande nützlich und verständlich, werden den Judenchristen zu Hindernissen. Da hat nun die Mission, der gemeinsame Kampf der gesamten Christenheit gegen eine nichtchristliche Welt, eine hohe Aufgabe: indem sie fortgehend den Erweis der Kraft zu bringen hat,

reduziert sie Nebensachen auf das ihnen zukommende Maß und hebt das Wesentliche am Evangelium, Person, Werk und Wirkung Jesu, um so lichtvoller heraus. So ist sie berufen, Einseitigkeiten zu korrigieren, Übertreibungen zu reduzieren, und fortwährend den Experimentalbeweis der Kraft und des Lebens der Botschaft zu erbringen.

Schon Karl Rhenius erkannte in Tinnebally, daß es nicht die Aufgabe des Missionars sei, die konfessionellen Sonderheiten auf das Missionsgebiet zu übertragen. Er weigerte sich, die anglikanische Liturgie bei seinen Tamilengemeinden einzuführen. Die Missionsgesellschaft wünschte, daß die eingeborenen Gehilfen bei der Ordination auf die symbolischen Schriften der anglikanischen Kirche verpflichtet würden. Es kam darüber zum Bruch mit der Gesellschaft, denn man verstand die Gedanken Rhenius' damals nicht.¹⁾ Das Urteil der Edinburger Weltmissionskonferenz geht dahin, daß das Ziel der christlichen Missionare nicht das sein soll, in die Länder, in denen sie arbeiten, die Form oder den Typus des Christentums zu übertragen, der in ihren Heimatkirchen vorherrscht, sondern in die Herzen der Völker die Grundwahrheiten des Christentums einzupflanzen, in der Überzeugung, daß diese für alle Völker und Klassen passen und die ihnen angemessenen und Segen bringenden Früchte zeitigen werden in einer Form des christlichen Lebens, die dem Genius einer jeden der verschiedenen Nationen entspricht.²⁾ In den Missionskirchen des Ostens hat man keine Sympathie für das, was spezifisch westländisch am Christentum ist. In Edinburg sagte Mr. Chang Ching-Ni: „Wir hoffen, und zwar in naher Zukunft, eine geeinigte christliche Kirche ohne alle konfessionellen Unterschiede zu sehen,” und betonte, die Chinesen hätten keinen Sinn für unsere Denominationen.³⁾

1) A. M. 3. 1900, Beibl. S. 95.

2) W. M. C. III., S. 263 f. Man billigt es nicht, daß in der anglikanischen Kirchenmission eingeborene Predigtamtskandidaten demselben Examen unterzogen werden wie die Kandidaten Englands, und daß von ihnen verlangt werde, daß sie sich über die 39 Artikel ausweisen können.

3) Übrigens gibt es zu denken, daß ein gründlicher Kenner der Japaner und langjähriger Mitarbeiter an der Grundlegung der japanischen Kirche, Dr. G. Verbeck, der Neigung der japanischen Christen, die Sonderbekenntnisse der Deno-

Um so klarer hebt die Heidenmission die Größe und Gabe des Weltheilandes heraus. Sie zeigt überführend, daß er Erlöser und daß er Gott ist. Der Glaube an ihn ist das Zentrale am Evangelium. „Meine Erfahrung in Indien hat mir sehr tief zum Bewußtsein gebracht, daß das Lebenselement der christlichen Verkündigung Christus selbst ist. Unseren philosophischen Theorien und unseren theologischen Dogmen kann man viele Parallelen im Hinduismus gegenüberstellen, aber nicht Christus im realen und vitalen Sinne. Immer mehr habe ich empfunden, daß ich als christlicher Missionar es nicht mit dem Christentum als religiösem System zu tun habe, sondern mit der Darstellung der Persönlichkeit Christi als der hohen Offenbarung der sühnenden Liebe Gottes. Das ist das Evangelium, das Indien nötig hat.“¹⁾ „Die historischen Tatsachen des Lebens Christi müssen dargestellt werden; aber die Hauptache ist, den Leuten die Tatsache eines lebendigen gegenwärtigen Christus nahezubringen, des Offenbarers Gottes, des Erretters aus der Sünde, des alle in Liebe umfassenden, allmächtigen Freundes und Helfers. Die Theorien, die die großen innersten Tatsachen des Christentums zu erklären versuchen, sind von untergeordneter Bedeutung, wenn man mit Leuten in Berührung kommt, deren Unbekanntsein mit den Tatsachen sie verhindert, eine Erkenntnis Gottes zu erlangen und eine Vereinigung mit ihm, aber die Tatsachen selbst gewinnen eine

minationen über Bord zu werfen und allein auf der Basis der Bibel ohne ein ausgeprägtes Glaubensbekenntnis eine japanische Nationalkirche zu gründen, energisch entgegenrat. Er betonte, daß die Glaubensbekenntnisse ihren geschichtlichen Wert haben, und daß die Irrtümer, gegen die sie aufgerichtet sind, über kurz oder lang auch in der japanischen Kirche auftreten werden. „Gerade Denominationen mit ausgeprägten Bekenntnissen haben in Japan leichter besser prosperiert als andere.“ Er sagt, es sei zwar denkbar, daß ausgeprägte japanische christliche Persönlichkeiten eine Glaubensformel nicht brauchen, aber es sei der Gipfel der Urteilslosigkeit und ein Mangel an Logik, wenn man daraus folgert, daß Glaubensbekenntnisse gleicherweise für andere japanische Bekehrte überflüssig seien, die noch voll von allen möglichen heidnischen Vorstellungen stecken, erst eine beschränkte Kenntnis der Schrift haben, noch keine geistige und sittliche Selbstzucht kennen und sich auch in kirchlichen Angelegenheiten gar zu gerne gehen lassen (A. M. B. 1901, S. 572 f.).

1) W. M. C. IV., S. 206.

immer wachsende Bedeutung und Wert.“¹⁾ „Die Wichtigkeit, Christus zum großen Zentrum aller Gedanken und Lehre zu machen, drängt sich mir immer mehr auf, und darum auch, daß die Fragen, welche die christliche Kirche trennen, in ihrem Ursprung menschlich und darum sehr untergeordnet sind. Ich habe tief empfunden, wie unwichtig vieles für die Japaner ist, worauf die Kirchen in der Heimat bestehen.“²⁾

Die Heidenmission prüft die kirchlichen Richtungen auf ihre Kraft. Dem Rationalismus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat die Mission die Bescheinigung absoluter Unbrauchbarkeit in der Eroberung der Welt für seinen abgeblasten Christus ausgestellt. Diese Richtung in der Kirche war nicht nur völlig unfähig, dem Heidentum positive Kräfte entgegenzustellen, ihre er-tötende Wirkung strahlte auch auf die schon bestehenden Missionen Eiseskälte aus. Sie hat z. B. die dänisch-hallesche Mission in Indien dem Tode nahegebracht. Der vielgeschmähte engherzige Pietismus hingegen hat in der Heidenmission den Beweis seiner Lebenskraft voll erbracht. Was wir heute von wirksamen Missionaren haben, ist größtenteils pietistischer Herkunft und weiß in den pietistischen Kreisen der Gläubigen seine Lebenswurzeln. Andererseits hat die Heidenmission sich als heilames Korrektiv des Pietismus erwiesen, ihn aus der Enge und Kleinlichkeit herausgeführt in die Welt und die Arbeit an ihr und so das Tüchtige, Christusähnliche an ihm herausgestellt und zur Entfaltung gebracht. Die lutherische wie die reformierte Ausprägung des Christentums haben sich in der Mission als kraftvoll erwiesen, aber auch nicht zu übersehende Lehren und Antriebe empfangen, das Sonderkirchliche nicht zum Exportartikel werden zu lassen. Wenn heute in der Auffassung von Christi Person und Werk ein tiefer Riß durch die alte Christenheit geht, so dürfen wir von der Heidenmission erwarten, daß sie ein gewichtiges Wort im Kampfe der Geister mitsprechen wird. Eine hundertjährige Missionsgeschichte hat gezeigt, daß „orthodoxes“ und „pietistisches“ Bibelchristentum Eingang in die Heidenwelt findet, daß es Gebundene tatsächlich löst, Blinde sehend

1) W. M. C. IV., S. 206.

2) W. M. C. IV., S. 117 f.

macht, neues Leben wedt, einer gottlosen Welt Gemeinschaft mit und Leben aus Gott vermittelt. Neuerdings ist auch — noch in bescheidenem Umfange — das sich modern nennende Christentum in die Weltarena gestiegen. Was an ihm Leben aus Gott ist, wird sich auf dem Missionsfelde erweisen. Alles Menschliche wird hüben und drüben im Kampf um die Welteroberung sich als ohnmächtig herausstellen.

Die weltweiten Aufgaben, die der missionierenden Christenheit gegeben sind, nötigen sie zur Anspannung aller Kräfte und zu gemeinsamem Vorgehen dem Feinde gegenüber. Was von Schranken im Laufe der Jahrhunderte sich zwischen die kirchlichen und völklichen Richtungen geschoben hat, darf nicht hindern an zielbewußtem, einheitlichem Vorgehen gegenüber dem Heidentum. Gewiß sind die Gaben der Kirchen und Nationen verschieden. Ein Volk hat mehr die Gabe, Urwald auszurotten, ein anderes zu pflanzen, ein drittes zu begießen. Die Heidenmission scheint nun dazu berufen, dem zer splitterten Protestantismus zu mehr Einheit zu verhelfen. Die letzte Weltmissionskonferenz hat gezeigt, wie die Nöte und Aufgaben der Weltmission dies Bedürfnis geweckt haben, und wie sie auf gemeinsames Vorgehen auf einem Glaubensgrunde gebieterisch hindrängen. Paulus der Heidenmissionar empfand die Notwendigkeit einer gemeinsam marschierenden und kämpfenden Kirche stärker als die Gläubigen aus dem jüdischen Lager. Soweit man anerkannte, daß dem Paulus das Evangelium an die Heiden anvertraut war, gleichwie dem Petrus das Evangelium an die Juden (Gal. 2, 7), konnte man in einem Sinne im Segen arbeiten. Die Mission will nicht die Grenzen der Denominationen verwischen; aber man lernt in der Berührung mit der Völkerwelt, sich in der Hauptsache zusammenzuschließen, wo man einer verlorenen Welt den Heiland bringt. Dem riesigen Elend der Welt gegenüber müssen die sendenden Kirchenkörper mit vereinten Kräften vorgehen und den Verbündetenmächten des Heidentums die Lebenskräfte des Evangeliums gemeinsam entgegensezten. Das geschieht heute schon draußen in einem Maße, das zu den schönsten Hoffnungen ermutigt. Der Anglianer (mit Ausnahme des extremen ritualistischen Flügels) reicht dem Baptisten die Hand zu gemeinsamer Arbeit, der Lutheraner dem Ver-

treter der Gemeinschaftsrichtung. Die achte Kommission der Weltmissionskonferenz hat eine Aufrechnung darüber angestellt, wo und inwieweit auf den Missionsfeldern gemeinsam vorgegangen wird; durch die Daten der Missionsliteratur wird sie noch manigfach ergänzt.

In Südafrika halten die Berliner, Rheinischen und Brüdergemeine-Missionare eine gemeinsame Konferenz und planen eine engere Verbindung. Man beschäftigt sich mit Vorbereitungen für eine alle Eingeborenen umfassende südafrikanische Kirche. An der Massakonferenz betätigen sich sämtliche in Britisch-Ostafrika arbeitenden Gesellschaften mit Ausnahme der Universitäts-Mission;¹⁾ in Daressalam tagt eine Konferenz aller ostafrikanischen Arbeiter.²⁾ In Antananarivo haben sich die Anglikanische, die Londoner, die Pariser und die Quäker-Mission zum Unterhalt eines Seminars für einheimische Lehrer in Madagaskar zusammengeschlossen. In Natal haben die Berliner, die norwegische und die schwedische Kirchenmission eine Arbeitsgemeinschaft in der Ausbildung von Helfern gebildet. Auch die Beschaffung einer einheitlichen christlichen Schulliteratur und Gemeindeordnung ist ins Auge gefaßt.³⁾ In Indien haben sich die Presbyterianischen Missionen, nämlich die schottischen, irischen, amerikanischen und kanadischen, zu einem gemeinsamen Kirchenkörper vereinigt (120 organisierte und 71 nichtorganisierte Gemeinden mit über 64000 Christen). Im Südindien schließen sich alle dort arbeitenden Gesellschaften zu einer Südindischen Missionsgemeinschaft zusammen; es sind das der Amerikanische Board, die Londoner Missionsgesellschaft und die Presbyterianische Mission.⁴⁾ Mit den Baselern und Wesleyanern steht man in Verhandlungen.

In China treten sämtliche Missionare der dort vertretenen Gesellschaften zu regelmäßiger, gemeinsamer Konferenz in Schanghai zusammen. Die Baseler, Berliner und Rheinischen Missionare haben eine Konferenz in der Kantonprovinz. Westchina hat einen Westchina-Advisory-Board. In allen Schulfragen geht man in China mehr und mehr gemeinsam vorwärts. Eine gemeinsame Konferenz

1) E. M. M. 1911, S. 94.

2) U. M. Z. 1911, S. 519 ff.

3) Calwer Missionsblatt 1912, S. 56.

4) U. M. Z. 1908, S. 44; 1911, S. 451.

in der Mandschurei kann sogar Beschlüsse fassen, welche für die Gesellschaften bindend sind. In Korea haben vier presbyterianische und zwei methodistische Missionsorgane beschlossen, sich zu einer einheitlichen protestantischen Kirche zusammenzuschließen und zunächst ein gemeinschaftliches Gesangbuch und Kirchenblatt herauszugeben, die Erziehungsanstalten und Hospitäler zusammenzulegen und eine Generalkonferenz zu berufen, in welcher das Unionswerk weitergefördert werden soll.¹⁾

In Japan haben sich die Presbyterianischen Kirchen zur Kirche Christi in Japan vereinigt;²⁾ ebenso die Methodisten. Nur die Liberalen und die Hochkirchler schließen sich von der regelmäßigen, allgemeinen Missionskonferenz aus.³⁾ Es gibt zurzeit in Japan eine selbständige Kirche, das ist die Kumiai-Kirche mit etwa 20000 Christen und fast 100 Gemeinden. Man arbeitet in vielen Zweigen zusammen, Sonntagsschulunion, gemeinsame Arbeit an der halberwachsenen Jugend, Junglings- und Jungfrauenvereine, Bibelrevisionskomitee. Die Missionen haben eine gemeinsame Konferenz (Conference of Federated Missions) gegründet mit 19 großen und 10 kleineren Gesellschaften. Sie strebt u. a., die Evangelisationsarbeit planmäßiger zu verteilen.⁴⁾

Für die Neu-Hebriden haben sich sieben Missionen zusammengeschlossen zu der „Neu-Hebriden-Presbyterianer-Mission“.⁵⁾ Auf den Philippinen trat Bischof Brent von der bischöflichen Kirche in Amerika eine Zeitlang für den Methodistenpastor ein und hielt Gottesdienst.⁶⁾ Alle dort arbeitenden Gesellschaften haben sich zusammengeschlossen in der Evangelischen Mission der Philippinen. Sie haben das Gebiet so unter sich geteilt, „daß die Inseln mit Kirchen gefüllt sind, welche kaum wissen, daß es mehr als eine protestantische Kirche gibt“.⁷⁾ Gleich erfreulich ist das Zusammen-

1) A. M. B. 1905, S. 488.

2) A. M. B. 1911, S. 353.

3) A. M. B. 1904, S. 232; vergl. B. M. R. 1911, S. 70 ff.

4) B. M. R. 1911, S. 70 ff.; vergl. E. M. M. 1911, S. 410 f.; vergl. S. 12 f. Es gibt eine Liga zur Förderung der Vereinigung der christlichen Kirchen.

5) A. M. B. 1911, S. 353 f.

6) A. M. B. 1911, S. 314.

7) A. M. B. 1911, S. 312 ff.

arbeiten der Mohammedaner-Missionare auf den gemeinsamen Weltkonferenzen in Kairo (1906) und Lucknow (1911).

Es seien auch nicht vergessen die über allen Parteien und Richtungen stehenden, allen protestantischen Missionen unterschiedslos dienenden Bibelgesellschaften sowie die Buch- und Traktatgesellschaften. Die Arbeit am Worte Gottes einigt alle Christen, so sehr sie sonst in Ansichten und Formen auseinandergehen mögen. Die Bibelgesellschaften, in erster Linie die internationale, wahrhaft großartige und noble Britische Bibelgesellschaft, bilden ein Einheitsband zwischen den verschiedenen Missionen und Kirchen.¹⁾

So drängt die gemeinsame Aufgabe an der heidnischen Welt die Kirchen zum Zusammenschluß. In dem ernsten Kampf mit den nichtchristlichen Missionen tritt das, was zwischen den einzelnen Richtungen liegt, naturgemäß zurück. Es ist bezeichnend, daß sogar von den Quäkern erzählt wird, daß sie in ihren Missionen Taufe und Abendmahl eingeführt haben, während sie sonst in den Sakramenten nur bedeutungslose Zeichen sehen. Desgleichen haben sie auf sämtlichen Missionsgebieten ihre Antipathie gegen ein festgeordnetes Predigtamt fahren lassen; es wird nicht ausschließlich dem Wirken des heiligen Geistes überlassen, wer am Sonntag der Gemeinde das Schriftwort auslegen soll, sondern der Prediger wird bestimmt. Auch in bezug auf andere Sitten und Gebräuche hat der Heidentmissionsbetrieb innerhalb der Quäkerkirche korrigierend gewirkt.²⁾ Ein herrlicher Beweis der einigenden Kraft der Heidentmission war die dritte Missionskonferenz in Edinburg (1910), wo man über Versicherungen der brüderlichen Liebe weit hinausgekommen ist. Auch in der heimatlichen Kirche wirkt die Missionsarbeit verbindend und macht weitherzig.

Die Mission gibt der heimatlichen Kirche eine bedeutsame Lehre. Die alte Christenheit wartete nicht, bis das Heidentum den Kampf gegen die neue Religion proklamierte, um sich dann notgedrungen zu verteidigen, sondern sie griff, klein und schwach wie sie

1) A. M. 3. 1911, S. 322 f.

2) A. M. 3. 1908, S. 343.

war, frisch und fröhlich die altehrwürdigen Religionen Griechenlands und Asiens an. Der Sieg liegt immer im Angriff. Auch die moderne Mission hat in fühnem Glauben den großen Religionen Asiens und Afrikas den Krieg erklärt. Wollte die Christenheit warten, bis sie zur Verteidigung genötigt wird, dann wäre die günstige Gelegenheit zum Siege längst verstrichen. Gegenüber ihren großen Gegnern der Gegenwart, dem Materialismus, Agnostizismus, Monismus, ist die Kirche dadurch in eine schwere Lage gekommen, daß sie sich auf die Verteidigungstaktik beschränkt hat, während jene führn vorwärtsdrangen und strittiges Terrain eroberten. Verteidigung in gedeckter Stellung ist noch nicht Niederlage, aber ein Zeichen von Schwäche. Erst wenn die Kirche in frischem Wagemut und siegesgewissem Glauben wieder die Fahnen ins feindliche Heer hineinträgt, auch dahin, wo scheinbar garnichts zu hoffen ist, wird sie siegen. Hinduismus, Chinas und Japans Volksreligionen wären heute nicht so bis auf den Grund erschüttert und um ihre Weiterexistenz bange, wenn nicht die tapferen Glaubensboten den scheinbar unbesiegbaren Gegner mit verblüffender Kühnheit angegriffen hätten. Dazu gehört freilich Glaube, der an dem Siege keinen Augenblick zweifelt, dessen Freudigkeit auch nicht ins Wanken gerät, wenn das Opfer des eigenen Lebens von ihm gefordert wird, damit Andere, über die Leiche hinwegstürmend, des Herrn Fahne aufpflanzen können.

Manchen Dienst leistet die Berührung mit der Völkerwelt der christlichen Kirche. Sie stellt in den Strom der göttlichen Kraft, in die göttlichen Realitäten unmittelbar hinein. „Wie manchen Eltern das, was sie in der Religionsstunde gelernt haben, wieder auflebt, wenn sie mit der Frömmigkeit des Kindes in Berührung kommen, so mag es wohl geschehen, daß der Christenheit Europas nicht gerade vergessene Wahrheiten, aber doch vernachlässigte Gnaden Gaben Gottes durch die jugendlichen Kirchen, die eben anfangen, auf den Grundpfeilern der Barmherzigkeit Gottes, seiner Gebote und seiner Verheißungen ihr Leben zu beginnen, wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden.“¹⁾ Indem die Ausbreitung des Evangeliums zur Anspannung aller Kräfte nötigt, bringt sie Bewegung,

1) W. M. C. IV., S. 37.

Leben, Tatkraft in die allzu ruhige Gemeinde. Jesus erklärte, er sei gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, die ganze Erde in Bewegung und Unruhe zu stürzen und aus ihrer faulen Bequemlichkeit aufzustören. Mit der Missionsarbeit kommt Leben nicht nur in die Völkerwelt, sondern auch in die alte Kirche. Sie nötigt die missionierende Gemeinde, ihren geistigen Besitzstand auf seine Brauchbarkeit zum Wettkampfe durchzuprüfen, Buße zu tun im Blick auf ihre mit der Größe der Aufgabe im herben Widerspruch stehende Kraft, zuzunehmen im Gebet um Gaben und Leben von oben. Auch die jungen heidenchristlichen Gemeinden erfahren schon etwas davon, welchen Segen es bringt, in der Nachfolge Jesu den Verlorenen das Evangelium zu predigen.¹⁾ Wer will ausrechnen, was die noch in den Anfängen stehende Heidenmission der Christenheit, dem einzelnen Gläubigen, den Gemeinden, dem christlichen Denken eingetragen hat? Was sind die paar Millionen Mark und die paar tausend Menschen, welche die Kirche für ihre Ausbreitung hingibt gegenüber dem Segen, den sie dafür ernitet? Wir haben es fast verlernt, von Jesus Großen zu erwarten und sein Wort: „Mir ist gegeben alle Gewalt“ buchstäblich zu glauben. In der Heidenmission wirkt er so Übermenschliches durch uns, daß wir etwas schmecken von der Einlösung seiner Verheißung: „Ihr werdet größere Werke denn ich tun“ (Joh. 14, 12). Welch eine Apologie des Gebetes im Namen Jesu, welche Illustration zu den Gebetsverheißungen ist die Heidenmission! Die großartige Bewegung in Afrika, durch die binnen 25 Jahren über 200000 Seelen dem Christentum gewonnen sind, bedankt

1) Das erfuhr ein schwarzer Evangelist am Niassa. Er sagte: „Wenn wir hinaustreten, so fühlen wir: wir haben hier standzuhalten, und wir bekommen auch die Kraft zu stehen. Auf der Station, da weint die Glocke und ruft uns zum Gotteshaus; aber wir hören sie oft nur mit den Ohren, das Herz will nicht immer hören. Wenn ich aber jetzt alle zwei Wochen auf die Station komme und die Glocke weinen höre, dann höre ich sie mit Hunger und esse das Wort Gottes. Es ist mir so, als ob Gott mich hinausgestellt hätte, damit ich mich noch einmal bekehre“ (Bechler, In alle Welt, S. 13). Ein anderer eingeborener Helfer sagte: „Wenn wir uns mit unserer eigenen Erlösung begnügen, so bleibt das Böse im Lande, so wie es ist, und von dieser Gewalt werden auch wir bald überwunden werden“ (Ebenda, S. 14).

ihren Ursprung nachweislich der Bibel und gläubigen Gebetsgemeinschaften. Welches Leben haben die Missionsgebete in die Christenheit getragen! Die von Gott gesegnete Heidenmission macht, indem sie unseren kleinen Glauben beschämmt, den Gläubigen Mut, kühn den Kampf gegen die Entkirchlichung daheim zu wagen.¹⁾ Die kleine Kirche der Evangelischen Frankreichs erstaunt über ihrer scheinbar die geringe Kraft weit überschreitenden Missionsarbeit in Madagaskar und Südafrika für die Evangelisationsarbeit unter den römischen Volksgenossen, ein bewunderungswürdiges Beispiel der Himmelreichsordnung: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Als Paulus von Gott den Ruf erhielt, das Evangelium zu den Heiden zu tragen, da hätte man entgegnen können: Es gibt in den Gemeinden Jüdäas und Syriens noch so viel zu tun, die jüdischen Volksgenossen müssen erst gewonnen werden, das Christentum muß erst tiefer wurzeln, wie sollen wir Zeit und Kraft für die fernen Heiden finden? Aber gerade die Erfahrungen in der Ferne brachten die junge Gemeinde glücklich durch die Krisen des Judentums und hoben sie über den toten Punkt hinaus, als sich Israel verstockte. Die Situation ist heute ähnlich: die weitgehende Gottentfremdung und das Elend daheim scheinen Protest zu erheben gegen Eroberungszüge in der Heidenwelt. Aber schon die bescheidene Missionsarbeit des 19. Jahrhunderts lehrt überzeugend, daß die Weltpolitik der heimischen Kirche zur Erstärkung und Gesundung verhilft. Wenn die Entchristlichung weiter Kreise noch einmal überwunden werden kann, dann wird nicht geringer Dank dafür der Mission gebühren. Die große Missionsgelegenheit und die beschämenden Missionserfolge der Gegenwart werden der Christenheit zum ernsten Bußruf: Genügen Glaube, Liebe und Tatkraft derer, die sich Christen nennen, angesichts der riesigen Aufgaben, die Gott uns heute an der nichtchristlichen Welt stellt?

1) „Gibt es nicht zu denken, daß die erwähnten Kreise mehr als einmal den Mut fassen, die Zeichen ihres Königs in das weite Dunkel der Heidenwelt zu tragen, ehe sie unternommen, gegen die ehemaligen Mauern des sich entchristlichenden Kulturlebens um sie her Belagerungsgräben zu ziehen?“ (Röhler, Angew. Dogmen, S. 398).

Aus der Ferne gesehen erscheinen die Schneegipfel der Alpen nicht sonderlich groß; wer aber etwa in Mürren den Riesen des Berner Oberlandes gegenübersteht, der ist überwältigt von ihren ungeheuren Dimensionen. Eine Kirche, die nicht missioniert, sieht das Bild des Paulus in perspektivischer Verkleinerung; sie hat keinen Maßstab für das, was dieser Gesandte Christi als Prediger in einer gottlosen Welt und als Erzieher werdender Gemeinden geleistet hat. Die Weltmission der Gegenwart rückt durch ihre gleichartigen Erlebnisse, Nöte und Kämpfe die ferne Zeit der ersten Ausbreitung und Kraftentfaltung der jungen Christengemeinde und ihrer Führer wieder plastisch nahe. Sie begreift die Vielseitigkeit des Apostels, der gleich groß ist als Bahnbrecher, Evangelist, Gemeindepfleger, Kirchengründer, Organisator, Erzieher, Lehrer, Apologet. Sie kann seine Sorgen und Kämpfe, seine Erfolge und Siege nachwiegen, sie weiß, welche Fülle von Glaube und Selbstverzicht nötig war, um Kanal der göttlichen Kraft für die Völkerwelt zu werden, sie schätzt ihn als Mann der Tat, als Helden, sie versteht, wie aus dem Herold der guten Botschaft der Lehrer werden mußte, sie hat Verständnis für den dunklen Hintergrund von Trübsal, Verfolgung, Verkennung, Verleumding, auf dem die ungebrochene Arbeitsfreudigkeit und die riesige Arbeitsleistung um so heller abhebt.

Wir haben uns daran gewöhnt, den Zeiten der ersten christlichen Kirche mit der sich in ihr offenbarenden Fülle von Gotteskraft, Wundern und Gaben als einer unwiederbringlich dahingegangenen Frühlingsblüte nachzutrauen; viele zweifeln gar daran, ob die Urkunden der ersten Gemeinde durchweg wirklich geschehene Dinge berichten. Vermissen wir doch bei uns, selbst da, wo unzweifelhaft echtes geistliches Leben waltet, wesentliche Züge jenes Bildes. Da läßt uns Gott in der Völkerwelt wieder Heidenbefehlung und Kirchengründung erleben, und siehe da, handgreifliche Erweise der

Gottesmacht, reiche pneumatische Gaben begleiten die Predigt an die Heiden und überführen von der Macht des Christengottes und der Wahrheit seiner Botschaft an die Menschheit. Die Erfahrungen der Heidenmission belehren uns, daß wunderbare Zeichen und Taten Gottes in der ersten Periode des Kampfes zwischen Licht und Finsternis zu geschehen pflegen, nicht häufig, aber denen, die sie erleben, Christen und Heiden, überführende Zeugnisse, wenn sie fragend zu dem ihnen verkündigten Gott auffschauen. Das läßt uns die Wunderzeichen, von denen das Neue Testament erzählt, in eigentümlichem Licht erscheinen und macht zugleich begreiflich, warum diese Meteore wieder verlöschen. Jede Heidenbefehlung, jeder Sieg des Christentums unter oft rohen, immer gottentfremdeten, diesseitstrunkenen Stämmen und Völkern zeigt den handelnden, lebendigen Gott am Werke, der aus den religionsmüden, skeptischen, und doch abergläubischen Bewohnern von Asien, Griechenland, Rom Menschen schuf, über deren Bruderliebe, Standhaftigkeit, Ehrlichkeit die heidnische Welt staunte. Die Bekkehrung der Südsee-Insulaner, der Papua, der Neger, der Hindu ist ein Wunder der neuschaffenden Gnade, größer als Krankenheilungen und Totenerweckungen, ebenso wie diese unmittelbares Ein greifen Gottes in die natürlichen Vorgänge voraussetzend. Es bedarf des Anschauungsmaterials der Mission auf ihren verschiedenen Gebieten, um der alten Christenheit die Gottesstat der Bekehrung eines gottfremden Menschen in ihrer ganzen, mit den Gesetzen der Psychologie nicht zu erklärenden Einzigartigkeit vor Augen zu stellen. Das gibt den Aussagen Pauli von dem Evangelium als einer Kraft Gottes, zu retten und neu zu schaffen, tieferen Inhalt, als er uns inmitten christlicher Umgebung geläufig ist, wo das Einst und Jetzt, das rein Menschliche und das neue Göttliche nie so scharf wider einanderstehen wie in einer Welt, die Gott verloren hat.

Was ist es, das dieses Wunder der Umnaturierung hervorbringt, das den Keim eines gänzlich neuen Lebens in den Menschen und in die Gesellschaft legt? Nach Pauli Erfahrung ist es das Wort vom Kreuz, von Gott, der sich selbst für die verlorene Menschheit hingibt, um sie zu retten. Mit Emphase stellt er fest, daß Jesus, der Gefreuzigte und Auferstandene, das Heil aller wird, die an ihn

als den Retter glauben. Was Paulus selbst erlebt hatte, konnte er auf dem Missionsfeld fortwährend auf seine Echtheit prüfen. Und er fand es echt. Welch wunderbare Wirkung diese Botschaft auf Menschen, die in Dämonendienst und Furcht, in Überglaube und Ceremoniendienst gebunden sind, hervorbringt, des ist die heutige Mission ebenso Zeuge, wie Paulus es war. Nicht Morallehre, nicht Aufklärung, nicht Kultur hilft einer Welt, die Gott verloren hat. Aber von Gottes Liebe angefasst, schütteln die bis dahin Gottlosen die Ketten, die Jahrtausende um sie geschmiedet haben, ab. Sie erkennen, daß sie nackend, verloren, sündig sind, und danken dem Retter, der sich ihrer erbarmt, da sie noch Feinde waren. Die Erfahrungen eines Missionsjahrhunderts bezeugen, daß Paulus Christi Person und Werk richtig interpretiert hat. Hätte er Jesus nicht recht verstanden, dann könnte seine Botschaft in Hellas und Rom solche Wirkung unmöglich haben. In Widerspruch hat es der Kreuzespredigt damals so wenig gefehlt wie heute unter Heiden und rationalisierenden Christen; aber sie hat ihre Kraft erwiesen. Wenn die Botschaft der Herrnhuter, der älteren und neueren pietistischen Missionare, die alle das Evangelium, wie es Paulus durch eine Offenbarung empfangen zu haben überzeugt war, zu dem ihrigen gemacht haben, wenn sie eine Verdunkelung der Sendung Jesu Christi enthielte, dann wären die herzerqugenden Erfolge der neueren Missionsgeschichte undenkbar, oder sie beruhten alle auf Läuschung.

Wir können uns heute, eingebettet in unzählige Wohlstaten des Christentums und Glieder einer Christenheit, die sich als der überlegnere Teil der Menschheit anzusehen gewohnt ist, keine rechte Vorstellung davon machen, welch ein Riesenglaube dazu gehörte, als Paulus der Welt den Fehdehandschuh hinwarf in der Gewißheit, daß vor Jesus sich alle Kniee beugen würden. Diesen Glauben hatten die übrigen Jünger trotz ihres persönlichen Heilsglaubens noch nicht. Auch Paulus hat ihn nicht aus sich selbst, sondern verdankt ihn einer göttlichen Offenbarung. Seitdem war es sein Lebenswerk, den Gedanken durchzusetzen und zum Gemeingut der christlichen Gemeinde zu machen. Die Mission läßt heute wieder etwas davon ahnen, was ein solcher Glaube bedeutet. Die Männer, die als die Pioniere Chinas, Indiens, Afrikas hinauszogen mit keinem

anderen Missionärsmittel als dem Wort vom Kreuz, bedurften berge-
versezenden Glaubens angesichts der ihnen von vielen prophezeiten,
vom eigenen Herzen nur zu gern geglaubten Unmöglichkeit der
Heidenbekehrung. Und doch hatten sie eine Christenheit, die selbst
aus den Heiden stammte, zum Mutterboden. Aber was hat dieser
föhne Glaube den Glaubenden eingetragen! Wie wurde der
Apostel in der Evangelisation der Heidentum von einer Erfahrung
der Größe Gottes zur anderen, von Erkenntnis zu Erkenntnis ge-
führt, die ihn einmal über das andere in Lobpreisungen der Gnade,
Weisheit und Kraft seines Herrn ausbrechen läßt. Und welche Früchte
trägt der Glaube der Boten Gottes an die Heidentum heute, wo
der Reichtum Christi in den Völkern der Erde sich unseren Blicken
zu enthüllen beginnt! Mit jedem Sieg der Mission draufzen wird
Pauli Glaube gerechtfertigt und damit seine Auffassung von
der Rettungstat Christi. In Jesu Reichtum hat keiner Blicke ge-
tan wie er, der Heidenmissionar, ihm ist daher auch keiner nach-
gefolgt wie er in Selbstverleugnung, hingebender Liebe, Leidens-
willigkeit, selbstverzichtendem Gehorsam, Demut und Kraft. Durch
Jesus gerettet, konnte er Jesu Nachfolger werden. Indem er die
Rettung durch Jesus predigte, gewann er dem Herrn Nachfolger.
Weil sein Leben Jesu gehörte, darum stellte sich Jesus voll und
ganz auf seine Seite.

Als ein außergewöhnliches Rüstzeug wird Paulus berufen mit
einem besonderen Auftrag von Gott. Er ist ein Prophet, ein Gott-
gesandter, zur rechten Stunde der Kirche Christi geschenkt, um ihr aus
der Enge des jüdischen Christusbildes und aus der Verkehrttheit jüdi-
scher Sonderansprüche herauszuhelfen. Damit wird vermehr als ein
großer oder der größte Heidenmissionar. In ihm verkörpert sich
der Gedanke der Weltmission. Pflegt doch Gott je und je
einen großen Gedanken, den er in der Menschheit heimisch machen
will, Fleisch werden zu lassen. Gott legt in Paulus die Erkenntnis,
daß Jesus der Heiland der Welt sei; diese Erkenntnis hatte er aus-
einanderzusehen mit dem eigenen jüdischen engen Sinn und in
hartem Kampf zu verfechten gegen die Beschränktheit seiner frommen
Märtyrinnen. Es ist kein Wunder, daß er darob angefeindet wurde,
nicht nur von den Gegnern des Kreuzes Christi, sondern auch von

denen, die durch den Geist zu neuem Leben erweckt waren. Aber er war sich seines Weges so gewiß, daß ihn auch der Widerstand der Frommen nicht unsicher mache. Wo im Lauf der Geschichte der Sinn der Christenheit sich verengerte, wurde Paulus, seine Person und seine Lehre, verkannt. Er ist mit seinem Evangelium von der freien Gnade der Märtyrer der Kirchengeschichte geworden; es ist ihm zeitweise das Schlimmste geschehen, was einem Großen widerfahren kann: man hat ihn vergessen und aus dem Leben der Kirche ausgeschaltet. Diese seine Sendung an die Menschheit gab ihm auch das richtige Verständnis Jesu und seines Werkes. Wenn er wirklich der Gesandte Gottes an die Welt ist mit dem Auftrag der Weltmission, dann ist es undenkbar, daß Gott ihm den Irrtum eines falsch verstandenen Christusbildes hätte durchgehen lassen. Gottes Kraft hätte ihn nicht begleiten können.

Als Vertörperung der Heidenmission wird Paulus für alle Zeiten ihr Typus. Was wir heute bei der Zwiesprache mit den nichtchristlichen Religionen, bei der Heidenbekehrung, bei der Gemeindegründung, bei der Abwehr hemmender Einflüsse erleben, ist bei ihm bereits vorgebildet und klassisch behandelt. Wir hatten im Laufe der Untersuchung Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie z. B. die paulinische Abwehr gegen die Gnostiker sich in Indien wiederholt, wie zum Christentum übergetretene Konfuzianer, Budhisten, Animisten, Mohammedaner bei ihm Direktiven finden. Gott hat es so gefügt, daß die heterogensten Strömungen und Feinde den Weg des Heidenapostels kreuzten, damit er Waffen gegen sie schmiedete. Die Grundsätze der Gemeindegründung und Pflege, die Abrechnung mit dem Volkserbe, mit Feinden, die von außen und innen die jungen Christen bedrohen, das Niederkämpfen der thypisch heidnischen Laster: das alles hat die klassische Missionsperiode vorgelebt. Der Verdegang der jungen Christen verläuft in China, in Indonesien, Afrika im Wesentlichen auf denselben Linien wie in Korinth und Galatien. Die Qualität, die geistliche Struktur der jungen Christen weist auffallend übereinstimmende Züge auf, charakteristische Vorzüge neben derben Unvollkommenheiten und Spuren ererbter Fehler. Wir sehen in den paulinischen Briefen, wie sich der Strahl des göttlichen Wortes in die Völkerwelt zerlegt. Was wir

heute erleben, ist die Fortsetzung davon. Hinter der Missions- und Weltgeschichte schauen wir den Gott am Werke, der die Geschichte der Menschen und Völker auf Christus hin lenkt. Er konfrontierte die klassische Zeit der ersten Heidenmission mit den für immer typischen Feinden und Schwierigkeiten, er gab aber auch der ersten Christenheit einen Mann von genialem Weit- und Tiefblick, von solchem Verständnis der Gottesoffenbarung in Christo, daß seine Waffengänge die Erlebnisse kommender Geschlechter vorbilden und ihnen allezeit zum Muster dienen können. Es ist eine Fülle bleibender Lebensweisheit und sich glänzend erprobender Kraft in den paulinischen Dokumenten niedergelegt. Jeder Missionar bezeugt dankend, wie er aus diesem Brunnen Eimer um Eimer schöpfen durfte. In den Briefen, den Zwiegesprächen des Apostels mit seinen Gemeinden, pulsirt Leben aus Gott. Sie bestehen die Kraftprobe im Kampf mit den Religionen der Erde.

So bringt die ernste Beschäftigung mit dem Heidenapostel insbesonderheit den Missionsarbeitern reichen Gewinn. Im Ringen mit den gottfremden Religionen der Völker, bei der Ausrichtung der Botschaft an die Heiden, in der Unterrichtung und Erziehung der werdenden Christen und Gemeinden, beim Kampf mit den Schädlingen der jungen Saat fragen sie nie vergeblich in den paulinischen Schriften um Rat. Die gottgeweihte Persönlichkeit des Apostels, die das eigene Selbst ganz an Jesus bindet, für die das Zeugnis Christi: „Ich bin das Leben“ zum Bekenntnis geworden ist: „Christus ist mein Leben“, wird den Boten des Gotteswortes zum leuchtenden Vorbild des weltüberwindenden Glaubens, der selbstlosen Liebe, die sich für die Brüder hingibt, der Demut, der Geduld, des heroischen Muttes, des im Handeln und Leiden sich verzehrenden Eifers für die Ehre Gottes; zum Vorbild auch für die Grundsätze der Arbeit an Heiden und Heidenchristen.

Doch nicht nur das auswärtige Amt der Kirche und sein Arbeiterstab blickt mit Verehrung auf zu dem Weltpolitiker und Feldherrn. Nie hat die Christenheit Paulus vernachlässigt oder verkannt, ohne sich aufs empfindlichste zu schaden. Die Versenkung in die Probleme, Kämpfe und Siege der werdenden apostolischen Gemeinden, wie sie heute wieder die Heidenmission dem durch den Nebel

der Gewohnheit verschleierten Auge veranschaulicht, enthält beherzigenswerte Antriebe zur Kritik und Reformierung des kirchlichen Lebens und Betriebes. Beide blühen heute, das ernste Studium der neutestamentlichen Quellen und die Mission an der nichtchristlichen Welt; beide decken überführend und beschämend den Abstand auf, in dem sich unsere Christenheit befindet, nicht vom Ideal, sondern von dem, was auch in schwachen, mit Sünden und Unvollkommenheiten ringenden Gemeinden realisierbar ist; beide lehren, daß es andere, bessere Formen des christlichen Gemeinschaftslebens gibt als die, in denen Europa es sich bequem gemacht hat. Die Diener an der Völkerwelt und die Diener am neutestamentlichen Wort müssen sich die Hände reichen, um der Kirche Christi bei dem jedem Zeitalter notwendigen Prozeß der Selbstreinigung und Erneuerung behilflich zu sein.

Nein die Heidemission macht das Auge nicht kurzichtig und das Herz nicht eng. In der Schule der Weltmission ist Paulus der Lehrer der Kirche geworden. Durch die Mission, die Ernst macht mit dem Anspruch Jesu auf die Menschheit, wird die Kirche auf die Höhe geführt. Sagt uns Paulus, daß die Heidemission die Mutter der Kirche ist, die ihr nicht nur für die ersten Lebensjahre die Milch darreicht, sondern auch den Grund für die Erziehung legt, dem werdenden Manne die charakteristischen Züge aufprägt und ihn für immer zu pietätvollem Dank verpflichtet, dann ruft uns die Mission laut ins Gewissen, dankbar und fleißig bei Paulus in die Schule zu gehen, nicht nur, um ihm Technik und Geist des Missionsbetriebes abzulauschen, sondern vielmehr noch, um uns durch ihn immer wieder eintauchen zu lassen in das Evangelium, das uns das Leben gab und dauernd erhält, in die Gotteskraft, die das polytheistische und pantheistische Heidentum ebenso überwindet wie dasjenige des christianisierten Herzens, und unter allen Verhältnissen bei allen willigen Menschen neue Herzen schafft, weil sie durch Christus den Menschen mit Gott verbindet. Das Evangelium, dessen Herold Paulus sein will, ist keine Spekulation; es ist eine in hartem Kampfe erprobte Kraft; es ist dem nebelhaften Pantheismus Indiens, dem Materialismus Chinas, dem Übergläuben der Animisten ebenso gewachsen wie allen Fragen, Rätseln, Zweifeln des Kulturmenschen. Sobald es abgeschwächt wird, verliert es seine Kraft.

In eine der apostolischen Situation ähnliche Fülle der Zeit hineingestellt, wollen wir uns von Paulus gemahnen lassen, heute alle Kraft einzusetzen, um das rettende Evangelium in die Völkerwelt zu tragen. Hat Gott damals seine Gemeinde vor Verkrüppelung bewahrt, indem er sie aufs Missionsfeld hinauswies, dann dürfen wir auch heute hoffen, daß der Herr an der Mission unserer alternden Kirche in ihren schweren Krisen einen Jungbrunnen der Wiederbelebung schenkt. Die Völkerwelt zu Jesus führen, das heißt zugleich den kränkelnden Kirchen Europa ein Heilmittel reichen. Sie sollen durch diesen Dienst nicht verarmen, sondern genesen. Im Getümmel der Geisterschlacht hat Paulus erlebt, wie Gott Ströme lebendigen Wassers ausgehen läßt von denen, die in schlichtem Gehorsam sich als Werkzeuge für die Rettung der Welt zur Verfügung stellen.

Verzeichnis der angezogenen Literatur.

R. Allen, *Missionary methods, St. Paul's or ours.* London 1912.

Allgemeine Evang. Luth. Kirchenzeitung.

Allgemeine Missions-Zeitschrift (A. M. Z.)

Anthropos, *Intern. Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde.*

Archiv für Religionswissenschaft.

Arenfeld, *Ist friedliches Nebeneinanderarbeiten mit der römischen Mission möglich?* A. M. Z. 1913, S. 25 ff.

Barmer Missionsblatt.

Bechler, *In alle Welt.* Herrnhut 1911.

Berichte der Rheinischen Mission.

Besser, *John Williams*, 4. Aufl. von G. Kurze. Berlin 1896.

Beth-El, *Blüte aus Gottes Haus in Gottes Welt.*

Bird Bishop, *Eine Missionstrede.* A. M. Z. 1894, Beibl. März.

Boegner, *Das Werk der Pariser Mission in Madagaskar.* A. M. Z. 1904, S. 166 ff.

van Boetzelaer van Dubbeldam, *De gereformeerde Kerken in Nederland en de Zending in Oost-Indië in den dagen der Oost-Ind. Compagnie.* Utrecht 1906.

Buchner, I. *Die neuen Missionsunternehmungen der Brüdergemeine auf der Halbinsel York.* A. M. Z. 1892, S. 216 ff.
II. *Missionsprobleme auf einem alten Missionsfelde.* A. M. Z. 1899, S. 303 ff.

Calwer Missionsblatt.

Chamberlain, *Der Oberbrahmane und seine Prophetenschule.* A. M. Z. 1907, S. 554 ff.

Chantepie de la Saussaye, *Lehrbuch der Religionsgeschichte.* 3. Aufl. Tübingen 1905.

Chronicle of the London Miss. Soc.

Coerper, *Chinas Märtyrer.* Dinglingen.

Coolsma, De Zendingseeuw voor Nederlandsch Oost-Indië. Utrecht 1901.

A. Deßmann, I. Paulus, eine kultur- und religionsgeschichtl. Skizze. Tübingen 1911.

II. Licht vom Osten, 2. u. 3. Aufl. Tübingen.

J. S. Dennis, Christian Missions and social progress. New York 1897. 3 Bände.

B. Dilger, I. Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum. Basel 1902.

II. Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit. Basler Miss.-Studien 1903.

III. Monismus und Missionspredigt in Indien, A. M. B. 1910, S. 57 ff. 125 ff.

IV. Der Seelenwanderungsglaube und sein Einfluß auf das religiöse und sittliche Leben. A. M. B. 1908, S. 279 ff.

V. Der Erlösungsgebanke des monistischen Brahmanismus. A. M. B. 1912, S. 145 ff.

E. von Dobrschütz, Das apostolische Zeitalter (Rel. Volksbücher). Tübingen 1906.

English, Die Elemente der überzeugenden Kraft in der paulinischen Areopagrede zu Athen. A. M. B. 1899, Beibl. Januar.

Eppler, Tränen Saat und Freudenernte auf Madagaskar. Gütersloh 1874.

Die Evangelischen Missionen.

Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, Leipzig.

Evangelisches Missions-Magazin, Basel (E. M. M.)

R. Falke, Buddha, Mohammed, Christus. Gütersloh 1896.

Farquhar, Das Christentum in Indien. A. M. B. 1908, S. 465 ff.

P. Heine, I. Theologie des Neuen Testaments. Leipzig 1910.

II. Paulus als Theologe (Bibl. Zeit- u. Streitfragen). 1906.

D. Flügel, Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. 5. Aufl. Langensalza 1912.

E. Fries, I. Hans Egede. A. M. B. 1900, Beibl. Mai.

II. Rundbriefe.

Frohnmeyer, Die neueren Reformbewegungen in Indien. A. M. B. 1909, S. 397 ff. 445 ff.

Genähr, Gottsucher unter den Chinesen. A. M. B. 1906, S. 38 ff. 72 ff. 117 ff.

Geschichten und Bilder aus der Mission. Nr. 25.

Gosforth, Zur Charakteristik der Erweckungen in China. A. M. B. 1909, Beibl. Oktober.

Graves, Chinesisches Christentum. A. M. B. 1907, S. 74 ff.

H. Gundert, Die Evangelische Mission. 4. Aufl. Calw u. Stuttgart 1903.

B. Gutmann, I. Dichten und Denken der Dschagganege. Leipzig 1909.

II. Christianisierungsprobleme eines Bantustammes im Spiegel der Heidenpredigt. A. M. B. 1911, Beibl. September.

H. Hartmann, I. Der Buddhismus in China, Korea und Japan (Religionsgeschichtl. Volksbücher). 1906.
II. Der südliche Buddhismus und der Lamaismus (Religionsgeschichtl. Volksbücher). 1905.

Haigh, Der Durchschnittshindu. A. M. B. 1896, S. 384 ff.

A. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Leipzig 1902.

A. Hand, Kirchengeschichte Deutschlands, T. I Leipzig, 1887; T. II Leipzig, 1890.

H. Heinrich, I. Hellenismus und Christentum (Bibl. Zeit- und Streitfragen). 1909.
II. Paulus als Seelsorger (Bibl. Zeit- und Streitfragen). 1910.

Hesse, Vom Segensgang der Bibel durch die Heidenwelt. Calw u. Stuttgart 1910.

Hogg, Karma and redemption. London, Madras 1909.

Holl, Kultursprache und Volksprache in der altchristlichen Mission. A. M. B. 1909, S. 257 ff.

International Review of Missions.

J. Irle, Die Herero. Gütersloh 1906.

Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz. 1912.

Jahresbericht des A. Ev. Prot. Miss.-Vereins.

Jahresberichte der Rhein. Miss.-Ges.

Th. Jellinghaus, Die Pöls in Ostindien und ihre Christianisierung. A. M. B. 1874, S. 24 ff. 59 ff. 104 ff. 167 ff.

Johansen, Ruanda. Bethel 1912.

H. A. Junod, The life of a South African Tribe. Neuchatel 1912.

R. Kähler, I. Dogmatische Zeitfragen, II. Angewandte Dogmen. Leipzig 1908.
II. Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit. A. M. B. 1893, S. 149 ff.

Klamroth, I. Beiträge zum Verständnis der religiösen Vorstellungen der Saramo. Beitschr. f. Kol. Sprachen. Bd. I, H. 1—3.
II. Ostafrikanischer Islam. A. M. B. 1910, S. 477 ff., 536 ff.

Kölbing, I. R. Moffat, der Vater der Betschuanenmission. A. M. B. 1902, Beibl. März.
II. David Beisberger. A. M. B. 1900. Beibl. März.

B. Konen, Die Heidentrostpredigt in der Germanenbekehrung. Düsseldorf 1909.

Kopp, Eine Erweckung auf Madagaskar. A. M. B. 1904, S. 177 ff.

E. Kriele, Gutsheng, ein eingez. Pionier der Lond. Neuguinea-Mission. A. M. B. 1903, S. 131 ff.

Kultur der Gegenwart, Die Orientalischen Religionen. Berlin u. Leipzig 1906.

G. Kurze, I. Die Pariser Basuto-Mission. A. M. B. 1909, S. 242 ff.
II. James Chalmers. A. M. B. 1902, S. 171 ff. 236 ff.

P. Landgrebe, Reste heidnischen Aberglaubens in unseren Gemeinden. A. M. B. 1912, Beibl. 69 ff.

G. Lehmann, Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion. Tübingen 1911.

A. Lett, I. Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias. Barmen 1901.
II. Fetero. Barmen 1901.

B. Lütgert, I. Freiheitspredigt und Schwarmgeister in Korinth. Gütersloh 1908.
II. Die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Gütersloh 1909.
III. Amt und Geist im Kampf. Gütersloh 1911.
IV. Die Vollkommenen im Philippinerbrief und die Enthusiasten in Thessalonich. Gütersloh 1909.

Manley, Der Hindugöze. A. M. B. 1906, S. 159 ff.

Ch. Martin, Apostolic and modern Missions. New York 1898.

Matthes, Die Eigenart der luth. Mission vom Standpunkt eines indischen Missionars. Jahrb. der Sächs. Miss.-Konf. 1912, S. 35 ff.

Mededeelingen van wege het Nederl. Zendelinggenootschap.

C. Meinhof, I. Die Christianisierung der Sprachen Afrikas. Basler Missions-Studien. 1905.
II. Die Christianisierung der afrikanischen Sprachen. A. M. B. 1905, S. 82 ff. 141 ff.

Des Meisters Ruf.

Mission und Pfarramt.

Missionary Review of the World.

Missionsblätter für öffentliche Missionsstunden.

J. Mott, Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir. Basel 1911.

C. Munzinger, I. Paulus in Korinth. Heidelberg 1908.
II. Die Japaner. Berlin 1898.

Nachrichten aus der Ostafrikanischen Mission.

Neuendettelsauer Missionsblatt.

Nottrott, Segen und Sorgen in der Kolonialmission. A. M. B. 1905, S. 3 ff. 90 ff. 126 ff.

Ostwal, Die Religionen Japans. A. M. B. 1906, S. 323 ff. 369 ff.

J. Paton, Missionar auf den neuen Hebriden. Selbstbiogr. 4. Aufl. Leipzig.

Paul, In den Fußstapfen Allen Gardiners. A. M. B. 1895, S. 12 ff.

Piton, Der Buddhismus in China. A. M. B. 1892, S. 118 ff.

B. Pösselt, ein Lebensbild. 2. Aufl. Berlin 1891.

Raeder, I. Missionsrundschau, Südafrika. A. M. B. 1910, S. 40 ff.
II. Die Lage der Mission in Südafrika. A. M. B. 1908, S. 573 ff.
III. Die Gesamtlage in Japan. A. M. B. 1904, S. 257 ff.
IV. Missionsrundschau, Japan. A. M. B. 1912, S. 462 ff. 514 ff. 562 ff.

Raum, Archiv f. Rel.-Wiss., Bd. 14, H. 1 u. 2.

J. Richter, I. Die Außenländer von Uganda. A. M. B. 1909, S. 64 ff.
II. Missionsrundschau, Uganda. A. M. B. 1902, S. 377 ff.
III. Uganda. Gütersloh 1893.

IV. Missionsrundschau, Indien. A. M. Z. 1906, S. 522 ff.
V. Missionsrundschau, Japan. A. M. Z. 1907, S. 332 ff.
VI. Missionsrundschau, Südostasien. A. M. Z. 1907, S. 40 ff.
VII. Indische Missionsgeschichte. Gütersloh 1906.

P. Richter, I. Karl Rhenius. A. M. Z. 1900, Beibl. November.
II. Banza Mantele. A. M. Z. 1902, S. 437 ff.
III. Dr. G. Fr. Verbeck. A. M. Z. 1901, S. 553 ff.
IV. Ringeltaube. A. M. Z. 1907, Beibl. Mai.

E. Nöhde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 4. Aufl. Tübingen 1907.

P. Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft, Kulturpolitische Grundzüge für die Rassen- und Missionsfragen. Berlin-Schöneberg 1909.

J. Roscoe, The Baganda. London 1911.

J. Ross, The original religion of China. Edinburgh and London.

Ritterberg, Der Missionar an der Arbeit. Goßnersche Mission 1911.

Noh, Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit. A. M. Z. 1892, S. 358 ff.

A. Schlatter, I. Die Theologie des Neuen Testaments. Calw u. Stuttgart 1909.
II. Die Gemeinde in der apostolischen Zeit und im Missionsgebiet. Gütersloh 1912.

B. Schlatter, I. Die chinesischen Fremden- und Christenverfolgungen vom Sommer 1900.
II. Missionsrundschau, China. A. M. Z. 1912, S. 217 ff., 272 ff., 310 ff., 366 ff., 416 ff.

M. Schlung, François Coillard. Gütersloh 1904.

B. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee. Münster 1912.

H. G. Schneider, Jens Haven in Labrador. A. M. Z. 1901, Beibl. Januar.

von Schwarz, Probleme der früheren oder späteren Berufung der Völker in die christliche Kirche. A. Ev. Luth. Kirch.-Z. 1912, S. 54 ff.

G. Simon, I. Islam und Christentum im Kampf um die Eroberung der animistischen Heidenwelt. Berlin 1910.
II. Die durch die gegenwärtige Lage dem Mohammedanismus gegenüber der Christenheit gestellten Aufgaben. A. M. Z. 1910, S. 153 ff.
III. Der islamische Gottesbegriff und die christliche Trinität. A. M. Z. 1912, S. 433 ff., 481 ff.

Slovgaard Petersen, Aus Japan, wie es heute ist. Basel 1912.

R. Speer, The light of the World. West Medford.

Spieth, I. Die Ewe-Stämme. Berlin 1906.
II. Die Religion der Ewe in Südtogo. Leipzig 1911.

Stewart, Licht in der Finsternis. Übertr. aus dem Engl. Striegau 1910.

Stoß, I. Paulus als Thypus für die evangelische Mission. A. M. Z. 1896, S. 345 ff., 393 ff.
II. Vermag die Mission der theolog. Wissenschaft einen Ertrag zu bieten? A. M. Z. 1902, S. 3 ff.

III. Einige Grundbegriffe der Religion in der tamulischen Sprache. A. M. Z. 1891, S. 268 ff., 339 ff.

Strümpfel, I. John Williams, A. M. Z. 1904, Beibl. April.

- II. Ein Missionsleben im hohen Norden. A. M. Z. 1910, S. 30 ff.
- III. Das Evangelium in Korea. A. M. Z. 1903, S. 457 ff., 493 ff.
- IV. Die große christliche Bewegung in Korea. A. M. Z. 1908, S. 509 ff.

J. Stursberg, I. H. Taylor und die China-Inland-Mission. 2. Aufl. Neukirchen 1897.

- II. Rundschau Niederl. Indien. A. M. Z. 1906, S. 224 ff.

Zönjes, Damboland. Berlin 1911.

W. Thompson, Griffith John, the story of fifty years in China. London 1907.

K. Uchimura, Wie ich ein Christ wurde. Stuttgart 1904.

Bedder, Grundriss einer Grammatik der Buschmannsprache. Zeitschr. für Kol. Sprachen, Bd. I, H. 1 u. 2.

von Belsen, Missionarischer Zusammenschluß. A. M. Z. 1911, S. 312 ff., 351 ff.

H. Büsscher, Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern. Bonn 1911.

G. Warmed, I. Abriß einer Gesch. der Protest. Mission. 9. Aufl. Berlin 1910.

- II. Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangel. Heidenmission. Gütersloh 1884.
- III. Das Missionsgebet. A. M. Z. 1905, S. 305 ff.
- IV. Einfluß der Bekämpfung der indischen Kastenlosen auf Brahmanen und Sudras. A. M. Z. 1911, S. 91 ff.
- V. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Gütersloh 1879.

J. Warmed, I. Die Lebenskräfte des Evangeliums. 4. Aufl. Berlin 1911.

- II. Fünfzig Jahre Bataklmission. 2. Aufl. Berlin 1912.
- III. Pastor Hsi. A. M. Z. 1908, Beibl. Juli.
- IV. Studien zur Religion der Dabambo. A. M. Z. 1910, S. 313 ff.
- V. Wer aus der Wahrheit ist. A. M. Z. 1911, Beibl. Juli.

E. Weber, Die Beziehungen von Römer 1—3 zur Missionspraxis des Paulus. Gütersloh 1905.

Webster, Zur Charakteristik der Errettung in China. A. M. Z. 1909, Beibl. Oktober.

R. Wegner, Einzelzüge aus der Arbeit der Rhein. Mission. Gütersloh 1900.

Weinel, Die urchristliche und die heutige Mission (Rel. Volksbücher). Tübingen 1907.

Weitbrecht, Braucht ein Kulturstamm wie das indische das Evangelium? A. M. Z. 1906, S. 357 ff.

Wernele, Paulus als Heidenmissionar. 2. Aufl. Tübingen 1909.

Witteborg, Ein früh vollendetes Missionarsleben. Gütersloh 1905.

Wohlenberg, Das Heidentum nach der Beurteilung des Paulus. Neue Kirchl. Zeitschr. XXIII, Heft 3.

World Missionary Conference 1910. Reports of Commission I. II. III. IV. VIII. Edinburgh 1910.

P. Burm, Die Londoner Miss.-Ges.M. A. B. 1900, S. 401 ff., 461 ff., 509 ff., 564 ff.

G. Young, I. Im Birkenkahn und Hundeschlitten. Gütersloh 1899.
II. Aus den Missionsanfängen unter unzivilisierten Indianern. A. M. B. 1897, Beibl. Juli.

R. Zahn, I. Taufordnung für die evangel. Heidenmission. A. M. B. 1893, S. 345 ff.
II. Die Bibel in der Mission. A. M. B. 1892, S. 393 ff.

Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft. (B. M. R.)

Im gleichen Verlage erschien:

D. Joh. Warneck:

Die Lebenskräfte des Evangeliums.

Missionserfahrungen
innerhalb des animistischen Heidentums

===== 5. Auflage. =====

Preis Mr. 4.50 kart., geb. Mr. 5.50.

Es ist eine Freude, daß dies Buch in wenigen Jahren bereits eine 5. Auflage erleben kann, es sei auch bei seinem neuen Ausgang zu weiterer Verbreitung empfohlen.

Einige Urteile:

... Er schreibt ganz vortrefflich, knapp und klar und behandelt doch den Gegenstand nach allen Seiten hin und dabei unter neuen Gesichtspunkten ... Wir stehen nicht an, dies Buch als wertvollste Neuheit im Bereich der deutschen wie englischen Missionsliteratur zu bezeichnen seit dem Erscheinen der Missionslehre Professor Warnecks ...

Missionsblatt der Brüdergemeinde.

... Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man dies auf eingehenden Studien beruhende Werk des früher unter den Bataks auf Sumatra tätig gewesenen Missionars Lic. Joh. Warneck als einen Markstein in der Missionsliteratur bezeichnet ...

Positive Union.

Einige Urteile:

... In ihm selbst ist alles fein analysiert, vorsichtig abgewogen, lebensvoll durch eine große Tatsachenfülle illustriert, reichlich durch treffende Gleichnisreden verständlich, in oft überraschender Weise durch biblische Beleuchtung parallelisiert und mit großer Herzengewärme geschrieben, ein wichtiger Beitrag zu einem tieferen Missionsverständnis und zu einer großzügigen Missionsbehandlung. Prof. D. Warneck (Der Reichsbote).

... Hier aber liefert Warneck eine gründliche völkerpsychologische Arbeit über die animistischen Heiden, wie sie bisher noch nicht vorhanden war. Er weist damit den richtigen Weg, der früher meist verborgen blieb, wie man jenen Völkern ans Herz kommen kann ... Allen Forschern, die sich nicht nur mit einer unsicherer Kenntnis vom Hörensagen über die Mission begnügen wollen, kann das Buch zur Orientierung bestens empfohlen werden. Petermanns geographische Mitteilungen.

... Ich trage kein Bedenken, es für eins der anregendsten Bücher zu erklären, die zurzeit dem Theologen auf den Arbeitsstisch gelegt werden können ...

Prof. D. Uckelen (Neue Preußische Kreuzzeitung).

Das Buch gehört zu den wertvollsten, die die Missionsliteratur der letzten Jahre aufzuweisen hat. Die weitgehende Beachtung, die es in Missionskreisen bereits gefunden hat, verdient es vollauf. Es ist etwas für gebildete Leser, die nicht bloß erbauliche Berichte aus der Missionsarbeit haben, sondern einen tieferen Einblick in die inneren Zusammenhänge des Christianisierungsprozesses in den heidnischen Völkern gewinnen wollen ... Warneck läßt seinen ausgeprägten biblischen Standpunkt klar hervortreten, und er stellt sich vielfach in bewußten Gegensatz zu den Grundanschauungen der sogenannten modernen religionsgeschichtlichen Richtung. Ob die sich auf Grund seiner sachkundigen Ausführungen zu erneuter Revision ihrer eigenen Stellung veranlaßt sehen wird oder nicht, jedenfalls werden auch ihre Vertreter wie jeder religionswissenschaftlich interessierte Leser ihm vielfache Anregung verdanken. Die Christl. Welt.

D. Joh. Warnedt:

Fünfzig Jahre Batakmision

in Sumatra.

2. Aufl. mit vielen guten Bildern Mk. 2.50,
geb. Mk. 3.50.

Einige Urteile:

... Daz ein Mann, der selbst mit am Bau geschafft, sie schrieb, fühlt man jeder Seite des Buches ab; lebendige persönliche Anschauung, von innerster Anteilnahme getragen, mutet uns sympathisch an. Daz aber zugleich der Verfasser das große Missionsproblem unserer Zeit in seiner Gesamtheit überschaut, ist ein glückliches seltenes Zusammentreffen. So wird diese Geschichte der Batakmision zu einer wertvollen Illustration der großen Missionsaufgaben der Gegenwart. Die schon an und für sich interessanten Einzelheiten sind an straffen Fäden aufgezogen .. Der erhebende Eindruck von der sieghaften Kraft des Evangeliums wird durch den nüchternen Blick auf menschliche Schwäche nicht gemindert. Also nimm und lies!

Basler Missionsmagazin.

... Das Buch ist mit der schon länger an dem Verfasser bekannten Klarheit, Anschaulichkeit, Frische, Natürlichkeit, Offenheit und Wärme geschrieben, so daß die Lektüre des Buches Freude macht. Eine Karte des Arbeitsgebietes und sehr gute Bilder erleichtern es, den Ausführungen mit Verständnis zu folgen. Der Preis des Buches ist für das Gebotene sehr billig.

Es ist schade, daß derartige Bücher, wie das vorliegende, fast nie in die Hände derer kommen, für die sie am wertvollsten sind, derer, die noch heute immer wieder behaupten, die evangelische Mission leiste nichts, weder auf religiös-sittlichem noch auf kulturellem Gebiet . .

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft.

... Der Verfasser, der 14 Jahre unter den Bataks gearbeitet hat und alle Stadien missionarischer Arbeit — von der Gründung einer Station bis zur Leitung des Gehilfenseminars — durchgemacht, überdies die missionarischen Probleme gründlich studiert und literarisch besprochen hat, war wie kein anderer geeignet, diese Geschichte zu schreiben. Und diese Geschichte ist dramatisch bewegt und reich an Spuren des lebendigen Gottes, ja ein Erweis der Lebenskräfte des Evangeliums . . Wir danken dem Verfasser diese Arbeit und empfehlen sie zu weitester Verbreitung.

Geistesklampf der Gegenwart.

In Kürze erscheint:

Prof. D. G. Warneck:

Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen

neu herausgegeben unter Mitarbeit von D. Jul. Richter,
P. Raeder, Pfarrer Schlatter, Pfarrer Würz, D. Kurze

von D. Joh. Warneck

10. völlig neu bearbeitete Auflage.

Brosch. Mk. 6.50, geb. Mk. 7.50.

Diesem Werke braucht man keine Empfehlung hinzuzufügen. Dadurch, daß dasselbe bis auf die Gegenwart ergänzt ist, und die Mission in unseren Kolonien eine besonders eingehende Würdigung findet, gehört dieses Buch nicht nur in die Hände der Missionare, sondern jedes missionfreudlich gesinnten Laien.

Auch in seiner neuen Gestalt wird diese klassische Missionsgeschichte ihren altbewährten Ruf behalten.

Allgemeine Missions-Zeitschrift

Gegründet von D. Gustav Warneck. Herausgegeben von D. Jul. Richter und D. Joh. Warneck. 40. Jahrg. 1913. M. 8.— (für Mitglieder von Missions-Konferenzen M. 6.50).

Die Zeitschrift darf auf Kosten der Kirchenklassen gehalten werden, Zirkulation unter Mitgliedern des Gemeinde-Kirchenrats im Interesse der Sache sehr erwünscht.

D. Gustav Warneck 1834—1910. Blätter der Erinnerung. Von Prof. D. M. Kähler u. D. Joh. Warneck.

Illustriert M. 1.—

Den vielen Freunden des Heimgegangenen wird hier ein von Freundes- und Sohneshand liebevoll gezeichneter kleiner Abriss des Lebens und der Persönlichkeit geboten.

D. Martin Kähler. Blätter der Erinnerung. Mit Bild 60 Pf.

Inhalt: Ein Wort der Grinnerung von P. W. Kähler. — Unser Elternhaus von Prof. Dr. W. Kähler. — Die letzten Tage von Anna Kähler. — Gedächtnisfeier in Freudenstadt, Ansprache von Direktor Huppenbauer und Gebet von Prälat von Berg. — Rede bei der Begräbnisfeier in Halle von Prof. D. W. Lütgert. — Gebet am Grabe von P. Joh. Meinhof. — Verschiedene Gedichte von † Professor D. Martin Kähler.

Manch schönes Wort von und über Martin Kähler.

E. Strümpfel:

Was jedermann heute von der Mission wissen muß.

21.—30. Tauf. Reich illustr. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—

Wer greifbare Leistungen eines praktischen Christentums näher kennen lernen will, der lese dieses fließend geschriebene Buch.

H. Tönjes:

Ovamboland. Land, Leute, Mission.

Gut illustriert. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—

Eine höchst interessante Arbeit über diesen Teil unserer Kolonien in Südwestafrika, über den es bisher so gut wie gar keine Literatur gab. Der Verfasser, der viele Jahre unter den Ovambo gelebt hat, macht uns mit Land und Leuten eingehend vertraut. Für Bibliotheken aller Art sehr zu empfehlen.

3 6877 00008 8616

DATE DUE

N 13 1975

AUG 7 '79

SEP 24 '79

MAR 14 '80

JUN 6 '80

SEP 19 '80

DEC 15 '80

MAR 9 '81

NOV 5 '91

MY 22 '92

MY 28 '99

DEMCO 38-297

BS
2505 Warneck, Johannes Gustav, 1867-1944.
A5 Paulus im Lichte der heutigen heidenmission
W37 / von D. Joh. Warneck. -- Berlin : Martin
 Warneck, 1913.

viii, 427 p. ; 23 cm.
Bibliography: p. 421-427.

HEBERT LIBRARY
Pacific College - M. B. Seminary
-- Fresno Calif. 93702

18518

1. Paul, Saint, apostle. I. Title.

